



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

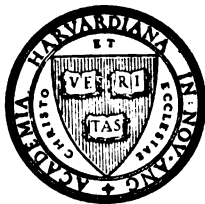
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Page 147.22

**HARVARD COLLEGE
LIBRARY**



**FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK**

For the purchase of German books

Deutsche Worte.

Monatshefte

herausgegeben von

Engelbert Fernerstorfer.

XXIV. Jahrgang 1904.

Mit Beiträgen von Dr. Max Adler (Wien), Johann Becher (Wien), Belfort Bay (London), Richard Bernstein (Wien), Theodor Gomperz (Wien), Prof. Dr. Walther Lotz (München), Julius Mann (Wien), Dr. Arthur Mülberger (Grailsheim), Bernard Shaw (London), R. Silbert (Wien), Prof. Dr. Gustav Strakosky-Grafmann (Wien), Dr. Ludwig Tietz (Wien), Dr. Karl Vorländer (Solingen).



Verlag der „Deutschen Worte“

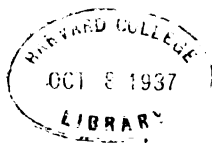
Wien, VIII. Langegasse 15.

Vertretung

für das Deutsche Reich und das übrige Ausland: Leipzig, E. Fernau.

12. 11. 1937

V



Reisinger fund

Inhalts-Verzeichnis

des

XXIV. Jahrganges der „Deutschen Worte“ (1904).



Original-Artikel.

- Dr. Max Adler** (Wien): Immanuel Kant zum Gedächtnis! Gedentreue zum 100. Todestage Immanuel Kants. S. 49.
Dr. Max Adler (Wien): Ibsens dramatischer Epilog. S. 108.
Johann Becker (Wien): Das Zoll- und Handelsbündnis Oesterreichs mit Ungarn und der Dualismus vom Standpunkte der Handelspolitik. S. 1.
Bessfort Baz (London): Das erste Christentum u. d. moderne Sozialismus. S. 159.
Richard Bernstein: Die Sozialdemokratie und die Lösung der Judenfrage durch planmäßige Ansiedlung des jüdischen Volkes. S. 307.
Theodor Gomperz (Wien): Oesterreichs Desorganisation u. Reorganisation. S. 97.
Prof. Dr. Walter Loß (München): Steuern als Gewinnungsmittel politischer Majoritäten (Vortrag). S. 145.
Julius Mann (Wien): Die Preispolitik der Kartelle. S. 417.
Dr. Arthur Rüßberger (Graßheim): Genesis und Volkswirtschaft. S. 289.
Bernard Shaw (London): Die englischen Fabier und die deutsche Sozialdemokratie. S. 367.
A. Stibert (Wien): Einiges über das Entstehen lyrischer Gedichte. S. 378.
Prof. Dr. Gustav Strakosch-Grafmann (Wien): Der erste österreichische Unterrichtsminister. Eine Richtigstellg. offiz. Geschichtsschreibung. S. 449, 481.
Dr. Ludwig Tsekky (Wien): Der Arzt in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung (Vortrag). S. 193.
Dr. Karl Vorländer (Solingen): Marx und Kant (Vortrag). S. 241.
Dr. Karl Vorländer (Solingen): Zur philosophischen Bewegung im Marxismus. S. 427.

- Der Fall Dippold und die österreichische Rechtsprechung in Mißhandlungsfällen. S. 19.
 Studentisches. S. 84.
 Steuermoral. S. 214.
 Die Basis des Zionismus. S. 307.
 Paul Magnaud, der gute Richter. S. 321.
 Der Antisemitismus. S. 337.
 An die Abnehmer der „Deutschen Worte“. S. 512.

Literarische Anzeigen.

- | | |
|--|--|
| Agahd K. , Kinderarbeit und Kinderschutz. S. 434. | Benson A. C. , Boffetti. S. 238. |
| Automarchi F. Dr., Napoleon I. kurz vor seinem Tode. S. 32. | Bergemann P. , Soz. Pädagog. S. 178. |
| Auernheimer H. , D. Verliebten. S. 96. | Bernoulli, D. , Sonderbündler. S. 237. |
| Avenarius F. , Hausbuch deutscher Lyrik. S. 30. | Bernstein M. , Narrische Leute! S. 189. |
| | Besant, Gioter. , Christent. S. 143. |
| | Bey L. B. , Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. S. 225. |
| Bachem E., Dr. , Staatslexikon. S. 92, 388, 504. | Biedenkapp G. Dr. , Babylonien u. Indogermanien. S. 328. |
| Bahr H. , Der Meister. S. 280. | Bilse , Aus einer kleinen Garnison. S. 96. |
| Bedt, Recht, Wissenschaft S. 405. | Björnson Björnstjerne , Gesammelte Erzählungen. S. 475. |

- Flaggen über Stadt u. Land. S. 43.
 Dagland. S. 504.
 Blecher F. Dr., Die Belastung des
 Arbeiterbudg. S. 282.
 Bleibtreu R. S. 496.
 Bloch G., D. 1. Austr. d. Syphilis. S. 390.
 Blochmann R. Dr., Lust, Wasser,
 Licht und Wärme. S. 413.
 Boccaccio, Das Dekameron. S. 142.
 Bojer F. D., Macht d. Glaubens. S. 499.
 Bolin W., Ausgew. Briefe v. u. a.
 Ludw. Feuerbach. S. 398.
 Bon F., Die Dogmen der Erkenntnis-
 theorie. S. 329.
 Borel H., Liliane. S. 187.
 Borgius W., Die Ideenwelt d. Anar-
 chismus. S. 499.
 Böhlau F., Sommerbuch. S. 267.
 Die Kristallkugel. S. 267.
 Boehmer-Romundt F., D. Jesuiten.
 S. 37.
 Bölsche W., Friedrich von Hardenberg,
 genannt Novalis. S. 33.
 Die Abstammung des Menschen. S. 333.
 Brachvogel C., Die Erben. S. 500.
 Brainard Dr., Deff. Arbeitsnachweis-
 ämter zc. S. 287.
 Brandes S., Gest. u. Ged. S. 44.
 Brandt M. v., D. Zuf. Ostasiens. S. 228.
 Bräunlich P., Los von Rom-Kämpfe
 im Böhmerwald. S. 479.
 Bredell F. C., Lebenserinnerungen d.
 Präf. Krüger. S. 235.
 Bromning R., Paracelsus. S. 415.
 Bippa geht vorüber. S. 415.
 Auf einem Balkon. S. 415.
 In einer Gondel. S. 415.
 Die Tragödie einer Seele. S. 415.
 Briefe. S. 489.
 Bruun L., D. König all. Sünder. S. 270.
 Die Krone. S. 270.
 Brütt L., Koalitionsrecht. S. 280.
 Bussé L. Dr., Die Weltanschauungen
 d. gr. Philosophen d. N. Z. S. 397.
 Butti C. A., Luzifer. S. 189.
 Bücher R. Dr., Der deutsche Buchh. i.
 d. Wissenschaft. S. 402.
 Carneri J., D. mod. Mensch. S. 221.
 Castelli Cesare, Venedig. S. 186.
 Castle Ed., Zur Einführung in Ferb.
 Raimunds Werken. S. 33.
 Chamberlain F. St., Feintr. v. Stein
 u. f. Weltanschauung. S. 91.
 Drei Bühnendichtungen. S. 328.
 Charmaz R., D. demotr.-nat. Bundes-
 staat Oesterreichs. S. 282.
 Chesterton G. K., Browning. S. 238.
 Cohnstaedt, Agrarfrage. S. 192.
 Collin Chr., B. Björnson. S. 44.
 Crosby C., Captain Jinks, Hero. S. 408.
 Dahn F., Meine wälschen Ahnen. S. 288.
 Damaskische A., Gemeindepolit. S. 275.
 Geschichte der Nat.-Oekon. S. 476.
 Alkohol u. Volkschule. S. 444.
 Dannemann F. Dr., Grundriß einer
 Gesch. d. Naturwissensch. S. 410.
 Darricarrère J., Au pays de la fièvre.
 S. 48.
 Dauthenday C., Im Schatten.
 Delizisch Fr., Babel u. Bibel. S. 187.
 Demolder E., Trois contemporains.
 S. 509.
 Deutsch R., Sechzehn Jahre i. Sibirien.
 S. 335.
 Diderich F., Worpssweder Stimmungen.
 S. 437.
 Die weite Heide. S. 437.
 Worpsswede. S. 437.
 Diesel R., Solidarismus. S. 95.
 Genossenschaftl. Eigenprodukt. S. 404.
 Diehgen J., Menschl. Kopfarb. S. 92.
 Kl. philosoph. Schriften. S. 92.
 D. Acquisit d. Phil. S. 92.
 Dohm H. v., Die Mütter. S. 230.
 Doornik H. v., Die Buren i. d. Kap-
 kolonie i. Kriege m. Engl. S. 235.
 Döring A. Dr., Eine Frühlingstreise
 in Griechenland. S. 437.
 Doerkes-Voppard, Verfassungs gesch.
 der australischen Kolonien zc. S. 45.
 Dresch J., Gutzkow et la jeune Alle-
 magne. S. 410.
 Dumolard H., Japon. S. 91.
 Dygafinski, Lebensfreuden. S. 414.
 Eichenhorst F., Hyg d. Herzens. S. 236.
 Eisenmann L., Le compromis austro-
 hongrois d. 1867. S. 422.
 Eisler R. Dr., Wörterb. d. philosoph.
 Begriffe. S. 445.
 Eloesser A., Literarische Porträts a.
 d. mod. Frankreich. S. 231.
 Fallot E., L'Avenir colonial. S. 286.
 Fechner G. Th., Nanna. S. 93.
 Federn R., Essay. S. 234.
 Jahre der Jugend. S. 339.
 Feinzel W., Junge Harfen. S. 271.
 Fester R., Religionskrieg. S. 387.
 Fiedler Jr., Nationalist. S. 142.
 Fischer R., Eduard Mörikes künstl.
 Schaffen u. dicht. Schöpfung. S. 438.
 Fischer W., Schleiermacher. S. 140.
 Fischer W., Unter altem Himmel. S. 438.

- Forel A., Hng. d. Nerv., d. Geist. S. 387.
 France Anatole, Crainquebille. S. 186.
 Franke B. Dr., Der Ausbau d. h. Schutzzollsynt. i. Frankr. u. S. 281.
 Frenssen G., Dorfpredigten. S. 390.
 Friedl A. H., Weder Sedan noch Jena. S. 329.
 Deutschland und Frankreich. S. 329.
 Fritsch B., Mod. Demokratie. S. 438.
 Freund A., D. Eisenb.-Tarife u. S. 281.
 Fuchs Th., Joh. Gabr. Seidl. S. 236.
 Fürth E. v., Wohnungsämter. S. 511.
- Ganz-Eudassy, Erw. Rätsel. S. 47.
 Geffken J. Dr., Aus d. Werbezeit d. Christentums. S. 396.
 Geijerham G. af., D. jun. Brüderchen. S. 286.
 Die Komödie der Ehe. S. 296.
 Nils Lufvesson und seine Mutter. S. 286.
 Frauenmacht. S. 287.
 Haupt der Medusa. S. 432.
 Gensel J., Friedr. Preller d. Ae. S. 222.
 Georges F. M., Grimm. S. 501.
 Giesebrecht Jr. Dr., D. Grundzüge d. israelit. Religionsgesch. S. 395.
 Giesenhausen R. Dr., Auf Java u. Sumatra. S. 267.
 Gjemz-Selmer A., D. Doktorsfamilie i. hoh. Norden. S. 415.
 Gold B., Naturgesch. d. Frauen. S. 504.
 Goldscheid R., Zur Ethik des Gesamtwillens. S. 173.
 Goepfler P. Dr., Ventas-Ithaka, die Heimat d. Odysseus. S. 437.
 Grazie M. C. delle, Sämtl. Werke. S. 91, 497.
 Grobler Piet, Lebenserinnerungen d. Präf. Krüger. S. 235.
 Gruber M. Prof. Dr., Hygiene d. Geschlechtslebens u. S. 236.
 Gruppe G., Kulturgeschichte d. röm. Kaiserzeit. S. 43.
 Gumpenberger, König Konr. I. S. 491.
 König Heinrich I. S. 491.
- Hahn Friedr., Dämonen. S. 407.
 Hainisch M., Aufwand u. Erfolg d. Mittelschule vom Standpunkt der Mutter. S. 269.
 Halbert A., Das Rätsel: Jude. S. 434.
 Halevy E., Thomas Hodgskin. S. 274.
 Halms Friedr., Ausgew. Werke. S. 392.
 Hamson R., Königin Tamara. S. 412.
 Handel-Wazetti M. v., Helmberger. S. 501.
 Im Märchenland. S. 503.
 Harrison F., John Ruskin. S. 237.
- Hartleben D. G., Logaubüchlein. S. 435.
 Liebe kleine Mama. S. 435.
 Von reifen Früchten. S. 435.
 Hauschner Aug., Kunst. S. 231.
 Havet E., Pensées de Pascal. S. 509.
 Heco J., Grinner. e. Japaners. S. 405.
 Hedin, Im Herzen von Asien. S. 41.
 Abenteuer in Tibet. S. 506.
 Hegeler W., Klinghammer. S. 221.
 Hegemann D., Unfehlbar! S. 334.
 Heil B. Dr., Die deutsch. Städte und Bürger i. M.-A. S. 38.
 Hendell R., Neuland. S. 269.
 Hennigsen A., Polens Töchter. S. 403.
 Hercher L., Großstadt Erweiterungen. S. 444.
 Hertner, Mod. Demof. S. 438.
 Herzog R. H., Der teimesgeschichtl. Stammesgeschichtl. Bew. f. d. Dasein Gottes. S. 281.
 Heise H., Peter Camenzind. S. 443.
 Henje B., Novellen. S. 142, 394, 448.
 Hirschfeld M., Sexuelle Zwischenstufen. S. 505.
 Hitomi J., Japan. S. 275.
 Hoensbroech P. Graf v., Der Zweck heiligt die Mittel. S. 392.
 Der Syllabus. S. 495.
 Das Papsttum. S. 499.
 Hoffmann v. Fallersleben. Unsere volkstüm. Lieder. S. 33.
 Howard J., Gesch. d. deutsch. Lit. S. 480.
 Hoyer, J. R., Deutsche und Tschechen. S. 500.
 Huch Friedr., Träume. S. 335.
 Peter Michel. S. 403.
 Huch R., Hans der Träumer. S. 268.
 Von den Königen u. d. Krone. S. 411.
 Huber M. Dr., Mod. Dem. S. 438.
- Jbsen H., Sämtl. Werke. S. 231, 490.
 Jentich R., Geschichtsphilosoph. Gedanken. S. 45.
 Jodl F., L. Feuerbach. S. 511.
 Judt J., Die Juden als Rasse. S. 271.
 Juchsewitsch S., Varias. S. 233.
- Kampfmeyer P., Wandlungen i. d. Theorie u. Taktik d. Soziald. S. 327.
 Kant J., Die Religion. S. 45.
 Kalischer, Kants Staatsphil. S. 504.
 Karmen, Die Wilden. S. 275.
 Katscher, Japan. Wirtschaft. u. S. 434.
 Kaufmann, Geschichte der Konsumgenossenschaft in Deutschland. S. 445.
 Keller H., Ballast. S. 387.
 Das Gespenst unserer Zeit. S. 387.
 Kirchbach W., Was lehrt Jesus? S. 26.

- Knoop C. G., Sebald Soekers Pilgerfahrt. S. 267.
 Hermann Oelb. S. 389.
 Koge St., Die gelbe Gefahr. S. 327.
 Köhler J., Verbrechertypen. S. 498.
 Koepper G., Handwerks Art. S. 282.
 Krause R. Chr. Fr., Lebenslehre und Philosophie. S. 432.
 Krause R. Chr. Fr., Das Urbild der Menschheit. S. 432.
 Kronenberg M., Kant. S. 39.
 Kurella H. Dr., Die Grenzgebiete der Zurechnungsfähigkeit. S. 284.
 Kurz Edg., Volkslied. a. Toscana. S. 403.
 Kurz Herm., Sämtliche Werke. S. 137.
 Kulpe D., D. Philosophie d. Gegenw. in Deutschland. S. 412.
 Lachenmann G., D. evang. Bewegung in Frankreich. S. 494.
 Lagarde P. d., Deutsch. Schrift. S. 268.
 Lagerlöf S., Rungabälla. S. 407.
 Gösta Berling. S. 497.
 Die Wunder des Antichrist. S. 500.
 Lahn J. J. D., Depressionsperioden und ihre einheitliche Ursache. S. 95.
 Landau J. L. Dr., Krochmal. S. 275.
 Landauer G., Meister Eckhardts myst. Schriften. S. 391.
 Landmann J. Dr., Hillgers Illustriertes Frauen-Jahrbuch. S. 282.
 Langguths A., Christ. Hieronymus Smarch u. d. Göttinger Dichterbund. S. 288.
 Laschitz R., Religion und Naturwissenschaft. S. 439.
 Lazarus M. Dr., Pädag. Briefe. S. 477.
 Leesen H. v., Frédéric Bastiat. S. 392.
 Lefèvre André, Germains et Slaves. S. 138.
 Leibniz G. W. v., Neue Abhandlungen ü. d. menschl. Verstand. S. 406.
 Hauptschriften und Grundlegung der Philosophie. S. 191.
 Leitgeb D. v., Die stumme Mühle. S. 221, 389.
 Leipart Th., D. Lage d. Arbeiter i. d. Holzindustrie. S. 238.
 Leitner Fr., D. Bantgeschäft und seine Technik. S. 42.
 Leisner D. v., Zum Kampf geg. Schmutz in Wort und Bild. S. 434.
 Ler M. Dr., Die Idee im Drama bei Goethe u. S. 232.
 Villencron Deil. v., Sämtl. Werke. S. 189.
 Lohmann F. G., Die deutsche Sprache. S. 281.
 Luz J., Moderne Demokratie. S. 438.
 Lyall A., Tennyson. S. 238.
 Madeleine-M., Frivol. S. 402.
 Auf faulem Holz. S. 443.
 Malvert A. Wissenschaft u. Relig. S. 413.
 Mangold R. Dr., Die städtische Bodenfrage. S. 271.
 Mann H., D. Jagd nach Liebe. S. 406.
 Mannheimer A. Dr., Gesch. d. Phil. i. übersichtlicher Darstellung. S. 240.
 Matersteig M., D. dtich. Theater i. 19. Jahrhundert. S. 496.
 Mattaich G., A. d. letzt. Jahrh. S. 273.
 Maxreder R., Pipin. S. 500.
 Mehring J., Gesch. d. deutsch. Sozialdemokratie. S. 142.
 Menger A. Dr., Das bürgerl. Recht u. die besitzlose Volksklasse. S. 287.
 Menger A. Dr., Das Recht a. d. vollen Arbeitsvertr. i. gesch. Darst. S. 473.
 Menzel, Die Kartelle. S. 281.
 Meredith S., Richard Feverel. S. 229.
 Meyer B., Konrad J. Meyer. S. 45.
 Meyer H., Sören Kierkegaard. S. 498.
 Michler E. Dr., Dests. Staatswörterbuch. S. 275.
 Morf H., Aus Dichtung und Sprache der Romanen. S. 94.
 Möller M., Safuntala. S. 401.
 Mörike E., Gedichte. S. 407.
 Gesammelte Novellen. S. 407.
 Maler Nolten. S. 407.
 Briefe. S. 474.
 Much M., Die Heimat der Indogermanen u. S. 406.
 Multatuli, Ideen. S. 226.
 Musser, D. Kampf u. d. Schule. S. 502.
 Müller Ad. Dr., Ästhetischer Kommentar z. d. Tragödien d. Sophokles. S. 227.
 Müller-Guttenbrunn A., Im Jahrhundert Grillparzers. S. 391.
 Nagl J. W., Deutsch-Österr. Literaturgeschichte. S. 185, 394.
 Nägele H., Mod. Demokratie. S. 438.
 Negri G., Ultimi Saggi. S. 48.
 Neuwert-Rowaczynski A., Affenspiegel. S. 187.
 Nicholson J., Die Gesch. d. Konsumvereine. S. 404.
 Nden H., Lassalle. S. 498.
 Ompteda G. Freih. v., Aus großen Höhen. S. 221.
 Ostini F. v., Böcklin. S. 332.
 Ostwald H., Lied. a. d. Rinnstein. S. 387.

- Ostwald H., Uns. armen Wandernden. S. 434.
- Oehler Fr., Friedr. Niezsche und die Vorkritiker. S. 190.
- Paul A., Die Madonna mit d. Roibusch. S. 403.
- Paulsen F., Einleitung in die Philosophie. S. 224.
- Perfall R. v., Die Treulosen. S. 268.
- Perzinski F., Holufai. S. 238.
- Pfungst A. Dr., Neue Gedichte. S. 29.
- Aus der indischen Kulturwelt. S. 94.
- Pizzi Italo, Letterat. araba. S. 138.
- L'Islamismo. S. 138.
- Plessi G. C., Die Buren in der Kapkolonie i. Kriege m. England. S. 235.
- Pohle L. Dr., D. Entwickl. d. deutsch. Wirtschaftslehr. i. 19. Jahrh. S. 476.
- Polittus, Marr od. Lassalle. S. 327.
- Poestion J. C., Zur Geschichte des isländischen Dramas. S. 43.
- Pringsheim Alfr., Ueber Wert und angebl. Unwert d. Mathem. S. 388.
- Proskle Fr., Heinrich Stein und seine Weltanschauung. S. 91.
- Proelß J., F. Stölze. S. 501.
- Przerma-Letmajer R., Melancholie. S. 223.
- Rado S. Dr., Das Deutschtum in Ungarn. S. 280.
- Ramiz B. Dr., Urgeschichte, Geschichte und Politik. S. 184.
- Reclam Ph., Universal-Biblioth. S. 183, 274, 404.
- Regensberg Fr., Von Dresden bis Münchengräß. S. 270.
- Rönngräß. S. 270.
- Reile G., Im Spinnenwinkel. S. 268.
- Reuter G., Gunhild Kerken. S. 328.
- Revel A. H., Die Viper. S. 891.
- Riehl W. H., Gesch. a. alt. Zeit. S. 401.
- Ringe R., Japan m. es wirtl. ist. S. 287.
- Rittelmeyer Fr. Dr., Friedr. Niezsche u. d. Religion. (4 Vortr.) S. 274.
- Roda-Roda, D. Sonnenkönigin. S. 96.
- Romanczuk J., D. Ruthenen und ihre Gegner in Galizien. S. 335.
- Rompel F., Präsident Steijn. S. 235.
- Rosegger P., Weltgift. S. 221.
- Frohe Botschaft. S. 607.
- Saar F. v., Kaiser Heinrich IV. S. 402.
- Camera obscura. S. 402.
- Schid C., Otto Zul. Bierbaum. S. 286.
- Schillers sämtl. Werke. S. 188, 234, 496.
- Schimmer Ed., Alt- und Neu-Wien. S. 31, 233.
- Schmoller G., Ueb. einige Grundfr. d. Sozialpolit. u. d. Volkswirtsch. S. 237.
- Schneider G., Lehrb. f. d. relig.-sittl. Unterr. i. freirelig. Gemeind. S. 286.
- Schneider G., Alkoholsfr. Betr. u. S. 230.
- Schnitzler A., Leutnant Gustl. S. 282.
- Schulz M. v., Koalitionsrecht. S. 434.
- Schulz W., Der Bruchtopf. S. 508.
- Schulze-Naumburg P., Kulturbetten. S. 37.
- Schuster G. Dr., Die geh. Gesellsch. Verbindungen u. S. 46.
- Schwabe F., Die Stadt mit lichten Türmen. S. 46.
- Schweizer H. Dr., Geschichte d. deutsch. Kunst. S. 442.
- Seidler E. Dr., Die Eisenbahntarife i. ihren Bezieh. z. Handelspolit. S. 281.
- Shaw B., Der Schlachtenleiter. S. 284.
- Sodeur G. Dr., Luther und die Lüge. S. 390.
- Sombart W., Warum inter. sich heute jederm. für Fragen der Volkswirtschaft u. S. 434.
- Sommer B., Bibl. Geschichtslüg. S. 281.
- Springer R., Die Krise des Dualismus. S. 274.
- Stechow L. v., Philosophisch-relig. Betrachtungen u. S. 182.
- Stein Phil., Goethe-Briefe. S. 400, 495.
- Sterne, Werden u. Vergehen. S. 491.
- Stevenson, Velazquez. S. 493.
- Strag, D. Frauenkleidung. S. 497.
- Strauß D. F., Der alte und der neue Glaube. S. 268.
- Das Leben Jesu. S. 268.
- Sträuli H. Dr., Mod. Demokratie. S. 438.
- Sverdrup O., Neues Land. S. 40.
- Tinti H., In letzter Stunde. S. 236.
- Thoma L., Die Wilderer. S. 237.
- Thoma, Lausbubengeschichten. S. 475.
- Lausbubengeschichten., S. 501.
- D. heil. Zies., S. 508.
- Told, D. Judenmassaker in Kischinew. S. 288.
- Tschierstky S. Dr., D. Neuordnung d. zollfreien Verkehrsverf. S. 443.
- Tschirikow G., Die Juden. S. 239.
- Türk H., Hamlet und Genie. S. 433.
- Eine neue Faust-Erklärung., S. 497.
- Ulbrich J. Dr., Das österr. Staatsrecht. S. 504.
- Österr. Staatswörterb. S. 275, 509

- Unold J. Dr., Wie d. Wahlrecht war. S. 434.
- Uspensky S., Novellen. S. 229.
- Viljon B., Die Transvaaler im Kriege mit England. S. 235.
- Vischer Fr. Th., Auch Einer. S. 222.
- Vogl J. Kap., Lyrische Gedichte, Balladen und Erzählungen. S. 389.
- Vogrinec A., Nostra maxima culpa S. 283.
- Vollmann-Leander R. v., Träumereien. S. 511.
- Voss R., Allerlei Erlebtes. S. 287.
- Wallpach Arth., Kreienfeuer und Herdflammen. S. 284.
- Warner J. Brainard.
- Weber, Wind und Wetter. S. 394.
- Wegemann L., Friedr. Sauter. S. 236.
- Weigand W., Schönbergs Liebesfrühling. u. and. Novellen. S. 407.
- Weinel H., D. Gleichnisse Jesu. S. 396.
- Weiss L. Prof. Dr., Kant: Naturges. Natur- und Gotteserkenntnis. S. 175.
- Weise D. Dr., Schrift- und Buchwesen i. alter und neuer Zeit. S. 280.
- Weiß A., Gräfin Julie. S. 275.
- Wereschtschagin A., Luer durch die Mandchurei etc. S. 280.
- Wendland B., Christentum und Hellenismus i. ihr. liter. Bezieh. S. 47.
- Wenssenhof J. B., Ein Hebermensch. S. 223.
- Wet A. de, Die Buren i. d. Kapkolonie im Kriege mit England. S. 235.
- Wettstein, Mod. Demof. S. 438.
- Wiegand J., Macht. S. 267.
- Wieser Fr. Freih. v., D. deutsche Steuerleistung. S. 234.
- Wilde D., Salome. S. 93.
- Winter M., J. dunkelst. Wien. S. 269.
- Wirth M., Volkst. u. Weltmacht. S. 232.
- Witkowski G., Liebs Leben. S. 32.
- Wohlmuth A., Ferien-Träume. S. 434.
- Wolf Eug., Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus. S. 389.
- Wufadinovic Sp., Kleist-Stud. S. 391.
- Wustmann G., Allerhand Sprachdummheiten. S. 276.
- Zeidler J. f. Nagel.
- Zell, Ist d. Tier unvernünftig. S. 278.
- Ziegler J. H., Einheit von Religion und Wissenschaft. S. 510.
- Zürcher E. Dr., Mod. Demokrat. S. 438.
- Zwidinec-Sädenhorst D. v., Lohnformen. S. 503.
- Meisterbilder fürs deutsche Haus. S. 37.
- Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie etc. etc. S. 132.
- Worte Christi. S. 138.
- Vorträge und Vespredungen über das Wesen der Begriffe. S. 269.
- Musterbilder u. Künstlermappen. S. 270.
- Stenograph. Prot. über die Verhältnisse im Schuhmachergewerbe. S. 183.
- Die Verhandlungen d. IV evang.-sozial. Kongresses. S. 405.
- Die Unterdrückung der Slowaken durch die Magnaren. S. 405.
- Die Arbeitsverhältnisse i. Ostau-Karminer Steintohlenrevier. S. 433.
- Archiv f. Sozialwissensch. u. Sozialpolit. S. 442.
- Beiträge z. Weiterentwicklung der christl. Religion. S. 478.
- Kulturbilder a. d. Simplic. S. 501.
- Lieber Simplicissimus, S. 509.



Das Zoll- und Handelsbündnis Oesterreichs mit Ungarn und der Dualismus vom Standpunkte der Handelspolitik.

Eine wirtschaftspolitische Skizze von **Johann Becher** (Wien).

I. Einleitung.

Oesterreich und Ungarn bildeten schon mehrere Jahrhunderte ein Reich, ehe sie ein gemeinsames Zollgebiet wurden. Bis zum Jahre 1851 wurden in Oesterreich unter dem Titel der „Dreißigstmaut“ Zölle von den aus Ungarn zur Einfuhr gelangenden Waren eingehoben, die namentlich den Zweck hatten, die österreichische Landwirtschaft gegen die Konkurrenz der Grundsteuerfreiheit genießenden ungarischen zu schützen. Nach der Revolution von 1848 wurden, unter dem ersten österreichischen Handelsminister Bruck, dem Verlangen der Ungarn entsprechend, im Jahre 1851 diese Zollschranken niedergelegt und Ungarn in das österreichische Zollgebiet aufgenommen.

Betrachten wir die damalige Wirtschaftsverfassung der beiden Reichshälften und sehen wir, was die beiden Länder in die wirtschaftliche Ehe mitbrachten.

Ungarn war damals ein in wirtschaftspolitischer Beziehung vollkommen homogen-agrarisches Land, das fast keine Fabrikindustrie besaß. Es büßte daher nichts ein dadurch, daß sein Markt den Industrieprodukten Oesterreichs offen blieb wie vordem, gewann aber für seine landwirtschaftlichen Produkte an Oesterreich einen freien Markt. Die Rechnung schließt also für Ungarn, nach der damaligen Lage der Dinge, mit einem reinen Gewinn ab.

Oesterreich war wohl noch immer ein überwiegend agrikoles Land, besaß aber bereits eine in guter Entwicklung begriffene Industrie. Diese arbeitete in erster Linie für den inneren Markt, für die österreichischen Länder, wenig für den Export, in ausgedehntem Maße aber seit jeher für den ungarischen Markt; Oesterreich gewann daher durch die neue Ordnung nichts, was es nicht schon früher besessen hatte, es erlitt aber eine positive wirtschaftliche Einbuße an seinem inneren Markt; denn unter dem Drucke der landwirtschaftlichen Konkurrenz Ungarns, die an Schärfe in dem Maße gewann, als Ungarn vom

Weltmärkte abgedrängt wurde und als die berückichtigte ungarische Tarifpolitik wirksam wurde, hat die Kaufkraft der landwirtschaftlichen Bevölkerung Oesterreichs erheblich gelitten.

Wenn darauf hingewiesen worden ist, daß der Getreidebau in Oesterreich nicht nur nicht abgenommen habe, sondern noch an Ausdehnung gewonnen hat, ist das wohl richtig; unzulässig ist es aber, daraus zu folgern, daß die Entwicklung unserer landwirtschaftlichen Produktion eine normale sei. Wirtschaftspolitische Konklusionen auf absolute Ziffern aufzubauen, ist nationalökonomische Charlatanerie; auf die Verhältniszahlen kommt es hier an, auf die Proportion zwischen Bevölkerungszunahme und Produktionszunahme und auf die Proportion zwischen Produktionskosten und Verkaufserlös, und weiterhin auf das Verhältnis zwischen Verkaufserlös auf dem freien österreichischen und auf den durch Zoll geschützten ausländischen Märkten, z. B. dem deutschen. Da sieht die Rechnung aber ganz anders aus.

Nach einer von einem sachkundigen österreichischen Nationalökonom und Industriellen gelegentlich angestellten Berechnung beträgt in Deutschland der Erlös von einem Hektar rund 146 fl., in Oesterreich rund 116 fl. und würde der österreichische Getreide- und Kartoffelbau, wenn er gegen Ungarn geschützt wäre, einen um 230 Millionen Gulden jährlich höheren Ertrag und die ganze Landwirtschaft einschließlich Viehzucht einen um 400 Millionen Gulden höheren Ertrag abwerfen. Es fällt uns natürlich nicht ein, die Basis dieser Berechnungen für absolut zuverlässig zu halten, aber eine gewisse symptomatische Bedeutung ist ihnen nicht abzuspochen.

Oesterreich brachte weiter in die wirtschaftliche Ehe mit Ungarn eine seiner blühenbsten landwirtschaftlichen Industrien, seine Mühlenindustrie, welcher die ungarische Mühlenindustrie nicht nur dank natürlicher Vorteile, sondern vor allem auch durch die Anwendung der vergifteten Waffe des Mahlverkehrs-Mißbrauchs und der heimlichen Refaktie eine vernichtende Konkurrenz bereitet hat. Produktionsstatistische Ziffern, durch welche dies erhärtet werden könnte, liegen nicht vor; aber die Ziffern der ungarischen Handelsstatistik bezw. der Statistik des Zwischenverkehrs mit Ungarn reden, in der Relation zwischen der Getreide- und Mehleinfuhr aus Ungarn, eine ganz unzweideutige Sprache. Vom Jahre 1885 bis zum Jahre 1901 ist nämlich die Einfuhr von Weizen und Roggen von 5,748.000 q auf 7,166.000 q, die von Mehl aus Getreide dagegen von 2,200.000 q auf 5,990.000 q gestiegen; die Einfuhr des Rohprodukts hat also um 24·6%, die des Fabrikats dagegen um fast 60% zugenommen.

Zu den Einbußen an dem inneren Markt nötigte aber der Wirtschaftsbund Oesterreich auch solche an seinem äußeren auf.

Wir können uns hier sehr kurz fassen, weil wir an oft Erörtertes erinnern: Ungarns wirtschaftliche Struktur verlangte eine freihändlerische Handelspolitik gegenüber dem Westen, um seine landwirtschaftlichen Produkte zu guten Preisen verkaufen, seinen Bedarf an Industrieprodukten zu billigen Preisen kaufen zu können, eine schutz-

zöllnerische Politik gegenüber dem agrarischen Osten; Oesterreichs wirtschaftliche Struktur die gerade entgegengesetzte: Schutz für seine Industrie gegenüber dem industriell fortgeschrittenen Westen, Freihandel gegenüber dem agrarischen Osten, um sein Lebensmittelfizit zu möglichst billigen Preisen decken und sich den Weltmarkt für seine Exportindustrie offen halten zu können. Die Handelspolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie mußte daher von allem Anfange an eine Kompromißpolitik sein. Dies hätte an sich keine handelspolitisch vererblichen Folgen für Oesterreich haben müssen. Vererblich wurde diese Kompromißpolitik für Oesterreich erst dadurch, daß das Kompromiß zwischen zwei Faktoren von sehr ungleicher politischer Kraft abgeschlossen wurde, so daß es in der Hauptsache eigentlich kein Kompromiß, sondern eine Vergewaltigung der vitalsten wirtschaftlichen Interessen des wirtschaftlich — damals wenigstens noch — weitaus stärkeren, aber politisch schwachen Oesterreich, durch das wirtschaftlich schwächere, aber politisch kräftigere Ungarn war. Selbst noch bis auf die letzten Verträge war unsere Handelspolitik bekanntlich ungarische Handelspolitik: freihändlerisch-vertragsfreundlich gegen Westen, autonom-protektionistisch gegen Osten. Nur allmählich und in dem Maße, als sich die wirtschaftliche Struktur und damit die Gruppierung der wirtschaftlichen Interessen in Ungarn zugunsten einer entgegengesetzten Politik verschob, als die westlichen Märkte für die landwirtschaftlichen Produkte Ungarns immer schwerer zugänglich wurden, der österreichische Markt infolgedessen für Ungarn immer an Bedeutung gewann, in dem Maße, als sich in Ungarn, aus dem Bestreben heraus, eine eigene Industrie zu erziehen, selbst Industrieschutz-Interessen gegenüber dem Westen geltend machten, konnten in der österreichisch-ungarischen Handelspolitik auch die wirtschaftlichen Interessen Oesterreichs besser zum Ausdruck gelangen.

Zieht man also die Bilanz der wirtschaftlichen Gemeinschaft, so enthält sie bis in die ersten Siebzigerjahre für Ungarn nur Aktivposten. Erst später war diesen in den Erhöhungen der Industriezölle, welche Oesterreich bei den Tarifrevisionen von 1878, 1882 und 1887 Ungarn vielfach in heißen Kämpfen abgerungen hatte, eine bescheidene Passivpost gegenübergetreten. De in diese Erhöhungen reichten geradehin, um der österreichischen Industrie eine gewisse Vorzugstellung auf dem ungarischen Markte, keineswegs aber, wie die Magyaren behaupten, um ihr ein Monopol auf den ungarischen Markt zu sichern, während die Agrarzölle Ungarn ein faktisches Monopol auf den österreichischen Markt gaben, ein Monopol, das durch die gänzliche Abschaffung des Wahlverfehres nur noch fester begründet worden ist.

Wie mäßig unsere Industriezölle auch in dem neuen gemeinsamen Zolltarif noch immer sind, möge die folgende Gegenüberstellung einiger wichtigerer Zollpositionen des neuen gemeinsamen und des neuen deutschen Zolltarifes illustrieren: ¹⁾

¹⁾ Den Mitteilungen des industriellen Klub entnommen.

		Oesterreich-Ungarn Zollsatz in Kronen für 100 kg.	Deutsches Reich
Feinengarne, einfach roh			7·2
bis Nr. 8	englisch	3·6	8·4
von " 8—14	"	3·6	9·0
" " 14—20	"	3·6	12·0
" " 20—35	"	3·6	15·6
" " 35—75	"	3·6	frei
über " 75	"	150·0	240·0
Leberhandschuhe		40·0	120·0
Dampfmaschinen	bis 40 kg	40·0	72·0
	von 40—100 kg		

Allerdings ist nicht die absolute Höhe des Zollsatzes das seine Wirksamkeit allein bestimmende Moment. Diese Vorzugstellung auf dem ungarischen Markte haben wir uns, wie aus den obigen Darlegungen hervorgeht, mit schweren Opfern erkauft; mit der Preisgebung unserer Landwirtschaft, mit dem Ruin blühender Industriezweige, mit der Unterbindung der Möglichkeit, mit unserer Industrie zu jener Zeit auf dem Weltmarkte Boden zu fassen, wo dieser in extensivster Ausdehnung begriffen war, ja mit der Opferung der auf dem Weltmarkte schon gewonnenen Positionen.

Ob der Wert des ungarischen Marktes im Verhältnis steht zu diesen Gesteungskosten, darf in Frage gestellt werden; es ist möglich, nicht gewiß allerdings, daß Oesterreich in diesem letzten halben Jahrhundert gewaltigster Extensität des Weltmarktes, aus seiner handelspolitischen Aktionsfreiheit viel hätte machen können; aber das ist nun einmal vorbei. Der Handel mag ja schlecht gewesen sein, aber ihn rückgängig zu machen, ist, bei der stark veränderten Basis unserer Volkswirtschaft und der Weltwirtschaft nicht so einfach, wie die Anhänger der Zolltrennung sich das vorzustellen scheinen. Es ist nicht so einfach, der Landwirtschaft an wirtschaftlichen Kräften zuzuführen, was ihr ein halbes Jahrhundert Zollgemeinschaft mit Ungarn entzogen hat, ohne dabei die Konsumkraft der Bevölkerung schwer zu beeinträchtigen; und noch weniger einfach ist es, heute, wo der Weltmarkt in der Hauptsache aufgeteilt und in festen Händen ist, neue Absatzgebiete in großer Ausdehnung zu gewinnen. Die Anhänger der Zolltrennung unterschätzen eben die Bedeutung unserer Vorzugstellung auf dem ungarischen Markte und die Gefahren der Zolltrennung, weil sie die handelspolitischen Möglichkeiten, welche sich einem selbständigen österreichischen Zollgebiete eröffnen, übersehen.

II. Das handelspolitische Kräfteverhältnis Oesterreichs und Ungarns im Falle der handelspolitischen Autonomie.

Die landläufige Unterstellung der Zolltrennungspropaganda ist die, daß Ungarn seine Industrieprodukte in der Hauptsache auch weiter von Oesterreich, als dem ihm nächst gelegenen Industriestaat, beziehen werde, Oesterreich dagegen sein Lebensmittelfizit auch aus anderen

Ländern, namentlich aus dem Balkan und aus Rußland zu decken in der Lage sei und für die teilweise Zurückdrängung seiner Industrieprodukte vom ungarischen Markte, in den genannten und anderen Ländern Ersatz finden würde. Ebenso bestechend wie diese Argumentation ist, ebenso falsch ist sie; das wird die folgende Abschätzung der handelspolitischen Möglichkeiten, wie sie auf Grund der gegebenen Tatsachen sich darstellen, zu beweisen suchen.

Im Falle einer Zolltrennung also würden Ungarn und Oesterreich zunächst autonome Zolltarife aufstellen. Wie werden diese aller Voraussicht nach beschaffen sein? Fassen wir zunächst den ungarischen ins Auge, so können wir annehmen, daß derselbe ungefähr so aussehen wird, wie der anderer Agrarländer mit Industrieförderungsbestrebungen, etwa wie der Rumäniens, d. h. sich zusammensetzen wird aus 1. Erziehungszöllen für bereits vorhandene, 2. für erst ins Leben zu rufende Industriezweige, 3. aus einer großen Anzahl von Regiozionszöllen, d. h. solchen Zöllen, welche nur dazu aufgestellt werden, um im Verhandlungswege einem anderen Lande für die Gewährung von Zollermäßigungen oder Einfuhrerleichterungen seinerseits nachgelassen zu werden. Dagegen dürfte der ungarische Tarif in der Hauptsache keine oder nur sehr niedrige Agrarzölle enthalten, wie die Zolltarife aller Länder, deren landwirtschaftliche Produktion einen bedeutenden Ueberschuß über den Eigenverbrauch liefert, in den agrarischen Ausfuhrländern.

Der österreichische Zolltarif dürfte sich zusammensetzen: 1. aus einer beschränkten Anzahl von Erziehungszöllen für die Industrie. 2. aus einer sehr großen Anzahl von eigentlichen Schutz- oder Rentenzöllen für die bereits entwickelten Industrien, und drittens insbesondere — dafür werden unsere Agrarier sorgen — aus sehr hohen Zöllen auf Rohstoffe der Industrie, Nahrungs- und Genußmittel. Die kautschische Formel des handelspolitischen Dualismus: Freihandel mit Lebensmitteln, bei Schutzzöllen für die Industrie, ist sozusagen absolute Handelspolitik. In der realen Handelspolitik bilden die Rohstoff- und Lebensmittelzölle erfahrungsgemäß die Säule jedes Schutzzolltarifes schon aus dem Grunde, weil an ihnen starke wirtschaftliche Interessen hängen und weil für die Richtung der praktischen Handelspolitik heute die Stärke der wirtschaftlichen Interessen bestimmend ist. Der autonome österreichische Tarif dürfte also etwa dem Deutschlands ähnlich sein. Prüfen wir, unter vorläufiger Außerachtlassung der unmittelbaren Rückwirkungen dieser Zolltarife auf die Wirtschaft der beiden Ländergebiete, ganz flüchtig, wie sich ihre handelspolitischen Beziehungen, friedliche Entwicklung der Dinge vorausgesetzt, gestalten dürften.

Da ist vor allem zu bemerken, daß der ungarische Tarif ein sehr biegsames, der österreichische ein sehr sprödes Instrument für Vertragsverhandlungen sein würde und gerade gegenüber Ungarn. Denn die für Ungarn wichtigsten Zölle des österreichischen Tarifes, die Zölle auf landwirtschaftliche Produkte dürften aller Voraussicht nach Minimalzölle sein, wie die des neuen deutschen und

auch des gemeinsamen österreichisch-ungarischen Zolltarifes, und Oesterreich wird Ungarn im wesentlichen nichts anderes zu bieten haben als die Meistbegünstigung. Dafür dürfte es aber nicht mehr erlangen können als andere Länder, die dasselbe bieten, z. B. das Deutsche Reich. Dann wird Oesterreich aufgehört haben, *primus inter pares* auf dem ungarischen Markte zu sein wie bisher, und als Gleicher unter Gleichen, richtiger, wie später noch gezeigt werden wird, als Ungleicher unter Ungleichen auftreten. Denn es wird von Oesterreich nicht viel nach Ungarn verkauft, was das Deutsche Reich nicht ebenso gut oder noch besser und billiger erzeugte.

Den Vorprung, den unsere geographische Nähe zu Ungarn uns vor den industriellen Nachbarländern gewährt, wird man gut tun, sehr vorsichtig einzuschätzen; der Distanzunterschied ist nicht so groß und fällt bei der Beförderung von Industrieprodukten nicht so sehr ins Gewicht als bei Agrarprodukten, weil in ersterem Falle hohe, in letzterem Falle verhältnismäßig niedere Einheitswerte in Betracht kommen. Der Entfernungsunterschied wird aber überdies zum größten Teile oder voll ausgeglichen durch das hochentwickelte Verkehrswesen, die einheitliche Tarifgestaltung, die Seelage und die günstigeren Produktionsbedingungen anderer Exportländer, Deutschlands voran, worauf wir später noch zurückkommen werden.

Umgekehrt wird allerdings auch Ungarn aufgehört haben, den österreichischen Markte wie heute fast unumschränkt, mit seinen landwirtschaftlichen Produkten zu beherrschen. Den Handelsverkehr der beiden Länder rein zahlenmäßig erfasst, möchte es sogar scheinen, als ob Ungarn schwerer geschädigt würde wie Oesterreich. Nach den Ausweisen der seit dem Jahre 1900 zur Erfassung unseres Handelsverkehrs mit Ungarn geschaffenen Zwischenverkehrsstatistik betrug im Jahre 1901 unsere Einfuhr aus Ungarn ca. 902 Mill. Kronen, unsere Ausfuhr nach Ungarn ca. 874 Mill. Kronen. Ungarn führte also zu uns um ca. 28 Mill. Kronen Waren mehr ein als Oesterreich nach Ungarn. Das Ueberspringen der ungarischen Zollschranken dürfte Oesterreich indes erheblich größere Opfer auferlegen wie umgekehrt. Was Oesterreich nach Ungarn ausführt, sind zu mehr als 90 Proz. Halb- und Ganzfabrikate, Güter von hohem Einheitswert, was Ungarn zu uns einführt, zu mehr als 60 Proz. Naturprodukte, Massengüter mit niedriger Werteinheit. Bei den ersteren fallen die Frachtkosten verhältnismäßig wenig, bei den letzteren sehr stark ins Gewicht, und der Wettbewerb der agrarischen Nachbarländer um den österreichischen Markt wird darum schon vermöge der Frachtbedingungen weniger intensiv sein können, wie der Wettbewerb der Industrieländer um den ungarischen Markt; anders ausgedrückt: die agrarischen Nachbarländer dürften den ungarischen Produkten bei uns eine weniger scharfe Konkurrenz bereiten wie die Industriestaaten, Deutschland voran, den österreichischen Fabrikaten in Ungarn.

Es ist weiter zu bedenken, daß die wirtschaftliche Bedeutung des beiderseitigen Waarenverkehrs eine sehr verschiedene ist: Die Einfuhr Oesterreichs aus Ungarn ist eine in der Struktur der eigenen

Volkswirtschaft und in der geographischen Lage Ungarns begründete dauernde Notwendigkeit. Sie besteht zum überwiegenden Teile aus Rohstoffen für die Industrie, aus Nahrungs- und Genußmitteln, worin Oesterreich ein bedeutendes Defizit hat. Mit der fortschreitenden Vermehrung der Bevölkerung wird dieses Defizit, selbst eine durch Zollschutz forzierte Zunahme der einheimischen Produktion vorausgesetzt, voraussichtlich noch wachsen und es wird zum großen Teile unter allen Umständen aus Ungarn gedeckt werden müssen: in gewissen Getreidesorten, an die unser Konsum nun einmal gewöhnt ist — wir erwähnen nur den Banater Weizen bezw. das daraus hergestellte Mehl, gewisse Sorten von Braugerste — besitzt Ungarn vermöge der Beschaffenheit des Bodens, auf welchem diese Früchte wachsen, ein natürliches Monopol auf dem Weltmarkte.

Unsere Einfuhr nach Ungarn dagegen besteht zum weitaus überwiegenden Teile aus Waren, auf deren Erzeugung wir kein Monopol haben, weder ein natürliches, noch ein wirtschaftliches, aus Waren, deren Einfuhr Ungarn nicht als eine durch die natürlichen Grundlagen seiner Volkswirtschaft gegebene Notwendigkeit hinnimmt, wie Oesterreich die Einfuhr von Lebensmitteln, sondern die es als ein Uebel für seine Volkswirtschaft betrachtet, das man duldet, so lange man muß. Wenn Oesterreich sich die Einfuhr von Getreide und Vieh als eine durch die natürlichen Bedingungen der österreichischen Volkswirtschaft erzeugte Tatsache gefallen läßt, so setzt sich Ungarn gegen die Einfuhr von Fabrikaten zur Wehr, und nicht allein dürften die Zölle des österreichischen Zolltarifes in hohem Maße auf die österreichische Volkswirtschaft zurückfallen, sie dürfte zum großen Teile auch die Industriezölle des ungarischen Tarifes auf sich zu nehmen gezwungen sein, um sich das Absatzgebiet zu erhalten. Angenommen selbst, daß so ein quantitativer Rückgang der Ausfuhr nach Ungarn vermieden würde — ihre Rentabilität dürfte voraussichtlich eine starke Einbuße erleiden, während gleichzeitig der Konsum, wie schon erwähnt, durch die hohen Lebensmittelszölle stärker belastet sein würde als zuvor.

Und diese Belastung wäre noch erheblicher wie jene der doch reicheren Bevölkerung Deutschlands. In Oesterreich beträgt die reine Einfuhr von Brotfrucht und Mehl auf den Kopf der Bevölkerung berechnet ca. 70 kg, in Deutschland nur ca. 50 kg. Daß andererseits auch die Bevölkerung Ungarns durch die Industriezölle schwer belastet würde, ist sicher; aber zwischen dieser und jener Art der Belastung besteht ein Unterschied von weitreichender ökonomischer Bedeutung! Die Belastung durch die Agrarzölle in Oesterreich ist eine dauernde, weil keine mit der Zunahme des Konsums Schritt haltende, geschweige ihn überflügelnde Zunahme der landwirtschaftlichen Produktion zu gewärtigen ist und die Zölle voll zur Wirkung kommen werden. Die Belastung des Konsums in Ungarn durch die Industriezölle ist nur eine temporäre, weil unter dem Schutze der Zölle eine erhebliche Zunahme der industriellen Produktion im Inlande erwartet werden darf.

Die Chancen eines etwaigen Zollkrieges seien nur flüchtig gestreift, weil diese Frage bei staatsrechtlicher Verbindung zweier Zoll-

gebiete, sei sie nun Realunion oder Personalunion keine praktische Bedeutung besitzt; oder wie sonst stellt man sich vor, daß der Kaiser von Oesterreich Kampftarife gegen Ungarn sanktioniere, dessen König er ist! Im übrigen kämen bei einem Zollkriege zwei Arten von Waffen hauptsächlich in Betracht: die Tarifpolitik und die Zollpolitik. Was die erste Waffe, die Tarifpolitik betrifft, so ist sie auf beiden Seiten zumindest gleich scharf.

Wohl kann Oesterreich der „ungarischen Lebensmittelausfuhr den Westen sperren“, indem es die Tarife auf den nach Deutschland führenden Bahnen hinaufsetzt, aber es kann die kraft Völkerrechtes freie Schifffahrt auf der Donau nicht behindern, und Ungarn ist in den letzten Jahren nicht faul gewesen, sich eine hübsche Donauflotte zusammenzustellen, auf welcher es seinen Ueberschuß an landwirtschaftlichen Produkten nach dem Westen bringen kann, während Oesterreich, wenn ihm Ungarn die Fabrikatenausfuhr nach dem Orient auf seinen Eisenbahnen erschwert oder unmöglich macht, von der Donaustraße nicht profitieren kann, weil der Fabrikatexport die allergrößte Raschheit des Transportes erheischt. Was ferner die Zolltarife betrifft, so wäre der ungarische Zolltarif eine hiebkräftige Waffe. Ungarn würde, indem es die österreichische Industrie trifft, seine eigene Industrie fördern und es würde seinen Bedarf an Industrieprodukten schließlich aus Deutschland so gut und nur anfänglich vielleicht etwas teurer erhalten wie aus Oesterreich. Oesterreichs Zollwaffe dagegen ist durchaus zweischneidiger Natur; es müßte, um Ungarn damit zu verwunden, seine eigene Bevölkerung mit Rohstoff- und Lebensmittelzöllen schwer belasten. Durch Erleichterung der Einfuhr aus dem Balkan würde das nur wenig zu verhindern sein: denn Oesterreich benötigt heute an Brotfrucht aus dem Auslande mehr, als Rumänien, Bulgarien, Serbien zusammengerechnet, zur Ausfuhr bringen. Ein Zollkrieg mit Ungarn würde voraussichtlich enden, wie der Zollkrieg mit Rumänien: mit der Einnistung des deutschen und englischen Handels in Ungarn und mit einer Verstärkung der protektionistischen Tendenz in beiden Ländern.

Naiv ist schließlich das Vertrauen darauf, daß wir einen Markt, der so lange in unserer Herrschaft steht, auch würden festhalten können, weil wir Ungarn kommerziell beherrschen. Als ob wir in der modernen Handelspolitik nicht Duzende Beispiele, und darunter einige eklatante in unserer eigenen hätten, daß unter gleichen, handelspolitischen Bedingungen ein wirtschaftlich und kommerziell tüchtigeres und kräftigeres Land, den Konkurrenten im Handumdrehen auszustechen vermag, auch wenn dessen Handelsbeziehungen noch so altherwürdig sind; eine „kommerzielle Herrschaft“ im technischen Sinne des Wortes aber gehört heute, wo alle wirtschaftlichen Tätigkeiten vollständig entpersönlicht sind und für Geld von jedermann in Dienst gestellt werden können, ins Reich der Phantasie!

Nun werden noch zwei andere Hoffnungen auf die Erlangung der handelspolitischen Aktionsfreiheit Oesterreichs gesetzt: Vergrößerung der anderweitigen, bezw. die Gewinnung neuer Absatzgebiete für die österreichische Fabrikatenausfuhr heißt die eine, Zollunion

mit Deutschland die andere. Auch diese beiden Hoffnungen werden im Lichte der Tatsachen hinschmelzen wie Butter in der Sonne.

III. Die Chancen Oesterreichs auf dem Weltmarkte.²⁾

Als Entschädigung für die im Falle einer Zolltrennung zu gewärtigende Zurückdrängung der österreichischen Fabrikatenausfuhr vom ungarischen Markte wird von den Zolltrennungs-Propagandisten insbesondere der Balkan sehr gelobt. Sehen wir uns die Dinge etwas näher an. Rumänien, Serbien und Bulgarien führten im Jahre 1900 zusammen Waren im Werte von zirka 302 Millionen Kronen ein; in diese Einfuhr, die zum größten Teile, zirka 90 Prozent, aus Fabrikaten besteht, teilt sich Oesterreich hauptsächlich mit England und Deutschland zu durchschnittlich ungefähr gleichen Teilen; es kommen auf Oesterreich-Ungarn zirka 103 Mill. Kronen, das sind zirka 33 Prozent der Gesamteinfuhr. Der Anteil Oesterreich-Ungarns war früher größer, nicht wegen der höheren Leistungsfähigkeit unserer Industrie, sondern, dank der Erbgesessenheit im Oriente, wegen der alten Beziehungen, die im Handel mit kommerziell weniger entwickelten Völkern neben dem Kostenpreis noch immer eine gewisse Rolle spielen. Diesen Vorsprung des früher gekommenen Wettbewerbers vor dem später gekommenen Wettbewerber haben die oben gekennzeichneten, ungarisch-agrarischen Tendenzen der gemeinsamen Zollpolitik zunichte gemacht. Ueberall hat sich, unterstützt durch eine geschickte, die österreichischen Interessen ausspielende Handelspolitik, die deutsche Industrie an die erste Stelle gesetzt und wir fürchten sehr, daß sie es verstehen wird, dieselbe zu behaupten. Dabei ist nicht zu übersehen, daß in der obigen Einfuhr Oesterreich-Ungarns nach dem Balkan, zirka 40 Prozent, also mehr als ein Drittel ungarische Waren enthalten sind, so daß sich der reine Anteil Oesterreichs an der Einfuhr des Balkans auf zirka 62 Mill. Kronen, etwa 20 Prozent der Gesamteinfuhr der genannten drei Länder reduziert.

Selbst wenn die österreichischen Industriellen sich jene Mühe um den Orient und den äußeren Markt überhaupt geben würden, an der sie es jetzt — wie erst jüngst wieder der als Handelsfachverständiger nach dem Oriente entsendete Professor Grunzel, der über den Verdacht einer Animosität gegen die Unternehmer gewiß erhaben ist, bestätigen mußte — allzusehr fehlen lassen; und selbst wenn die offiziellen, österreichischen Handelspolitiker künftighin flinker und schlagfertiger sein würden, als bei den letzten Handelsverträgen, was ihnen die Unordnung der inneren Politik allerdings unmöglich zu machen droht, selbst dann also dürfte die österreichische Industrie günstigstenfalls ihre Anteilsquote an der Einfuhr des Orients nur wieder allmählich erhöhen können. Daß die auf der relativ höchsten Stufe der Entwicklung stehende englische Textilindustrie, daß die ebenfalls einer Weltstellung sich erfreuende deutsche Metallindustrie, die überdies im Vorteile der billigen Seefrachten sind, durch

²⁾ Die folgenden Zahlenangaben sind den amtlichen Quellenwerken und dem „Oesterreichischen, wirtschaftspolitischen Archiv“ entnommen.

die österreichische Industrie überhaupt, oder auch nur in hohem Maße verdrängt werden kann, darf bezweifelt werden; die österreichische Industrie ist vielleicht in der Lage, schrittweise in dem Maße als das Absatzgebiet in Ungarn infolge des nun einmal nicht zu verhindernden Emporkommens einer eigenen Industrie daselbst, eingeengt wird — eine Engehung, die übrigens unserer Ueberzeugung nach bisher keine absolute, sondern nur eine relative war und bleibt und stark übertrieben wird — im Orient und auf anderen Märkten vorzubringen; nimmermehr dürfte der österreichische Export imstande sein, für eine so jähe und starke Einbuße, wie sie mit einer Zolltrennung gegenwärtig voraussichtlich verbunden wäre, Ersatz zu bieten.

Und angenommen den unwahrscheinlichen Fall, daß Oesterreich auf dem Balkan in derselben Proportion vordringen würde, als es aus Ungarn zurückgedrängt wird, so überlege man, daß im Jahre 1901 die Fabrikaten-Ausfuhr nach Ungarn, Zucker abgerechnet, zirka 770 Mill. Kronen, die Gesamtausfuhr nach den genannten Balkan-Ländern, Zucker abgerechnet, den Statistiken dieser Länder zufolge zirka 100 Millionen Kronen betrug, daß 10 Prozent Verlust dort 77 Mill. Kronen, hier 10 Prozent Gewinn nur 10 Mill. Kronen bedeuten; davon ganz zu schweigen, daß in der Anpreisung des Arkanums-Export, eine Art nationalökonomischen Wunderglaubens an die Mobilität des Kapitals steckt, der heute, wo ein unverhältnismäßig großer Teil des Kapitals, in konstantem Kapital, in Maschinen zc. festliegt, ganz ungerechtfertigt ist, und davon, daß man die Qualitäts-Unterschiede zwischen Markt und Markt übersieht. Es genüge der flüchtige Hinweis, daß die Waren, die der vielfach noch auf der untersten Stufe der kulturellen Entwicklung stehende rumänische oder serbische Bauer, oder Chinese und Japaner kaufen kann, in Qualität und Preis doch sehr verschieden sind von jenen, welche in einem kulturell bereits auf relativ hoher Stufe stehenden Lande, wie Ungarn, abgesetzt werden können.

Beachtung verdienen schließlich bei Abwägung der Chancen des Vordringens der österreichischen Industrie auf dem Weltmarkte, die Produktionskosten, die Verkehrspolitik und vor allem die kommerzielle Technik des Exporthandels.

Die Produktionskosten sind in Oesterreich wesentlich höher, als in jenen Ländern, denen Oesterreich auf dem Weltmarkte Konkurrenz bieten muß, als insbesondere in Deutschland. Daß dies in manchen Fabrikationszweigen in Unterlassungsjünden der Unternehmer rücksichtlich der technischen Organisation der Produktion begründet ist, ist wahr; aber diese Ursache wird übertrieben und unzulässig auf jeden Fall ist ihre Verallgemeinerung. Hauptgründe sind, daß Oesterreich ein relativ armes Land ist und in einem solchen die Produktion immer weniger ergiebig und ungeachtet der niedrigeren Arbeitslöhne kostspieliger ist als im reichen Lande; daß die Fabrikation eine um ein Vielfaches höhere Steuerlast zu tragen hat, als die deutsche, daß ihre Entwicklung durch eine, die Assoziation des Kapitals, diesen mächtigsten Hebel der modernen kapitalistischen Produktion, erschwerende Steuergesetzgebung, durch die vom Minister-

präsidenten selbst mit aner kennenswerter Offenheit zugegebenen Mängel der gewerblichen Verwaltung gehemmt ist.

Schlimmer noch steht es um die Organisation der Verkehrspolitik, die als Mittel der modernen Wirtschaftspolitik, neben der Zollpolitik immer mehr an Bedeutung gewinnt und vielleicht schon ein wirksameres ist als die letzte. Schon die natürlichen Grundlagen der Verkehrspolitik sind in Oesterreich ungünstig. Oesterreich ist ein Kontinentalstaat; es besitzt nur einen schmalen Streifen Küste am adriatischen Meere, in ungeheurer Entfernung von den Zentren der österreichischen Industrie, eine Entfernung, welche auch durch die Tauernbahn nicht sehr stark und nur für gewisse Relationen abgekürzt werden wird, und einen einzigen Handelshafen, der eigentlich kein rechter Handelshafen ist, und mit dem Aufwande vieler Millionen kaum dazu gemacht werden kann. Der Anteil des direkten Seehandels an der Ausfuhr Oesterreich-Ungarns beträgt kaum 14 Prozent, in Deutschland dagegen zirka 40 Prozent, und was das für den Exporthandel bedeutet, begreift man, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Eisenbahnen heute dem Seewege gegenüber in die Rolle des alten Frachtwagens getreten sind. Hat doch Oesterreich jene Verdrängung aus dem Orient nicht zum wenigsten auch dem Umstande zuzuschreiben, daß die Konkurrenten den billigeren Seeweg benützen können!

Oesterreich hat kein Wasserstraßennetz. In Deutschland entwickeln sich 25 Prozent des Güterverkehrs auf den unvergleichlich billigeren Wasserstraßen ab, in Oesterreich kaum 5 Prozent; die Folge davon ist, daß die österreichischen Eisenbahnen sich für die Unrentabilität des Transportes von schweren Massengütern an den Fabrikattarifen schadlos halten und gleichwohl noch passiv sind. Der Donau-Oberkanal — der übrigens noch in weiter Ferne ist — wird dieses Verhältnis nicht sehr stark verändern.

Nicht besser als um die natürlichen, nicht, oder nur wenig und allmählich veränderlichen Grundlagen der Verkehrspolitik, steht es um die wirtschaftlichen. Wir erinnern an Bekanntes, wenn wir feststellen, daß die wichtigsten Bahnen bei uns Privatbahnen sind, was eine den Export unterstützende, zielbewusste, staatliche Tarifpolitik, wie sie die ungarische Industrie emporbringt, unmöglich macht und bewirkt, „daß in Oesterreich die Industrie in der Hand des Verkehrs ist“, während in anderen Ländern der Verkehr in der Hand der Industrie steht. Für 10.000 kg Hohlglaswaren wurden, einem Berichte der Brünner Handelskammer zufolge, bezahlt:

In Oesterreich auf der Strecke Wien—Triest—Smyna, bei einem Durchlaufe von 584 km fl. 3.31, in Ungarn bei einem Durchlaufe von 589 km in der Richtung nach dem Orient fl. 1.47.

So ist es um die sachlichen Faktoren der österreichischen Exportpolitik bestellt. Und die persönlichen Faktoren? Da steht es noch schlechter.

Ein kräftiger Handelsstand fehlt in Oesterreich; die Verwandlung von industriellem Kapital in Handelskapital vollzieht sich nur sehr langsam. Daran ist nicht nur Schuld, daß die Fabrikanten zu teuer

produzieren, daß die Profitrate von Haus aus zu klein ist, als daß davon noch etwas für den Handel erübrigte, weshalb der Unternehmer daher immer nur dort bestehen kann, wo er mit Umgehung des Handels direkt an den Produzenten herantreten kann, sondern das Fehlen der Entwicklungsbedingungen für einen großen Seehandel. Der Binnenhandel gibt heute keinen Raum mehr für den Betrieb eines ausgedehnten und rentablen Warenhandels.

Der Umschlag des Warenkapitals liegt also zumeist nicht in den Händen des berufsständischen Handels, sondern der Produzenten selbst, der Fabrikanten. Diese mangelhafte Berufsteilung zwischen Exporthandel und Exportindustrie hat die zweifach nachteilige Wirkung, daß in jenen Industrien, welche für den Export arbeiten, immer ein mehr oder weniger bedeutender Teil des Kapitals der Produktion entzogen und in der Zirkulation festgehalten wird — man denke nur an die Beträge, die unsere Industrie in ihren Orientabsatzgebieten zuweilen langfristig ausstehen hat — und daß die Technik unseres Exporthandels den Anforderungen des Weltmarktes nicht gewachsen ist und, wie wir fürchten, nicht so bald in hohem Grade gewachsen sein wird.

Man hat dies oft mit mangelnder Berufsbildung in Zusammenhang bringen wollen. Das ist unrichtig. Es gibt unter den österreichischen Unternehmern auch viel Leute mit guter beruflicher Bildung. Aber hier gilt es nicht Bildung allein, sondern kaufmännischen Instinkt und es hat den Anschein, als ob dieser wie unserer Bevölkerung überhaupt, auch dem Unternehmertum mangelte. Eine der Ursachen davon, eine gegenständliche, haben wir schon gestreift. Die geographische Lage Oesterreichs, der Mangel einer ausgedehnten hafenreichen Seeküste, das Fehlen der kommerziell erzieherischen Wirkung eines kräftigen Seehandels. Mit der Erwerbung von Saloniki, würde die kaufmännische Kapazität Oesterreichs gewiß mit einem Ruck weiter vorwärts gebracht werden als durch die Gründung weiterer Handelsschulen in Jahrzehnten, so wenig wir den Wert und die Bedeutung dieser Bildungsstätten unterschätzen wollen.

Eine andere äußere Ursache ist die Unvollkommenheit der Kreditorganisation. Es fehlt an kleineren und mittleren Kommerzbanken, wie sie den Lebensnerv des englischen Handels bilden, an Banken, welche sich speziell die Pflege des kommerziellen Kredits angelegen sein lassen. Will man einen symptomatischen Beweis dafür, so ist er in den immer wieder ventilierten Projekten der Gründung einer Exportbank durch die Regierung gegeben.

Die Schwäche und relative Kleinheit des inneren Marktes, welche die Produktion des wichtigsten Konkurrenzvorteiles auf dem Weltmarkte, der Möglichkeit der Spezialisierung beraubt — wir erinnern nur an die Maschinenindustrie — sei hier nur nebenbei erwähnt. Dagegen muß ein Hindernis inponderabler Natur besonders hervorgehoben werden. In Oesterreich herrscht nicht bloß Kapitalmangel, es fehlt in der Bevölkerung in hohem Maße gleichsam auch die psychologische Disposition für den Kapitalismus.

Wir wollen uns hier nicht auf rassenpsychologische Erörterungen einlassen: soviel steht fest, daß der Geist, der unser gesamtes Wirtschaftsleben durchbringt, nicht der des Kapitalismus ist, nicht sein kann, weil in der Bevölkerung in ungebrochener Vitalität weiterlebt: der Geist des Kleinbürgers, des Handwerkers; Kleinbürgers wirtschaftlicher Maßstab ist aber heute wie vor 100 Jahren: die Nahrung. Gewinnen ist ihm gleichbedeutend mit unredlichem Erwerb, neidisch und mißgönlich blickt er auf den erfolgreichen Unternehmer und wie häufig leistet ihm darin der aus kleinen Verhältnissen stammende Bureaufkrat Sukkurs.

Und dieser Handwerkergeist beherrscht auch den österreichischen Unternehmer; es fehlt ihm, wie schon früher erwähnt, nicht so sehr an beruflicher Bildung, wie an dem, was den kapitalistischen Unternehmer unserer Zeit eben zum Unternehmer macht: an Weite des Blicks, an Mut des Wagens, an spekulativem Sinn. Auf erzieherischem Wege ist diese Geistesverfassung kaum wirksam zu ändern, weil die Ursachen bestehen bleiben; in dem städtearmen Oesterreich ist die industrielle Großbourgeoisie kein genügend kräftiger Faktor der Wirtschaftspolitik. Das Kleinbürgertum bildet die breite Schicht der Bevölkerung, seine wirtschaftlichen und sozialen Anschauungen geben der österreichischen Wirtschaftspolitik vielfach die Richtung.

IV. Die Zollunionsprojekte.

Nach der Theorie der klassischen Nationalökonomie, wie sie insbesondere Riccardo formuliert hat, herrscht in der internationalen Handelspolitik reine Harmonie. Freier Handel bewirkt eine internationale Arbeitsteilung auf der Grundlage, daß jeder Teil die Waren erzeugt, die er billiger erzeugen kann als die übrigen Teile, und daß alle Teile wechselseitig ihre Produkte willig von einander annehmen.

In dieser Theorie widerspiegelt sich die damalige Verfassung der Weltwirtschaft. England ist noch das einzige Land mit kapitalistischer Großindustrie: Die Völker kaufen seine Fabrikate und bezahlen und überzahlen sie mit Rohstoffen und Lebensmitteln und England sieht darin einen durch die Natur zum Heile Englands und der Welt für alle Ewigkeit eingelegten Zustand.

In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts änderte sich das Bild allmählich. Der Industriekapitalismus hält seinen Siegeszug auch auf dem europäischen Kontinent und schließlich in den Vereinigten Staaten. Die Agrarländer sind durch Züchtung eigener Industrie bemüht, zunächst sich von dem Helotismus gegenüber den Industrieländern zu emanzipieren, weiterhin aber selbst „Industriestaaten“ zu werden, d. h. unter Preisgebung der weniger profitablen Produktionsrichtung, der Landwirtschaft, sich auf die Erzeugung von Fabrikaten zu spezialisieren, aus der Reihe der Ausgebeuteten in die Reihe der Ausbeutenden auf dem Weltmarkt einzutreten.

Aber mit jedem Lande, das neu in die Phase der industriekapitalistischen Entwicklung eintrat — und das eiserne Gesetz der kapitalistischen

listischen Produktionsweise, der Profit, nötigte die Industrieländer, diesen Prozeß in ihren eigenen Absatzgebieten überall anzuregen und zu beschleunigen, „ihr eigener Totengräber zu werden“ — mit jedem neuen Konkurrenten auf dem Weltmarkte wurde die charakterisierte Spezialisierung auf dem europäischen Kontinent immer schwieriger.

Als das bedeutendste „Nahrungsland“, als die Vereinigten Staaten von Amerika sich mit verblüffender Rapidität in ein Industrieland verwandelten, als zu der landwirtschaftlichen Konkurrenz Amerikas die Industriekonkurrenz trat und der europäischen Industrie den Absatz nicht nur in den Vereinigten Staaten selbst mehr und mehr erschwerte, sondern sie auch auf dem übrigen Weltmarkte und schließlich im eigenen Besitzstande, auf dem „inneren Markte“, bedrohte, da trat an die Stelle des handelspolitischen Ideals der klassischen Nationalökonomie vom freien Handel naturgemäß das der Abschließung, der wirtschaftlichen Autarkie.

Das Streben nach Expansion, nach Vergrößerung des Absatzes auf dem Weltmarkte, tritt zurück gegenüber dem nach Sicherung und Ausweitung des inneren Marktes. Das handelspolitische Ideal der Freihandelschule, der Export-Industrialismus, wird abgelöst von dem Ideal des wirtschafts-autarkischen Landes, des Landes, dessen Wirtschaft in sich selbst ruht.

Die Voraussetzungen für die Erfüllung dieses Ideals der Autarkie sind heute nur in drei mächtigen Staaten gegeben: in den Weltreichen Großbritannien und Rußland, in höchstem Maße aber in den Vereinigten Staaten von Amerika. Sie verfügen über reiche Bodenschätze, dehnen sich über alle Zonen aus und erzeugen, oder sind innerhalb ihres eigenen Wirtschaftsgebietes, oder doch innerhalb des Reiches ihrer Staatsgewalt, zu erzeugen imstande alle Rohstoffe, deren ihre Industrie, und alle Lebensmittel, deren ihre Bevölkerung bedarf. Was Wunder, daß sich diesen großen Wirtschaftsgebieten gegenüber mit ihrem ungeheuren Bodenskapital und Menschenreichtum, mit den „unbegrenzten Möglichkeiten“ die relativ kleinen europäischen Staaten in einem Zustande der Schwäche sahen. In diesem haben die verschiedenen Projekte von europäischer Zollunion, gemeinsamer Abwehr der amerikanischen Gefahr ihren psychologischen Ursprung.

Einer derjenigen Staaten, in welchem diese Pläne zuerst aufgegriffen worden sind, ist Oesterreich-Ungarn und hier wiederum zuerst Ungarn. Die Geschichte der Idee einer Zollunion kann hier nur notdürftig skizziert werden. Ende der Siebzigerjahre, als die ungarische Landwirtschaft die Konkurrenz der Vereinigten Staaten auf dem Weltmarkte bereits recht stark zu verspüren und von ihr aus dem deutschen Markte hinausgedrängt zu werden begann, war es der ungarische Abgeordnete von Bausznay, der Bismarck den Plan einer solchen Zollunion vorlegte. Bismarck lehnte — bei seinen bekannten Anschauungen über Oesterreich, möchten wir beinahe sagen, selbstverständlich — ab. Ebenso lehnte er einen zweiten Vorschlag rundheraus ab, den ihm in der Mitte der Achtzigerjahre Kalnoky gemacht hat. In Ungarn flaute das Interesse an der Sache in dem Maße ab, als rasch

die wachsende Konsumkraft des österreichischen Marktes Ersatz für den Verlust der anderweitigen Märkte bot.

In der österreichischen Geschichte war das Projekt einer Zollunion schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einmal dagewesen; allerdings mit wesenverschiedenen Zwecken. Den österreichischen Handelsminister Baron Bruck bestimmten in seinen Bestrebungen, Oesterreich in den deutschen Zollverein zu bringen, nicht wirtschaftliche, sondern politische Machtinteressen; Oesterreich sollte die verloren gegangene Vorherrschaft in Deutschland wiedergewonnen werden. Das Ende dieser Bestrebungen ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt: Durch eine energische und geschickte Verzögerungspolitik wußte Preußen, das an der Spitze des Zollvereins stand, den Rivalen auszuspielen, den Eintritt Oesterreichs in den Zollverein zu vereiteln. Bruck fand sich — vorläufig, wie er damals meinte — mit der Situation ab und schloß im Jahre 1853 einen Handelsvertrag mit Preußen. Das Jahr 1866 besiegelte dann das Schicksal der politischen Zollvereinsidee endgültig.

Dem Gedeihen von wirtschaftlichen Zollunionsprojekten aber war die handelspolitische Atmosphäre, wie sie von da ab bis zur Ära Caprivi bestand, keineswegs günstig; Bismarcks Handelspolitik kannte keine Schonung für Oesterreich, und dieses schlug zurück, so kräftig es das freihändlerische Ungarn nur immer zuließ. Erst die Ära Caprivi gaben der Idee einer wirtschaftlichen Union Nahrung und Anfang 1900 wurde von dem Vorsitzenden der Gesellschaft österreichischer Volkswirte, Professor von Philippovich, die Frage eines engeren Zoll- und Handelsbündnisses mit Deutschland zur Diskussion gestellt. In den Verhandlungen, die sich an das Referat, das Professor Grunzel erstattete, angeschlossen, wurde auch des Breiteren über das Projekt einer Zollunion debattiert. Es kann hier auf die interessanten Ergebnisse der Diskussion nicht näher eingegangen werden. Sie machten die unüberwindlichen praktischen Hindernisse offenkundig, die sich einer Zollunion gegenüberstellen.

Bemerkenswert ist, daß in Oesterreich auch hochoffizielle Kreise mit dem Projekte einer „europäischen Zolleinigung“ nicht nur sympathisierten, sondern ihr, mit ganz offen gegen die Vereinigten Staaten gerichteter Spitze, auch öffentlich Ausdruck gaben. Welches Interesse gerade Oesterreich hat, die Initiative zu einem gegen die Vereinigten Staaten gerichteten handelspolitischen Vorgehen zu ergreifen, ist allerdings nicht einzusehen. Unser Gesamthandel mit den Vereinigten Staaten beträgt im Jahre 1900 zirka 190 Millionen Kronen; von unserer Gesamtausfuhr entfallen zirka 1·7 Prozent, von unserer Gesamteinfuhr 7½ Prozent auf den Handelsverkehr mit der Union. Von diesen 7½ Prozent sind aber gut 5 Prozent Kolonialprodukte, die bei uns nicht wachsen, wie Baumwolle z., in Fabrikaten dagegen ist unser Handelsverkehr mit Amerika stark aktiv! Eine Verdrängung unserer Volkswirtschaft durch die Vereinigten Staaten gehört somit ins Reich der Phantasie.

Ganz anders liegen die Dinge für das Deutsche Reich. Sein

Handel mit Amerika ist sehr bedeutend; er beträgt im Jahre 1900 insgesamt zirka 1706 Millionen Kronen, und an seiner Gesamteinfuhr sind die Vereinigten Staaten mit zirka 17 Prozent, an seiner Gesamtausfuhr mit zirka 10 Prozent beteiligt. Die Basis dieses Handelsverkehrs war ursprünglich die, daß Deutschland Nahrungsmittel und Rohstoffe aus Amerika bezog und diese mit Fabrikaten bezahlte, und war, solange dies glatt ging, günstig für Deutschland; sie verschob sich in dem Maße zu seinen Ungunsten, als die Vereinigten Staaten, industriell sich entwickelnd, sich gegen die Einfuhr von Fabrikaten zur Wehr setzten, während Deutschland einen immer wachsenden Teil seines Nahrungsmittel- und Rohstoffbedarfes vom Auslande beziehen muß. Man sollte also meinen, daß, wenn irgend jemand in Europa in der Frage der Zollunion die Initiative zu ergreifen berufen wäre, das Deutschland ist. Die deutschen Handelspolitiker sind aber vorsichtige Realpolitiker; sie hüten sich vor einem Kriegszustand gegen die Vereinigten Staaten, in welchem sie in Anbetracht der ungleichen Kraft der zollpolitischen Waffen aller Voraussicht nach den Kürzeren ziehen müßten.

Nur gelegentlich des Abschlusses der Dezemberverträge, in denen Oesterreich eine Reihe von Zollermäßigungen auf Fabrikate um das Einsengericht einer Ermäßigung der Getreidezölle an Deutschland hingegeben hatte, die sich als wertlos erwies, weil sie späterhin im Wege der Meistbegünstigung auch unseren Konkurrenten eingeräumt wurde, ja Deutschland direkt den Vorteil verschaffte, günstige Handelsverträge mit den für die österreichische Industrie so wichtigen Balkanländern abzuschließen — nur damals war im deutschen Reichstag eine etwas wärmere Tonart angeschlagen worden, was die Hoffnungen in Oesterreich ermutigt hat, bis sie dann der neue deutsche Zolltarif grausam zerstörte. Die Zollunion ist also ein Traum und wird es wohl auch bleiben. Die nationalen Wirtschaftsgebiete in Europa weisen trotz vieler Ähnlichkeiten der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Struktur doch eben zu tiefgreifende Unterschiede und Gegensätze in diesen Punkten auf, als daß sie im Wege einer Zollunion unter einen Hut gebracht werden könnten. Derartige Gegensätze können nur niedergezwungen werden von einem starken autoritatistischen Willen wie in Rußland, vielleicht auch — die Zukunft wird es lehren — von einem blendenden politischen Machtgedanken, wie es der des britischen Imperiums ist.

Ob früher oder später wenigstens wieder eine stärkere handelspolitische Annäherung Oesterreichs an Deutschland stattfindet, ist vom Standpunkte Oesterreichs gar nicht zu beurteilen. Denn Oesterreich, bezw. Oesterreich-Ungarn ist in politischer und wirtschaftspolitischer Beziehung zu schwach, um in der europäischen Handelspolitik irgendwie richtunggebend zu wirken. Die Annäherung wird also stattfinden, wenn das Interesse des Deutschen Reiches sie diktiert. Daß dies der Fall sein könnte — etwa um die Vereinigten Staaten zollpolitisch gefügiger zu machen — ist nicht ausgeschlossen; es dürfte aber ebensowenig zögern, den Helfer wieder fallen zu lassen, wenn

der Zweck dadurch besser erreicht wird, denn in Deutschland macht man, wie gesagt — Realpolitik.³⁾

So also ist es um die Zollunion mit Deutschland beschaffen — heute, bei gemeinsamem Zollgebiet mit Ungarn: Unter der Voraussetzung eines Oesterreich ohne Ungarn aber verliert sie für Deutschland auch viel von ihrem Reiz; denn die ungarische Lebensmittel- und Rohstoffproduktion ist ja gerade die Ergänzung seines Wirtschaftsgebietes, die Deutschland nötig hat, und wir fürchten, daß soweit das wirtschaftspolitische Moment dabei in Frage kommt, Ungarn mehr Chancen für eine Zollunion oder einen engen Zollanschluß an das Deutsche Reich hat als Oesterreich.

Schlußbetrachtung.

Ist die Auflösung des Zoll- und Handelsbündnisses mit Ungarn zu wünschen oder zu fürchten? Ist sie aufzuhalten? Auf diese beiden Fragen hat unsere Untersuchung Antwort zu geben.

Die erste Frage beantwortet sich aus den vorangegangenen Ausführungen von selbst. Oesterreich hat für den ungarischen Markt schwere Opfer gebracht, und es wäre töricht, auf den Preis solcher Opfer leicht hin zu verzichten, wenn anders man es vernünftig nennen will, daß der Gläubiger den Zahlung weigernden Schuldner freiwillig aus dem Schulbverhältnisse entläßt und ihm noch etwas herauszahlt. Es wäre unbesonnen, in Anbetracht der augenblicklich geringen Tauglichkeit unserer wirtschaftspolitischen Rüstung für den Kampf auf dem Weltmarkt: für das Rezept, den Jaghaften schwimmen zu lehren, indem man ihn ins Wasser wirft, mag sich in dem vorliegenden Falle begeistern, wer den Mut hat, die aufgezeigten Defekte und Schwächen österreicher Wirtschaftsorganisation und Wirtschaftspolitik zu ignorieren oder für im Handumdrehen abstellbar zu halten und sich dem Gewicht der von uns vorgebrachten handelspolitischen Bedenken zu verschließen. Es ist wahr, der Ausgleich, der gegenwärtig seiner Erledigung harret, ist ungünstig für Oesterreich; wenn uns auch eine genaue Einsicht in das Maß der Opfer, die er uns auferlegt, fehlt — eine gründliche Studie über den Ausgleich wäre noch erst zu schreiben — so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß wir weit mehr geben als empfangen; aus welchen Gründen haben wir bereits auseinandergelegt: infolge der politischen Schwäche Oesterreichs. An die Zauberformel aber zu glauben, daß diese von selbst verschwinden werde, wenn heute oder morgen der selbständige ungarische Staat errichtet, die Personalunion an die Stelle der Realunion getreten ist, sind wir nicht optimistisch genug; die Aenderung in der wirtschaftlichen Position Oesterreichs würde voraussichtlich eine rein

³⁾ Während diese Zeilen in Druck sind, geht durch die deutsche Presse die Mitteilung von der geplanten Gründung eines „mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins“. Die Projektanten desselben lehnen in ihrem Programm Zolleinigungsbestrebungen ausdrücklich ab.

formale sein; an die Stelle eines schlechten Ausgleichs tritt ein schlechter Handelsvertrag.

Und nun zur zweiten Frage: Läßt sich die Auflösung des Zoll- und Handelsbündnisses vermeiden, treibt nicht der Antagonismus der wirtschaftlichen und politischen Interessen die beiden Reichsteile unwiderstehlich auseinander?

Daß die wirtschaftlichen Gegensätze so stark seien, daß sie das Reich sprengen müßten, ist eine in den Tatsachen nicht begründete Phrase. Als Kronzeugen führt man die ungarischen Industrieförderungsbestrebungen; sie sollen Ungarn die Errichtung eines selbstständigen Zollgebietes aufzwingen, weil anders es eines wichtigen Industrieförderungsmittels entbehren müsse, des Erziehungszolles: als ob dieser das einzige Mittel wäre, welches der modernen Industrieförderung zu Gebote steht, als ob man niemals etwas von der ungarischen Tarifpolitik, von der Bevorzugung bei staatlichen Lieferungen, von Steuer- und anderen Begünstigungen gehört hätte, als ob man in Ungarn selbst den Vorteil, welchen der freie Zutritt auf den Markt eines kaufkräftigen großen Nachbarlandes für eine junge Industrie besitzt, nicht sehr gut einzuschätzen müßte! Kein Erziehungszoll könnte die ungarische Industrie so fördern, wie der freie österreichische Markt, von dem sie in noch viel weitgehendem Maße abhängig ist, wie die österreichische Industrie von dem ungarischen Markte. Das weiß niemand besser als der Magyare, und wer das alles schwarz auf weiß haben will, lese die Rede, die der derzeitige Handelsminister, der kluge Hieronymi, jüngst in Szatmar gehalten hat.

Aber, wird weiter eingewendet, durch die Industrieförderungsbestrebungen wird die österreichische Industrie allmählich aus Ungarn hinausgedrängt. Ungarn wird das Wirtschaftsbündnis aufrechtzuhalten nur solange ein Interesse haben, bis seine Industrie hinlänglich erstarkt ist; warten wir nicht bis Ungarn uns zu entbehren für gut finden wird, sondern kommen wir ihm zuvor. Kein anderes Schlagwort vielleicht hat in der Ausgleichsfrage so verwirrend gewirkt, wie dieses, das auf eine grenzenlose Ueberschätzung der ungarischen Industrie einerseits, auf nationalökonomischer Unbildung andererseits beruht. In der ungarischen Industrie sind den Ergebnissen der letzten Fabriksstatistik zufolge insgesamt etwa 260.000 Arbeiter und Angestellte beschäftigt, während die Zahl der in der österreichischen Textil-Industrie Beschäftigten allein etwa 400.000 beträgt. Von den insgesamt 2642 Fabriks-Betrieben in Ungarn beschäftigen 1656, d. s. mehr als 62 Prozent im Maximum 50 Arbeiter, 469 Betriebe, d. s. zirka 18 Prozent 51—100 Arbeiter. Und diese Industrie sollte unseren Absatz in Ungarn so sehr gefährden? Und wenn sie erstarkt — das Tempo wird jedenfalls kein sehr rapides sein können — bedeutet das wirklich Verdrängung für die österreichische Industrie? Lehrt nicht die Beobachtung der Tatsachen, daß die intensivste Entwicklung des Handelsverkehrs nicht von den Industrieländern zu den Agrarländern, sondern von den Industrieländern zu den Industrie-

länder n geht? ¹⁾ Unsere Fabrikatenausfuhr nach Ungarn wird vielleicht nicht in derselben Proportion zunehmen wie bisher, aber zunehmen wird sie. Und je kräftiger die Industrie in Ungarn wird, desto mehr gleichen sich die Interessen Ungarns in der äußeren Handelspolitik jenen Oesterreichs an. Wo bleibt da der unüberwindliche Antagonismus der wirtschaftlichen Interessen? Nein, das gemeinsame Wirtschaftsgebiet ist vernünftig; unvernünftig ist der schwerfällige, unbeholfene, politische Ausdruck dieser Gemeinsamkeit, der die beiden Reichshälften in der äußeren Handelspolitik aktionsunfähig zu machen droht, der ihnen die Wirtschaftsgemeinschaft verleidet — der Dualismus.

Die Frage, ob die Auflösung des gemeinsamen Wirtschaftsgebietes aufzuhalten sei, erledigt sich somit dahin: sie ist aufzuhalten, wenn es möglich ist, einen angemessenen politischen Ausdruck für die Reichseinheit zu finden. Ein Weg dazu ist in früheren Heften dieser Zeitschrift in lichtvoller Weise gewiesen worden; ob es ein gangbarer ist, ob die vorgeschlagene Lösung im Bereiche der politischen Möglichkeiten liegt, darüber müssen wir das Urteil Berufeneren überlassen. Für uns steht nur so viel fest, daß nur, wenn diese oder eine andere Lösung gelingt, wenn der Stachel des politischen Antagonismus aus diesem Verhältnisse gezogen wird, das an sich beiden Teilen so natürlich und nützlich ist, Oesterreich handelspolitisch und wirtschaftlich denkbar ist. Dann aber können die Vorstellungen eines alten österreichischen Merkantilisten, des klugen Hörnigl, sich erfüllen, der vor mehr als einem Jahrhundert in einer kleinen, aber an nationalökonomischer Weisheit reichen Schrift das „Uebergewicht der habsburgischen über die anderen europäischen Staaten“, gerade aus der Fülle von Gegensätzen begründet, „da von den aneinandergrenzenden Erbkönigreichen und Ländern eines des anderen Mangel und Notdurft mit seinem Ueberfluß ersetzen kann, so daß sie sich mit Zug rühmen könnten, woferne einigem Staate in Europa es fürwahr ihnen zukommen müßte, beinahe wie eine kleine Welt in sich selbst zu bestehen . . .“. Darin, in der auf dem Fortbestande des gemeinsamen Wirtschaftsgebietes begründeten Autarkie und nicht in chimärischen Export- und Zollvereinsprojekten liegt die Zukunft und das Gedeihen Oesterreichs und der arbeitenden Bevölkerung in diesem Staate.

Der Fall Dippold und die österreichische Rechtsprechung in Mißhandlungsfällen.

Von M. P. S.

Der im Oktober v. J. vor dem Bayreuther Schwurgerichte verhandelte Fall Dippold nahm das Interesse unserer an Sensationen wahrlich nicht armen Zeit über das gewöhnliche Maß in Anspruch. Fast die gesamte deutsche Presse widmete denn auch diesem Falle die weitgehendste Behandlung und zog daraus mehr oder minder beachtens-

¹⁾ Vergl. Philippovich, Die Handelspolitik Oesterreich-Ungarns und jene Oesterreichs. In der Zeitschrift für Sozialpolitik, Verwaltung etc.

werte Deduktionen. Die über Dippold ausgesprochene achtjährige Zuchthausstrafe, welche ohne Vorhandensein irgendwelcher mildernden Umstände mit 7 Jahren unter dem zulässigen Maximum blieb, entsprach der allgemeinen Empfindung keineswegs, noch weniger der der zeitgenössischen Klassenjustiz entsprechende Schutz, welchen Gericht und Anklagebehörde in diesem Falle den Eltern des zu Tode gemarterten Knaben angedeihen ließen.

Daß Dippold seiner Missetaten vollbewußt, in gesetzlichem Sinne also zurechnungsfähig war, stand außer Zweifel, wenn er auch alle Merkmale des Sadisten zeigte. Wenn ein ähnlicher Prozeß in 100 Jahren spielen sollte und der Kulturbesen das Pensum eines weiteren Säkulums geleistet haben wird, dann dürften wohl kriminelle Irre oder Unholde à la Dippold in speziellen, für diese Klasse Menschen bestimmte Detentionsstätten für immer unschädlich gemacht werden, anstatt daß man sie in 8 Jahren wieder auf die Menschheit losläßt. Dann dürften aber auch Eltern à la Koch eine Strafe erleiden, die wenigstens alle schmachvollen Merkmale des heutigen Zuchthauses an sich tragen wird.

Wohl schwerlich dürfte man in Oesterreich bei der Lektüre der Bayreuther Verhandlung in den beliebten Ausruf eingestimmt haben: „Das kann bei uns nicht vorkommen“. Sind doch die Fälle, die wir schaudernd miterlebt, noch in allzu frischer Erinnerung, und aus den Zeitungen ersehen wir ja leider täglich, daß ähnliche Fälle nicht verschwinden. Nur wenige Leute dürften aber auf den Gedanken gekommen sein, sich zu fragen, ob Dippold nach österreichischem Gesetze auch nur annähernd eine so empfindliche Strafe erlitten hätte wie in Bayreuth.

Unsere Rechtsprechung in Mißhandlungsfällen, die zwischen Galgen — siehe Fall Hummel — und einem Verweise pendelt, hat gerade hier eine Rechtsunsicherheit geschaffen, wie sie auf keinem anderen Gebiete herrscht. Ganz irrtümlich ist die Bevölkerung der Ansicht, als ob die Kindermißhandlungsfälle durch die in den letzten Jahren erfolgten Rettungsaktionen oder Erlässe erheblich schärfer bestraft würden. Der ganze Unterschied gegen früher besteht lediglich darin, daß in vereinzelten allzu trassen Fällen das Kind an eine der bestehenden Anstalten abgegeben werden kann, während man früher, angesichts der Unmöglichkeit, das Kind unterzubringen, sich um das Kind nicht kümmerte und es fast immer bei seinen Peinigern beließ. Wenn wir nur einige Urteile in Mißhandlungsfällen während der letzten Jahre betrachten, so wird einem sofort klar, daß der § 413 unseres Gesetzes, welcher bei der erstmaligen Mißhandlung den „Vorhalt der Lieblosigkeit“, beim zweitenmal den „Verweis“ anordnet und erst für den dritten Fall die „Bedrohung mit der Wegnahme des Kindes“ — nicht die tatsächliche Wegnahme selbst — „in Aussicht stellt“, jeder menschlichen Empfindung und Erfahrung geradezu Hohn spricht. Statt von der Latitube des § 415 unbedingt Gebrauch zu machen, nach welcher die Wegnahme des Kindes sofort angeordnet werden kann, „wenn bei dem ersten Mißhandlungsfalle hervorgeht, daß die Gemütsart der Eltern so beschaffen wäre, daß für das Kind weitere Gefahr zu besorgen stünde“ — eine Gefahr, die bei Mißhandlungsfällen zu mehr als 95% der Fall ist

— geschieht dies fast nie. Der Grund hiefür liegt nicht nur in der schablonenhaften Buchstabenreiterei oder in der Herzlosigkeit unserer Richter, sie ist vielmehr bei dem materiellen Bedenken des Richters zu suchen, welcher darauf Rücksicht nimmt, daß ein Kind, falls es mittellosen Eltern abgenommen wird, der Erziehung aus öffentlichen Mitteln anheimfällt. Diesem letzteren Bedenken begegnen nun in Wien die spärlich vorhandenen Kinderschutz-Institutionen in den allerkrassesten Fällen, doch kann von einer allgemeinen Paralysierung jener materiellen, richterlichen Bedenken im Gesamtgebiete der Monarchie ebenso wenig gesprochen werden, wie von einer veränderten, der menschlichen Empfindung mehr Rechnung tragenden Rechtsprechung. Würde es sich um die Zumutung handeln, daß der Richter sein Portemonnaie einem Menschen anvertrauen solle, der einmal in seinem Leben ein paar Gulden gestohlen hat, er würde sie sicherlich mit Entrüstung von sich weisen. Hier aber, wo nicht nur das einfachste Menschengefühl, sondern ebenso das Interesse des Staates an seinen zukünftigen Bürgern einem sagen sollte, daß man schutzlose Kinder den mißhandelnden Peinigern entreißen muß, werden jene armen Geschöpfe trotz der erfahrungsgemäß eminentesten Wiederholungsgefahr direkt neuen Martern ausgesetzt. Die §§ 414 und 415 unseres Strafgesetzes sind geradezu ein Freibrief für weitere Mißhandlungen, denn die Gerichte sprechen eine größere Strafe oder gar die Wegnahme des Kindes erst dann aus, wenn es entweder schon zu spät ist oder die Kinder an Geist und Körper für ihr Leben gebrochen sind.

Auch die dem gerichtsarztlichen Gutachten dienende Unterlage des § 413 („daß der Gezüchtigte am Körper Schaden nehmen muß“) trägt gerade dazu bei, die Opfer den raffiniertesten, nicht konstatierbaren Qualen auszusetzen. Brutale, schlaue Eltern, die das Gesetz nur zu gut kennen, martern deshalb ihre Kinder derart, daß der Arzt die Spuren nicht nachzuweisen in der Lage ist, und gebrauchten Mittel, die nur die blutrünstigste Phantasie auszudenken vermag. Man denke nur an die wenigen, in der Öffentlichkeit bekannt gewordenen Fälle! In einem Falle zwickte eine Mutter ihrem Kinde die Finger und Geschlechtsteile in der Türe ein, so daß das Kind, wie spätere Zeugen aussagten, vor Schmerz ohnmächtig wurde. Der Arzt konnte aber bei der einige Tage später erfolgenden Anzeige und Untersuchung begreiflicherweise nichts mehr konstatieren. In einem anderen Falle wurde erst bei der Sezierung der Leiche entdeckt, daß der Schädel des Kindes gesprungen war. Dadurch kam man erst darauf, warum das Kind so jämmerlich geschrien hatte. Die Mutter des betreffenden Kindes hatte ihm nämlich eine Gummischnur um Stirn und Hinterhaupt gezogen. So oft nun der zur Befundung der aufgewandten Pflege wiederholt, und zwar für eine bestimmte Stunde bestellte Arzt kam, war keine Spur der Einschnürung äußerlich mehr zu sehen.

Aber auch den schauderhaftesten, sichtbaren Mißhandlungen gegenüber kann der Arzt angesichts des antiquierten Wortlautes unseres Gesetzes und bei der gegebenen Fragestellung an die Sachverständigen oft nicht zugeben, „daß der Gezüchtigte am Körper Schaden genommen

hat". Selbst sehr humane Aerzte konnten apodiktisch nicht mit „Ja“ antworten, zumal wenn das Gesetz so interpretiert wird, als ob der Gezüchtigte längere Zeit Schaden leiden mußte. Dies führt mich auf das Gutachten der deutschen Aerzte im Falle Koch-Dippold zurück, welches hinsichtlich des Kausalnexus zwischen Mißhandlung und Tod in einer so klaren Form abgefaßt war, wie es an der Hand der österreichischen Gesetzesbestimmungen sicherlich nicht erfolgt wäre. Sagte doch das Gutachten:

„Diese unmenschlichen Mißhandlungen bewirkten zahlreiche Blutergüsse in die Gewebe, wodurch die Menge des in den Adern kreisenden Blutes erheblich vermindert wurde. Infolgedessen ist Blutleere in den inneren Organen entstanden, die deren Leistungsfähigkeit herabsetzten. Die beginnende eitrige Zersetzung der Blutvenen bewirkte ferner durch Ueberführung eitriger Stoffe eine Art Blutvergiftung und so ist Heinz Koch an allgemeiner Erschöpfung seiner Lebenskraft gestorben“.

Da es nun sehr zu bezweifeln ist, daß in einem Falle Dippold, wenn er in Oesterreich gespielt hätte, ein ähnliches, den Zusammenhang zwischen Tod und Mißhandlung so klar zum Ausdruck bringendes Sachverständigen-Gutachten abgegeben worden wäre, so hätte man die Anklage im besten Falle nach § 155 auf „schwere körperliche Beschädigung“ erhoben, in welchem Falle dann eine höchstens 5jährige Kerkerstrafe die Folge gewesen wäre. Hätten aber unsere ärztlichen Sachverständigen „Lebensgefahr“ oder „eine Gesundheitsstörung von mindestens 30tägiger Dauer — worunter manche Sachverständige Spitalpflege verstehen wollen — nicht erblickt oder die Mißhandlung nicht „als mit besonderen Qualen für den Verletzten verbunden“ betrachtet, so wäre die Anklage nach § 413 (Mißhandlung) erhoben und im besten Falle eine 3monatliche Arreststrafe die Folge gewesen.

So mancher Leser dürfte hier den Kopf schütteln und dies nicht für möglich halten, ich will daher zum Beweis meiner Annahme und zur Illustrierung unserer Rechtsprechung folgende traurige kleine Blütenlese aus den in den letzten Jahren nur in Wien abgeurteilten Kindermißhandlungsfällen zitieren, bei denen sicherlich alle Merkmale schwerer körperlicher Beschädigung und seelischer Zerrüttung — vor allem die „besonderen Qualen“ — zutrafen.

1. Am 16. Mai 1900 hatte sich das Bezirksgericht Währing mit der 25jährigen Wagnergehilfensgattin Antonie Drummel zu befassen, die — wie der Bericht der Gerichtsverhandlung sagte — wahre Folterqualen für ihr 2½ Jahre altes Kind Hildegard erlitt. Zweimal wurde die Frau vom Gerichte zu einer längeren Arreststrafe verurteilt und es wurde ihr auf Einschreiten der Vormundschaftsbehörde das Kind abgenommen. Trotzdem folgte die Behörde das Kind wieder aus. Nicht lange sollte das Kind neuerlichen Qualen ausgesetzt sein, denn einige Wochen später, am 26. Februar, starb es im Karolinen-Kinderspital. Bevor Hildegard Drummel ins Spital kam, wurde gegen die Eltern bei der Polizei

eine Anzeige erstattet, daß beide die Kleine mißhandelt hätten. Kurz vor dem Tode soll der Vater Andreas Drummel das Kind bei den Haaren geschleift und zu Boden gestoßen haben, während die Mutter es wiederholt am Arme gepackt, es vom Sessel gerissen hatte, daß es zu Boden fiel. Da das Kind starb, leitete das Landesgericht gegen beide die Untersuchung wegen Verbrechens der schweren körperlichen Beschädigung ein. Die Leiche wurde obduziert und festgesetzt, daß das Kind an einer tuberkulösen Gehirnhautkrankheit verschied und daß der Tod auf die erlittenen Mißhandlungen nicht zurückzuführen ist. Die bei der Angeklagten wohnhaft gewesene Karoline Hatmanek erzählte, daß die Mutter das Kind im Monate Jänner wiederholt an den Haaren riß und es wuchtig zu Boden schleuderte; wenn es schon am Boden liegen blieb, prügelte sie es noch weiter. Der Schneidergehilfe Wilhelm Hatschel gab an, daß der Vater dem Kinde kurz vor dem Tode eine Ohrfeige gegeben habe, so daß es an den Rasten fiel. Der Richter erblickte in dem geschilderten Vorgehen der Angeklagten die Uebertretung gegen die körperliche Sicherheit und verurteilte beide Drummel mit Rücksicht auf ihre Vorstrafe zu 3 Wochen Arrest, ihren Mann zu 3 Tagen Arrest. Beide meldeten die Berufung an.

2. Die Goldarbeitersgattin Anna Hofbauer, die kurz vorher wegen Mißhandlung ihres 6jährigen außerehelichen Kindes zu K 20 Geldstrafe verurteilt worden war, stand am 30. Mai 1900 neuerlich wegen fortgesetzter Mißhandlung dieses Kindes vor Gericht. Der Polizeiarzt hatte auf Grund einer anonymen Anzeige das Kind untersucht und 15 blutunterlaufene Striemen an dessen Körper konstatiert. Als die herzlose Mutter zur Polizei zitiert wurde, rief sie: „Es schon recht, wenn's wieder vors Gericht kommt, wenigstens wird mir das Kind abgenommen.“ Die Beklagte hat, wie sich aus der Verhandlung ergab, das Kind wenige Tage vor der Verurteilung mit einem Prader schlagen wollen. Da rief das Kind: „Mutter, du darfst mich nicht schlagen, die Herren vom Gericht haben's ja gesagt.“ Darauf hin prügelte sie es erst recht durch. Eine Nachbarin gab als Zeugin an, daß sie hörte, wie die Angeklagte sagte: „Das Rabenvieh, den Hund muß ich noch erschlagen“. Ein anderer Zeuge sagte aus, daß die Angeklagte gesagt habe: „Wenn ich nicht das Gericht fürchten müßte, würde ich das Fenster aufmachen, damit das Vieh herunterspringt und hin wird.“ Der staatsanwaltschaftliche Funktionär beantragte eine exemplarische Bestrafung, das Gericht verurteilte Anna Hofbauer im Sinne der Anklage zu 3 Wochen Arrest!

3. Am 15. Mai 1901 wurde gegen den Universitätsdozenten Dr. Max Diez, Mitglied der k. k. Musikprüfungskommission, und gegen dessen Gattin die Anzeige erstattet, daß sie ihren 10jährigen Knaben derart martern, daß die nebenan wohnenden Parteien das Geheul des Kindes, das Tag und Nacht zu hören war, nicht mehr zu ertragen vermochten. Die von 2 Dienstboten des Diez'schen Ehepaares gemachten Aussagen waren für das angeklagte Paar so belastend, daß das Gericht beschloß, den gemarterten Knaben sofort der elterlichen Gewalt zu entziehen. Dr. Max Diez wurde zu

einer 10tägigen, seine Frau zu einer 7tägigen Arreststrafe verurteilt. Am 23. Juni wandelte die Ratskammer des Landesgerichtes über Berufung der Verurteilten in nicht öffentlicher Sitzung die Strafe um, indem sie die über Dr. Diez verhängte Arreststrafe in K 40 Geldstrafe und die der Frau Diez in K 10 Geldstrafe umwandelte. (Maßgebend für die Umwandlung waren die Folgen, welche der Verurteilte im Falle einer Arreststrafe in seiner Karriere zu erleiden gehabt hätte, anstatt daß man gerade bei einem gebildeten Menschen rücksichtslos mit exemplarischer Bestrafung hätte vorgehen sollen!)

4. Die Buchhaltersgattin Olga Vallé stand am 4. August 1902 vor dem Strafrichter des III. Bezirkes wegen Mißhandlung ihrer 23jährigen Stieftochter Hermencita. Auf deren Bitte hatte nämlich die Arbeitersgattin Karoline Höhnel bei der Polizei die Anzeige erstattet, daß das Mädchen wie eine Gefangene gehalten werde, hungern müsse und von der Stiefmutter in der grausamsten Weise mißhandelt werde. Die fortgesetzten Prügel hatten es bewirkt, daß das Mädchen bereits schwachsinzig geworden sei. Die Angeklagte bekannte sich teilweise für schuldig und behauptete, sie habe das Mädchen nur aus „Nervosität“ geprügelt. Die Zeugin Höhnel bestätigte, daß das Mädchen bei Nachbarn um Brot bettelte und auch alte Brotkrumen genommen habe, die sie in Wasser weich machte. Die Mißhandelte bekam so viel Prügel, daß sie am ganzen Körper grün war. Als mit der Anzeige gedroht wurde, schlugen Vater und Mutter auf das Mädchen los. Einmal kam die Zeugin dazu, als die Mutter das Mädchen an den Haaren schleifte. Damit die Nachbarn nichts sehen sollten, wurden die Fenster Scheiben mit Packpapier verklebt. Die Zeugin Löffler erzählte, daß ihr die Mißhandelte einmal das halb abgerissene Ohr zeigte. Ein anderesmal hatte sie laute Rufe aus der Valléschen Wohnung gehört, da das Mädchen an einem glühendheißen Junitage in der Wohnung eingesperrt war; die Fenster waren mit Bretter vernagelt, aus welcher das halbverdurstete Mädchen um Wasser schrie. Der Vater, welcher sich der Zeugenaussage vor Gericht entzog, gab auf Vorhalt des Richters lachend an, daß er die Tochter selbst oft prügle und froh wäre, wenn man sie ihm abnehmen würde. Das Gericht verurteilte die Angeklagte wegen Gefährdung der körperlichen Sicherheit zu 24 Stunden Arrest, indem es als mildernd annahm, „daß sie für andere kleine Kinder zu sorgen habe“.

5. Am 27. Juni 1903 hatte sich das Ehepaar Edmund und Terefia Müller vor dem Bezirksgerichte Hernals wegen brutaler Mißhandlung ihres 6jährigen Kindes zu verantworten. Die Mißhandlung bestand geradezu in Strafen raffinierter Grausamkeit. Nach den Aussagen eines ehemaligen Bettgebers der Angeklagten, ebenso nach den Aussagen einer weiteren Zeugin hätte das Kind stundenlang im Zimmer auf- und abmarschieren müssen, während die anderen zu Bette gegangen waren, bis das Kind, welches auffallend schwach war, zusammenbrach. Nachbarn, welche die schlechte Behandlung des Kindes nicht mitansehen konnten, zogen aus (machten aber keine Anzeige). Eine andere Zeugin mußte zu erzählen, daß das Kind von Ver-

legungen, die von Hieben herrührten, am ganzen Körper „gschedert“ ausfiel und sich nicht setzen konnte, weil das Gesicht ganz wund war. Ueber die Ursache der Mißhandlung befragt, gab Zeugin Huemer an, daß meistens gar keine Veranlassung zu einer Züchtigung vorhanden gewesen war. Wenn das Mädchen ruhig dafiel, so hat der Vater es marschieren lassen, indem er sagte: „Sie wird faul.“ Beide Angeklagte erklärten sich in der Verhandlung für nicht schuldig, und der Vater sagte auf den Vorhalt der Zeugenaussagen: „Ich muß mein Kind doch erziehen.“ Weiters sagte er zum Richter: „Ich bitte, sie hat das Kreuz nicht machen können, da habe ich sie gehen lassen, bis sie es gekonnt hat“. „Das Marschieren war ja nur a Heß“. Der staatsanwaltschaftliche Funktionär, welcher dem Angeklagten sagte, daß er sehr gut wisse, daß diese Art der Mißhandlungen angewendet werden, damit der Polizeiarzt keine Verletzungen konstatieren könne, beantragte die strenge Bestrafung der Angeklagten mit Rücksicht auf die Roheit der Handlungsweise. Das Gericht sprach eine Strafe von 14 Tagen Arrest über die Mutter aus, der Mann mußte wegen Verjährung freigesprochen werden. Zugleich sprach der Richter aus, daß er für die Entziehung der elterlichen Gewalt Sorge tragen werde.

6. Am 29. Dezember 1903 hatte sich der Installateur Karl Meutinger vor dem Bezirksgerichte Josefstadt wegen Mißhandlung seines 15jährigen Lehrlings Angstler zu verantworten. Dieser faßte den Entschluß, einen Selbstmord zu begehen, weil ihn sein Meister fortwährend mit Schlägen auf den Kopf, Fußtritten u. s. w. mißhandelte, Verletzungen, die das polizeiliche Parere als mit großer Roheit beigelegt bezeichnete. Meutinger hatte den Knaben gegen einen Gasofen geschleudert, ihn — wie seine Mutter bestätigte — auf das barbarischste gezüchtigt und ihn bei den Ohren aufgezoogen, so daß dieselben ganz geschwollen waren. Der Angeklagte wurde zu 3 Tagen Arrest und zur Zahlung von K 30 Schmerzensgeld verurteilt. Er berief gegen das Urteil.

So steht es bei uns mit der Bestrafung von Mißhandlungen, recte schweren körperlichen Beschädigungen aus. Daß das Seelenleben dieser mißhandelten Kinder fast immer ein ganz zerrüttetes geworden ist und auch für das ganze Leben bleiben muß — es braucht ja nicht immer bis zu der dem § 155 unseres Gesetzes vorschwebenden „geistigen Zerrüttung“ im Sinne vollständigen Irriuns gekommen sein — ist klar. Ebenso klar, daß es vom Standpunkte der sittlichen und pädagogischen Mission des Staates ganz einerlei ist, ob die ausgeübte Mißhandlung mit der endgiltigen Todesursache oder mit der später eingetretenen Erkrankung in streng gerichtsbildungsmäßigem Zusammenhang ist oder nicht.

Aus obzitierten Fällen möge man ersehen, daß die Bedeutung der in letzter Zeit ergangenen Ministerialerlässe wahrlich nicht überschätzt werden sollte, und daß nur in einer radikalen Aenderung resp. Ausdehnung und Verschärfung der §§ 152 und 194 resp. 415, 416 unseres Strafgesetzes die einzige Möglichkeit liegt, um Mißhandlungsfällen halbwegs vorzubeugen. Mit der korporativen quasi beordneten

Beteiligung der Staatsanwaltschaft an Kinderschutzaktionen ist es allein nicht getan. Man erblickt darin weit eher eine *captatio populi in majorem procuratorum clementiam*.

Vor allem handelt es sich um persönlichen Schutz der Kinder gegenüber jenen, die ein auf Grund vorausgesetzter, natürlicher Empfindung ausschließlich verliehenes Recht gröblich mißbrauchen. Nicht als „Rächer“ der mißhandelten Opfer sollen die Männer in der Robe auftreten, wenn es zu spät ist, sondern es müssen vor allem die Bestimmungen bezüglich der Wegnahme der Kinder ohne Rücksicht auf materielle Bedenken vollkommen geändert werden. Von einem Schutz der mißhandelten Kinder kann wahrlich nicht gesprochen werden, vielmehr von einem Schutz ihrer Reineren, und solange Richtern und Sachverständigen keine andere gesetzliche Handhabe gegeben wird, kann es auch mit den Mißhandlungen nicht anders werden.

Literarische Anzeigen.

1. Was lehrte Jesus?! Zwei Urevangelien. Von Wolfgang Kirchgach. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin. Herb. Dümmler. 1902. XVI, 343 S. Mk. 6, geb. Mk. 7.

Der Verfasser spricht sich über seine Absicht im besonderen in einem „Vorwort für die Forscher“ aus: „Die folgende Schrift versucht eine innerlich zusammenhängende Ergänzung gewisser Ergebnisse der Evangelienkritik aus den letzten hundert Jahren. Ihre Besonderheit ist, daß sie nicht aus theologischen Kreisen kommt, wie fast alles, was von Herder und Schleiermacher an bis zu dem ausgezeichneten Harnack geforscht und gesagt worden ist. All diese vorzüglichen Geister waren und sind von Haus aus Theologen. Auch David Friedrich Strauß, auch Renan waren Männer, die zunächst von der Theologie aus zur Kritik kamen, zumeist einen inneren Kampf durchzumachen hatten und zum Teil nicht so unabhängig waren, daß sie nicht gewisse Lieblingsvorstellungen oder gewisse Abneigungen theologischer Art mit sich zu verarbeiten gehabt hätten. Je nach ihrer größeren oder geringeren Denkweise haben sie als stillschweigende Voraussetzungen ihres kritischen Forschens gewisse Annahmen zu Grunde gelegt, die in ihren nachmaligen Entscheidungen, in den Gruppierungen des Forschungsstoffes eine ziemlich bedeutende Rolle spielen. David Strauß kommt zu seiner fast vollständigen Ablehnung des sogenannten Johannesevangeliums aus einer Art von persönlicher Abneigung, welche eine ganze Reihe von Äußerungen des Jesus als menschlich wertlose Redensarten ansieht, deren Selbstüberhebung ihm überaus verdächtig erscheint. Daß es eine Denkweise gibt und geben kann, welche ein ebenso rein menschliches Verständnis der Grundgedanken des Johanneischen Jesus ungezwungen ermöglicht, wie Strauß bezüglich der Matthäusüberlieferungen es gelegentlich besaß, war ihm unverständlich. So kam er dazu, fast alles, was Jesus hier sagt, zu gnostischen Ideenentwicklungen des späteren

gnostischen Berichtstatters zu machen. Vieles tief Gedachte, durchaus nicht „Schwärmerische“, vieles, was den ursprünglichen Zusammenhang der Lehre ergänzt, manches, was das beste kritische Terpentin an die Hand gibt, um gerade den rein menschlichen Gehalt der Zusatzlehre aus der dicken Firnissschicht der dogmatischen Uebermalung herauszutreiben, hat er damit fallen lassen. Umgekehrt haben Schleiermacher, der ausgezeichnete Baur und andere so mancherlei liebgewordene, rein theologische Vorstellung, trotz des Scharfsinns ihrer Untersuchungen, nicht aufgeben mögen und, wie Strauß nach der ablehnenden Seite, sich ihr Geschäft nach der anderen Seite verwickelt. Es ist daher für diejenigen, welche überhaupt noch Interesse haben an der Erörterung dieser Fragen, nicht ohne Wert, eine Schrift zu lesen, welche aus dem Lager der — Dichter und Schriftsteller kommt. Das Recht, daß ein Mann aus diesem Lager einmal mitrede, schöpft er gerade aus den Ergebnissen der modernen Evangelien- und Bibelkritik. Wenn das Hauptergebnis in der Tat ist, daß ein großer Teil der alttestamentarischen Schriften reine Dichtungen sind, andere unter die Gattung allegorischer Halbdichtung und politisch-religiöser Redekunst gehören, wenn wiederum anderes in den Evangelien und im alten Testament bewußte und unbewußte Mythenbildung und Mythenbildung ist, so wird jemand, dessen dauerndes Geschäft es ist, auch heutigen Tages in mythischen Formen zu sprechen und alle Formen der Redekunst zu verwenden wohl auch ein natürliches Recht haben, ein Wörtchen mitzureden. Denn er wird ja wohl den Zweck und Sinn dieses Geschäftes einigermaßen verstehen. Er wird ja wohl wissen, warum und aus welchen geistigen Bedürfnissen Jesaja und Daniel, Salomo und Jesus und so manche Andere dazu kamen, so viele Dinge in Ausdrucksformen zu sagen, die einer Deutung bedürfen oder auch ihre Deutungen in sich selbst tragen. Er wird in dem Streite der Theologen, wo der eine alles verbeutelt, und der andere alles vereulenspiegelt, vielleicht eine natürliche Fähigkeit und Begabung haben, die rechte Mitte zu finden. Er wird so viele Sprünge der fragmentarisch schauenden Einbildungskraft, welche in der prophetischen Darstellungsweise herrschen, weit richtiger mitzutun wissen, auf Grund seiner Fähigkeit zu schauen. Und die Hauptsache: warum jene Meister ethischer Ideen, jene Volkserzieher und Seelenaufwärtler sich übertragener Rede bedienten, es wird ihm eine Frage sein, deren Beantwortung eben in der Fülle des ethischen Bewußtseins liegt, welche allzuschärfe Grenzbestimmungen der Begriffe um des tieferen Weltgestalts und Seelengehalts dieser Begriffe willen meiden. Denn solche erkannter Wahrheit schafft er, die jene Durchsichtigkeit, jene prismatische Transparenz des tiefsten Lebensgehalts haben, wie sie in mythischer und bildlicher Rede allein zu erzielen ist. Wohl mochte, bei der Kraft dieses Denkens, ganzen Zeitalters eine solche Rede „prophetisch“ gelten oder „Offenbarung“ heißen; sie ist bis heute noch das tiefste Bedürfnis derer, die die Summe der Beziehungen empfinden, aus denen eine Wahrheit wird, daher sie auch nur in denjenigen Summen von Vorstellungsbedingungen ausgedrückt werden kann, welche den Uberschuß des lebendigen Lebens über bloße

eithische, metaphysische oder sonstige Begriffsunterscheidung enthalten. Der Versuch einer solchen richtigen Auslegung der Jesuslehren von seiten eines „Nicht-Theologen“ — er ist freilich kein Laie, er kennt die Methoden wissenschaftlicher Forschung und ihrer Ergebnisse — der Versuch aus dem anderen Lager rechtfertigt sich vor allem aber auch dadurch, daß gerade literarische Beiträge zu den hier behandelten Fragen in jüngster Zeit viel von sich reden gemacht haben. Insbesondere hat das Buch des Grafen Tolstoi eine europäische Berühmtheit erlangt, aber nach unserer Ansicht auch so manchen europäischen Irrtum über Jesus und das Christentum geschaffen, der in unseren Untersuchungen stillschweigend berichtigt werden soll. Mit diesem Werke ist nebenbei eine fast vollständige Neuübersetzung aller Reden und Lehren Jesu verbunden. Der Forschungsgrundsatz, der uns bei dieser Uebersetzung leitet, ist folgender: Sind, was nicht zu bezweifeln ist, die Aussprüche und Lehren Jesu schon kurz nach seinem Tode aufgeschrieben worden, so sind sie bei der raschen Verbreitung der Lehre, bei dem Umstand, daß die meisten gebildeten und handelnden Juden auch griechisch sprachen, zu einer Zeit ins Griechische übersezt, wo der gute alexandrinische Sprachgebrauch, die alexandrinische „Akademie“ gleich der französischen, noch in voller Blüte stand. Wir lassen uns daher nicht durch die lateinischen Mißverständnisse der „Vulgata“ beirren, bei der sich Luther wohl noch schlechten Rat holen mußte, noch weniger durch die künstlichen Verfaß der Dogmatik, die das Unmögliche möglich zu machen suchen. Wir holen uns vielmehr Rat im guten Griechisch der Jesuszeit, denn die aus dem Aramäischen Uebersetzenden wollten denn doch vor allem auch bei den gebildeten Juden und Judengriechen verstanden sein. Diese Juden aber schrieben, so wenig wie der Semit Lukianos, etwa ein schlechtes Griechisch, sondern in ihrer Zeit sehr gutes. Selbst die spätern Evangelisten schreiben in der Hauptsache noch sehr gutes Griechisch. Das sogenannte „Juden-Griechisch“ ist nach vielen Richtungen lediglich eine Mächenschaft der Theologie, die damit sehr vieles Unbequeme sich vom Halse schaffte, um auf eigene Faust zu philosophieren. Es ist eine eben solche Mächenschaft — selbst noch Paulus gegenüber — wie etwa die im Lauf der Jahrhunderte entstandenen Ueberschriften über die Kapitel der alttestamentarischen Bücher, welche toll genug waren, sogar die sinnlichen, beinahe schlüpfrigen Lieder im „Hohen Liede“ als „Liebesgespräche Christi mit seiner Kirche“ zu beitelten. Einer unserer vorzüglichsten Kenner des Griechischen, Ernst Gekstein, der geistvolle Verfasser der „Clandier“, „Ryparissos“, pflegte im vertrauten Kreise, wenn diese Dinge berührt wurden, schlaunweg zu sagen: „Es gibt überhaupt kein neutestamentarisches Griechisch, es gibt nur ein Griechisch“. — Er hat in der Hauptsache völlig Recht. Die Reden Jesu sind nun allerdings Uebersetzungssprache, und wir müssen uns gelegentlich in den Wortbräuchen der Ebräer und Aramäer Rat holen, um manche Wendung zu verstehen. In der Septuaginta, der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments, die schon zu Jesu Zeit mehr als 150 Jahre alt war, finden wir alle Begriffe und Worte, Redensarten und Sprachwendungen wieder, welche Jesus griechisch braucht. Wir können daraus

fast in jedem Falle rekonstruieren, was er hebräisch, bezüglich aramäisch sagte und bei so manchem Worte auch, was er dabei denken mußte. Der Natur der hebräischen Urschriften gemäß finden sich in der Septuaginta natürlich viele hebräisch-poetische Wendungen, die wohl in anderem Sinne „Juden-Griechisch“ heißen könnten und je nach dem Uebersetzer auch gelegentliche Nachbildungen hebräischer Grammatik. Aber die Uebersetzersprache der Evangelien bedient sich unter Benützung so mancher Begriffsworte der Septuaginta doch der feststehenden Akkademiesprache des guten alexandrinischen Wortgebrauches und seiner grammatischen Verbindungsart, um ganz klar zu übersetzen. Zu welchen herrlichen und überraschenden Ergebnissen aber diese sicheren Beobachtungen führen, wird der Leser nunmehr selbst zu beurteilen in der Lage sein und aus der inneren Logik des Ergebnisses auch die Richtigkeit des Grundfasses selbst zu prüfen vermögen. Besonderen Dank habe ich am Schluß dieses Wortwortes abzustatten meinem verehrten Freund-Professor August Wünsche in Dresden, den Uebersetzer von Midrasch und Kohelet, den ausgezeichneten Kenner hebräischer und aramäischer Sprache und Literatur, der mir durch fruchtbare philologische Hinweise und Bestätigung mehrerer wichtiger sprachlicher aramäischer Grundlagen meines Werkes und meiner Uebersetzung überaus wertvolle Unterstützung geboten hat.“ Die Gegenwart beschäftigt sich wieder in sehr eindringlicher Weise mit dem Christusproblem und die Zahl der Schriften, die sich damit beschäftigen, ist sehr groß. Unter diesen nimmt gewiß das vorliegende Buch eine hervorragende Stelle ein, da es in vielfach eigenartiger Weise den Gegenstand erörtert und der Verfasser eine sehr selbständige Stellung einnimmt.

2. Neue Gedichte. Von Arthur Pfungst. Dritte vermehrte Auflage. Berlin. J. Cümmler. 1903. VII, 123 S.

Gedichte! — wer liest heute Gedichte? noch dazu ernste und gedankenreiche. Wenn man sich schon zur Lektüre von Gedichten entschließt, dann müssen es lustige, satirische sein! Hier haben wir ernste Gedankenlyrik vor uns, die der Beachtung ernster Menschen höchst würdig wäre. Tiefe Weltanschauung und gereifte Lebenserfahrung verbinden sich in A. Pfungst mit ebler Form und schlichter Art des Ausdruckes. Gleich das Einleitungsgebidht „Zuneigung“ kann als Probe gelten:

In des Lebens wildem Weh'n,
Wo die Fluten Dich umrauschen
Wag' es einmal still zu steh'n,
Auf Dein inn'res Wort zu lauschen.

Einmal lasse weiter zieh'n
Nicht'ger Stunden Lust und Pein,
Schau' nicht auf die andern hin,
Wag' mit Dir allein zu sein —

Wag' zu trogen dann den Fragen,
Die durchschauern Deine Brust,
Wag' im Herzen anzutragen
Schlachten, die Du schlagen mußt!

Ach, es ist so leicht zu schweben
Auf dem Strom, der uns umbraust;
Doch es ist so schwer zu leben,
Wenn man mit sich selber haust.

3. Hausbuch deutscher Lyrik. Gesammelt von Ferdinand Avenarius. Mit Zeichnungen von Fritz Phil. Schmidt. Herausgegeben vom Kunstwart. 3. Auflage, vermehrt und verbessert. München, Georg D. W. Callwey. 1903. VII, 329 S.

Im Vorwort zur ersten Auflage sagt der Herausgeber: „Diese Sammlung möchte dem deutschen Volke ein Hausbuch werden. Ich hatte bei ihrer Abrundung ganz und gar keine literarhistorischen Ziele, hatte ganz und gar keinen Ehrgeiz, unsere Lyrik oder gar unsere Lyriker zu charakterisieren — was nach dieser Seite hin zutage treten sollte, wäre Nebenergebnis. Nicht dem Lernen, dem Leben sollte das Buch dienen. Was unsere Lyrik an bestem Lebenslicht mit ihren Krystallen sammelt, ins Leben wiederum soll es hinaus leuchten. Ein Begleiter sollte dies Hausbuch werden durch die große Welt draußen vom Erblühen bis zum Verschneien, aber auch durch die kleine Welt drinnen vom Reifen der Seele durch Liebescherz und Liebesernst und Ehe, durch Freude und Trauer und Zweifel und Festigkeit bis zum Scheiden und bis zum Ausblick darüber hin auf das Bleibende. Zu Sammlung und Vertiefung, zu Stärkung und Trost sollte dies Buch den Lebenssegnen unserer Lyrik mitgeben. Selbstverständlich ist es so, wie es vorliegt, nur ein erster Versuch, mangelhafter noch, als er hier, wo so vieles fließt, werden mußte, also mangelhafter noch, als er bei weiteren Auflagen bleiben muß. Das andere Ziel aber verlangt einen anderen Weg, als die von den Sammlern meist begangenen. War die Aufgabe nicht, die verschiedenen Lyriker zu „vertreten“, zu „kennzeichnen“, so fiel die Verpflichtung weg, Verse nur aufzunehmen, damit dieser „Name“ oder jene „Nuance“ nicht fehle. Es war nicht nötig, kleinerer Männer wegen den großen das Wort zu beschneiden; auch von den neueren konnten z. B. Mörike, Keller, Hebel endlich einmal so zu Gehör kommen, wie ihnen gebührt und uns nottut. Die große Sonderung nach wahr und falsch, nach geworden und gemacht, nach ursprünglich und nachempfunden ward zur allein auslesenden Vorarbeit, mit anderen Worten: die Prüfung eben auf den Gehalt an Lebenswerten hin. Langjährig geübt, antwortet auf solche Fragen das Gefühl ziemlich schnell, folgen muß ihm ein ehrlicher Mann auch, wo er abseits von gangbaren Werturteilen führt — dieser Teil der Arbeit also war leicht. Das Schwerste war die Ordnung der Stoffe. Hier forderte die besondere Aufgabe unbedingt die Gedichte nach ihrem Inhalte zu ordnen, aber nicht so, daß ich ohne weitere Sorge zusammenstellen dürfte, was etwa Liebe oder Lenz besingt. Die Stücke sollten zu Gliedern werden, organische Zyklen sollten sich bilden, so daß die Gedichte sich gegenseitig womöglich unterstützen, keinesfalls schmälerten. Selbstverständlich habe ich das Erstrebte dies erstemal nicht schon überall erreicht. Der Grundsatz solcher Anordnung aber bewährt sich überraschend; er kommt überall

dem Einbringen zugute. Die vorbereitende und einstellende Umgebung hat die unbedenkliche Aufnahme selbst so „schwieriger“ Gedichte ermöglicht, daß ich aus Gründen der „Schwierigkeiten“ schließlich kein einziges aus diesem „Hausbuche“ auszuschließen brauchte. Allerdings habe ich auch nicht nur das Billige und Triviale als geeignet fürs Haus angesehen. Wie alle Arbeiten des Kunstwarts soll auch dies der Vertiefung des seelischen Lebens dienen. Deshalb habe ich, so helläugig der Humor oft aus den folgenden Seiten schaut, bloße Späz-machereien draußen gelassen und ebenso mich bemüht, nach Hebbels Worte „dem Schmerz sein Recht“ zu geben. Das Weh im Leben sich nicht mit Schönfärberei zu vertuschen, noch mit Sentimentalitäten zu versüßeln, sondern es zum Dienste des Besten im Menschen zu zwingen, indem man's verarbeitet — auch bei dieser stolzesten Aufgabe unferes Daseins kann, glaube ich, solch ein Hausbuch ein helfender Freund sein. Ganz mein Gesinnungsgenosse bei der Arbeit war der Zeichner Fritz Philipp Schmidt. Er hat das Buch nicht im herkömmlichen Sinne „illustriert“, er hat die Dichter in ihre Gefühlswelt begleitet, indem er um dieselben Stimmungen, die jene erzeugten, auch seine Phantasie spielen ließ. Nur diese Stimmungen sind das Gemeinsame, nicht etwa ihr Gegenstand, und nur um ein Begleiten handelt sich's — die Annäherung, Gleichwertiges mit dem Besten unserer Lyrik zu geben, lag selbstverständlich dem Künstler vollkommen ferne. Mitunter wird man finden, daß seine Gaben in aller Bescheidenheit die des Dichters ein wenig ergänzen und runden, gelegentlich sogar nach der anderen Seite hin, und dadurch zu der erstrebten Harmonie des Ganzen beitragen.“

Die Arbeit des Sammlers und Herausgebers ist in hohem Grade aner kennenswerth und verdienstlich. Wir haben mit diesem Buche keine der gewöhnlichen Feld- und Wiesen-Anthologien vor uns, hier hat ein wirklich Sachverständiger, ein feiner ästhetischer Kopf, eine Zusammenstellung lyrischer Gedichte geliefert, die mustergültig genannt werden kann. Es verdient, ein Hausbuch zu werden.

4. Alt- und Neu-Wien. Geschichte der österreichischen Kaiserstadt und ihrer Umgebungen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Zweite, vollkommen neu bearbeitete Auflage von Karl Eduard Schimmer. Mit über 500 Abb. Das reich illustrierte Werk erscheint in 30 Lieferungen zu 60 h, wovon bisher 20 ausgegeben, oder in 2 Bänden geh. à K 9.

Die Hefte 16 bis 20 dieses in rascher Folge erscheinenden und sehr inhaltsreichen Werkes bringen den Schluß des ersten Bandes, der bis zum Tode Ferdinand III. reicht. Der zweite Band beginnt mit dem Regierungsantritt Kaiser Leopold I., welcher die großen Kriege mit den Türken und dem König von Frankreich Ludwig XIV. durchzufechten hatte. Eingehende und mit interessantem Bilderschnitt ausgestattete Darstellung findet die große Belagerung von 1683, deren Ausgang Wien endgültig gegen türkische Angriffe sicherte. Von hohem Interesse ist die Schilderung der glänzenden Hofhaltungen der Kaiser

Josef I. und Karl VI., unter welchen Wien auch eine Periode architektonischer Blüte erlebte.

Die Lieferungen 21 bis 25 dieses Werkes enthalten den besonders gehaltreichen Abschnitt über „die Anfänge des Theaterwesens in Wien“ und die Regierungszeit Maria Theresias und Josef II. Diese Epoche, in welcher die staatlichen Grundlagen des modernen Oesterreich geschaffen wurden, war auch in vielfacher Beziehung für Wien von Bedeutung. Die vollkommene Neugestaltung des Schulwesens war ein Werk Maria Theresias, die Gründung der meisten, noch jetzt bestehenden Humanitätsanstalten fiel in die kurze Regierungszeit Josef II., „des Menschenfreundes auf dem Thron“. In Heft 23 beginnt die Schilderung der von 1792 bis 1814 währenden Kriege gegen Frankreich, welche Wien schwere Opfer auferlegten und zu zweimaliger Besetzung der Stadt führten. Gerade die Darstellung dieser bewegten Zeit erhält durch die Benutzung wenig bekannter gleichzeitiger Quellen ein besonderes Interesse.

5. Napoleon I. kurz vor seinem Tode. Nach dem Journal des Dr. F. Antommarchi. Uebersetzt von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1903. 1. Teil 225, V S., 2. Teil 192, III S. Mk. 7-60, geb. Mk. 9-20.

Antommarchi, ein junger korsischer Arzt, wurde von Kardinal Fesch in Rom, dem Onkel des Kaisers, zur Pflege Napoleons nach St. Helena geschickt. Namentlich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes schien der Verbannte großes Vertrauen in den hochgebildeten Florentiner Arzt zu setzen, denn die Äußerungen, welche Napoleon, Ereignisse seines Lebens betreffend, ihm gegenüber machte, tragen ein durchaus vertrauliches Gepräge. Die Mitteilung von historischen Dokumenten aus der Zeit der italienischen Kriege und des Krieges in Aegypten, geben dem Journal Antommarchis einen geschichtlichen Wert. Die Beziehungen änderten sich späterhin allerdings, als Antommarchi, wenn er am Krankenbett verlangt wurde, sich in Jamestown amüsierte. Ein unbestreitbares Verdienst hat sich Antommarchi durch Herstellung der Totenmasken Napoleons erworben.

6. Ludwig Tieck's Leben und Werke. Von Georg Witkowski, Prof. an der Universität Leipzig. Mit zwei Bildnissen Tieck's und einer Handschriftprobe. Sonderabdruck aus: Ludwig Tieck's ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben von Georg Witkowski. Leipzig, Max Hesse. XCIII S.

Diese Biographie Tieck's ist ein Sonderabdruck einer in Max Hesses Neuen Leipziger Klassiker-Ausgaben erschienenen neuen Ausgabe von Tieck's Werken. Sie benutzt neben der umfangreichen Literatur über Tieck, die sich namentlich in den letzten Jahren sehr vermehrt hat, die Dresdener Handschriften und den in der Königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Nachlaß, aus dem u. a. zum erstenmale über die zahlreichen ungedruckten Jugenddramen Tieck's Nachricht gegeben wird. Auch die Beleuchtung ist insofern eine andere als in den früheren Biographien des Dichters, als er hier nicht als der No-

mantiker, sondern als der erste deutsche Dichter der großstädtischen Gesellschaft aufgefaßt wird.

7. Zur Einführung in Ferdinand Raimunds Werken. Von Eduard Castle. Mit 4 Bildnissen, einem Brief und einem Kompositionsentwurf nach der Handschrift, sowie einer Abbildung des Wiener Denkmals. Sonderabdruck aus: Ferdinand Raimunds sämtliche Werke in drei Teilen. Herausgegeben von Eduard Castle. Leipzig, Max Hesse. CXXVI S.

Die Schrift ist ein Sonderabdruck aus einer Gesamtausgabe von Raimunds Werken. Neben Raimunds Leben werden seine Dichtungen auf das eingehendste behandelt, insbesondere geht der mit österreichischen Dichtern besonders vertraute Verfasser ausführlich sämtliche Raimundische Dramen durch. Da es eine billige Gesamtausgabe von Raimund noch nicht gibt, wird die hier angezeigte vielen Literaturfreunden willkommen sein.

8. Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis. Von Wilhelm Bölsche. Mit zwei Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Sonderabdruck aus: Novalis ausgewählte Werke in drei Bänden. Herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Leipzig, Max Hesse. 1903. XLVIII S.

Der Romantiker Novalis, eine der eigenartigsten Erscheinungen in der gesamten Literatur, beginnt neuerdings wieder stark in den Vordergrund zu treten; erschienen doch in den letzten drei Jahren außer mehreren Schriften über den Dichter zwei bedeutende Gesamtausgaben. Auch die hier im Sonderdruck vorliegende Biographie gehört zu einer neuen Gesamtausgabe. Den Dichter Novalis zu würdigen und ihn unserem Verständnis näherzubringen, war wohl keiner berufener als Wilhelm Bölsche; seine liebevolle und eingehende Darstellung von des Dichters Leben und Schaffen bietet so viel Neues und Treffendes, daß sich jeder mit ihr wird vertraut machen wollen, der sich überhaupt mit Novalis beschäftigt.

9. Unsere volkstümlichen Lieder. Von Hoffmann von Fallersleben. Vierte Auflage. Herausgegeben und neu bearbeitet von Karl Hermann Prahl. Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1900. VIII, 349 S. Mk. 7, geb. Mk. 8.

„Hoffmanns grundlegendes Werk harrete schon lange einer neuen Bearbeitung. In der dritten Auflage, Leipzig 1860, waren nur die Fortsetzungen und Nachträge neu gedruckt und dem Texte der zweiten angeheftet worden, und dieser Umstand erschwerte an sich schon die Benützung. Dann ist seit jener Zeit durch die eifrige und erfolgreiche Tätigkeit vieler Gelehrter auf diesem Gebiete so viel Neues gefunden worden, daß Hoffmanns Buch nach dem heutigen Stande der Liederforschung veraltet erscheinen muß. Außerdem sind nach Hoffmann schon wieder eine große Zahl von Liedern in den Besitz unseres Volkes übergegangen, über die heute noch das Nähere festzustellen leichter ist als nach Jahren, wenn sie wieder als herrenloses Gut sich verpflanzen. Daher war es wohl an der Zeit, einen Ort zu schaffen, wo das zu finden ist, was der Fleiß so vieler Einzelner ans Licht gefördert hat,

und wohin anderes noch rechtzeitig vor dem Vergessenwerden gerettet werden kann. Der Ausdruck „Volksstümliches Lied“ ist geschaffen vom Freiherrn von Erlach im 5. Bande seiner Volkslieder der Deutschen, Mannheim 1836, von Hoffmann aber erst dauernd unserm Sprachschatze einverleibt worden. Doch hat er diesen Begriff wohl etwas weit gefaßt. Nicht alles, was einmal in Musik gesetzt und gesungen wurde, ist auch wirklich volkstümlich geworden, manches Lied, das man einstmal sang, ist wieder vergessen, und so habe ich denn aus der letzten Auflage von Hoffmanns volkstümlichen Liedern fortgelassen, was heute nicht mehr als volkstümlich betrachtet werden kann. Denn dieses Buch hat doch nur den Zweck, Auskunft zu geben über Lieder, die heute gesungen werden, oder vielleicht noch gesungen werden. Doch war hier Vorsicht geboten. Manches Lied, das man vielleicht längst verklungen wähnte, hat sich in Sammlungen, wie Esz Liederchatz, Finks Hauschatz, Härtels Liederlexikon, in den Taschen- und Schulliederbüchern bis in unsere Tage gerettet und wird noch hie und da im Hause oder im fröhlichen Kreise gesungen, manch anderes wieder lebt noch heute, von glücklichen Forschern ans Licht gezogen, als „Volkslied“ ein frisches Leben. Gerade diese Tatsache hat aber auch dazu beigetragen, verkehrte Vorstellungen von dem Wesen des Volksliedes zu berichtigen. Die nebelhaften Regionen von dem „dichtenden Volksgeiste“ sind in unserer Zeit zumeist doch wohl glücklich überwunden, auch was mit dieser Vorstellung zusammenhängt und sonst wohl als wesentlich für das Volkslied hingestellt wurde, daß sein Verfasser nicht bekannt sei, ist hinfällig geworden, nachdem, ich kann wohl sagen, hunderte von sogenannten Volksliedern auf bestimmte Verfasser zurückgeführt werden konnten. Deshalb sind in vorliegender Ausgabe diese Lieder auch zahlreicher vertreten, als bei Hoffmann selbst, auch wenn ihr Verfasser noch nicht hat entdeckt werden können. In dieser Beziehung stehe ich durchaus auf dem Standpunkte von Arnold G. Berger (Volksdichtung und Kunstdichtung. Nord und Süd. Jänner 1894. S. 76 ff.) und J. Meier (Volkslied und Kunstlied in Deutschland. Beilage zur allgemeinen Zeitung. München 1898. 7. und 8. März, und Volksstümliche und kunstmäßige Elemente in der Schnaderhüpfelpoesie ebendort 6. Oktober 1898), daß ein organischer Unterschied zwischen Kunstlied und Volkslied nicht besteht. Das Wesen des sogenannten Volksliedes liegt im Anempfinden, im Zurecht- und Versingen dessen, was einer einmal gedichtet haben muß. Kunstlied, d. h. Lieder von Verfassern aus den Kreisen der Gebildeten, werden aber fortwährend zu volkstümlichen, d. h. Lieblingsliedern großer Schichten unseres Volkes und diese wieder zu Volksliedern, d. h. im „Volke“ gesungen. Ein sehr wesentlicher Einfluß auf diese Entwicklung ist den Schulliederbüchern zuzuschreiben, und einzelne sind geradezu in dieser Absicht angelegt, wie z. B. das Liederbuch für Schule und Haus. Zusammengestellt von Marr, Rode und Hemmleb, Gera 1895. Vergl. dort das Wort von F. Pollat. Diese Liederbücher sind deshalb auch oft von mir herangezogen, ebenso wie die Taschenliederbücher, denn beide Arten geben manchmal überraschenden Aufschluß

über das Fortleben alter Lieder. Das Beste wäre freilich, man ließe die heute gebräuchliche Terminologie ganz fahren, die nur Verwirrung anrichtet, und ließe die eintreten, die Berger (a. o. D. S. 88) vorschlägt, „ungeschriebene Dichtung“ und „geschriebene Dichtung“ oder „mündlich überlieferte Dichtung“ und „Schriftdichtung“. Der Begriff dessen, was wir heute Volkslied nennen, nach Berger „ungeschriebene Dichtung“ oder „mündlich überlieferte Dichtung“, ist erst zu gewinnen durch Studien, wie sie J. Meier in den genannten Aufsätzen vorgezeichnet hat, und wie sie für einzelne Lieder ja schon vorliegen. Vergl. dazu auch Borekch vom deutschen Volkslied. Preuß. Jahrbücher 1894. S. 119 f. Ich kann es daher auch nur als eine Nachwirkung der heutigen Terminologie und ein Zusammenwerfen der beiden Begriffe Volksgesamtheit der durch gleiche Sprache und Anschauungen Verbundenen, und Volk, nieberes Volk ansehen, wenn J. Pommer und seine Schule in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, Wien 1899 f. immer noch nur das als Volkslied gelten lassen wollen, was namenlos im „Volke“ entstanden sei und von ihm gesungen wird. Manches davon hat sich schon wieder auf einen bestimmten Verfasser, nicht aus dem „Volke“, zurückführen lassen, und damit wird nur wieder bewiesen, daß vorläufig die Grenzen zwischen Volkslied und volkstümlichem Liede noch nicht fest gezogen sind. Hiefür verweise ich auf Schriften wie J. Zimmer, Zur Charakteristik des deutschen Volksliedes der Gegenwart. Heidelberg 1882; auf die Einleitungen zu Föhme, Volksstümliche Lieder; zu Wolfram, Nassauische Volkslieder, Berlin 1894; auf Bergers und J. Meiers Abhandlungen; auf die Einleitung zu Grundlach, Tausend Schnadahüpfeln. Leipzig, Neclam o. J. (1892) S. 15 u. a. m. Zu welchen Folgerungen die entgegengesetzte Ansicht führt, zeigt z. B. wieder Ludwig Jakobowski, Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder, Minden o. J. (1899). Dort steht S. 52 als Volkslied „Zu dir ziehst (ziagst) mi hin“, S. 325 richtig als ein Gedicht von Alex. Baumann bezeichnet, mit der Bemerkung: „Also fälschlich auch hier aufgenommen.“ Dasselbe würde aber auch zutreffen auf „A Deandel geht um Holz in Wald“ (Klesheim), „Herr Olof reitet so spät und weit“ (Herder), „Heute noch sind wir zuhause“ (Hoffmann von Fallersleben), „In Strassburg auf der Schanz“ (4 Str. der Umbichtung des älteren Volksliedes durch Armin und Brentano im Wunderhorn) und eine Menge anderer, die offenbar auch nur zu Volksliedern gewordene Kunstichtung darstellen. Das kann doch nur beweisen, daß der „unbekannte Verfasser“ ein rein äußerliches Kriterium bildet, wodurch das Wesen des Volksliedes nicht getroffen wird. Das nimmt auch an Bruinier, Das deutsche Volkslied. Leipzig 1899. Alle wesentlichen Merkmale trifft aber auch er nicht, wenn er S. 48 Volkslied nennt „nur was in einem von der Sitte zusammengeführten Chöre als Lied erklang und erklingt?“ Auch ein einzelner kann ein Volkslied singen, die Hauptsache ist nach meiner Ueberzeugung die gedächtnismäßige Ueberlieferung durch Gesang. Außer älteren Sammelwerken und den Nachträgen zu Hoffmanns volkstümlichen Liedern von Robert Hein in Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte, Leipzig 1877, 80, 84,

waren für vorliegende Arbeit noch zu berücksichtigen die „Niederstudien“ von Dr. Karl Reiser, Professor am kgl. Gymnasium in Würzburg, in den Jahrgängen VIII bis IX der Akademischen Monatsblätter, dem Organ des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands. Köln. Bachem. 1896, 1899. Diese Studien hat Reiser fruchtbar gemacht in der 7. und 8. Auflage des Deutschen Kommersbuches, Freiburg i. R. 1896 und 1898. Ferner boten manches Neue die Auflagen des Kommersbuches von Max Friedländer. Leipzig, Peters und recht vieles die musikgeschichtlichen Aufsätze von Philipp Spitta, Berlin 1894. Auch dem Buche „Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute“. Von Gustav Wustmann in seinen drei Auflagen, Leipzig 1885, 1886, 1895, konnte ich vieles entnehmen. Am meisten aber verdanke ich dem als Manuskript gedruckten Hefte „Kunstlieder bekannter Verfasser im Volksmunde“. Von Joh. Meier, zur Zeit ordentlicher Professor an der Universität Basel. Herr Prof. Dr. Meier hat mir nicht nur in liebenswürdigster und uneigennützigster Weise diese wertvolle Arbeit zur Verfügung gestellt, durch die ich auf manchen Weg gewiesen wurde, den ich allein vielleicht nicht gefunden hätte, sondern auch mit vielen Notizen außerdem mich noch unterstützt. Zudem kannte ich aus dem musterhaften Werke Volkslieder von der Mosel und Saar. Mit ihren Melodien aus dem Volksmunde gesammelt von Karl Köhler. Mit vergleichenden Anmerkungen und einer Abhandlung, herausgegeben von Joh. Meier. I. B. Halle a. S. 1896 viel Belehrung und Anregung schöpfen, so daß ich dem verdienten Forscher und liebenswürdigen Manne auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank aussprechen möchte. Von den landschaftlichen Lieder-sammlungen der neuesten Zeit verdienen wegen ihrer sorgfältigen Literaturangaben noch besondere Erwähnung die Deutschen Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen, herausgegeben von Joh. Fehwalter. 5 Hefte. Hamburg 1890–1891. Das Entgegenkommen des Magistrates von Hannover ermöglichte es mir auch, die wichtigsten handschriftlichen Lieder-sammlungen Restners aus dem Restnermuseum in der Stadtbibliothek zu Hannover durchzuarbeiten. Diese Sammlungen sind schon benutzt von Reifferscheidt in seinen Westfälischen Volksliedern. Heilbronn 1879, aber gerade für einige volkstümliche Lieder boten sie wertvolle Angaben. In letzter Stunde noch stellte Herr Kunstmaler Hoffmann-Fallersleben in Berlin mir in liebenswürdigster Weise aus dem Nachlasse seines Vaters einen handschriftlichen Band von 889 Seiten zur Verfügung, der die Bezeichnung von Hoffmanns Hand trägt „Volkstümliche Lieder, November 1872“. Die Handschrift zeigt, daß Hoffmann damals schon einen Gedanken gefaßt hat, den Wustmann in seinem Liederbuche für altmodische Leute später verwirklichen konnte, denn sie enthält auf einzelnen Blättern die vollständigen Texte volkstümlicher Lieder mit Quellenangaben, die sich zum Teil noch als Ergänzung der dritten Auflage seiner „Volkstümlichen Lieder“ darstellen. Diesen Angaben konnte ich einige sehr wertvolle Notizen entnehmen. Was ich sonst

noch benützt habe, wird bei den betreffenden Liedern ersichtlich sein. Die meisten angeführten Stellen habe ich selbst eingesehen; wo es mir nicht möglich war, einzelne seltene Bücher zu beschaffen, mußte ich mich auf so zuverlässige Gewährsmänner verlassen, wie Friedländer, Meier, Reisert, Wustmann und Arthur Kopp in seinem Werke: *Deutsches Volks- und Studenten-Lied in vorklassischer Zeit*. Im Anschluß an die bisher ungebrachte von Kreilsheim'sche Liederhandschrift der tgl. Bibliothek in Berlin, quellenmäßig dargestellt Berlin 1899. Daß ein Werk wie der Deutsche Liederhort von E. Erk und Franz W. Böhme. 3 Bände, Leipzig 1892—1894, herangezogen werden mußte, ergibt sich von selbst schon wegen der Fülle des Stoffes und der Melodien. Doch macht sich hier die Hand Böhme's öfter bemerkbar, als lieb erscheinen könnte. Wenn daher desselben Volksstümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert, Leipzig 1895, oft angeführt werden, so geschah es, weil Böhme, doch manches zusammengebracht hat, was sich anderswo nicht findet, doch muß dabei immer der Naivität Rechnung getragen werden, womit er Melodien und Texten besonders an Namen und Zahlen gegenübersteht. Das Buch ist nicht für die Lektüre bestimmt. Es soll ein Nachschlagebuch für alle sein, die für die deutschen Volkslieder ein stärkeres Interesse haben.

10. „Meisterbilder fürs deutsche Haus.“ Herausgegeben vom Kunstwart. 16. Folge, Blatt 91—96. Verlag von Georg D. W. Callwey, München. Preis jedes Blattes 25 Pfg.

Die neue Folge der „Meisterbilder fürs deutsche Haus“, die wir schon gewürdigt haben, enthält Blatt 91. Terborch, Das Konzert. 92. J. van Eyck, Der Mann mit der Nelke. 93. Velasquez, Die Infantin Maria Teresa. 94. Cuypp, Flußlandschaft. 95. Watteau, Die Einschiffung nach Cythere. 96. Watteau, Gilles. Wir können nur wieder mit den Worten höchster Anerkennung auf dieses Unternehmen hinweisen und es empfehlen.

11. Kulturarbeiten. Band III: Dörfer und Kolonien. Von Paul Schulze-Naumburg. Herausgegeben vom Kunstwart. München. Georg D. W. Callway. 250 S. Mf. 4, geb. Mf. 5.

Schon gelegentlich der ausführlichen Anzeige der ersten zwei Bände dieses Werkes haben wir auf seinen Wert hingewiesen. Wir können es nur neuerlich aufs wärmste empfehlen und ihm einen fröhlichen Fortgang wünschen. Der Verfasser schreitet auf seinem Wege der vergleichenden Darstellung rüstig weiter und der Leser wird nicht müde ihm zu folgen.

12. Die Jesuiten. Eine historische Skizze von H. Boehmer-Romundt. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. 1904. IV, 164 S. Mf. 1, Gzl. geb. Mf. 1.25. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 49. Bändchen.)

Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens. Daß ein solcher Versuch zeitgemäß ist, bedarf keines Beweises; denn

die bisherigen populären Darstellungen der Ordensgeschichte sind allemehr oder weniger mythologisch. Um möglichst gerecht zu sein, sucht der Verfasser dem Leser auch einen Ueberblick über die gesamte Wirksamkeit des Ordens zu geben. Er handelt darum nicht nur von der sogenannten Jesuitenmoral oder von der Ordensverfassung, sondern auch von der Jesuitenschule, von den Leistungen des Ordens auf dem Gebiete der geistigen Kultur, von dem Jesuitenstaate u. s. w. Dies ist verbunden mit einer Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Ordens, die, mit einer Charakteristik der interessanten Persönlichkeit des Stifters beginnend, die Entstehung der „Kompagnie Jesu“, ihren Siegeszug durch Europa, ihre Eroberungszüge in den heidnischen Ländern, schließlich Verfall und Aufhebung am Ende des 18., Neugründung und Entwicklung im 19. Jahrhundert schildert. Er gibt sonach ein umfassenderes und klareres Bild als all die bisherigen Darstellungen dieser Art, und damit auch solchen, welche die großen Quellenwerke nicht studieren können, die Möglichkeit, über den Orden gerecht und zutreffend zu urteilen.

13. Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter.

Von Dr. Bernhard Heil. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Leipzig. B. G. Teubner. 1903. VIII, 152 S. Mk. 1. Geb. Mk. 1.25. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 43. Bändchen.)

Was unser Bürgertum während der zweiten Hälfte des Mittelalters geschaffen, das darf auch heute noch, wie kaum eine andere Seite der deutschen Kulturgeschichte, das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen. Jeder Gang durch die älteren Teile unserer Städte führt uns tausenderlei Nachwirkungen oder Ueberbleibsel aus jener Periode unserer Vergangenheit vor Augen und läßt uns erkennen, welche Fülle von Leben die Stadtmauern damals einschlossen, wie viel Kunstsinne den Bürgern innewohnte, welch opferfreudiger Gemeingeist und selbstbewußte Freiheitsliebe sie befeelte, und wie behaglich sie sich ihr äußeres Dasein zu gestalten verstanden. Und suchen nicht eben jetzt wieder unsere mächtig aufblühenden modernen Städte in so mancher Beziehung den Zusammenhang mit jener Glanzzeit unseres Bürgertums stärker zu betonen oder, wo er unterbrochen gewesen, aufs neue zurückzugewinnen, z. B. bei dem Bau und der Ausschmückung ihrer Rathäuser, Schulen, Kirchen und mancherlei sonstigen öffentlichen und Privatgebäude, beim Entwurf der einzelnen Straßenzüge und des ganzen Stadtplanes, in der Organisation ihrer Verwaltung und in der Pflege des Genossenschaftswesens u. dgl.? Leider ist die Kenntnis unseres älteren Städtewesens bei weitem nicht so allgemein verbreitet, als es der Bedeutung desselben entspricht; die Schuld daran tragen unsere gangbaren Geschichtsbücher, die fast ohne Ausnahme nur mehr oder weniger dürftige Notizen darüber bieten. So wird denn das vorliegende Büchlein vielen Freunden der Geschichte als ein zuverlässiger Führer durch ein hochinteressantes Gebiet willkommen sein. In klarer, feiselnder Darstellung geleitet es den Leser durch die Anfänge des

deutschen Bürgertums in Süd- und Westdeutschland, schildert sodann dessen großartige Siedelungstätigkeit in den Landschaften zwischen Elbe und Weichsel, verfolgt die vielseitige, schnelle Entwicklung der deutschen Städte während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters und entwirft endlich ein farbenreiches Bild von dem vielgestaltigen Leben und Treiben, das sich damals im Innern der Städte abspielte. Eine Reihe sorgsam ausgewählter Abbildungen ist geeignet, das Verständnis des Textes auf das wirksamste zu unterstützen und die große Fülle der kulturgeschichtlichen Tatsachen, die jener bietet, lebendig zu veranschaulichen.

14. Kant. Sein Leben und seine Lehre. Von Doktor M. Kronenberg. Zweite neubearbeitete und erweiterte Auflage. Mit einem Porträt Kants. München. C. F. Beck. 1904. X., 403 S. Mk. 4. Geb. Mk. 4.80.

Dieses vortreffliche Buch, das wir bei seinem ersten Erscheinen schon aufs wärmste empfohlen haben, liegt nun in zweiter, wesentlich verbesserter Auflage vor. Das Vorwort zu dieser Auflage orientiert am besten über des Verfassers Absichten: „Die vorliegende zweite Auflage bildet eine wesentliche Um- und Neugestaltung der ersten. Nicht als ob ich die Haupt Gesichtspunkte, welche für die Abfassung des Buches ursprünglich bestimmend waren, verlassen hätte: aber sie schienen mir einer erweiterten und vertiefteren Anwendung ebenso fähig wie bedürftig. Die erste Auflage war ein Versuch auf einem bis dahin kaum betretenen Wege — der Mängel, die diesem Versuch anhafteten, und die bei der Schwierigkeit der Aufgabe zum Teil zunächst unvermeidbar blieben, war ich mir wohl bewußt. So mußte gerade die ungewöhnlich beifällige, ja vielfach begeisterte Aufnahme, welche dieses Buch ebensowohl bei den berufensten Sachkennern, als auch in den weiteren Kreis der Gebildeten gefunden hat, mir umsomehr Verpflichtung auferlegen, es nicht von neuem an die Öffentlichkeit treten zu lassen, ehe ich nicht, unter Beibehaltung der ersten Grundlagen und Festhaltung der ursprünglichen leitenden Gesichtspunkte, eine Neugestaltung des Ganzen vornehmen konnte. Das ist nun hier geschehen. Es wird bei aufmerksamem Vergleich niemanden entgehen, wie durchgreifend diese Umgestaltungen sind — ich beschränke mich hier darauf, die wichtigsten kurz zu bezeichnen. Durchgreifend verändert ist vor allem die Darstellung des Kantischen Systems. Es ist in dieser Auflage nicht mehr bloß in seinen Hauptgliedern, sondern vollständig bis in seine entfernteren Nebenglieder hinein, zur Darstellung gekommen. Dadurch wurde denn auch eine erhebliche Erweiterung des Umfanges bedingt. Neu hinzugekommen ist das ganze Kapitel sieben („angewandte Ethik“), in welchem, aus Gründen, über welche der Text selbst Aufschluß gibt, die Anthropologie, Rechtsphilosophie, Tugendlehre und Philosophie der Geschichte zusammengefaßt sind; ferner die Darstellung der Teleologie im neunten Kapitel. Die übrigen Abschnitte haben ebenfalls mehr oder weniger umfassende Veränderungen und Ergänzungen erfahren, am meisten Kapitel fünf (Erkenntnislehre), wo u. a. die Darstellung der Entstehung des Erkenntnis-

problems sowie der — ebenso prinzipiell, im Zusammenhang des Systems, wie geschichtlich wichtigen, transszendentalen Deduktion neu hinzugefügt wurde, letztere allerdings nur dem Inhalte nach, unabhängig von der schwerfälligen scholastischen Darstellungsform in der Kantischen Vernunftkritik. Ebenfalls wesentlich umgestaltet wurde der biographische Teil. Hier konnte auch mancherlei wertvolles neues Material, das gerade seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buches zutage getreten ist, für die Darstellung mit benützt werden. Als eine vor allem ausgiebige Quelle will ich nur Reides vortreffliche Edition des Kantischen Briefwechsels (in der von der preussischen Akademie der Wissenschaften in Angriff genommenen Gesamtausgabe der Werke Kants) mit besonderem Dank hervorheben. Daß ich hier, wie in der Darstellung des Systems, auch im einzelnen vielfach die bessernde Hand angelegt, die Darstellung sorgfältig nachgeprüft, eingeschlichene Irrtümer, stilistische Härten beseitigt habe u. dgl. bedarf kaum einer besonderen Hervorhebung. Das einleitende Kapitel (Kants geschichtliche Stellung) habe ich nicht nur im früheren Umfange beibehalten, sondern innerhalb dieses Rahmens noch sorgfältiger ausgestaltet, wobei mir namentlich der Gesichtspunkt maßgebend war, daß dieses Buch, indem es in die Kantische Gedankenwelt einführt, eben dadurch gleichzeitig in die Philosophie überhaupt einführen und so auch die Funktion einer allgemeinen philosophischen Propädeutik übernehmen soll. Endlich wird die genauer durchgeführte Gliederung des ganzen Stoffes, sowie die Beifügung eines Registers, wie ich hoffe, die Lektüre und den Gebrauch des Buches wesentlich erleichtern, und die Zugabe des Porträts sicher jedem Leser willkommen sein. Möge dieses Buch nunmehr auch in seiner neuen und, wie ich hoffe, wesentlich verbesserten Gestalt, seinem ursprünglichen Zwecke dienen. Daß es nämlich möglichst dazu beitrage, die Kantische Gedankenwelt zu einem wirklichen lebendigen Besitztum unserer Zeit und unseres Volkes zu machen. Diese ganze Gedankenarbeit Kants und seiner philosophischen Nachfolger hat sein nächster Geisteserbe, Fichte, einmal treffend dahin charakterisiert: sie habe ganz neue, tiefe Schachte des Gedankens eröffnet, und Licht und Tag eingeführt in ihre Abgründe und Felsmassen von Gedanken geschleudert, aus denen die zukünftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen: In der That, diese Gedankenwelt liegt vor uns wie ein ungeheurer Steinbruch — aber wie wenigen ist dieser überhaupt bekannt, und wie weit sind wir vor allem noch davon entfernt, dieses Felsgestein auch zu brechen und uns daraus Wohnungen der Zukunft zu bauen!“

15. Neues Land. Von Kapitän D. Sverdrup. Leipzig. J. A. Brochhaus. 2 Bde. Geb. Mk. 20.

Eine gewaltige Eroberung hat Kapitän Sverdrup auf friedlichem Wege ausgeführt, indem er, wie er in diesem Werke in interessanter Weise schildert, ein Gebiet von nahezu 300.000 Quadratkilometer für Schweden und Norwegen in Besitz nahm, ein Gebiet, welches fast so groß ist als das ganze Königreich Preußen! Wenn ihm und seiner Handvoll kühner Gefährten auch nicht feindliche Menschen entgegengetreten sind, so hatte die Expedition in den vier Jahren

ihrer Tätigkeit mit viel grimmigeren Gegnern, mit den finsternen Mächten des Nordens zu tun, die ihnen mit Vernichtung drohten. Der Fleck, nach welchem Kapitän Sverdrup auf Nansens berühmtem Schiff, der *Fram*, ausgezogen war, ist in jenem Teil des Polargebietes gelegen, der die meisten Menschenopfer gefordert hat. Dort spielte sich einst die Tragödie des Unterganges der Expedition Franklins ab, dort fand das amerikanische Expeditionsschiff „*Polaris*“ ein grauenhaftes Ende. Nun aber war diese Gegend, die von der Natur so hartnäckig gegen jedes Eindringen des Menschen verteidigt wurde, der Schauplatz von Erfolgen, die nach dem Zeugnisse der berühmtesten Forscher zu den bedeutendsten gehören, die die Polarforschung seit langem erzielt hat. Durch Kapitän Sverdrup ist der Charakter des Ländergebietes westlich von Grönland ein für allemal aufs genaueste bekannt geworden. Man muß das aufs reichste mit Abbildungen und Karten ausgestattete Werk zur Hand nehmen, um zu beurteilen, welche Lastrast und welcher Mut dazu gehören, volle vier Jahre im höchsten Norden, abgeschlossen von der Menschheit, tätig zu sein, nur der Wissenschaft wegen! Nur Männer wie Sverdrup waren derartigen Anforderungen gewachsen. Durch seine Erzählung geht ein erfrischender Zug von Lebenskraft, die nicht lange grübelt, sondern sofort handelt, auch in den schwierigsten Lagen, die aus den größten Gefahren einen Ausweg zu bahnen weiß. Man denke an den Brand der *Fram*! Dem wackeren Schiff droht der Untergang; der Tod tritt aber auch in mancherlei anderen Gestalten an die Mitglieder der Expedition heran, bis sie nach vier langen Jahren die Heimat wieder sehen, umjubelt von ihren Landsleuten und mit Ehren überschüttet. Sverdrups „*Neues Land*“ ist ein Buch für alle Kreise des Volkes, die teilnehmen an den Abenteuern und Erfolgen schlichter Männer. Frisch, lebendig und humorvoll geschrieben und glänzend illustriert, ist es so spannend wie ein Roman und muß Jung und Alt fesseln. Auch durch seine äußere Erscheinung ist es ein prächtiges Geschenk für jedermann.

16. Im Herzen von Asien. Zehntausend Kilometer auf unbekannten Pfaden. Von Sven v. Hedin. Mit 407 Abbildungen, darunter 154 Separat- und Vollbilder und 8 bunte Tafeln und 5 Karten. Leipzig. F. A. Brochhaus. 1903. 2 Bde.

Die Tibeter haben sich nicht gescheut, europäische Forschungsreisende in der grausamsten Weise zu mißhandeln und unter unsäglichem Martern zu töten. Gegen den erfolgreichsten Asienforscher unserer Tage, den unerschrockenen Schweden Dr. Sven v. Hedin, haben sie sogar eine ganze Armee mobil gemacht, um ihm den Durchzug durch die heiligen Provinzen des Landes zu verwehren! Vor kurzem ist unter dem Titel „*Im Herzen von Asien*“ im Verlage von F. A. Brochhaus in Leipzig Hedin's Bericht erschienen. Es ist ein klassisches Reisewerk mit hochinteressantem Inhalt und überaus reichhaltiger und fesselnder illustrativer Ausstattung. Die schwierigste Aufgabe, die sich Hedin auf seiner mehr als drei Jahre in Anspruch nehmenden Reise gestellt hatte, war die Durchquerung Tibets, des mächtigsten Gebirgslandes der Erde. Zur Erforschung des Sees Lop-nor, der seit Jahr-

taufenden seine Lage in räthelhafter Weise verändert, begann Hedin seine Reise durch eine bis dahin unmöglich erscheinende Fahrt zu Schiff auf dem Tarim durch die ödeste Wüste der Erde, gegen deren Schrecken die Gefahren der Sahara ein Kinderspiel sind. Nach allerlei Gefahren und Abenteuer, die mit dem unbekannten, tüdischen Gewässer verbunden waren, unternahm er einen Marsch quer durch die Wüste, dessen Schilderung viel Aufregendes bietet. Mit Erstaunen verfolgt der Leser die Entdeckung einer uralten Stadt, der Hauptstadt eines Königreichs, mit dem die Hunnen Bündnisse in jenen uralten Zeiten abschlossen, als sie noch im innersten Asien saßen und mit den chinesischen Kaisern Kriege führten. Der unbarmherzige Wüstenand, der Hedin auf seiner ersten Reise in jenen Gebieten so schwere Opfer auferlegt hat und der auch diesmal die Karawane wiederholt mit dem Untergange bedrohte, hatte einst auch diese große Stadt verschüttet und nur in Eagen klang die Kunde von ihr in unsere Zeit herein. Die größte Bewunderung erfüllt den Leser aber bei der Schilderung der Wanderungen Hedins in Tibet, dem höchsten Gebirgsland der Welt. Dort bewegte sich der Forscher mit seiner Karawane, der größten, die je ein Reisender in Asien zu führen hatte, in Höhen, die weit über dem Mont Blanc liegen und in einem Klima der widerwärtigsten Art. Die Gefahren, die dem Reisenden sowohl durch die unwirthliche Natur des Landes, als auch durch den Menschen entgegengestellt wurden, waren derart, daß Hedin ausruft, er wolle lieber zehnmal durch die mörderischste Wüste ziehen, als noch einmal durch Tibet! Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Ausdauer des für die Wissenschaft zu jedem Opfer bereiten Forschers, den Mut und diplomatischen Sinn des mit allen Schlichen asiatischer Politik vertrauten Mannes, oder die treue, rührende Anhänglichkeit, die Hedin als marmherziger Germane nicht nur seinen Leuten, sondern selbst den Tieren seiner Karawane entgegenbringt. Köstlich sind die dramatischen Schilderungen der Begegnungen mit tibetischen Gouverneuren und anderen höchsten Beamten des Dalai-Lama, und man ist erstaunt über die dreisten Antworten, die Hedin als Gefangener des Dalai-Lama sich zu geben erküht. Ein Gefangener des Dalai-Lama war Hedin in der That. Auf seinem tollkühnen Vorstoße nach der heiligen Stadt Lhasa, die er als Mongole verkleidet, nur von zweien seiner Leute begleitet, erreichen will, wird er vom mächtigen Kamba Bombo abgefangen. Die Tibeter haben ein scharfes Auge auf Hedin, der wiederholt droht, in Eilmärschen nach Lhasa zu bringen; erleichtert atmet der Dalai-Lama auf, als Hedin endlich an der Grenze von Ladak anlangt, also auf englischem Gebiet. Zeichen von Menschen und Tieren bezeichnen die via dolorosa des Forschers durch Tibet, aber der Gewinn dieser Reise für die Wissenschaft, für die Menschheit ist außerordentlich groß.

17. Das Bankgeschäft und seine Technik. Unter Berücksichtigung der gesetzlichen Bestimmungen von Friedrich Leitner. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. 1903. VIII, 324 S.

Ein vollständiges Lehrbuch der gesamten Technik des Bankwesens, das nicht allein für den eigentlichen Sachmann ein treffliches Hilfs-

mittel ist, sondern auch dem Politiker und jedem, dem wenigstens eine genügende Einsicht in die Dinge, um die es sich hier handelt, nötig ist, von großem Nutzen sein kann. Es ist auch für den Laien sehr brauchbar durch die klare, voraussetzungslose Darstellung. Ein solches Lehr- und Hilfsbuch, in so verhältnismäßiger Kürze, die doch den Stoff erschöpfend darstellt, fehlte u. W. bisher in der deutschen Literatur.

18. Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. I. Band. Untergang der heidnischen Kultur. Von Georg Grupp. München. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. 1903. XII, 583 S. Mf. 9.

Der Verfasser der bekannten „Kulturgeschichte des Mittelalters“ bietet hier den I. Band einer „Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit“. In welchem Geiste er sie gearbeitet hat, sagen die folgenden Sätze des Vorwortes: „Wiewohl ich den Begriff der Kultur ziemlich weit fasse und darunter alle Anstalten und Einrichtungen verstehe, die zur Verwirklichung der Menschheitsideen dienen, verlegte ich doch unter Zurückdrängung des rein Technischen das Hauptgewicht auf das Soziale und suchte dem gesamten Material eine einheitliche Zweckbeziehung hierin zu schaffen. In diesem Sinne erscheint die Kulturgeschichte als große Soziologie, die die Völker und Zeiten in ihrer Eigenart zu erfassen strebt.“ Die 43 Kapitel des Buches haben folgende Überschriften: Die Religion der Römer; Religion und Bildung; Wohnungen der Römer; Römische Kleidung; Römische Speisen und Mahle; Tagesordnung und Lebenspflege; Die römische Familie; Unterricht, Schulen und Lehrer; Gerichte und Strafen; Öffentliches Leben; Schauspiele; Jagd und Natursinn der Römer; Reisen der Römer; Die Kaiser und ihr Regiment; Beamte; Die höheren Stände; Mittlere Stände; Niedere Stände; Der Landbau und die Bauern; Handwerk und Handel; Hörige und Freigelassene; Staatspründen; Vereine der unteren Stände; Die Sklaven; Einfluß der Sklaverei auf die Sitten; Die römischen Soldaten; Die Römer als Eroberer, als Schützer und Ausbeuter der Völker; Stadt und Land in den Provinzen; Die Städte und ihre Verwaltung; Landesverwaltung; Griechenland unter den Römern; Asien und Egypten unter den Römern; Die Orientalen im Reiche; Religiöse Strömungen im Judentum; Jesus Christus; Die ersten Christengemeinden; Die Lehre der Apostel; Wandlungen des römischen Charakters; Afrika und Spanien unter den Römern; Gallien und Britannien; Militärische Besetzung der Barbarenländer; Kolonisierung; Grenzreligion.

19. Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens. Von J. E. Poestion. Wien. Mayer & Co. 1903. 76 S. K 1.50.

Diese neueste Publikation des bekannten Isländforschers behandelt auf Grund eines weitverstreuten und schwerzugänglichen, bisher zu diesem Zwecke nicht benützten Quellenmaterials in überaus eingehender und dabei doch anziehender Weise das isländische Drama und Theaterwesen von ihren allerersten Anfängen am Ende des acht-

zehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit und berichtigt die vielen Irrtümer und Ungenauigkeiten, welche bei Besprechung dieses Gegenstandes in früher erschienenen Schriften unterlaufen sind. Obwohl die isländische Schauspielkunst noch auf den dilettantischen Betrieb beschränkt ist, gewährt Poesions Abhandlung doch einen sehr interessanten Einblick in die Bestrebungen der Isländer auch auf diesem Kunstgebiete, sowie überhaupt in die geistige Kultur dieses kleinen aber intellektuell so hoch entwickelten Volkes auf der großen feuergebornen Eislinsel im nordatlantischen Meere. Mit besonderer Ausführlichkeit werden außerdem alle gedruckt erschienenen isländischen Dramen besprochen, welche Beachtung verdienen und worunter sich bereits Stücke befinden, die geeignet sind, auch das Interesse des Auslandes zu erwecken. Diese Monographie ist grundlegend für das darin behandelte Thema und bildet eine unentbehrliche Ergänzung zu des Verfassers großem literaturgeschichtlichen Werke „Isländische Dichter der Neuzeit in Charakteristiken und übersetzten Proben ihrer Dichtung“ (Leipzig, 1898), sowie eine Korrektur zu Karl Rühlers Arbeit über die isländische Dramatik. Einige isländische Autoritäten haben sich bereits sehr lobend über Poesions neueste Publikation ausgesprochen. So äußerte sich der treffliche Gelehrte und ausgezeichnete Dichter Benedikt Gröndal in Reykjavik: „Die Arbeit ist nicht nur gründlich, sondern es geht durch die Abhandlung ein so belebender und poetischer Hauch, daß man davon wie bezaubert wird.“ Der Oberlehrer an der Lateinschule zu Reykjavik und ebenfalls ausgezeichnete Dichter Steingrímur Thorsteinsson bemerkte, der Autor habe den Stoff gründlich und kritisch behandelt und die Arbeit besitze einen dauernden Wert. Die Isländer müßten dem Verfasser dankbar sein, u. s. w.

20. Gestalten und Gedanken. Von Georg Brandes. Effahs. München. A. Langen. 1903. 527 S.

Aus dem überreichen Inhalte dieses Bandes einzelnes hervorzuheben, ist mißlich. Der berühmte dänische Literaturhistoriker zeigt sich hier von allen seinen glänzenden Seiten. Sollen wir schon einzelne Abhandlungen anführen, so wollen wir F. Nietzsche, H. Heine und Napoleon, D'Annunzio, Anatole France, Arthur Schnitzler, Jakob Wassermann, Gabriel Reuter nennen. Damit ist zugleich der Charakter des Buches insofern bestimmt, als es fast ausschließlich sich mit Erscheinungen der Gegenwart beschäftigt. Aber keineswegs ist mit dieser Aufzählung die Reichhaltigkeit der Sammlung auch nur annähernd angedeutet. Bei allen Büchern G. Brandes kommt der Leser auf seine Rechnung.

21. Chr. Collin. Björnsterne Björnson. In zwei Bänden. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen. Von Kläre Greverus Wjörn. Erster Band 1832—1856. Mit 22 Illustrationen. Clichés von Brend'Amour, Simhart & Co., München. A. Langen. 1903. 196 S.

Der rührige Verlag Langen in München erwirbt sich u. a. auch dadurch ein großes Verdienst, daß er nach und nach die Werke Björn-

stjerne Björnson in guten Uebersetzungen veröffentlicht, wodurch uns dieser große Dichter immer näher gebracht wird. Diesem Zwecke dient auch die vorliegende Biographie, auf die wir nach dem Erscheinen des zweiten Bandes zurückkommen wollen.

22. Konrad F. Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsey Meyer. Zweite Auflage. Berlin. Gebrüder Paetel. 1903. 246 S.

Es ist ein Buch voll des intimsten Reizes, das uns K. F. Meyers Schwester hier schenkt, und für das wir ihr nicht genug dankbar sein können. Die innige Geistesgemeinschaft, in der die Schwester mit dem Bruder zeitlebens stand, befähigte sie in ausnehmender Weise, die Art des Schaffens ihres Bruders so eindringlich darzustellen, daß wir ganz merkwürdige Einblicke gewinnen. K. F. Meyer ist in mehr als einer Beziehung eine singuläre Erscheinung in unserer Literaturgeschichte und sein dem Fernstehenden oft verschlossen erscheinendes Wesen bedurfte dieser ebenso schweesterlich warmen, wie kongenial verständigen Verdeutlichung und Aufhellung. So sehr die Verfasserin das Bestreben hat, hinter dem geliebten hochverehrten und geschätzten Bruder sich zurückzustellen, leuchtet doch auch ihre Persönlichkeit aus dem Buche. Diese Schwester war ihres Bruders wert, und wenn wir diesen durch die Lektüre des einfach und anmutig geschriebenen Buches besser verstehen lernen, so wird uns zugleich jene mit jeder Seite desselben werter und vertrauter.

23. Geschichtsphilosophische Gedanken. Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens. Von Karl Jentsch. Zweite Auflage. Leipzig. F. W. Grunow. 1903. VIII. 467 S.

Als dieses Buch, sowie desselben Verfassers „Weder Kapitalismus noch Kommunismus“ im Jahre 1893 das erste mal erschien, war Karl Jentsch noch nicht so allgemein als geistreicher und unterrichteter Publizist bekannt als heute. Die „D. W.“ haben schon damals, gleich nach Erscheinen dieser beiden Bücher auf deren Bedeutung hingewiesen. Wir brauchen uns bei dieser fast unveränderten Neuauflage der „Gedanken“ nur auf unser erstes Urteil zu beziehen, und das originelle Buch aufs neue unseren Lesern aufs beste zu empfehlen.

24. Immanuel Kant, die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Dritte Auflage. Herausgegeben und mit einer Einleitung sowie einem Personen- und Sachregister versehen, von Karl Vorländer. Leipzig. Dürr. 1903. XLVI. 260 S. M. 3.60. (Philosophische Bibliothek. Bb. 45).

Diese Ausgabe ist mit sorgfältiger Textkritik gearbeitet und mit einer ganz vortrefflichen Einleitung des bekannten philosophischen Schriftstellers Vorländer versehen, die wesentlich das Verständnis erleichtert.

25. Verfassungsgeschichte der Australischen Kolonien und des „Commonwealth of Australia“. Von Dr. Doerkes-Poppard. München und Berlin. R. Oslenbourg. 1903. XI, 340 S.

Dieses Buch bildet den 16. Band der von der Redaktion der Historischen Zeitschrift herausgegebenen „Historischen Bibliothek“. „Die Gründung des Commonwealth, welches die sechs Kolonien seit dem 1. Jänner 1901 in einer bundesstaatlichen Organisation zusammenfaßt, bedeutete den wohl gelungenen Abschluß einer langen und schwierigen Periode verfassungsrechtlicher Entwicklung, die unstreitig zu den interessantesten Kapiteln der modernen Verfassungsgeschichte gehört. Schon lange haben die merkwürdigen politischen Neuerungen und Erscheinungen volkswirtschaftlicher Natur die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen, und namentlich für den Politiker ist das neue australische Staatswesen bereits zu einem Faktor geworden, dem in Zukunft immer mehr Rechnung getragen werden muß“. In der Tat kann man sagen, daß dieses aufstrebende Gemeinwesen von Jahr zu Jahr ein steigendes Interesse für die alte Welt gewinnt, so daß ein Buch wie das vorliegende sehr willkommen zu heißen ist. Der Verfasser teilt den Stoff in fünf Abschnitte: Die Verfassungsgeschichte der Kolonien, die Unionbestrebungen, Entstehung und Gründung des Commonwealth, das „Commonwealth of Australia“ Die politische Stellung des Commonwealth.

26. Die Stadt mit lichten Türmen. Roman von Toni Schwabe. Berlin. E. Fischer. 1904. 192 S. M. 2.50. Geb. M. 3.50.

Schon durch den Roman „Die Hochzeit der Esther Franzeniuss“ hat die Verfasserin ein ungewöhnliches Talent geoffenbart, ein Talent ganz eigener Art, eine Fähigkeit, Intimitäten der Seele zu schildern, wie sie in solcher Tiefe kein zeitgenössischer deutscher Schriftsteller hat. Die eindringliche Kraft, die sie in jenem Romane bewiesen hat, zeigt sie in diesem neuen, womöglich noch in gesteigertem Maße. Sie geht auf das tiefste und feinste. Ihre Art läßt kaum noch eine Steigerung zu. Aber jedes neue Produkt derselben bedeutet eine namhafte Bereicherung unserer Literatur.

27. Die geheimen Gesellschaften, Verbindungen und Orden. Von Dr. Georg Schuster, Archivar am königl. preuß. Hausarchiv. Leipzig. Theodor Leibing. 1.—3. Lieferung.

Von diesem Werke, das mit Recht die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich lenkt um seines Inhaltes willen, wie nicht minder wegen der klaren und schönen Darstellung, liegen drei Lieferungen vor. Der Verfasser beherrscht seinen Stoff mit ungemeiner Sicherheit und Gründlichkeit und bietet eine geschichtlich hochinteressante Entwicklung eines Zweiges des Kulturlebens der Völker, der in dieser Vollständigkeit und anschaulichen Klarheit noch niemals vorgeführt wurde. Das Werk wird fünf Bücher umfassen und handeln 1. von den Geheimbünden der Naturvölker, 2. von den Geheimbünden des Mittelalters, 3. von den geheimen Gesellschaften im Zeitalter der Reformation, 4. von den geheimen Gesellschaften und Orden des 18. Jahrhunderts und 5. von den geheimen Gesellschaften und Verbindungen der neuesten Zeit. So wandert der Leser mit dem berufenen und gründlichen Historiker

von den Geheimlehren der Ägypter und Babylonier zu den hellenischen Mysterien, von den Templern zur Fehme, vom Bundschuh zu den Jesuiten und Rosenkreuzern, von den Freimaurern zu den Odd-Fellows und Druiden, von den deutschen Burschenschaften zu Feniers und Carbonaris, zu den Schwarzflaggen und Nihilisten. Das Alles sind aber nur flüchtig herausgehobene Schlagworte von dem überreichen Inhalt, aber sie zeigen bereits, wie umfassend der Stoff ist und welches Interesse das Werk für den Gebildeten haben muß.

28. Ewige Rätsel. Mädchenliebe. — Frauentreue. — Mutterherz. Drei Einakter von Julius von Sانس-Ludassy. Leipzig. H. Seemann Nachf. 1903. 89 S. M. 2.

Diese drei Einakter stehen in einem ideellen Zusammenhang. Der begabte Verfasser behandelt das Problem der Liebe des Weibes in den drei Hauptformen mit Geschick. Das erste Stück hat schon eine Auf- führung auf der Bühne erlebt. Auch die beiden anderen würden eine solche wohl verdienen.

29. Christentum und Hellenismus in ihren literarischen Beziehungen. Vortrag, gehalten auf der Straßburger Philologen- versammlung am 1. Oktober 1901 von Paul Wendland. Sonder- abdruck aus den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Ge- schichte und deutsche Literatur. 1902. Leipzig. B. G. Teubner. 1902. 19 S. 60 Pf.

Eigentlich nur für den Fachmann berichtet, gibt dieser Vortrag doch auch den akademisch gebildeten Laien gute Belehrung und es lohnt sich für sie die Lektüre desselben. Die Resultate seiner Forschungen zu- sammenfassend sagt der Verfasser zum Schlusse: „Scheint es nicht fast wie eine Ironie der Geschichte? Kaum hat die Kirche über das Christen- tum zu triumphieren begonnen, da sehen wir das Heidentum immer weitere Gebiete erobern, nicht nur in der Literatur, sondern auch in Sitte, Kultur, Glauben; ich erinnere nur an die Erneuerung des Polytheismus in der niederen christlichen Religion. Ein kurzer Blick auf die Entwicklung der Kirche und der Religion möge uns die nur auf den ersten Blick befremdende Erscheinung erklären und zugleich die allgemeinen Bedingungen vergegenwärtigen, unter denen der weitere Ausgleich der christlichen und der profanen Kultur erfolgte. Schon zur Zeit des Klemens und Origenes war die Religion der Kirche ein Ge- setz, das befolgt, eine Lehre, die geglaubt und gewußt werden mußte, und der Einfluß des Hellenismus selbst förderte die intellektualistische Richtung. Die großen Alexandriner mit ihrem lebenbigen Christentum, das die Kraft hatte, alles Wahlverwandte zu assimilieren, mit ihrem nur zu straff gespannten Widerspruch zwischen Glauben und Wissen, der für ihr Bewußtsein wirklich Harmonie und Einheit war, sie standen hoch über ihrer Zeit und über ihrer Kirche; sie empfanden schon schmerzlich genug die Schranken, die dem Geiste gezogen waren; Origenes bemerkt einmal mit feiner Ironie, daß die Kirche seinerzeit eine Persönlichkeit wie Paulus nicht mehr ertragen könnte. Mit dem Enthusiasmus und der Gnosis der Alexandriner ließ sich die griechische Wissenschaft besiegen, aber nicht die Welt erobern, nicht die Völker er-

ziehen. Einzelne Bausteine dankt ihnen die Kirche; im ganzen ist das Material gröber, aus dem sie ihren Bau aufgeführt hat: Normen, Statuten, Dogmen, Disziplin, Autorität, Uniformität. Es scheint, daß die Religion einer Erstarrung in festen Formen bedarf, um die Massen beherrschen zu können. Die Religion wurde mehr isoliert, sie wurde ein Sondergebiet neben anderen. Die Kirche machte über der reinen Lehre, aber sie mußte sich zufrieden geben, wenn sie nur äußerlich anerkannt und der eiserne Bestand nicht offen angegriffen wurde. Je strenger sie im vermeintlichen Zentrum war, um so weniger konnte sie die weiten peripherischen Gebiete beherrschen. Sie wurden immer mehr dem freien menschlichen Empfinden und der natürlichen Entwicklung überlassen. Die des Sieges und Besitzes sichere Kirche zeigte sich gegen heidnische Elemente, die sie als tote und unschädliche Formen ansehen mochte, oder die sie, selbst durch den Hellenismus hindurchgegangen, als solche nicht mehr empfand, sorgloser und nachsichtiger. Sie beschränkte ihre Aufgabe, um sie in der Beschränkung desto sicherer durchzuführen. Und was für die Kirche ein Gewinn, das war für die Religion ein Schade. Vielen waren sie Sitte, Mode, ein äußeres Gewand, wenigen nur wurde sie noch ein inneres Erlebnis, eine das innerste Wesen erfüllende und das ganze Leben beherrschende, weihende, erhebende Kraft.“

30. Gaetani Negri. Ultimi Saggi. Problemi di religione, di politica e di letteratura. Precedono: G. Negri cittadino e pensatore. Discorso di Michele Scherillo e Negri patriota e soldato. Discorso di Francesco Novati. Con molte lettere inedite del Negri e con due suoi ritratti giovanili. Milano. Ulrico Hoepli. 1904. CIV. 409 S. 5 Lire.

Der eigentlichen Sammlung von Essays gehen zwei biographische Skizzen und Briefe voraus. Die eigentlichen Essays füllen 409 Seiten und sind sehr lesenswert. Sie haben literarischen, philosophischen, politischen Inhalt. Wir heben aus den fünfzehn Stücken als besonders beachtenswert hervor: Nero und das Christentum, Anatole France, Alfred Tennyson, Hippolit Taine, Ueber die Wahlreform, die Parteien in Mailand.

31. Au pays de la fièvre. Impressions de la campagne de Madagascar par Jean Darricarrère. Paris. P.-V. Stock. 1904. XVIII. 387 S. Frs. 3.50.

Dieses Buch ist die Bearbeitung des Tagebuches eines Militärarztes, das er während des schrecklichen Feldzuges in Madagaskar geführt hat. Seine Lektüre ist hochinteressant und spannend. Wir machen gleichsam den unaufhörlichen Kampf mit, den die Soldaten nicht so sehr gegen die Homas, als vielmehr gegen die Insekten, gegen die Hitze und gegen den eigentlichen, furchtbarsten Feind des Landes, das Fieber, kämpfen. Der Verfasser erspart uns nichts, er übertreibt auch nicht. So lesen wir sein Buch, dessen Inhalt man nicht in ein kurzes Resümee zusammenfassen kann, mit steigender Anteilnahme von der ersten bis zur letzten Seite, denn es ist erlebt.

Für den Inhalt verantwortlich: **Engelbert Fernerhorfer.**

Benennungskunst-Buchdruckerei, Wien, VIII. Breitenfeldergasse 22.

Immanuel Kant zum Gedächtnis!

Gedenkrede zum 100. Todestage Immanuel Kants. *)

Von Dr. Max Adler (Wien).

I.

Ein Totentag ist es, der heut uns hier vereint, doch keine Totenfeier. Kein Hauch der Vergänglichkeit umwittert uns, wie er sonst so oft selbst um unsterbliche Namen aufsteigt, wenn an den Merktagen des einstigen Erdenlebens ihrer Träger wir späte Nachkommen uns doch nur mehr in dankbarer Erinnerung zusammenfinden können, wie viel unsere reichere Gegenwart jenen längst Dahingegangenen schuldet.

Das ist die Stimmung nicht, in der uns heute die hundertste Wiederkehr des Todestages von Immanuel Kant antrifft. Noch, will mir scheinen, ist uns Kant kein Dahingegangener, wo jetzt erst seine Wirksamkeit unter uns ganz zu leben begonnen hat, wo jetzt erst seine Gedanken mächtig geworden sind und zeugend, so daß überall an sie angeknüpft wird, und dies in den tausendfach verzweigten Geistesinteressen einer Zeit von noch nicht dagewesener Kompliziertheit ihres Innenlebens und bis jetzt unerhörter Extension ihres Inhaltes. Noch ist uns Kant nicht dahingegangen in einer Zeit, die bei jedem, der sich einen inneren Zutritt in seine Gedankenwelt zu verschaffen sucht, den heißen Drang erregt, doch wieder zu den Füßen des Meisters sitzen zu können, um jene Rätselsfragen durch ihn selbst gelöst zu finden, die immer noch sein Denken für unser so viel später geborenes Geschlecht zu einer unerschöpflichen Aufgabe machen. Das kleine Königsberg, zu dem einst alles drängte, was um die tiefsten Probleme bemüht war, Alt und Jung, Gelehrte und Schüler, Staatsmänner und Dichter, umfaßt und vereinigt jetzt eine ganze Welt denkender und grübelnder Menschenköpfe an den in allen Studierstuben wieder aufgeschlagenen Werken des großen Mannes. Zwar die durch abgrundtiefe Gedankengänge sicher leitende Rede, das unmittelbare Wort des Lehrers ist längst schon verklungen zwischen den engen Wänden des Königsberger Hörsaales. Aber wieder tönt sein Wort unmittelbar

*) Gehalten im Wiener „Sozialwissenschaftlichen Bildungsverein“ am 9. Februar 1904.

von Geist zu Geist, da man überall bestrebt ist, die Kant'sche Lehre direkt aus ihren Quellen zu schöpfen. Einer Zeit, die so auf die Werke eines längst Verstorbenen zurückgegangen, daß sie keine historischen Mittler zwischen sich und jener Lehre dulden will; einer Zeit, die zu den Arbeiten des Abgeschiedenen nicht anders hingehet wie vor dem seine Schüler in sein Kolleg, nur daß sie durch die Gunst der inzwischen abgelaufenen Zeit fortgeschrittener geistiger Entwicklung und abgestreifter Irrtümer sich vielleicht besser vorbereitet fühlen darf, — einer solchen Zeit ist der Lehrer nicht abgestorben. Er lebt ihr, wie nur wenige, die noch im Lichte des Tages wandeln.

Was ziemt uns unter so bewandten Umständen am heutigen Tage? — Worte der Verherrlichung und des Ruhmes sind schal gegenüber einer Größe, an der wir noch hinstreben. Worte des Lobes und der Anerkennung sind eitel, da sich in ihnen nur der eigene Geist aufbläht im schmeichelhaften Bewußtsein, dem Geiste zu gleichen, den er zu begreifen glaubt. Worte der Kritik — sie sind spottwohlfeil gewesen in diesen hundert Jahren, die immer noch so oft den ersten schon von Kant gerügten Fehler einer Kritik wiederholt haben, die der Untersuchung vorhergegangen ist. Wir haben noch zu arbeiten, uns die Kritik Kants zu eigen zu machen, ehe wir an ihre Kritik schreiten dürfen. Noch ist uns not, erst seinen Standpunkt, seine Art, die Probleme zu sehen und zu behandeln, ja selbst seine Ausdrucksweise ganz in uns aufzunehmen, die jedes Wort an seiner Stelle berechnet — als daß man hoffen dürfte, auch nur den Wortjinn der Kant'schen Philosopheme zu erfassen, so lange man an sie herantritt schlankweg, wie man von der Gasse mit ihrer Alltagsrede und ihrem Alltagsverstande kommt; — und dazu gehört auch alle sonst noch so tiefschürfende wissenschaftliche Arbeit, da sie in ihrer immanenten Sphäre doch stets auf einem anderen Gebiete verweilt wie die Erörterungen der Transzendentalphilosophie.

Kritik des Kant'schen Denkens auf Kant'scher Grundlage, aus seinen eigenen Lebensprinzipien heraus, wer sähe ihr nicht als einem Aufschwung zu neuen, noch ungeahnten Entdeckungen hoffend entgegen, der nur einmal die Tiefe und Zeugungskraft dieser Philosophie an sich selbst erfahren hat? Wer wollte nicht die Anfänge zu dieser Arbeit, welche die letzten Jahrzehnte schon rüstig gefördert haben, mit erwartungsvoller Freude verfolgen? Aber jene freche Unart einer übel disziplinierten Geistesverfassung, die überall unvernünftig ist, zwischen sich und dem ihr entgegenstehenden Werke zuerst ein inneres Verhältnis der Gemeinsamkeit des Verstehens zu schaffen, weil die eigene kleine Persönlichkeit in ihren Vorurteilen und Engherzigkeiten unentrinnbar steckt wie das Schaltier in seinem Gehäuse, — sie hat nur zu oft die wissenschaftliche Arbeit mit dem Schein einer echten kritischen Gesinnung verwirrt und auf Abwege geführt, da sie doch in Wirklichkeit nichts anderes war als eigenwilliges Stehenbleiben und vorschnelles Besser-Wissen-Wollen. Die echte Kritik ist nicht wie ein grämlicher, ewig antagonistischer Zensor, der zu seinem Werke tritt, nur um zu schauen, was er daraus zu streichen vermag, sondern wie ein in Gesundheit

wachsender Körper, der durch seine eigenen Lebenskräfte ausscheidet, was seinem Wachstum im Wege steht. Daher brauchen wir auch heute nicht jener Kritik zu gedenken, die überall nur von außen an ihren Gegenstand tritt, so laut sie auch tut und gerade in diesen Tagen wieder tun wird, welche meint, Kant verstanden zu haben, weil sie den bloßen Klang der deutschen Worte durch den Zufall der gleichen Umgangssprache versteht, und noch weniger wäre not, mit ihr darüber zu rechten.

Was uns heute ziemt, sind Worte der Sammlung, der Selbstbesinnung, um uns die große Tatsache näher zu bringen, die wie ein Wunder auf uns einwirken muß: wie so es möglich ist, daß eine Vergangenheit von mehr als hundert Jahren uns unmittelbarste, ja noch gar nicht ausgeschöpfte Gegenwart sein kann?

Ein Gefühl, dessen wir nur recht acht zu nehmen brauchen, kann uns hier auf den Weg helfen. Es ist nämlich nicht bloß dieses jetzt noch weiter treibende Leben der Kantischen Lehre allein, was keinen Schauer der Vergänglichkeit aufkommen läßt, obgleich doch der Blick heut über hundert Jahre zurück auf ein Grab schaut. Es kommt noch hinzu, daß die Vorstellung von der Vergänglichkeit des Schöpfers dieser Gedankenwelt uns gar nicht anwandelt, weil wir hier, wie so oft überall, wo uns das Schaffen des Menschengesistes zu tiefst ergreift, doch nur als ein Unwesentliches empfinden, was sonst nach des Dichters Wort höchstes Glück der Erdenkinder ist: die Persönlichkeit. Wie der Mantel von der Glocke abfällt, sobald der Fuß vollzogen, so fällt in manchen, größten Werken die Persönlichkeit, nachdem sie den notwendigen Dienst geleistet, der historische Träger des sich gestaltenden neuen Gedankenkerns gewesen zu sein, als eine Schlacke zu Boden und nimmt damit gleichsam allen Erdenrest der Vergänglichkeit mit sich von ihrem Werk hinweg. Gewiß ist kein großes Schaffen ohne eine Persönlichkeit denkbar; aber diese ist dann gleichsam nur der örtliche und zeitliche Horizont, in dem sich das Werden einer geistigen Wirksamkeit vollzieht, die als solche selbst keiner Persönlichkeit zugehört, sondern als unmittelbarer geistiger Besitz aller denkenden Wesen empfunden wird. Hier ist daher die Persönlichkeit nicht, wie sonst in den meisten der in dem geistigen Entwicklungsprozeß der Menschheit aufgebrauchten Werke intellektuellen oder künstlerischen Schaffens zugleich Anfang und Ende des Wertes ihrer Leistung, so daß diese sich erschöpte in dem persönlichen Einfluß, den sie auszuüben und so lange sie ihn durch ihre sie überdauernden Werke auszuüben vermochte. Hier ist die Persönlichkeit nicht bloß eine Stimme im Chor, die eine Zeitlang führte, bis andere sie überlöteten. Nein: wenn von Platon und Aristoteles uns heute noch Gedankenreihen zu wirksamen Potenzen unseres Denkens gehören, wenn Homer und Sophokles nicht aufgehört haben, uns zu rühren und zu erschütterten, wenn die Musik Beethovens die Seele immer noch in Stand setzt, ihre Entledigung von den starren Schranken physischen Daseins traumhaft schon hier zu genießen, — dann war es überall nicht die Persönlichkeit in ihrem historischen Sinne, die so auf eine in

Raum und Zeit der Jahrhunderte schier unübersehbare Mannigfaltigkeit von Geistern und Gemütern gleichwohl einzuwirken vermochte, es war nirgendß diese Persönlichkeit des Schöpfers, die ja oft durch den Abgrund von Geschichte, der uns von ihr trennt, uns bereits völlig fremd geworden sein muß: es war vielmehr nur das, worin alle Persönlichkeiten überhaupt zusammenhängen und was deshalb als eine Ausstrahlung der Persönlichkeit selbst angesehen wird, weil es nur an einer solchen auftreten kann, es war die Wirksamkeit des Menschengeistes überhaupt im Denken und Fühlen, die hier unmittelbar sich mit dem Ganzen traf, von dem sie nur ein Teil gewesen. Was Schiller einst an Goethe vom Dichter schrieb, das gilt, wie es auch Goethe auslegte, in der That von allem wahrhaft schaffenden Geiste: daß er das Ganze der Menschheit ausspricht. Was bedeutet dann noch die historische Persönlichkeit? Sie war das Behikel, mit dem der Geist seinen Weg gezogen kam, sie war der Stempel, den der Geist handhabte, um sein Urbild im geschichtlichen Stoffe auszuprägen. Die Persönlichkeit war nötig, weil sich das Bewußtsein des Menschen ja überhaupt nur in dieser starren, trennenden, sich auf sich selbst beziehenden Form des Ichs allein auszuleben vermag. Aber was darin erschien und erscheint, ist, wo immer es sich um die wertvollsten Leistungen menschlichen Schaffens gehandelt hat, in einer tiefen und merkwürdigen Dialektik als ein Unpersönliches und eben deshalb Objektives, den Besitz des Geistes selbst Mehrendes empfunden worden.

Und das ist weder eine Verkleinerung der Bedeutung jener großen Bildner am Stoffe der Menschheit, noch andererseits gar eine metaphysische Vergewaltigung realer geschichtlicher Wirksamkeiten.¹⁾ Nein,

¹⁾ Ich halte es nicht für überflüssig, an dieser Stelle eine Anmerkung zu machen, die diese ganze hier versuchte Würdigung Kants vor einem Mißverständnisse behüten soll, das sich besonders leicht von einem Standpunkte aus ergeben kann, der zugleich doch auch der des Autors ist, nämlich dem der materialistischen Geschichtsauffassung. Es gibt nämlich, m. E., eine zweifache Art, die Entwicklung geistiger Wirksamkeiten in der Geschichte zu betrachten. Sobald sie als ein Geschehen betrachtet werden, nicht anders als alles Naturgeschehen überhaupt, und also die Frage ist, wieso bestimmte geistige Werte, bestimmte Anschauungen oder Theorien in einer bestimmten Zeit überhaupt aufkommen konnten, Möglichkeiten ihrer Entwicklung und Ausbreitung, Hindernisse ihrer konsequenten Verfolgung, Begrenzung ihres Inhaltes finden mußten, kurz, sobald die Frage geht auf die konkrete historische Verursachung, durch welche bestimmte Produkte der Geistesentwicklung sowie bestimmte Phasen ihres historischen Geschehens möglich waren, muß notwendig auf den ganzen sozialen Zusammenhang zurückgegangen werden, durch welchen sie sowohl in ihrem Auftreten als in ihrer weiteren Entwicklung notwendig bestimmt waren. Die kausalgeneitische Betrachtung ist dann die einzig mögliche, und sie wird durch das schier unübersehbar scheinende Gewirr der ineinandergreifenden sozialen Kausalfaktoren von dem grundlegenden Sozialprinzip der materialistischen Geschichtsauffassung sicher geleitet. Die historische Kausalität ist aber so wenig ein schöpferischer Vorgang wie die physische; sie bringt nirgendß etwas hervor, sondern ist überall nur eine notwendige Ordnung der Veränderungen, ein bloßes Relationsverhältnis. Die Kausalität setzt wohl überall das sich Verändernde, das Wirken, d. h. die eigene Natur der im physischen und psychischen Gebiete auftretenden Realitäten voraus und bedeutet somit durchwegs nur die Bedingung für deren tatsächliche Enthaltung. Aus

es war gerade derjenige von diesen großen Bildnern, dessen Gedächtnis uns heute vereint, es war Immanuel Kant, der uns dieses Verhältnis der Persönlichkeit zu dem unpersönlichen Wert ihrer Leistungen hat begreifen lassen, während zugleich sein Werk durch diesen Charakter der Unpersönlichkeit, den es selbst an sich trägt, an die objektive Wahrheit rührt, die allein die Zeit zu überdauern vermag. Wenn Kant uns gelehrt hat, das Ich nicht anders als für die notwendige Form zu erkennen, in der ein Bewußtsein überhaupt möglich ist, in der überhaupt möglich ist, daß die Mannigfaltigkeit des Innenlebens in einer sich selbst bewußt zugehörigen Einheit erlebt wird, dann ist es unmittelbar auch klar, wie alle tiefsten Einsichten des Wissens, alle höchsten Innigkeiten des künstlerischen Schaffens und Genießens zwar nur von einer Persönlichkeit vermittelt zu werden vermögen, aber gerade in dieser größten Wertpotenz nichts Individuelles mehr bedeuten, sondern „der ganzen Menschheit zugeteilt“ sind. Es ist das Denken und Fühlen zwar nicht eines jeden, aber eines jeden Besten unseres

keiner Ursache folgt die Wirkung, sondern stets nur auf ihre Ursache. Deshalb nannte Marx die ökonomische Struktur den Unterbau der auf ihm sich ausbreitenden Erscheinungen des geistigen Lebens und deshalb gebrauchen er sowie Engels für die ökonomischen Verhältnisse in Bezug zu ihrem Ueberbau am liebsten Ausdrücke, wie, daß sie letzteren bedingen, oder bestimmen, oder seine Basis abgeben. Die Zurückführung der Erscheinungen des geistigen Lebens auf die ökonomische Struktur ihrer Zeit bedeutet daher nicht ihr notwendiges Hervorgehen aus ersterer als deren Produkt, sondern lediglich die Möglichkeit ihrer historischen Existenz; und alle Notwendigkeit, welche durch die kausalgenetische Betrachtung tatsächlich in der Geschichte gestiftet wird, ist bloß die der historischen Veranlassung des Auftretens ihrer Ereignisse; nicht anders, wie in der Natur, wo auch aus der Kausalgleichung nur die notwendige Beziehung in der Aufeinanderfolge der Zustandsänderungen aus Anlaß einer bestimmten Aenderung folgt, nicht aber die reale Beschaffenheit derselben, z. B. Umwandlung von Bewegung in Wärme, die als solche nur durch die Natur der realen Ausstattung der Materie gegeben ist. Diese reale Beschaffenheit interessiert nun in der Natur die Wissenschaft nicht, soweit sie über den Inhalt des in eine Kausalgleichung Faßbaren hinausgeht. Dagegen kommt sie gerade im Bereiche des geistigen Lebens entscheidend in Betracht. Daraus folgt aber sofort eine zweite Auffassung seiner Erscheinungen, in welcher sie nämlich nicht mehr kausalgenetisch als bloßes historisches Geschehen betrachtet, sondern analytisch als ein Wirken nach eigenen Gesetzen zergliedert werden. Nun fragt es sich nicht mehr nach der kausalen Möglichkeit des Auftretens oder Vergehens bestimmter geistiger Phänomene in ihrem historischen, sondern nach der funktionellen Möglichkeit ihres Eintrittes, ihrer Umwandlung und ihres Schwindens im inhaltlichen Zusammenhang des geistigen Prozesses selbst. Dieser wird dadurch nicht verabsolutiert, was nur bei jener Ideologie zutrifft, die, nach der treffenden Kritik Engels ihre historische Veranlassung übersehen und sich daher eigene Triebkräfte imaginiert. Sondern es wird überall von der kausalen Dependenz, welche die tatsächliche Existenz seiner bestimmten Gestaltung möglich machte, auf die ihm immanente logische Dependenz zurückgegangen, die dieser Existenz eben erst ihre besondere Gestaltung gab. Es handelt sich also in dieser zweiten Auffassung um eine Analyse des gesetzmäßigen Zusammenhanges des geistigen Lebens innerhalb einer seiner besonderen historischen Ausprägungen, ähnlich wie die ökonomische Analyse Marx' der Aufdeckung des immanenten gesetzmäßigen Zusammenhanges der ökonomischen Phänomene innerhalb einer besonderen historischen Sphäre, z. B. der kapitalistischen, zugewendet ist, und die deshalb gleichfalls nicht kausalgenetisch, sondern eben nur funktionell-analytisch sein kann. Ein Standpunkt des inneren Verständnisses der Kantschen Lehre kann nur aus dieser letzteren Auffassung genommen werden.

Geschlechtes, oder noch anders gewendet, es sind die besten Gedanken und Gefühle eines einzigen, des alle Menschen umfassenden Bewußtseins. Denn von diesem gilt das evangelische Wort: „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen!“ — In vielen Wohnungen haust der Menscheng Geist: unter kleinen, gedrückten Stirnhöhlen, in engen Stuben, durch deren stumpfe Fenster der Blick gerade nur noch das Nächste zu erblicken vermag, das er ergreifen muß, um sich von Tag zu Tag fortzusriften; in hochgewölbten Räumen, wo in den klaren Augenspiegeln die Welt eintaucht und widerstrahlt aus ihnen in neuem Lichte, das von dem Geist dahinter ausgeht; in zauberhaften Gewölben endlich, die jenem Wunderwerke des alten Baumeisters gleichen, in dem auch jeder geringste Laut der Außenwelt sich sammelt und so in eins verwoben wird, was nur irgendwo und irgendwann das menschliche Denken berührte. Dann staunt die Welt das Wunder der großen Persönlichkeit an und bespiegelt sich doch nur in dem vollkommener widerstrahlenden Glanz ihres eigenen Geistes. Wo so aber nur die Gesetzmäßigkeit der eigenen Wirksamkeit ausgeprägt ist, was so nichts anderes ist, als die bloß in einer geschichtlichen Tat auseinandergelegte Natur des Menscheng Geistes, das muß dauern, das muß der Vergänglichkeit trotzen: denn in ihm erhält sich ja nur dieser Menscheng Geist selbst in seinem Bewußtsein; und keiner anderen Veränderung kann es unterliegen, als seiner bloß immer deutlicheren und vollkommeneren Auseinanderlegung.

Dies ist in meinen Augen der Grund jenes wunderbaren Lebens der Kantischen Lehre, jenes staunenerregenden Wiedererwachens einer Philosophie, die unter dem Wust der wildesten Spekulation, unter der Last der tiefsten Geringschätzung aller philosophischen Arbeit begraben lag. Aber dieser Charakter des Unpersönlichen der Kantischen Lehre, mit dem sie sich als eine Seite des menschlichen Bewußtseins überhaupt darstellt, vermittelt uns nicht nur das Verständnis ihrer Lebenskraft, sondern zugleich auch die Erkenntnis ihres Wesens und ihrer Bedeutung. Denn er entspringt der Problemstellung des Kantischen Denkens.

II.

Die Kernfrage, um die sich diese Philosophie unablässig bewegt, ist zugleich auch die uralte Zweifel- und Verzweiflungsfrage des Menscheng Geschlechtes von Anbeginn seines methodischen Denkens: „Was kann ich wissen?“

Um jedoch diese Frage auch genau in der Prägnanz zu verstehen, wie sie gestellt wurde, muß man im Auge behalten, daß sie keine Frage bloß nach der Sicherheit und dem methodisch zu befördernden Fortgange der Wissenschaft war, nahegelegt durch den gewaltigen Aufschwung des Naturerkennens im Zeitalter Newtons und Lavoisiers. Man muß vielmehr darauf acht haben, wie diese Frage auf jene Totalität des Wissens ging, mit dem sich das Denken zutraute, Himmel und Erde so gut wie das Innerste alles Wesens zu durchdringen; kurz, man darf nicht vergessen, daß die Zeit Newtons und Lavoisiers

zugleich auch die Zeit Leibnizens und Wolffs gewesen, daß die stolze Wissenschaft mit einer sich noch viel erhabener dünkenden Metaphysik zusammenhing, die wirklich so weit gekommen zu sein schien, allen Sinn der Welt, ihr innerstes Wesen und ihre fernste Bestimmung in ein weitläufig ausgearbeitetes und schulmäßig genau eingeteiltes Paragraphenwerk auseinanderbreiten zu können.

Die Frage „Was kann ich wissen?“ galt so vor allem der Metaphysik und knüpfte damit, wie Kant nicht müde wird, zu betonen, an das vornehmste Interesse des Menschengeschlechtes an. Denn alle Wissenschaft, ja selbst die empirischen Kenntnisse des Menschen, meint er, haben ihren hohen Wert nur als Mittel zu Zwecken, deren Sinn und notwendige Zielsetzung ausschließlich nur durch die auf das Ganze des menschlichen Daseins gerichtete Betrachtung vermittelt wird, wie eine solche eben Sache der Metaphysik ist. Daher mündet die kritische Frage nach dem Wissen in die andere Frage aus: „Wie ist Metaphysik als Wissenschaft möglich?“

Man darf nun keinen Schritt auf den Wegen Kantischen Denkens machen, indem man sich beruhigt, die von ihm gebrauchten Begriffe in ihrem allgemeinen Wortverstande zu nehmen, bevor man sich nicht versichert hat, in welcher Anwendung sie bei Kant selbst stehen. Und so müssen wir auch hier uns vor allem fragen: Was ist jene Metaphysik, nach deren Möglichkeit als Wissenschaft hier gefragt wird. Die ganz besondere Bestimmung ihres Begriffes bei Kant weist das Denken sofort auf den neuen Weg, den dieser Philosoph zuerst eröffnet hat, den kritischen Weg. Denn Metaphysik wird nicht mehr nach ihrem Gegenstand definiert, also etwa als die Wissenschaft von den ersten Prinzipien oder vom Wesen der Dinge oder vom höchsten Gut, sondern nach der Erkenntnisart, aus der sie hervorgeht. Metaphysik, ob sie nun als Wissenschaft möglich sei oder nicht, ist eine wahre oder vermeintliche Erkenntnis aus bloßen Begriffen, d. h. aus einer Richtung des Denkens, die ohne alle Erfahrung, ja mit bewusster Ueberschreitung derselben, rein nur durch begriffliche Arbeit eine Erkenntnis zu gewinnen hofft, einzig gestützt auf die logische Konsequenz und Verbindung ihrer Begriffe.

Diese abenteuerliche Richtung des Denkens ist nun nicht etwa unserem Geiste ein Fremdes, mühsam Abgenötigtes, sondern im Gegenteil ein Produkt seines freien Spieles. Ueberall und seit jeher strebt das Denken nach einer Abrundung und Vollständigkeit seines Inhaltes; während ihm in der Erfahrung stets nur ein Bedingtes gegeben ist, jeder Ort seine Umgebung, jedes Zeitmoment seine Vergangenheit, jede Wirkung ihre Ursache verlangt, strebt der Geist überall darnach, die Totalität aller dieser Bedingungen zu erfassen, im Unbedingten zur Ruhe zu gelangen. So geht die menschliche Vernunft, „durch ihr eigenes Bedürfnis getrieben bis zu solchen Fragen fort, die durch keinen Erfahrungsgebrauch und daher entlehnte Prinzipien beantwortet werden können“, die ihr also „aus der Natur der allgemeinen Menschenvernunft“ entspringen; und wenn es daher zweifelhaft sein kann, nicht nur wie, sondern ob Metaphysik als Wissenschaft überhaupt mög-

lich sei, so ist doch gar kein Zweifel, daß sie als *Naturanlage* möglich ist, und daß in diesem Sinne *Metaphysik* zu allen Zeiten gewesen und auch immer sein werde.

Auf diese Weise bildet nun also Vernunft ihre reinen Begriffe: von einer Unendlichkeit des Raumes nicht als bloßen unaufhörlichen Fortganges der Anschauung, sondern als realer Unermeßlichkeit der Ausdehnung selbst; ebenso von einer ewigen Dauer, die alle empirischen Zeiten endlos übersteigt; von einer ersten Ursache und einem ersten Beweger, der alles Kräftespiel aus sich entläßt und bestimmt; von einem letzten Sein oder Wesen, das in diesem Kräftespiel allem Mannigfaltigen als träge Substanz bewußtlos zu Grunde liegt; von einer in sich selbst begründeten Lebendigkeit und unzerstörbaren bewußten Einheit, die als unsterbliche Seele der Substanz gegenübertritt; von einer Spontaneität und Selbstbestimmung, die als Freiheit den unabsehbaren Zug der Notwendigkeit in eine persönliche Energie hineinnimmt. Und aus diesen reinen, d. h. von aller Erfahrung reinen Begriffen baut sich nun eine Welt auf über diesem unseren empirischen Dasein, in der das Denken, hingerissen von der Triebkraft seiner eigenen logischen Konsequenz, trunken von der ihm vermeintlich sich öffnenden Weite des Anblickes, die nur einen Triumph seiner Phantasie bedeutet, zur höchsten Einsicht gelangt zu sein glaubt, wo es doch nur in einem Bilderbuch seiner Träume blättert.

Denn da ein jeder dieser Begriffe doch weit über alles hinwegtrug, was je sich empirisch darlegen und erweisen ließ, da ein jeder wirklich eine Kunde von dem war, „was sich nie und nirgends hat begeben“, wo wäre dem von innen oder außen einstürmenden Zweifel gegenüber eine Sicherung möglich, daß das Denken sich wirklich hier nicht betrüge, daß es in Wahrheit sich nicht bloß mit seinem eigenen Schattenspiel unterhalte?

Alein dieser entnervende Zweifel ist noch das Aergste nicht, das *Metaphysik* auf ihrem Wege begegnet, sich mittels reiner Vernunftbegriffe eine Kenntnis von dem alle Erfahrung übersteigenden letzten Dingen, von dem Uebersinnlichen zu verschaffen. Ihr widerfährt das Schrecklichste, das Vernunft an sich erleben kann, daß ihr eigenes Denken sich gegen sie kehrt, daß ihre eigene Logik sie sprengt und jeder Satz, den sie soeben mit den bündigsten Gründen als ihren klaren Besitz sichergestellt hat, mit eben solch bündigen Gründen in sein direktes Gegenteil verkehrt wird. Das ist die *Antinomie* der reinen Vernunft. Hier fließt der Quell, aus dem die Vergeblichkeit aller die Jahrhunderte ausfüllenden unsäglichsten Bemühungen der *Metaphysik* immer wieder hervorgehen mußte, solange nicht erkannt war, daß es der Vernunft auf einem bestimmten Gebiete ihres Gebrauches, eben in der Anwendung reiner Begriffe, ganz notwendig eigen sei, zu jedem hier gewonnenen letzten Prinzipie mit dem gleichen Schein inneren Rechtes seinen vollkommenen Gegensatz aufzustellen. Daß die Welt ein schlechthin notwendiges Wesen als ihren Teil oder ihre Ursache voraussetze, kann ebenso erwiesen werden, als daß es ein solch schlechthin notwendiges Wesen gar nicht geben kann. Daß die Welt

einen Anfang in der Zeit haben muß, scheint die Vernunft ebenso unausweichlich annehmen zu müssen, als ihr sofort die Unmöglichkeit einer solchen Annahme bewiesen wird. Die Eingeschlossenheit alles Seins in einem begrenzten Raum stößt unmittelbar an die alle Grenzen wegschwemmende Nötigung, den Raum unendlich vorzustellen. Die Unmöglichkeit, in der Teilung der Substanz irgendwo stille zu halten, fällt über die Einheit und Geschlossenheit des ungeteilten Ganzen. Die freie Bestimmung eigenen Tuns scheint alle Realität aufgeben zu müssen an den ewig gebundenen Gang des Geschehens nach Gesetzen der Natur. So taumelt das Denken, das erst noch mit seinen reinen Vernunftbegriffen sich so kühn über alle Erfahrung zu sicherer Einsicht zu erheben gedachte, von einer vermeintlichen Erkenntnis zu der ihr entgegengesetzten, und der Flug, den Metaphysik vom Sinnlichen in das Uebersinnliche zu unternehmen versuchte, scheint überall mit dem Widersinnigen enden zu müssen.

Das war der Zustand aller Metaphysik vor Kant, und ihn begriffen zu haben, gerade als sie sich in dem das Leibnizsche Denken mit unglaublichem Scharfsinn logischer Arbeit systematisch zusammenfassenden Werke Chr. Wolffs am Gipfel ihrer Bemühungen angelangt glaubte, bedeutet die große historische Weltwende des Geistes, die sich mit Kant vollzog. Ueberall durchdringt seine Arbeit ein starkes und quälendes Bewußtsein des Elends in diesem Gebiete der menschlichen Geistesbetätigung. Ueberall quillt es wie Empörung hervor, daß das Denken solange die Schmach der Vergeblichkeit seiner heißesten Bemühungen getragen habe, ohne nach dem Grund davon zu fragen, weshalb es dulde, sich, indessen jede andere Wissenschaft unaufhörlich fortrücke, gerade in der Metaphysik, „die doch die Weisheit selbst sein will, deren Orakel jeder Mensch befragt, beständig auf derselben Stelle herumzudrehen, ohne einen Schritt weiter zu kommen.“ Es ist ein faustisches Gefühl von der Unmöglichkeit, auf dem alten Wege zur Wahrheit zu gelangen, mit dem der Philosoph entschlossen die Mühe der Jahrhunderte von sich weist, in dem klaren Bewußtsein, daß der Weg von neuem gesucht werden muß:

„Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher gewesen?“

Nein! Wenn schon die Träume der Metaphysik nichts zum Besten unseres Erkennens auszurichten vermochten, so mögen ihre Irrtümer wenigstens das Eine gefruchtet haben, die Ueberzeugung zu reifen, daß man umkehren müsse auf dem falschen Wege und sich zum Ausgangspunkte zurückbegeben, und dort einen Kompaß zur Hand nehmen müsse, um sich zu orientieren. Dieser Kompaß ist — Kritik der reinen Vernunft.

III.

Kritik der reinen Vernunft ermöglicht allein die Orientierung in der Wirrnis, in die das Denken mit seiner Metaphysik geraten. Denn da es ja der Gebrauch ihrer reinen Begriffe war, welcher die Ver-

nunft in das unerträgliche Dilemma geführt hat: des Träumens, welches die Logik überhaupt ausschließt, oder der Spekulation, welche die Logik wechselweise zernichtet, so war es vor allem nötig, diese Begriffe einer Kritik zu unterziehen und, bevor aus ihnen ein System der Erkenntnis aufgebaut wurde, allererst zu fragen, ob und wie es möglich sei, durch bloße Begriffe der Vernunft ein Wissen zu gewinnen. Das ist der Sinn des so oft mißverstandenen Titels, den das Grundwerk der Kantischen Philosophie trägt: Kritik der reinen Vernunft. Es ist somit nicht, wie man oft gemeint hat, eine Kritik, die eine reine, d. h. selbstherrliche, von allem Erdenstaub entledigte Vernunft aus sublimen Höhe der Spekulation am menschlichen Erfahrungswissen übt, sondern es ist im Gegenteil eine Kritik, die an einer so beschaffenen reinen Vernunft geübt wird, die sich im Besitze höchster, weil über alle Erfahrung erhabener Erkenntnis wähnte. Und weil reine Vernunft damit zugleich auch die letzte, sicherste Wahrheit auszusprechen glaubte, so mußte eine Kritik, die bis ans Ende zu gehen gedachte, zugleich auch ins Reine bringen, wie es gelingen könne, überhaupt etwas Sicheres zu wissen, wieso also zuletzt das, womit alles Wissen beginnt, wie Erfahrung überhaupt möglich sei. Derart führte schon die bloße kritische Frage das Denken aus dem Himmel auf die Erde zurück.

Auflschluß also über die Möglichkeit einer gewissen Erkenntnis, wie immer sie an sich beschaffen sei — das war das Ziel auf dem Wege. Endloses Wogen der Meinungen, die in rastloser Bewegung sich fortwährend kreuzten und überfluteten — das war das pfadlose Meer auf dem Wege zum Ziele. Kritik jenes Vermögens, das bisher vor allem die Erreichung des Zieles am meisten verbürgte, weil in ihm die reinste Kraft des allein tauglichen Mittels, des Denkens, tätig war: Kritik der reinen Vernunft — das war der Kompaß für den Weg. Aber — wie brachte er die Orientierung zustande? Wo war der ruhende Pol, auf den das Denken gewiesen wurde, um seinen Weg zum Ziele nicht zu verfehlen?

Aus dem Inhalte der einander entgegenstehenden Wahrheiten konnte kein Richtmaß gewonnen werden, endgiltig den Irrtum aus ihnen abzuschneiden. Zwar könnte es scheinen, als ob gerade das Kantische Denken an einem entscheidenden Punkte diesen Versuch unternommen hätte. Denn bekanntlich bildet den Ausgangspunkt der Vernunftkritik die Unterscheidung von analytischen und synthetischen Urteilen, also von Urteilen, die, wenn sie analytisch sind, nur etwas aussagen, was bereits im Subjektbegriff gedacht ist, wenn sie aber synthetisch sind, im Prädikate etwas vom Subjekte aussagen, das in diesem Begriff noch nicht mitgedacht war. Und an den Tatbestand, daß reine Mathematik und Physik solche synthetische Urteile aufweise, deren Inhalt nicht aus der Erfahrung genommen sein kann, weil sie schlechthin allgemein gültig sind, was bei Erfahrungssätzen nie der Fall sei, und welche Kant deshalb synthetische Sätze a priori nennt, — an diesen Tatbestand knüpft ja gerade die Frage nach der Möglichkeit einer gewissen Erkenntnis an. Diese synthetischen Urteile a priori scheinen derart als eine solche gewisse Erkenntnis vorausgesetzt.

Allein es wäre nur ein Mißverständnis mehr zu den vielen anderen, denen dieser Begriff der synthetischen Urteile a priori ausgesetzt ist, zu meinen, daß Kant mit diesen Urteilen also eine inhaltliche Wahrheit aufgegriffen, daß also z. B. das synthetische Urteil a priori „die Gerade ist die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten“, oder „unter allen Veränderungen beharrt die Substanz“, im selben Sinne inhaltliche Wahrheiten wären, wie etwa der Satz des Metaphysikers: „Gott oder die Substanz besteht aus unendlichen Attributen, von denen ein jedes ewiges und unendliches Sein ausdrückt“, oder „die Seele ist ein einfaches, unteilbares und unzerstörbares Wesen.“ Alle Sätze inhaltlicher Wahrheit beziehen sich stets auf Dinge, von deren Eigenschaften oder Beziehungen irgend eine Erkenntnis ausgesagt wird. Die synthetischen Urteile a priori Kants sagen dagegen nie etwas von den Dingen aus, sie beziehen sich nie unmittelbar auf ein Sein, sondern sie sind nichts anderes als die nur an einem bestimmten Erfahrungsfall konkretisierten Formen des Denkens. Denn der sogenannte Inhalt dieser Sätze löst sich jedesmal für die nähere Untersuchung in eine bloße Relation von Anschauungsverhältnissen und Verstandesbegriffen auf, die als solche einerseits überall noch gar nichts darüber aussagen, ob ihr Gegenstand existiert, bevor er nicht durch Erfahrung gegeben ist, für deren Geltung aber andererseits die tatsächliche Gegebenheit ihres Gegenstandes ganz unwesentlich ist. Nur deshalb können ja die synthetischen Urteile a priori sein, d. h. aller Erfahrung vorhergehen, ohne doch bloße Hirnspinne zu sein, weil sie eben nur Konkretionen der Form aller Erfahrung sind, weil sie, wie Kant dies treffend ausdrückt, die Erfahrung bloß formal antizipieren. In der Voranstellung dieser synthetischen Urteile a priori hat daher die Kantsche Kritik nicht nur keine inhaltliche Wahrheit zu ihrem Ausgangspunkt genommen, sondern sie hat mit ihnen bereits anschaulich gemacht, wohin man vom Inhalt des Denkens weg zu schreiten habe, um die Möglichkeit seiner Gewißheit zu erkennen: nämlich zu seinen Formen.²⁾

Denn wenn es auch tatsächlich sich so verhielt, daß schlechterdings kein inhaltlicher Satz aufzutreiben war, der allgemein als wahr anerkannt worden wäre, so wollte doch jedes Urteil, das als eine Erkenntnis auftrat, für wahr gelten. Und wie heftig auch jeder dem anderen bestritt, was dieser als wahr behauptete, so waren doch eben deshalb alle einig, daß es das Wahre gebe. Ja, selbst wer da meinte, es lasse sich überhaupt nichts Bestimmtes erkennen, hielt doch wenigstens diese Meinung für wahr; denn die Ausdehnung des Skeptizismus auch auf sich selbst ist im Ernst gar nicht möglich, es sei denn

²⁾ Mit der Vermeidung des Irrtums, die synthetischen Urteile a priori als inhaltliche Wahrheiten aufzufassen, verschwindet dann auch der oft so irreführende Einwand, daß die Unterscheidung der analytischen und synthetischen Urteile eine schwankende und bloß relative sei. Denn nun kommt es nicht mehr darauf an, was nach irgend einem Standpunkte noch im Subjekt mit enthalten ist, sondern allein, was aus dem im Subjektbegriff gesetzten Anschauungsverhältnissen und Verstandesbegriffen für das Denken folgt.

im bitteren Ernst des Wahnsinnes. Also erhebt das Denken schon an sich überall diesen Anspruch auf Wahrheit seiner Ergebnisse, wie wandelbar sie auch mit der Zeit und im Kampf der Meinungen sein mögen. Und gerade der erbittertste Streit bezieht doch jedesmal durch den Begriff der Wahrheit alle gegen einander tobenden Ansichten auf ihren gemeinsamen Nenner.

Wie wäre dies anders möglich als so, daß bei allem Auseinandergehen des Denkens in seinen Resultaten sich dieses doch selbst auf ein Etwas bezöge, das unbestritten und unbestreitbar allen seinen Äußerungen zu Grunde läge? Und wo konnte dieses Etwas, da es in seinem Inhalte nicht zu finden war, schließlich anders angetroffen werden als in seinen Formen? Hier war in der Tat endlich der feste Punkt gefunden, welcher der Flucht der Erscheinungen im Denken ihren ruhenden Pol setzen konnte. Und wenn schon jener große Satz des Descartes, mit dem einst sein gewaltiges Ringen zum ersten Male versucht hatte, ein absolut Gewisses zu finden, um sich daran zu orientieren, jenes berühmte „Ich denke, also bin ich“, nicht standhalten konnte, so war doch so viel gewiß, daß aus dem „ich denke“ das Denken selbst folgte und weiter daraus: also sind Formen des Denkens.³⁾ Der feste Punkt, auf den der Kompaß wies, waren diese Formen des Denkens als die unverrückbare, unbestreitbare, einfach nur zu konstatierende Daseinsweise des Bewußtseins überhaupt. Mit einem Wort: der Pol, nach dem nunmehr sich das Denken in seinem Streben nach Wahrheit einstellte, war die erkannte Gesetzmäßigkeit seiner eigenen Funktion.

Aus der Fülle der verwirrendsten Mannigfaltigkeit des Inhaltes, den alle Denktätigkeit stets mit sich führt, zum ersten Male mit ungeheurer Anstrengung der Abstraktion den Blick zurückzuwenden auf die stets gleichbleibenden Formen, in denen alles Denken jederzeit allein imstande ist, diesen Inhalt zu erfassen und sich bewußt zu erhalten, von dem fortwährenden Wechsel und Widerstreit dieses Inhaltes selbst auf die notwendig immer gleiche formale Gesetzmäßigkeit seiner Aktion zurückzugehen, — damit war der unverrückbare Ruhepunkt gewonnen, an dem alles inhaltlich noch so besonders gestaltete Denken sich unmittelbar den kenntlich gemachten Bedingungen seines eigenen Bestandes

³⁾ Beiläufig bemerkt: wenn man hier und da gegen die Kantische Erkenntnistheorie den Einwand erhebt, daß sie übersehe, wie man eigentlich nur sagen könne „es denkt“ und nicht „ich denke“, so überseht dieser Einwand selbst, wie auch diese „kritische“ Berichtigung des „ich denke“ falsch ist, da sie, um allenfalls richtig zu sein, heißen müßte: „es denkt in mir“. Um die einheitliche Form des Bewußtseins, die bloße Form des Ichs, in dem allein „es denkt“, ist eben schlichterdinge nicht heranzukommen. Und es wäre hoch an der Zeit, statt solcher scheinbar tiefsinnig kritischer Bemerkungen, von denen anzunehmen, daß sie Kant unbekannt gewesen seien, eine charakteristische Kennzeichnung ihrer inneren Bedeutung ist, lieber sich den Standpunkt Kants zu eigen machen. Dann würde auch sofort klar, daß gerade er den Charakter des „es denkt“ kritisch sichergestellt hat, in dem er zeigte, wie das Ich nur eine *transzendente* (also nicht wesenhafte) Einheitsbeziehung (synthetische Apperzeption a priori) herstellt, dagegen alles Denken durch reine also bloß in Ichform erscheinenden Formen notwendig einen unpersönlichen Charakter hat, d. h. Bewußtsein überhaupt ist.

gegenüberfand. Das war die Weltwende des Geistes, in welcher er sich von dem rastlosen Wandel alles dessen, was jede Zeit der anderen als Wahrheit bestritt, auf das bejann, was alle Wahrheit jeder Zeit erst möglich macht.

Verweilen wir einen Augenblick an diesem Punkte, um uns vollständig der Einsicht zu vergewissern, die Kant selbst, obgleich ein Denker, dessen Bescheidenheit nur von seiner Größe übertroffen wurde, von seinem Werke in unumstößlicher Gewißheit hatte, wenn er es mit dem des Kopernikus verglich: daß es, wie letzteres im physischen, ebenso im psychischen Bereich eine Weltwende bedeute. Was war denn bis dahin der Grundzug aller Arbeit, die an die Frage „Was kann ich wissen?“ herangetreten war? Ueberall klammerte sich das Streben nach Wahrheit an irgend einen letzten Inhalt des Denkens, und bestand derart alle Kritik nur darin, den Irrtum in dem bis dahin für wahr Gehaltenen aufzudecken. Selbst in den beiden größten Ansätzen, die das Denken zutage gefördert hatte, den erst so spät gefundenen Weg der transszendentalen Kritik sich gangbar zu machen, scheiterte es an dem Unvermögen, den Widerstreit des wechselnden Wertes aller inhaltlichen Wahrheit mit der unveränderlichen Geltung ihrer selbst aus den eigenen Mitteln des Denkens aufzulösen. So mußte Plato das ganze Reich der bleibenden Wahrheit aus dem wirklichen Leben selbst hinausverlegen in das Jenseits der Idee, und fand die Kritik Descartes, die doch nur das eigene Denken zu ihrem Richter zu machen gedachte, gleichwohl in diesem nicht eher Ruhe, als bis ihm das Dasein Gottes erwiesen schien, dessen Wesen ausschließe, daß das von ihm den Menschen verliehene Denkvermögen sie täusche. Beide Denker gelangen so, indem sie das inhaltlich Wahre zu stabilisieren suchten, dahin, es auf Erden, im wirklichen Denkprozeß, eigentlich preiszugeben. Wahrheit ist nur in der Idee, in Gott, und alles irdische Denken eine bloße Bemühung um die Idee, ein Gottesdienst, eine Annäherung an ein Weltfremdes. Das tritt bei Descartes nicht so deutlich hervor, wie bei Plato. Ja, indem er zuerst den Grundsatz des Rationalismus deutlich entwickelt: „Wahr ist alles das, was ich ganz klar und deutlich sehe“, scheint er damit sich über die bloß inhaltliche Bestimmung der Wahrheit zu erheben. Die klare und deutliche Vorstellung wurde ja auch zum Schiboleth des dogmatischen Rationalismus. Allein wir sahen eben, daß Descartes diesen Dogmatismus noch nicht hatte. Ihm war die klare und deutliche Erkenntnis nur deshalb ein Kriterium der Wahrheit, weil sie ein Ausfluß des göttlichen Wesens war, zu dessen Begriff als höchster Vollkommenheit es gehört, daß es weder irren, noch lügen, noch täuschen kann. Und so ist auch für Descartes die Wahrheit eine inhaltliche Größe, nämlich die vollständige, klare und deutliche Erkenntnis alles Seins und Werdens in einem göttlichen Verstande, an dem alles menschliche Denken sich nur insoferne messen kann, als es in reiner Vernunft die Fähigkeit hat, mehr und mehr die Quellen zu erkennen, aus dem ihm eine klare und deutliche Erkenntnis behindert wird, und also durch ihre Beseitigung immer mehr den Irrtum abzustreifen vermag. Auch für Descartes, wie für den Rationalismus überhaupt

realisiert sich so der Begriff der Wahrheit nur in dem „Fortstreben des Denkens von der verworrenen“ zur „deutlichen“ Erkenntnis nicht in ihrem Besitz. Der Begriff der Wahrheit bleibt bei ihm wie bei Plato transszendent.⁴⁾

So sind zwar Plato und Descartes sicher die großen Vorläufer der kritischen Philosophie. Denn indem sie mit Energie das Wechselvolle des für wahr Gehaltenen auf ein nicht in ihm gelegenes Prinzip des Wahren ausrichteten, bahnten sie die fundamentale Unterscheidung der inhaltlichen und formalen Wahrheit an, mit welcher erst dem Problem von der wahren Erkenntnis beizukommen war. Aber sie selbst hatten diese Unterscheidung noch nicht mit jenem klaren Bewußtsein gemacht, aus welchem sich als Folge die Transszendentalphilosophie, d. h. die auf die Formen aller Erkenntnis gerichtete Philosophie ergab. Und so mußte ihnen das Wahre schließlich zum Glauben werden, nur daß es ein Glaube war, der seine Vernunft darin besaß, daß ohne ihn ein Wissen unmöglich gewesen wäre, der also gleichsam ein theorethisches Postulat der Vernunft war. Kritik des Erkennens mußte hier in Metaphysik ausmünden, wollte sie nicht anders die Frage „Was kann ich wissen?“ trostloser Resignation anheimgeben.

Und dem gleichen Schicksal war jeder Standpunkt verfallen, der das Wahre im Inhalte des Erkennens sicher zu erfassen gedachte. Denn das inhaltlich Wahre ist in der Tat nur eine unendliche Annäherung, sobald es dem Begriff der sicheren Erkenntnis gegenübergestellt wird, es ist ein historischer Prozeß, an dem die ganze Menschheit arbeitet und der daher in keinem Augenblicke vollendet ist. Der rastlos abflutende Strom geistiger Entwicklung läßt seinen Inhalt nirgends in starre Behälter abfassen, auch wenn diese noch so groß und kühn gebaut sind, wie nur je die stolze Systeme der Metaphysik es waren. Und so muß alles Denken, das der qualitativen Seite seiner Arbeit zugekehrt ist, unausbleiblich seinen Hochmut büßen, mit dem es jetzt und jetzt in den Besitz der ganzen Wahrheit gelangt zu sein glaubte, wenn die Grenzenlosigkeit der Erfahrung und die Unberechenbarkeit der Kombinationen des Geistes urplötzlich einen ganz neuen Gesichtspunkt eröffnet haben.

Eine ganz andere Möglichkeit der Beantwortung gewann aber die Frage „Was kann ich wissen?“ mit einem Male, als nun der Geist

⁴⁾ Unserem allen Entwicklungsbegriffen so geneigten Zeitalter wird die Auflösung des Wahrheitsbegriffes aus einer starren Form in eine stetige Aktivität des Geistes, wie sie ja diesen großen Andeutungen der genannten Denker im Grunde unterzulegen ist, durchaus sympathisch sein. Und es wird nicht an Stimmen fehlen, die das Streben einer Philosophie, den so glücklich in Fluß gebrachten Wahrheitsbegriff wieder in eine unveränderliche Form zu bannen, kaum als einen Fortschritt des Denkens werden gelten lassen wollen. Die so denken, haben den kritischen Standpunkt der Kantischen Philosophie noch gar nicht gewürdigt. Denn sie haben nicht erkannt, wie ja auch eine gleichsam energetische Auffassung des Wahrheitsbegriffes, also als eines fortwährenden Hinarbeitens auf die selbst unerreichbare Wahrheit doch immer noch diese als Ziel des Arbeitens, d. h. als dasjenige voraussetze, wodurch jede einzelne konkrete Betätigung dieser Energie in ihrer Eigenart bestimmt wird. Die Wahrheit als Entwicklung setzt immer noch die Wahrheit als Idee voraus.

in seiner Stellung zu ihr eine Wendung vornahm, die einen neuen Begriff der Wahrheit bedeutete. Es sollte nicht mehr die Frage sein, was das Wahre ist: ob es das Wahre ist, daß Gott die Welt erschaffen oder daß sie von Ewigkeit her existiere; ob es das Wahre ist, daß alles in der Welt beseelt sei oder daß der leblose Stoff erst in einer bestimmten Verbindung die Beseelung aus sich hervorgehen lasse u. dgl. Fragen mehr. Es sollte nur gefragt werden, wieso jede Zeit mit alledem, was eine spätere an ihr vielleicht als Irrtum und Scheinwissen erkannt haben mochte, doch für sich darin Wahrheit und Irrtum sicher unterschied, was also überhaupt bewirkte und möglich mache, daß jede Zeit etwas, wenn auch jede Zeit ein anderes als wahr anerkannte. So wurde die Frage „Was kann ich wissen?“ aus der dogmatischen, die sie bis dahin überall war, wenn sie auch noch so sehr an den ihr entgegenstehenden Meinungen Kritik übte, zur kritischen „Wie ist ein Wissen überhaupt möglich?“ Zugleich aber wendete sich damit die Untersuchung von den Gegenständen des Wissens ab zu jenem geistigen Prozeß der Erkenntnisgewinnung selbst, in welchem jegliches Wissen, auf welche Gegenstände immer es sich bezog, erst zustande kommen konnte.

Nun war auch eine sichere Antwort nicht nur möglich, sondern sogar in knappster und alle Zeiten umfassender Vollständigkeit durch die Natur der Sache gegeben. Denn der Gegenstand der Untersuchung war ja nicht mehr ein historisches Objekt, wie die nach Ort und Zeit sich fortwährend ändernde inhaltliche Wahrheit, sondern das Denken selbst in seiner formalen gesetzlichen Beschaffenheit, das als solches gleichsam außer Raum und Zeit gegeben war als eine bloße, unmittelbar gelebte Intensität. Denn seine Gesetzmäßigkeit konnte doch nur an dem eigenen Denkprozeß erfaßt werden und alle Produkte des Denkens aus früheren Zeitaltern und fremden Betätigungen existierten ja doch zunächst nur, sofern sie als Bestandteile in den eigenen Denkprozeß eingegangen waren. So brauchte Kritik nirgends über die Formen des eigenen Denkens hinauszugehen, sie konnte es gar nicht: die Unermesslichkeit der geistigen Arbeit, die durch alle Zeit ausgebreitet lag und sonst den Frager schrecken mußte, ihr gegenüber zu entscheiden, was das Wahre sei, wurde derart mit unerhörter Energie des Gedankens zusammengeschmiedet in die ausmeßbare Form des denkenden Bewußtseins überhaupt. Und die freilich ungründliche Vielfältigkeit alles dessen, was irgendwie wahr sein konnte, wurde so gleichsam wie durch eine eherner Klammer mit einem Griff zusammengefaßt in die einzige Frage: wie das Wahre überall zu denken möglich sei. Daher mit Recht das stolze, immer wiederkehrende Bewußtsein Kants, daß seine kritische Arbeit unter allen übrigen Wissensgebieten das einzige eröffnet habe, auf dem eine absolute Vollständigkeit der Erkenntnis zu erzielen sei, da es sich in ihm ja nicht mehr um die unbegrenzte Fülle stofflicher Ercheinungen handle, sondern nur um die Inventarisierung einer begrenzten Mannigfaltigkeit, nämlich der Formen des menschlichen Erkennens überhaupt. Diese Vollständigkeit ist somit nicht mehr die chimärische des Systeme konstruierenden Metaphysikers, sondern die

exakte des Mathematikers, mit der er eine Unzahl von Kombinationen auf die begrenzte Zahl ihrer Faktoren zurückführt.

Von da aus finden wir auch bestätigt, was uns zuerst nur als ein Gefühl leitete, wie die nun über ein Jahrhundert fortwirkende Lebendigkeit der Kantischen Lehre eben darin ihren Grund hat, worin ihre Problemstellung und Lösung wurzelt, in der Wegwendung von dem persönlich gestalteten Inhalt jedes Denkens zu dessen unpersönlicher, weil mit allem Denken kongruenter Form, so daß in der Kritik nur das zur deutlichen Erkenntnis kommt, was in jedem von uns seine Persönlichkeit erst trägt, nämlich die Gesetzmäßigkeit unseres intellektuellen Daseins und Wirkens. Die Kantische theoretische Philosophie kann nicht veralten, weil sie die bis jetzt einzige Darlegung des formalen Bewußtseins unseres Selbst in theoretischer Hinsicht ist.

IV.

lassen wir diese Darlegung in großen Zügen auf uns wirken, so zeigt sich, daß das Denken durch seine Wendung auf sich viel mehr erlangte als bloß Gewißheit über sich selbst. Es gewann nicht weniger als — seine Welt. Und das ist zu der vorigen subjektiven die objektive Seite dieser Weltwende des Geistes in Kant, aus der nun die Welt als ein Produkt des Denkens hervorging. Bis dahin bewegte sich der Geist von außen um die Dinge; diese standen da, kalt, abweisend, feindlich — recht wie die Fremde, in welcher der von seiner Heimat Verblagene vergebens Anschluß sucht. Ja, die Kluft zwischen dem Denken und Sein war so unüberbrückbar, daß es überhaupt unmöglich erscheinen mußte, das eigentliche Wesen der Dinge kennen zu lernen:

„Ins Innere der Natur
Dringt kein erschaffener Geist.“

Nun aber sollte, gerade weil es galt, über die Dinge ein Gewisses zu erfahren, von ihnen zunächst gar nicht mehr die Rede sein. Nur auf den Geist sollte es ankommen, d. h. auf seine verschiedenen Erkenntnisarten, in denen er zu den Dingen gelangte. Mit einer enormen Kraft äußerster Selbstbeschränkung versucht nun das Denken lediglich darauf zu achten, welche Arten des Erkennens, besser gesagt der Funktionsweise unseres Bewußtseins am Komplexen seines erfüllten Inhaltes unterschieden werden müssen, aus denen allein sich jene spezifischen Allgemeingiltigkeiten als naturgemäße Folge ergeben, auf die das Denken bei seinen Inhalten allenthalben stieß und die ihm den Tatbestand der wahren Erkenntnis zusammenfügen. Diese neue Untersuchungsweise, welche also nicht mehr auf die Dinge selbst gerichtet war, sondern auf die Feststellung der Beschaffenheit jener Erkenntnisart von den Dingen, welche von ihnen allgemein gültige Prädikate auszusagen gestattete, — das ist die von Kant so genannte transzendente Methode. Sie heißt transzendental und nicht transzendent, weil sie sich nicht vermißt, über den Bereich des Denkens hinauszuschreiten und das Wesen der Dinge selbst zu erfassen; denn sie be-

zieht sich ja nur auf die Art, wie wir die Dinge erkennen. Sie geht aber doch in gewissem Sinne über die Dinge hinaus, da sie ja eben diese Erkenntnisweise selbst vor allen in ihr möglichen Dingen betrachtet und ist also insoferne wenigstens transzendental. Diese transzendente Methode nun ist es, mit welcher die Kritik durchgeführt, die Darlegung der formalen Beschaffenheit unseres Bewußtseins erbracht wird.

Sie nimmt ihren Ausgang vom Stoffe, an dem alle Form des Bewußtseins angetroffen wird, also vom Empfindungsmateriale. Das Empfindungsmateriale, d. h. das formlose und zusammenhanglose Chaos der bloßen Sinnesqualitäten bildet das schlechthin Gegebene. Hier muß man nun gleich von allem Anfang an scharf acht haben, daß man nicht übersehe, wie die transzendente Methode, um die einzelnen Erkenntnisarten rein zu gewinnen, notwendig in der Abstraktion trennen muß, was in der Wirklichkeit nie getrennt vorkommen kann. So ist auch alle qualitative Beschaffenheit des Erfahrungstoffes von den Formen des Bewußtseins, in denen sie erscheint, nur in der Abstraktion zu trennen. Die Gegebenheit des bloßen Empfindungsstoffes bedeutet also nicht etwa einen trüben Bodensatz, der für sich allein als Chaos vor allen Formen des Bewußtseins gegeben ist; sondern seine Gegebenheit, mit der die transzendente Methode anhebt, besagt nur, daß sich der Inhalt der Erfahrung nicht ebenso a priori darlegen läßt, wie ihre Formen, daß also, damit Erfahrung zustande komme, ihr Inhalt eben schlechterdings gegeben sein müsse. Wegen dieser realen Untrennbarkeit des Inhaltes der Erfahrung von ihren Formen bedeutet daher diese Gegebenheit des Materiales der Empfindung, also der Qualitäten von Licht, Schall, Geruch, Geschmack und Gefühl zuletzt gar nichts anderes als die Gegebenheit der erkennenden Tätigkeit des Bewußtseins selbst.

Darüber aber darf man sich nicht wundern, daß die Kritik der Erkenntnis mit einem Gegebenen beginnt. Denn die Tatsache der Existenz des Empfindungsmateriales und dessen Auftretens gerade in denjenigen Qualitäten, die wir an ihm kennen, ist gar kein Problem, wenigstens kein kritisches Problem. Es ist keine kritische Frage möglich, wie so wir das Farbige, das Klingende, das Rauhe, das Warme etc. als ein Gegebenes haben. Denn diese Frage wäre gleichbedeutend mit der anderen, wie so wir unser Empfinden und Denken haben, kurz wie so überhaupt unser Bewußtsein, das nun einmal nur in diesen Qualitäten tätig ist, da ist? Das ist keine kritische Frage mehr, sondern nur noch eine metaphysische. Die Kritik der Erkenntnis muß notwendig eine Voraussetzung machen, die Gegebenheit der Erkenntnis selbst und kann nicht fragen, wie so ein Erkennen überhaupt da ist, sondern nur, wie, da es nun einmal vorhanden ist, es zustandekommt. Indem also die Erkenntniskritik mit dem Empfindungsmateriale als dem Gegebenen beginnt, setzt sie nur ihr Objekt, die Erkenntnis, in ihrer materialen Beschaffenheit voraus.

Dieses Materiale der Empfindung findet nun die transzendente Methode sofort in einer eigenartigen Ordnung besetzt. Da ist kein Empfindungsbestandteil, der nicht in Bezug auf die anderen so geartet

wäre, daß er zu ihnen entweder in dem Verhältnis des Gleichzeitigen, Vorhergehenden oder Nachfolgenden wäre und der nicht selbst irgend eine Spanne Dauer einnähme. Und weiter ist da von allen Empfindungskomplexen, die das Erkennen von sich selbst in einer noch unerklärten Weise losgelöst hat, kein einziger, der nicht irgendwo fixiert schiene und in eine endliche Ausdehnung ausgebreitet wäre. Was aber so die chaotische Masse des Gegebenen gleichsam nach zwei Grundrichtungen ordnet, nach zeitlicher und räumlicher Bestimmung, ist doch nicht im selben Maße eine qualitative Beschaffenheit an ihm, wie z. B. die Farbe oder der Ton oder das Warme u. s. w. Denn es lassen sich in Gedanken alle Qualitäten des Stoffes wegnehmen, aber es zeigt sich, daß dies nicht ebenso von seiner räumlichen und zeitlichen Bestimmtheit gilt. Im Gegenteil: sind diese letzteren erst von aller qualitativen Beschaffenheit befreit, so dehnen sich noch endlos Raum und Zeit als bloße, unerschütterliche und unbeirrte Vorstellungsweisen. Vergeblich ist es, auch den Raum noch wegschaffen zu wollen: er bleibt stehen; vergeblich, an ihm zu rütteln, ihn zu bewegen, ihn umstürzen zu wollen: er bleibt stehen. Umsonst ist es, die Zeit aufzuhalten: sie eilt fort; umsonst ihre Folge verkehren oder ändern zu wollen: sie geht unablässig von einem Momente zum nächsten. Hier stößt somit das Erkennen auf eine Nötigung, die, weil sie unverkennbar nicht mehr aus der Beschaffenheit seines Inhaltes, des Stoffes alles Bewußtseins entspringt, nirgends anders herrühren kann als aus seiner eigenen Natur. Und so wird deutlich, wie Raum und Zeit nicht zu dem Empfindungsmateriale als dessen weitere Bestimmungen gehören, sondern daß sie Formen unseres Erkennens sind, besondere Erkenntnisarten, in denen aller Stoff unvermeidlich aufgefaßt werden muß. Diese Erkenntnisart nennt Kant die Anschauung oder, mit einem noch bezeichnenderen Ausdruck, die Sinnlichkeit.

Bezeichnend aber finde ich diesen Ausdruck, weil er geeignet ist, wenn recht verstanden, einigen der ärgsten Mißverständnisse der Kant'schen Lehre gleichsam mit einer fortwährenden Mahnung vorzubeugen, vor allem dem stets bereiten Mißverständnisse, als hätte Kant gelehrt, Raum und Zeit seien für sich bestehende leere Formen, die, wie die Rahmen die Bilder, so hier das Empfindungsmateriale einschließen; oder sie seien vielleicht leere Vermögen, mit denen der Geist, ähnlich wie der Zuckerbäcker mit seinem Krapfenstecher, aus dem chaotischen Teige des Sinnenstoffes bestimmte Gestaltungen heraussticht. Allein Raum und Zeit sind überhaupt keine Formen der Dinge, sondern nur Formen unserer Anschauung von den Dingen. Sie sind, wie Kant einmal so treffend sagt, subjektive Formen unserer Empfänglichkeit, unter welcher wir gegebene Gegenstände anschauen. Eben deshalb sind sie auch keine leeren Kräfte oder räthselhafte Vermögen. Dieser von Kant so gern gebrauchte Ausdruck, an welchem sich die überall den Geist verfehlende Splitterrichterei seiner Kritiker so häufig stößt, steht nur für den anderen Ausdruck der Erkenntnisart. Auf diese muß man also achten, wenn das ärgerliche Mißverständnis schwinden soll, daß Kant Raum und Zeit als isolierte Wesenheiten, bloß ver-

selbständigste Abstraktionen mystifiziert habe. Es gilt von diesem ungeredertigten Einwande nicht minder wie bei allen übrigen transszendentalen Begriffen Kants, die notwendig in gleicher Isolirtheit auftreten, die Erinnerung, die wir schon vorhin beim ersten Schritt der transszendentalen Methode machen mußten: daß alle diese Begriffe nur in der kritischen Untersuchung von ihrem Erfahrungsinhalte getrennt vorkommen können. Aber daß sie dies können, macht eben die Entdeckung der transszendentalen Methode aus. So sind also auch Raum und Zeit in ihrer im Bewußtsein lebendigen Wirkksamkeit gar nie leer, nie ohne Empfindungsinhalt; und eben deshalb, weil Raum und Zeit so zwar die unentbehrlichen, aber von ihrem sinnlich gegebenen Inhalt tatsächlich gar nicht abzutrennenden Bedingungen seiner Erfahrung sind, nennt Kant sie geradezu und bezeichnend die Sinnlichkeit unseres Erkenntnisvermögens.

Die Sinnlichkeit, Raum und Zeit, führt nun schon aus sich heraus zu einer weiteren Erkenntnisart. Denn Raum und Zeit sind als bloße Formen doch nur reine Bedingungen einer möglichen bestimmten Anschauung. Jede solche bestimmte Raumgestaltung oder Zeitausfüllung vereinigt eine Menge von einzelnen Gegebenheiten zu einem Ganzen, das nun zwar im Raume oder in der Zeit erscheint, aber als solches Ganze nicht durch Raum und Zeit allein werden konnte. Schon die bloße Linie im Raume hat von demselben nur die Möglichkeit ihrer Auffassung als eindimensionaler Ausdehnung. Aber damit wir uns eine Linie im Raume vorstellen können, müssen wir sie erst ziehen, müssen wir also einen Punkt im Raume an den andern fügen und diese ganze Mannigfaltigkeit in eine Einheit zusammensetzen. Ebenso wäre die Vorstellung der empirischen Zeit gar nicht möglich, wenn nicht unser Bewußtsein zu jedem gegenwärtigen Moment den vergangenen reproduzierte und mit jenem zu einer Einheit verbände. So bewirkt also erst dieser Akt der Zusammenetzung das Zustandekommen einer bestimmten Anschauung, und der Begriff des Zusammengesetzten, der Verbindung des Diskreten in eine Einheit ist somit schon von der Anschauung ganz unzertrennlich. Dieser Akt der Zusammenetzung ist aber in den bloßen Bedingungen der Anschauung nirgends gegeben; er ist überhaupt keine solche Anschauung, sondern ein Begriff, eine Handlung des Verstandes. In diesem letzteren findet so Kant eine zweite in der komplexeren Bewußtseinsaktion zu unterscheidende Erkenntnisart. Die Zusammenetzung des Mannigfaltigen der Empfindung in einem Begriff ist ebenso eine ursprüngliche Funktion der Erkenntnis wie seine bloße Ordnung in der Anschauung; und es werden sich daher so viele Begriffe a priori finden lassen müssen, als es ursprüngliche Arten dieser Zusammenetzung gibt. Das sind die reinen Verstandesbegriffe, die viel berufenen Kategorien, die man nur aus dem Wust von „kritischem“ Mißverständnis diesem nicht zu verkennenden Sinn der Kantischen Lehre wiederzugeben braucht, um sofort ihren unverschüttbaren Wahrheitswert an der Ruhe der aufklärenden Selbstverständlichkeit zu verspüren, die aus dem so verstandenen Begriff der Kategorie in uns einströmt. Es ist kein Zweifel, daß die subtile Methode, mit welcher Kant eine voll-

ständige Aufzählung dieser Kategorien versuchte, zusamt ihrem Resultate zu dem vergänglichem Teil seines Werkes gehört; aber der Gedanke dieser Kategorien selbst als synthetischer, d. h. wirksamer (nicht ruhender) Stammbegriffe unserer Erkenntnis ist unverlierbarer Besitz unserer Selbsteinsicht geworden. Und alle Arbeit wird nun bloß dahin zu geben haben, das richtige Prinzip zu finden, aus dem sich eine sichere Darlegung der Vollständigkeit ihrer Ableitung erhoffen läßt.

Es ist nur derselbe Irrtum wie vorhin bei der falschen Auffassung der Anschauungsformen, der die Kategorien dahin mißversteht, als wären sie über den Dingen thronende, reine Begriffe eines, man weiß nicht woher stammenden Wissens, ähnlich den Ideen Platos. Allein wenn wir soeben gesehen haben, wie diese Kategorien direkt mit der Sinnlichkeit zusammenhängen, wie sie gar nichts anderes sind als die Arten, das Mannigfaltige der Anschauung zusammengefaßt zu finden, so muß diese falsche Auffassung völlig schwinden. Damit fällt dann aber auch jenes seit Schopenhauer immer wieder bis zum Ueberdruß wiederholte andere Mißverständnis, als ob Kant Sinnlichkeit und Verstand radikal getrennt hätte, als ob er insbesondere verkannt hätte, wie alle Anschauung intellektuell sei, d. h. nur mit Hilfe von Verstandesbegriffen zustande käme. Gleich als ob Kant nie am Anfange seiner Arbeit selbst warnend den Satz hingeschrieben hätte: „Anschauungen ohne Begriffe sind blind, Begriffe ohne Anschauungen sind leer.“ Alle diese Vorwürfe, die man Kant machen zu müssen glaubte, sind nur ebensoviele Belege dafür, daß man seine transzendente Methode, die notwendig auf die Trennung der Erkenntnisarten ging, ohne doch die Erkenntnis selbst zu berühren, immer wieder verkannt hatte. Sonst hätte man doch unmöglich übersehen können, daß es ja gerade der kritische Kernpunkt der Arbeit Kants war, zu zeigen, wie nur aus der Vereinigung der Kategorien mit den Anschauungen sich das ergibt, was wir Erfahrung nennen; daß aber, was allerdings nicht von der Anschauung, wohl aber von den Verstandesbegriffen möglich ist, sofort auch das Reich des Scheines und des Blendwerkes der Vernunft betreten wird, sobald die Kategorien für sich allein angewendet werden. Im Prozesse des wirklichen Erkennens ist also eine solche Scheidung von Sinnlichkeit und Verstand nirgends anzutreffen; im Prozesse der Kritik des Erkennens dagegen war sie ganz unausweichlich geboten. Denn, mit Kants eigenen Worten zu reden, „es ist von der äußersten Erheblichkeit, Erkenntnisse, die ihrer Gattung und Ursprünge nach von anderen unterschieden sind, zu isolieren und sorgfältig zu verbüten, daß sie nicht mit anderen, mit welchen sie im Gebrauche gewöhnlich verbunden sind, in ein Gemisch zusammenfließen. Was Chemiker beim Scheiden der Materien, was Mathematiker in ihrer reinen Größenlehre tun, das liegt noch weit mehr dem Philosophen ob, damit er den Anteil, den eine besondere Art der Erkenntnis am herumschweifenden Verstandesgebrauche hat, ihren eigenen Wert und Einfluß, sicher bestimmen könne.“ Und dies war ja das Werk der transzendentalen Methode.

Wenn aber auf diese Weise das Erkennen erst durch reine An-

Schauungsformen und durch reine Kategorien des Stoffes des Gegebenen in seiner bestimmten Gestaltung habhaft werden konnte, so war doch jetzt nur eine Fülle von Zusammengesetzten da, die immer noch beziehungslos neben und nacheinander da stand. An diesem Punkte nun vollendet sich die transzendente Untersuchung, die Hinwendung des Geistes von den Dingen auf seine Art der Erkenntnis von ihnen, in einem grandiosen Abschlusse.

Alles bloße Neben- und Nacheinander der Zusammensetzung fließt nämlich dadurch in eine Einheit zusammen, daß sie nirgend anders als in einem Bewußtsein vor sich gehen kann. Das bedeutet: alle diese einzelnen Vereinheitlichungen des Erfahrungsstoffes durch Kategorie, Raum und Zeit bestehen nicht als eben so viele getrennte Akte der Zusammensetzung nebeneinander, so daß von den einen absolut nichts zu den anderen führte, sondern sie sind, da sie nur als ein Gewußtes in Betracht kommen können, von vornherein gar nirgends anders anzutreffen, als in einem Bewußtsein, das sie alle als seine Akte umfaßt. In den Charakter der Bewußtheit beziehen sich somit alle Erkenntnisakte unmittelbar auf eine Einheit, die Kant eben deshalb die synthetische Einheit der Apperzeption a priori oder auch die transzendente Einheit des Selbstbewußtseins nennt. Sie ist der Grundbegriff der Transzendentalphilosophie, das kritische Widerspiel der bewußtlosen Materie oder rätselhaften Substanz, aus welcher sonst sowohl Metaphysik wie die Auffassung des gewöhnlichen Lebens sich das Hervorgehen der realen Welt so kindlich-selbstverständlich vorstellte. Denn erst durch die synthetische Einheit der Apperzeption ist es gegenüber dem Mannigfaltigen gegebener Vorstellungen möglich, „daß ich mir die Identität des Bewußtseins in diesen Vorstellungen selbst vorstelle“, daß sie also nunmehr unter der Form des Ichs, dessen Erkenntnisse sie sind, zu einem ungeteilten Ganzen zusammenfließen, in welchem alle einzelnen Erkenntnisse ein System des Erkennens ausmachen können. So wird also nun erst, da sich alle Konkretionen der im Einzelnen wirksamen Erkenntnisarten in einen Brennpunkt gesammelt finden, in welchem sie mit der Intensität des einheitlichen Bewußtseins zusammenhängend erfaßt werden, aus dem bloßen Gegebenen — Gegebenes für uns, Erfahrung.⁵⁾

⁵⁾ Wer nur erst einmal die großartige Lehre von der transzendentalen Einheit des Selbstbewußtseins durchgedacht hat, auf deren Wahrheit so viele sich selbst noch nicht recht verstehende Ergebnisse der modernen Urteilstheorien und psychologischen Erörterung hinausführen, der wird es fast bekommen, auf jenes nicht enden wollende Gerede zu achten, daß dem kantischen Denken der moderne Gesichtspunkt der Entwicklung gefehlt habe, durch welchen wir alles in Fluß und in Bewegung sehen. Ist doch der Gedanke der synthetischen Einheit der Apperzeption geradezu das Denkmittel, mit welchem der ganze bis dahin starre Begriff unseres Erkenntnisvermögens aufgelöst wurde in einen Prozeß des Erkennens, durch den jedes einzelne bis dahin stets nur als isolierte und mythische Kraft unterschiedene Vermögen des Geistes umgewandelt wurde in einen bloßen Teil eines tätigen Gesamtverhaltens des Geistes. Was so als moderne Tat der gegenwärtigen Psychologie gerühmt wird, die Ueberführung des psychischen Lebens aus einem Aggregat von Zuständen in einen Komplex von Vorgängen ist bereits unvergängliche Tat der kantischen Philosophie, da sie die Frage, wie Erfahrung

Und dies ist zu dem vorher gewonnenen neuen Begriff der Wahrheit der neue Begriff der Erfahrung. Wie das Denken mit jenem Wahrheitsbegriff nicht mehr dem ewig kaleidoskopartig wechselnden inhaltlich Wahren mühsam nachhastete, sondern die Wahrheit nun unmittelbar in der Uebereinstimmung dieses wechselnden Inhaltes mit den sich stetig gleich bleibenden und ihn deshalb jedesmal gleich bestimmenden Denkformen fand, so stand der Geist jetzt auch der Erfahrung nicht mehr als einem Fremden, ihm ewig Jenseitigen gegenüber, sondern als seinem eigensten Produkt.

Ja fürwahr, — indem in der Anschauung sich der Raum ausstreckte und die Zeit dehnte, indem beide durch die Kategorien zu besonderen Gestaltungen erst verdichtet wurden, indem unter Begriffen

möglich sei, nicht anders zu beantworten unternimmt, als indem sie zeigt, wie Erfahrung zustande kommt. So vollbringt Kant dasselbe Werk, das er in seiner Naturgeschichte des Himmels am Makrokosmos begonnen hatte, nun auch im Mikrokosmos durch eine Art Naturgeschichte der Erfahrung, d. h. durch die Aufrollung der Geschichte, wie Erfahrung aus der Natur unserer Erkenntnisarten hervorgehen muß. Warum dann die Inkonzistenz, in jenem unsterblichen kosmologischen Werke die Kraft des dialektischen Denkens anzuerkennen, und sie in dem ideologischen nicht mehr gelten zu lassen? Hier ist offenbar jene Verflachung des Entwicklungsbegriffes wirksam, die nur zu verbreitet ist, und der von dem vornehmsten Gebiete seiner Anwendung her, dem der Geschichte, nur unter der Form der zeitlichen Folge ins Auge fällt, während er doch vor allem seinem Wesen nach ein Prinzip der Wirksamkeit nach eigener innerer Gesetzmäßigkeit bedeutet, für welche die Auseinanderlegung in der Zeit dann nur eine äußere Folge ist. Diese vertiefte Auffassung des Entwicklungsbegriffes verdanken wir gerade zweien seiner größten Meister, Hegel und Marx, durch den namentlich von letzterem real ausgeprägten Gedanken der Dialektik. So wird nun auch sofort klar, daß das Vorhandensein des Entwicklungsbegriffes im Denken eines Forschers durchaus nicht von da aus zu konstatieren ist, ob er seinen Gegenstand historisch betrachtet habe, so wenig, wie etwa schon die historische Betrachtung für sich, die also bloß auf die Reihenfolge der Veränderungen geht, einen Begriff der Entwicklung prägt. Geschichte und Entwicklung sind eben nicht identisch, sondern nur so in Relation, daß letztere erst eine einheitliche Auffassung von der Geschichte möglich macht. Aber es ist falsch, zu meinen, daß die Entwicklung in ihrem wesentlichen Inhalt schon Geschichte sei. Die Entwicklungsidee des Kosmos, die Entwicklung der Arten, die Ontogenese — alles das sind stets Typen, die an und für sich außer Raum und Zeit stehen, und in der um sie gruppierten geschichtlichen Entwicklung nur konkrete Gestalt annehmen. Handelt es sich nun einmal um einen solchen Entwicklungstypus, der gar nicht auf den Inhalt geschichtlichen Geschehens geht, sondern bloß auf die immer gleich bleibende Form, in der wir dieses erfahren, so ist es ohneweiters erklärlich, daß hier der Entwicklungsgedanke nirgends benötigt wird, zu einer geschichtlichen Darstellung fortzuschreiten, weil sein großes Werk mit der Auseinanderlegung der in dieser Form auftretenden Wirksamkeiten und deren gesetzmäßigen Zusammenhanges schon vollendet ist. Kants Verhalten zur Geschichte, über dessen angeblicher Verständnislosigkeit ihr gegenüber auch noch manches zum Glück gewordene Vorurteil zu berichtigen sein wird, kommt also hier gar nicht in Betracht, da die Geschichte zum Problem der Kritik der reinen Vernunft gar nichts zu sagen hatte. Denn die sich so tief vermeinende „kritische“ Ausstellung, daß Kant nicht nach der Entwicklung der — Formen der Erkenntnis selbst gefragt habe, wo er doch zuerst nach der Möglichkeit aller Erkenntnis, also auch der von der Entwicklung fragte, daß er also nicht die Entwicklung als neuen Gott über das Denken selbst erhöht habe, — diese vollkommene Unklarheit über den Kantischen Standpunkt sollte doch vor allem sich selbst berichtigen, ehe sie daran denkt, ihre eigene Ungereimtheit als einen Fehler der kritischen Philosophie auszu-legen.

wie des Einfachen und Vielfachen, des Dinges und der Eigenschaft das Chaos des Empfindungsmateriales zu einer mannigfaltigen und bunten Objektswelt zusammenschloß, die nun unter den Begriffen von Ursache und Wirkung in eine strenge, gesetzmäßige Ordnung sich gebunden fand, — was vollzog sich in aller dieser gesetzmäßigen Funktionsweise des Geistes, mit diesem Zueinandergreifen aller in unserem Bewußtsein zusammenwirkenden Erkenntnisarten anderes, als der Aufbau einer Welt, die unsere Erfahrung war? So war diese ganze starre, feindliche, fremde Sachlichkeit der Erfahrung in den Geist hineingenommen, aber nicht in den Geist irgendeines allumfassenden Wesens, in einen absoluten Geist, sondern in den Geist, wie er als Bewußtsein überhaupt in jedem Menschenkopf als dessen Bewußtsein erscheint, d. h. wie er nur die formale Bestimmtheit des Denkens in jedem Erkenntnissubjekt ist. Die Gesetzmäßigkeit der Funktionsweise des Erkennens muß auf diese Weise zur Naturgesetzmäßigkeit werden, da alle Erkenntnis von den Gegenständen der erfahrbaren Welt durch die dargelegte Art zustande kommt, in der sich das Empfindungsmateriale vom Bewußtsein aufgegriffen, vereinigt und bezogen findet. Und die Frage „was kann ich wissen?“ beantwortet sich daher erschöpfend für alle Dinge, die jemals Gegenstand der Erfahrung werden können, aus den Gesetzen des Bewußtseins, die allemal für das Zustandekommen dieser Erfahrung die Grundbedingungen abgeben.

Welches diese Antwort allein sein konnte, war jetzt unschwer zu erkennen, und Kant hat sie an einer Stelle mit knappster Zusammenfassung der Resultate seiner transszendentalen Methode in besonderer Klarheit präzisiert, wenn er sagt: „Wir können uns keinen Gegenstand denken, ohne durch Kategorien, wir können keinen gedachten Gegenstand erkennen, ohne durch Anschauungen, die jenen Begriffen entsprechen. Nun sind alle Anschauungen sinnlich und diese Erkenntnis, sofern der Gegenstand derselben gegeben ist, ist empirisch. Folglich ist uns keine Erkenntnis a priori möglich als lediglich von Gegenständen möglicher Erfahrung.“ Damit war über die alte Metaphysik der Stab gebrochen, deren Stolz es ja war, Erkenntnisse a priori zutage zu fördern, die niemals Gegenstand möglicher Erfahrung sein konnten. Kant hat gezeigt, daß dieses Streben nur dadurch möglich war, daß, während die Anschauung isoliert von den Begriffen des Verstandes überhaupt gar nicht zum klaren Bewußtsein gebracht werden konnte, die reinen Verstandesbegriffe auch ohne alle Anschauung noch gedacht werden konnten, nur daß das Denken dabei schlechterdings gar keinen Inhalt mehr mit ihnen verbinden konnte. Es ließ sich z. B. noch der Begriff eines Dinges denken, nachdem man alles von dem Ding abstrahiert hatte, was zu seinen Eigenschaften gehörig war, so daß nur noch der Begriff eines Dinges an sich übrig blieb. Aber es ließ sich darunter absolut nichts mehr vorstellen, es war keine Erkenntnis durch ihn möglich. Und ebenso ließ sich der Begriff einer Ursache denken, die ihre eigene Ursache sei, die also sich selbst hervorgerufen hatte und daher letzte Ursache alles Seins war; aber wieder war auf keine Weise die Möglichkeit eines solchen Begriffes

anschaulich zu machen. Kurz, es war eben ein leerer Gebrauch der bloßen Kategorien des Denkens, nutzlos und unergiebig an Produkten wirklicher Erkenntnis gleich dem leeren Gang einer Maschine.

Dazu kam noch, daß das Denken seinem Trieb, überall Ordnung und Einheit zu erzielen, der ja nur eine Folge seiner auf die Einheit des Bewußtseins beruhenden synthetischen Anlage war, auch noch bei diesen Begriffen nachgab, ob es doch gleich bei ihnen gar keinen Inhalt mehr zu ordnen gab und sich die konstruierende Vernunft nur einen solchen vortäuschte. Das war die Dialektik der reinen Vernunft, die in ihren absoluten Einheitsbegriffen dem Erkennen eine Totalität in Gott und Welt, Seele und Unsterblichkeit als reale Erkenntnisobjekte vorspiegelte, wo doch nichts anderes anzutreffen war als ein reales Weitertreiben des im Bedingten der Erfahrungsbegriffe sich nicht bescheidenden Denkens. Indem Kant zuletzt diese höchsten Wesenheiten in bloße Ideen auflöste, d. h. indem er sie als auf die eigene begriffliche Vervollständigung abzielende bloße Richtungen des Denkens selbst nachwies und damit die Meinung radikal zerstörte, daß diese Begriffe jemals für uns eine reale Erkenntnis bedeuten könnten, weil von ihnen nirgends eine Anschauung zu gewinnen war, ohne welche sie in theoretischer Hinsicht nichts als Hirngespinnste sein mußten, war nun auch die kritische Frage der Metaphysik beantwortet: „Wie ist Erkenntnis aus reiner Vernunft möglich?“ Und die berühmte Antwort auch auf diese Frage, nicht verstanden und mißverstanden bis zu dem Grade, daß man aus der Kantischen Philosophie, diesem festesten Bollwerke einer exakten Erfahrungserkenntnis, eine Lehre des Scheins, eine Lehre des weltfremden Idealismus hat machen können, diese Antwort, so präzise und klar, daß man ihre fortwährende Verrückung für undenkbar halten sollte, wäre nur nicht die bloß historische Kenntnis einer Philosophie stets viel verbreiteter als die Bekanntschaft mit ihr durch eigenes Denken, — sie lautet:

„Alles Erkenntnis von Dingen aus bloßem reinen Verstand oder reiner Vernunft ist nichts als lauter Schein und nur in der Erfahrung ist Wahrheit.“

Die Metaphysik als die Wissenschaft von Gott, Seele und Unsterblichkeit nichts als Schein und, wenn wirklich Wissenschaft, nur mehr möglich als System der reinen Begriffe der Erfahrung — das war die Befreiung des Denkens aus tausendjährigem Irrtum, tausendjährigem Geistesdruck, tausendjähriger Ohnmacht. Zerschmettert waren nicht nur die Idole des Aberglaubens, zerschmettert nicht nur der äußere Zwang der Dogmatik, zerschmettert waren vor allem die Scheinprobleme des Denkens, an denen es sich unaufhörlich als ebenso vielen vermeintlichen Schranken oder Unzulänglichkeiten seines Wesens stieß. Nun waren die dem Erkennen aus seiner Natur gezogenen Grenzen keine Schranken mehr, so wenig die Kugeloberfläche eine Schranke für die Kugelgestalt ist: prägt sie doch im Gegenteil erst deren Charakter aus. Dagegen war mit dem Alp der Unauflöslichkeit dieser Scheinprobleme der Damm von dem Denken genommen, der es in seinem eigenen Werte erniedrigen und in seiner eigenen Kraft

schwächen mußte. Der Alleszermalmer, Alleszerfchmetterer, wie Goethe Kant nannte unter dem unmittelbaren Eindruck des Hinstürzens aller metaphysischen Phantome, war so zugleich der Allbefreier des Denkens. Und so gewiß diese Befreiung heute noch nicht allgemein am Denken vollzogen ist, so natürlich folgt daraus ein weiterer Grund, warum Kant heute noch ein Wirksamster für uns ist und sein muß.

V.

Finden wir endlich zu dem Wort vom Alleszermalmer und Allbefreier ein drittes Wort für Kant, wie es sich aus der Stellung seines Denkens zu den Problemen philosophischer Arbeit vor ihm sich ergibt, so vollendet sich damit die Aufweisung jener Momente, welche die Kantische theoretische Philosophie selbst nach einem Jahrhundert noch in vollster Lebendigkeit gerade für unsere Zeit erhalten müssen. Mir scheint dieses Wort hervorzugehen aus der Aufhebung der Gegensätze in den bisherigen prinzipiellen Auffassungen des philosophischen Denkens durch den Standpunkt der kritischen Philosophie Kants. Und so wäre er zuletzt nach seiner größten Wirksamkeit anzusprechen als der Allüberwinder, Allesvermittler.

Nur in den allergrößten Umrissen können wir uns dessen hier vergewissern.

Die Kantische Philosophie begründet alles Wissen auf Erfahrung; aber sie zeigt, wie dies nur deshalb möglich ist, weil alle Erfahrung ein System von Begriffen und Anschauungen voraussetzt, die nicht aus der Erfahrung stammen, wiewohl sie nur an der Erfahrung aufgefunden werden können. Das ist das eigenartige, oft so gröblich verkannte A priori Kants. Es ist nicht der Zeit nach vor aller Erfahrung, sondern bloß dem Begriffe nach. Es ist also nicht wahr, wie der Empirismus meint, daß alles Wissen nur aus der Erfahrung stammt; denn die Formen, welche Bedingungen aller Erfahrung sind, können eben deshalb nicht aus ihr herrühren. Sie sind nur mit ihr da. Es ist aber auch nicht wahr, daß es aus bloßer Vernunft, unabhängig von aller Erfahrung, Erkenntnis gibt, wie der Rationalismus meint; denn alle Verstandes- und Vernunftbegriffe liefern eine Erkenntnis erst in Anwendung auf den Stoff der Erfahrung. Also vollzieht die Kantische Lehre, indem sie die Erfahrung auf ein A priori zurückführt als ihre Bedingung, dieses A priori aber nur gelten läßt als ein Mittel der Erfahrung, die Vermittlung des in der Geschichte der Philosophie bis dahin unverföhbar scheinenden Gegensatzes von Empirismus und Rationalismus.

Weiter: Die Welt der Erfahrung wird ein Objekt für unser Erkennen nur in den Formen unseres Bewußtseins. Also scheint sie ein subjektives Produkt des Geistes und insofern im Gegensatz zu sein zu einer Erkenntnis, die den Gegenstand selbst ergreift und darum objektiv ist. Es tritt auseinander die Welt als Erscheinung und als Ding an sich, und darnach scheiden sich prinzipiell zwei Auffassungen

von einander. Die eine meint die Welt gar nicht anders denn als ein Produkt des Geistes verstehen zu können, während die andere glaubt, sie darüber hinaus auch noch als Abbild einer realen Gegebenheit an sich annehmen zu müssen. Das ist der Widerstreit des dogmatischen Idealismus und Realismus. Die Kantische Philosophie beseitigt auch diesen Gegensatz. Der subjektivistische Idealismus hat Unrecht, weil er zweierlei verkennt: daß erstens auch noch das individuelle Ich, in welchem ihm die Welt zum Scheine wird, eine Form des Bewußtseins ist; zweitens daß gerade, weil alle Erfahrung durch Formen eines unpersönlichen Bewußtseins überhaupt bedingt ist, die Welt der Objekte kein subjektiver Schein sein kann, sondern so real und vom Individuum unabhängig sein muß als das Bewußtsein überhaupt real und in seinen Formen vom individuellen Erkenntnissubjekt unabhängig ist. Der objektive Realismus hat aber gleichfalls Unrecht, weil er übersieht, wie die von ihm so starr festgehaltene Objektivität für das Erkennen doch nur erst aus dem Zusammenfließen der Raumanschauung mit dem Dingbegriffe, also aus Bewußtseinsformen entsteht, daß andererseits aber der Begriff einer Realität an sich, d. h. außerhalb jedes Bewußtseins und abgesehen von diesem, ein gar nicht auszub denkender, ein wahrer Ungebanke ist. Der Begriff des Dinges an sich ist eben nur ein bloßer Verstandesbegriff ohne jede Anschauung, ein „leeres Gedankending“, ein Grenzbegriff des Denkens. Also vollzieht die Kantische Lehre in der Abstoßung der Irmeinung einer denkbaren objektiven Realität des Dings an sich und durch die Zurückweisung des falschen Verstandes, die Welt wegen ihrer Abhängigkeit von Formen des Bewußtseins zum subjektiven Schein zu verflüchtigen, die Vermittlung des bis dahin in der Geschichte der Philosophie unver söhnbar scheinenden Gegensatzes des Realismus und Idealismus.

Indem aber auch innerhalb der kritischen Auffassung sich das wahrnehmende Subjekt und das wahrgenommene Objekt unterscheiden, tritt ein neuer Gegensatz auseinander, der von Seele und Körper. Er erweitert sich, allgemein gefaßt, in dem uralten Gegensatz von Geist und Stoff, den sofort zwei einander diametral entgegengesetzte Auffassungen aufnehmen. Die eine kann die Welt nur aus einem geistigen Prinzip begreifen: es ist alles durchgeistigt, eine Rangordnung von Geistern, aufsteigend von der dumpf träumenden Monade bis zum hellsten, klarsten Bewußtsein des allbefassenden Wesens. Die andere Auffassung sieht überall nur den bewußtlosen Stoff in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit der Verteilung und Zusammensetzung, welche beherrscht wird von den ihm innewohnenden Kräften. Auch dieser Widerstreit des Denkens wird für den transzendenten Standpunkt bedeutungslos. Der Gegensatz von Körper und Seele, Materie und Geist ist jetzt gar kein Verschiedenheit und darum sich ausschließender mehr, er bedeutet gar keine Verschiedenheit des Wesens der Dinge mehr, sondern lediglich eine verschiedene Richtung des Denkens selbst. Insofern das Denken bloß darauf gerichtet ist, seinen Gegenstand als Objekt der äußeren Erfahrung zu betrachten, muß es notwendig von

seiner eigenen Geistesqualität abstrahieren, und sofern es nur darauf acht hat, wie diese gesamte äußere Erfahrung möglich ist und wie sie überdies empfunden, gewertet, kurz erlebt wird, muß sie ihm ganz in seine Geistigkeit hineingenommen werden. Dieses Verhältnis beider Auffassungen, das sofort klar vor Augen steht, wenn sie nicht mehr auf die Dinge selbst bezogen, sondern bloß als Erkenntnisarten von den Dingen verstanden werden, hat Kant mit großer Anschaulichkeit ausgedrückt, wenn er einmal sagt: „Die Welt als Gegenstand des äußeren Sinnes ist Natur, als Gegenstand des inneren Sinnes aber Seele oder Mensch.“ Der Materialismus so gut wie der Spiritualismus haben daher Unrecht, wenn sie meinen, mit ihren Prinzipien etwas über das Wesen der Dinge aussagen zu können, also daß die Welt nur Kraft und Stoff oder nur Geist und Vernunft sei. Indem die Kantische Philosophie zugleich aber zeigt, inwieferne sie beide doch Recht haben, da die Welt vom Standpunkte des Denkens sich nur als ein geordnetes System von Geistesbeziehungen auseinanderlegt, vom Standpunkt der Objektsbetrachtung dagegen sich allwege nichts anderes finden läßt als die Materie und, ihre Kräfte, vollzieht sie die Vermittlung des bis dahin in der Geschichte der Philosophie unveröhnbar scheinenden Gegensatzes des Spiritualismus und Materialismus.

Und diese Vermittlung leitet unmittelbar zur Ueberwindung eines vierten großen Gegensatzes. Denn es stehen sich nicht nur die ausschließlichen Verfechter des spiritualistischen und materialistischen Prinzipes gegenüber. Aus der Bestrebung vielmehr, diesen Gegensatz dadurch zu vermitteln, daß beide Prinzipien nebeneinander angenommen wurden, daß man also von Körper und Seele, Natur und Gott ausging, erwuchs der neue Gegensatz des Dualismus und Monismus. Das Denkmittel, durch welches er in der Kantischen Philosophie zur Ausgleichung gelangte, war das der Unterscheidung von Form und Inhalt. So fand sich, daß der Monismus Unrecht hatte, wenn er glaubte, aus seinem einzigen Prinzip, sei es aus dem der Materie oder dem des Geistes, die Welt erfassen zu können. Denn seine Materie war nicht imstande, den Geist anders als durch ein Wunder aus sich hervorgehen zu lassen und sein Geist vermochte die Stücke bewußtloser Materie nur durch eine mehr oder minder gewaltsame Mythologie so zu bestrahlen, daß sie nicht mehr als dunkle Schlacken auf seinem Feuerströme schwammen. Aber auch der Dualismus hatte Unrecht eine Zweifelt der Prinzipien, die das Denken doch nur an seinem eigenen Reize unmittelbar in Erfahrung haben konnte, zum Grundzug der Welt selbst zu machen. Indem nun die Kantische Philosophie zeigte, wie das Wahre des Monismus darin gelegen sei, daß alle unsere Erfahrung durchaus nur in der Einheit der formalen Beschaffenheit unseres Bewußtseins überhaupt gegeben ist, wie aber andererseits das Wahre des Dualismus darin zum Ausdruck kommt, daß alle Form nur an einem Inhalt sein kann und daher, damit Erfahrung möglich sei, ihr Inhalt, das Empfindungsmateriale, eben schlechtweg gegeben sein muß: kurz daß also alle Erfahrung voraussetzt einmal apriorische Bedingungen ihrer for-

malen Gestaltung und zweitens das Gegebene ihrer inhaltlichen Ausstattung, vollzog sie die Vermittlung des bis dahin in der Geschichte der Philosophie unverjöhnbar scheinenden Gegensatzes des Monismus und Dualismus.

Auf diese Weise vollbringt die Kantische Philosophie ihr Werk der Befreiung, und das Ende ihres Weges entspricht in grandioser Vollendung ihrem Ausgangspunkte. Die unerträgliche Last der Antinomie der Vernunft galt es abzuwerfen und mit ihr wurden nun zugleich auch die uralten historischen Antinomien der Systeme der Philosophie zu Falle gebracht, um fortan nur mehr als bedeutame Gedankenrichtungen einzelne, freilich nicht zu entbehrende Seiten des kritischen Denkens zu bilden. Ist es dann noch ein Wunder, daß eine solche Philosophie gerade in unserer Zeit zum Leben erwachen mußte, die durch Beseitigung aller Widersprüche, Scheinprobleme und Unvollkommenheiten des Denkens so unablässig um den Erwerb eines positiven, gesicherten Denkinhaltes ringt? Ist sie nicht geradezu die moderne Philosophie, weil sie zu tiefst auf die theoretischen Bedürfnisse unserer Zeit eingeht, die überall eifrig bestrebt ist, der Wissenschaft freie Bahn zu brechen, exakte Erfahrung zustande zu bringen und alle äußeren wie inneren Gewalten oder Gespenster zu verjagen, die diesem Ziele hindernd entgegenstehen? Die Kantische Philosophie ist nicht mehr eine Philosophie des Träumens oder des Glaubens, nicht mehr eine Philosophie waghalsiger Spekulation oder schrankenloser Skepsis oder mattherziger Resignation: sie ist eine Philosophie des Wissens, zwar eines Wissens, das sich selbst bescheidet, aber eben dadurch zugleich sich selbst festigt und ist also recht die Philosophie einer Zeit, die immer mehr sein will eine Zeit des Wissens.

VI.

Dürfen wir aber über alles das vergessen, daß es doch derselbe Philosoph war, der seiner theoretischen Philosophie eine praktische zur Seite gestellt hat, in welcher, wie man so oft bedauernd oder erfreut „je nach der Parteien Haß und Gunst“ gemeint hat, alles das wieder in seine Rechte eingesetzt sein sollte, was die theoretische Philosophie nicht mehr hatte gelten lassen können? Ja, wenn Kant selbst es war, der doch als Motiv seiner theoretischen Kritik einmal angeführt hatte, daß er das Wissen von den übersinnlichen Gegenständen habe aufheben müssen, um für den Glauben Platz zu gewinnen, wird dann nicht alles helle Licht in dem Prachtsaale Kantischen Denkens immer wieder bedroht durch Truggespenster, die er nicht vernichtet, sondern nur in ein Hinterstübchen verbannt hatte?

Hermann Cohen hat einmal — und mit Recht — unmutsvoll von dem „jämmerlichen Gerede“ gesprochen, das um den Begriff des Dings an sich nicht verstummen will. Es wäre hoch an der Zeit, daß auch jene Jämmerlichkeit bei sich eintehre und dort auf ihren eigentlichen Grund stieße, die fort und fort meint, die praktische Philosophie Kants wäre ein billiger Ausgleich mit den herrschenden Geistesgewalten,

eine läßige Akkommodation an den Dogmenglauben. Ist es wirklich glaublich, daß eine so geringe Achtung vor dem Denken, vor dem Wirken des schaffenden Geistes besteht, daß man nicht eher alle Anstrengung mühevollster Auslegung hätte anwenden müssen, als solche Erniedrigung einer seiner glänzendsten Erscheinungen und damit doch zugleich auch unseres eigenen Wertes zu erdulden? Und wo es noch dazu gar keiner Interpretationskunst bedurfte! Wo es nur nötig war, den Standpunkt der transzendentalen Philosophie überhaupt recht zu erkennen und dann auch hier, im praktischen Gebiete, festzuhalten. Man sollte es wahrhaftig kaum für möglich halten, daß dieses ganze Gerede von der Inkonsistenz, von dem Widerspruch, ja von dem Zusammenbruch der theoretischen Philosophie Kants in ihrer praktischen nur daher rührt, daß zwar die meisten, die so reden, das Wort „praktische Philosophie“ im Munde führen, aber offenbar gar keinen deutlichen Begriff mit ihm verbinden, sich also insbesondere darüber nicht klar geworden sind, daß, indem sie von der theoretischen in die praktische Philosophie hinüberschritten, sie sich auf ein neues Gebiet mit einer ganz anderen Natur des Geisteslebens begeben haben, daß sie es eben nicht mehr mit dem theoretischen, sondern mit dem praktischen Verhalten des Geistes zu tun hätten. Auf theoretischem Gebiete war die das Verhalten des Geistes treffende kritische Frage: „Was kann ich wissen?“ Nun auf praktischem Gebiete lautet sie: „Was soll ich tun?“ Nicht mehr das Wissen, — das Tun, das Wollen und Handeln kommt jetzt in Betracht. Ist es dann wirklich noch ein Widerspruch, daß Vorstellungen und Ideen, die niemals ein Wissen für uns erschließen können, doch noch als Bestimmungsgründe unseres Wollens und Handelns wirksam werden? Es bleibt vielmehr nur zu untersuchen, wie dies möglich ist, und das eben ist das Werk der Kritik der praktischen Vernunft.

Sie hat die Aufgabe gelöst, indem sie mit derselben transzendentalen Methode, die sie beim Wissen befolgte, auch hier das Handeln von seinem Inhalte weg auf seine gesetzmäßige Form zurückzog. So fand sich, daß auch dies Wollen und Handeln, und zwar durch den Begriff des guten Willens, der rechten Tat, ebenso auf eine gesetzmäßige Einheit bezogen war, wie die Erkenntnis durch den Begriff des wahren Wissens. Und auch hier konnte, wie im theoretischen Bereiche, diese Gesetzmäßigkeit nur auf dem formalen Gebiete gefunden werden. Wieder war es also nicht der Inhalt des Wollens, aus dem irgend ein Maß für die sichere und allgemein gültige Unterscheidung genommen werden konnte, welches Wollen das gute, welche Tat die rechte. Denn da gab es keine Richtung des Wollens, keinen Zweck des Handelns, der unbestritten zum höchsten Gut hätte genommen werden können. Ein Wille läßt sich ja nicht durch Gründe überzeugen, wie das Denken, das nur durch solche existiert. Wie wollte man also einem Willen es verwehren, der weder Tugend noch Pflicht, weder das Gemeinwohl noch eigene Glückseligkeit als ein ihm gesetztes Ziel anerkannte, sondern einfach nach seinem jedesmaligen wirklichen oder vermeintlichen Nutzen zu handeln gedachte? Nur der eine Weg blieb übrig, zu zeigen, daß aus dem Charakter des Wollens selbst sich jene Unter-

scheidung seiner rechten und unrichten Art ergebe, welches immer dann auch sein Inhalt wäre.

Es mußte also darauf zurückgegangen werden, daß das Wollen so wenig wie die Erkenntnis sich seinem Wesen nach auf das Individuum beschränken läßt, in dem es gerade auftritt. Wie das Erkennen schon im einzelnen Erkenntnissubjekt so beschaffen war, daß es durch seine Formen alle Erkenntnissubjekte in einem Bewußtsein überhaupt umfaßte, so umfaßt das Wollen seinem Wesen nach auch alle Willenssubjekte; d. h. es tritt nicht bloß jedes Wollen in seiner konkreten Betätigung im wirklichen Leben nicht anders als inmitten eines Netzes tausendfältiger fremder Willensbetätigungen auf, sondern es vermag sich sogar in seiner Individualisiertheit der eigenen Beurteilung nicht anders darzustellen als ein Akt des menschlichen Willens überhaupt. Damit wird aber sofort klar, daß nur jenes Wollen niemals Gefahr läuft, mit sich selbst in Konflikt zu kommen, d. h. auf irgend eine andere mehr berechnete fremde Willensbetätigung zu stoßen, also seine eigenen Zwecke gefährdet zu sehen, das als ein allgemeiner Willensakt, d. h. nicht bloß als ein individuelles, sondern als ein Wollen jedermanns möglich war. Und nur jene Zwecke konnten die rechten Zwecke, die gute Handlung bedeuten, von denen denkbar war, daß sie die Zwecke eines jeden Willens sein konnten, bezw. daß sie keinem anderen solchen Wollen, das sich bereits als ein allgemeines dargetan hatte, entgegenstanden. Das ist das Prinzip des allgemein gültigen Willens, welches erst die Unterscheidung von Gut und Böse sicher, weil in der Natur des menschlichen Willens, begründet.

Aber es darf nicht vergessen werden, daß dieses Prinzip ein solches des Willens, nicht des Erkennens ist, will man nicht den ärgsten Irrtümern verfallen, denen die praktische Philosophie von jeher ausgesetzt war und ist. Die praktische Gesetzmäßigkeit ist also nicht eine des Seins, sondern des Willens; sie sagt nur, was der rechte Wille ist, nicht daß er ist. Im Gegenteil: der Wille, so wie er wirklich im Leben auftritt, findet sich bestimmt von den verschiedensten Beweggründen, die ihren Ursprung in Trieben, Leidenschaften, eigennütziger Ueberlegung, Unverstand u. dgl. haben. Deshalb erscheint die Bestimmung des Willens durch seine eigene Gesetzmäßigkeit, also durch den Begriff der unter allen diesen verschiedenen möglichen Willensinhalten einzig richtigen Willensgestaltung, bloß als ein Sollen, als ein Imperativ: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ Die Gesetzmäßigkeit des Willens besteht nur darin, daß sie sich im Inneren ankündigt, nicht darin, daß sie befolgt werden muß. Denn sie ist eben eine solche der Beurteilung des Willens, nicht des Urteils von einem Müssen. Ihr Imperativ ist zwar ein kategorischer, weil er aus der unverrückbaren Natur des Willens strikte gebietet, aber er ist doch nur ein Imperativ, weil er eben nicht mehr als gebieten kann. Die allgemeine Gesetzmäßigkeit des Willens kann dessen empirischer, im Leben tagtäglich auftretender Gestaltung nicht anders als mit einem „du sollst“ entgegentreten. In diesem Sollen ist

aber keine überirdische Macht wirksam, sondern nur die Macht des menschlichen Willens selbst, die sich in voller Widerspruchslosigkeit und ungehemmter Vollständigkeit entfalten will und daher keine einzelne Willensregung anerkennt, die sich nicht einem solchen Reiche des allgemein gültigen Willens einzufügen vermag.

So wird die Sittlichkeit durch Kant aus einem göttlichen Gebot zur eigenen Tat der Menschen, aus einem Streben um Gotteslohn zu einer Durchsetzung des eigenen Wertes, der eigenen Persönlichkeit. So wird die Pflicht aus einer Sklavengefinnung, die sie bleibt, auch wenn sie als von Gott auferlegt empfunden wird, zur Selbstbestimmung der in seiner Natur freien, d. h. des durch nichts anderes als durch seine formale Natur bestimmten Willens. Und auf diesem Boden bewirkt nunmehr der Kantische Standpunkt abermals die Ueberwindung eines fundamentalen Gegensatzes, des klaffensten auf praktischem Gebiete. Der Indeterminismus erhält Unrecht, wenn er meint, daß irgend ein realer Willensentschluß sich der Bestimmung durch die äußere Notwendigkeit alles Geschehens entziehen kann, durch welche er vielmehr derart nequitiert ist, daß er, die Kenntnis aller seiner Momente vorausgesetzt, ebenso vorher berechnet werden könnte, wie der Eintritt einer Sonnen- oder Mondesfinsternis. Aber auch der Determinismus hat Unrecht, wenn er das Phänomen der eigenen Verantwortung und des Bewußtseins eines sich selbst bestimmenden Willensentschlusses einfach als bloßen Schein betrachtet, weil er verkennet, wie die Gebundenheit des Willens in äußere Notwendigkeit doch nur die Auffassung des Willens als Erscheinung betrifft, d. h. als ein Geschehen, nicht aber die Beziehung alles wie immer bestimmten Willens auf seine eigene Gesetzmäßigkeit als Willen. Auf diese Weise vollzieht die Kantische Philosophie wieder durch Auseinanderhaltung der Erkenntnisarten, nämlich der bloß theoretischen Betrachtung des Willens als ein Geschehen und seiner praktischen Beurteilung die Vermittlung des bis dahin in der Geschichte der praktischen Philosophie unversöhnbar scheinenden Gegensatzes des Determinismus und Indeterminismus.

Nun vollendet sich in dieser Abgrenzung einer eigenen Sphäre des Willens von der des Erkennens, in dieser strengen Scheidung des praktischen von dem theoretischen Verhalten der Menschen, die Idee der praktischen Philosophie zu einer Anschauung, in welcher der scheinbare Widerspruch Kants, mit dem er die theoretisch als Erkenntnisse unhaltbaren Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als praktische Postulate einführt, sich zu einem grandiosen Sinn und zu einer tiefen Wahrheit ausgestaltet. Es ist nicht so, als ob, wie das Wort „Postulat“ so häufig mißdeutet wird, diese Ideen als notwendige Voraussetzung einer Moral von Kant gefordert würden; sondern umgekehrt, die ihnen vorausgehende Moral, die, wie wir sahen, ja eigene Tat des Willens ist, fordert sie für dessen eigene Zwecke. Das ist abermals die Weltwende des Kantischen Denkens, jetzt auf praktischem Gebiete. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit haben Realität nur als Schöpfungen des praktischen Gebrauches unserer Vernunft zu dem Zwecke, ihre

selbstgewollte (weil in ihrer Natur gelegene) Bestimmung zu realisieren, ihre eigenen Ziele zu erreichen. Sie sind daher auch keine mythischen Wesenheiten mehr. Gott ist nicht mehr ein unbegreiflich hohes und unnahbares Wesen, die Freiheit nicht mehr ein rätselhaftes grundloses Vermögen, die Unsterblichkeit nicht mehr eine jenseitige unbeschreibliche Herrlichkeit oder Verdammnis. Sie sind alle zumal nur Ideen, welche die praktische Vernunft aufgreift, um nach ihnen als bloßen Richtpunkten ihrer eigenen Tätigkeit ihren ganzen Inhalt zweckbewußt zusammenzufassen. In der Idee Gottes bezieht sich alles praktische Verhalten auf den Inbegriff der höchsten Vollendung und Vollkommenheit eines guten Willens als seinem Ideal, in der Freiheit gestaltet es sich gegenüber der äußeren Gebundenheit seines Auftretens den Idealbegriff der sich selbst vernünftig bestimmenden Persönlichkeit, nach deren Vollendung ja alle seine einzelnen Willensakte streben, endlich in der Idee der Unsterblichkeit stellt das praktische Verhalten alle seine Handlungen und Erlebnisse unter die Vorstellung ihres Zusammenhanges in einer unendlichen Entwicklung zur Realisierung eines unzerstörbaren höchsten persönlichen Wertes, durch welche Vorstellung im Grunde alles zeitlich begrenzte Streben nach Vervollkommenung getragen ist.

So sind alle diese Ideen nichts anderes, als die Stimmung des Willens auf den Ton seiner höchsten Vollendung. Weder bezeichnen sie metaphysische Realitäten, noch, wie man wieder mißverstanden hat, auch nur eine moralische objektive Notwendigkeit, eine Pflicht, solche Wesenheiten wenigstens für praktische Zwecke als existierend anzunehmen; „denn“, wie Kant einmal sagt, „es kann gar keine Pflicht geben, die Existenz eines Dinges anzunehmen, weil dieses bloß den theoretischen Gebrauch der Vernunft angeht“. Die moralische Notwendigkeit, in der diese Ideen zu Postulaten werden, ist, wie Kant selbst dies mit besonderer Betonung hervorhebt, nur eine subjektive, d. h., um seinen bezeichnenden Ausdruck dafür zu gebrauchen, ein Bedürfnis unseres praktischen Verhaltens im Eittlichen, ein Gefühl, in dem es unausgesetzt sich von seiner kleinen, täglichen Gebundenheit hinausgerichtet findet auf einen unendlichen Reichtum, der zwar nur in der Totalität aller Menschheitsentwicklung erworben werden kann, von dem aber jeder Einzelne nur durch solche Gesinnung sich seinen Anteil in gleicher Weise zu sichern vermag, als er selbst zur Realisierung des Ganzen beiträgt. Es ist nicht zum mindesten der äußere Umstand, daß Kant seinen großen ethischen Grundideen die alten metaphysischen Namen gab, was bewirkte und auch heute noch immer bewirkt, daß ihr so ganz anderer, von jedem dogmatisch-„statutarischen“ Glaubensinhalt freier Charakter immer wieder dem Blick sich verschleiern konnte. Aber man braucht nur die Schriften der praktischen Philosophie ernstlich im Zusammenhang mit denen der theoretischen zu halten, ja man braucht nur die konkrete Anwendung der in der Kritik der praktischen Vernunft gewonnenen Resultate in Kants großem Religionswerke aufmerksam zu verfolgen, in welchem sich die theoretische Auflösung des Gottesbegriffes vollendet in der schärfsten Ablehnung aller wie immer verfeinerten dogmatischen Religion, um zu erkennen, daß auch von den

durch ihre metaphysischen Namen so schreckenden Ideen Kants im praktischen Bereiche das herrliche Wort des Dichters gilt, als ihr eigentliches Wesen bezeichnend:

Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist.
Und wenn du ganz in dem Gefühl e selig bist,
Kenn es dann, wie du willst,
• Kenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles.

Es ist also nicht wahr, daß in den praktischen Postulaten das-
selbe Sein der metaphysischen Realitäten angenommen wird, welches
die theoretische Philosophie zerstört hatte. Es handelt sich jetzt gar
nicht mehr um das Sein von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, sondern
nur darum, daß wir uns diese Vorstellungen als Zielsetzung unseres
eigenen Handelns selbst machen. Wir machen uns Gott, weil
wir selbst vollkommen werden wollen wie Gott, wir setzen die
Freiheit, weil wir uns frei machen wollen vom äußeren Zwang, wir
postulieren die Unsterblichkeit, weil wir keinen erreichbaren Zustand
unserer Entwicklung als den letzten vollendeten anerkennen, weil wir
nicht schon im Leben sterben wollen.

Daß wir dies alles aber tun können, dazu hat uns die kritische
theoretische Philosophie den geistigen Spielraum verschafft; hat sie ja
gezeigt, daß von den metaphysischen Realitäten überhaupt kein Wissen
zu gewinnen sei, und damitargetan, daß das theoretische Bewußtsein
auch gänzlich unzuständig sei, dem praktischen Bewußtsein aus irgend
einem angeblichen Wissensgrunde zu verwehren, für sein Wollen an-
zunehmen, was es für praktische Zwecke als angemessen erachte. Die
praktische Vernunft greift mit ihren Postulaten aus der Willenssphäre
nur das auf, was sie auch angesichts der theoretischen Kritik darf.
Und darum heißt die kritische Frage der praktischen Postulate, was
man gleichfalls so oft nicht gewürdigt hat, nicht etwa, „was soll ich
glauben?“, sondern „was soll ich tun und was darf ich hoffen“
(glauben)? Es wird kein Dogma neu errichtet, es wird keine Religion
der Sittlichkeit vorangestellt. Im Gegenteil, alle Religion, die nur
mehr zu verstehen ist als eine solche „innerhalb der Grenzen der
bloßen Vernunft“ (also auch der theoretischen), d. h. nicht mehr als
ein Inbegriff transzendenter Vorschriften, sondern als ein Wert des
sich selbst heiligenden reinen Wollens der Menschen, geht nun erst aus
ihrer ethischen Gesinnung als Tat hervor. Und ihre höchsten, von
allem Fetischismus befreiten Ideen dürfen wir glauben, weil sie nun
als bloße praktische Ideen nirgends in Widerspruch mit unserem
Wissen führen, weil sie auch nicht einmal einen Glauben im Sinne
einer theologischen Dogmatik bedeuten, sondern einfach einen Glauben
des Willens an sich selbst; weil sie also nichts anderes sind, als höchste
Blickpunkte einer Weltanschauung, letzte Ausrichtungen unseres tätigen
Verhaltens.

VII.

So laufen zuletzt alle kritischen Richtungen des Kantischen Denkens in einen Brennpunkt zusammen, in das menschliche Handeln, und Kant selbst war es auch, der ausdrücklich seine drei großen Fragen: „Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?“, hinausführte auf die zusammenfassende Frage: „Was ist der Mensch?“ Diese Erkenntnis zu gewinnen, waren alle früheren Fragen gestellt; denn auf den Menschen und sein irdisches Fortkommen und Schicksal war alles dieses Denken gerichtet, das, so abgrundtief und weltfremd es oft auch scheinen mochte, doch diese reale Welt und ihr Geschick mit klammernder Liebe umfaßte, wie nur je ein Erdensohn und Menschentind seine Heimat und sein Geschlecht liebte. Darum war sein ganzes Sinnen darauf gerichtet, durch Beseitigung des Scheinwissens der Metaphysik die Ideale des Wollens nicht durch eine mit vermeintlichen Wissensgründen prunkenden, zersetzenden Skepsis anfränkeln zu lassen, und so den Willen tauglich zu machen, an der immer größeren Vervollkommenung seines Reiches auf Erden zu arbeiten. Die Idee einer allgemeinen Gesetzgebung des Wollens war ihm nicht ein blutleeres Schemen; sie sollte Gestalt und Leben annehmen in der Entschlossenheit des unablässigen Hinarbeitens auf eine solche Einrichtung des gesellschaftlichen Zustandes, in welchem diese freie Willensentfaltung wirklich durchführbar sei: in der Idee der Erreichung einer äußerlich und innerlich vollkommenen Staatsverfassung, als des einzigen Zustandes, in welchem alle Anlagen der Menschheit völlig zur Entwicklung gelangen könnten.

Eine vollkommene Staats- und Gesellschaftsordnung! — das war nicht etwa nur ein äußeres Ideal des Kantischen Denkens, nur eine chilastische Forderung, wie sie der Zeit des Vernunftrechtes nahe genug lag. Es war vielmehr nur das Spiegelbild des von Kant kritisch entwickelten, reinen theoretischen sowie praktischen Charakters des Menschengeistes in seiner geschichtlichen Existenz und Entfaltung. Die Frage: „Was ist der Mensch?“ hatte hier zum erstenmale jene Antwort in erkenntnistheoretischer Fundierung erhalten, welche seit dem immer mehr die Welt mit ihrer Bedeutung zu erfüllen begonnen hatte: daß er ein soziales Wesen ist. Sowie sein Erkennen nicht anders möglich ist, als durch allgemein gültige Formen, so daß also von vornherein bereits jedes individuelle Denken in Beziehung steht mit dem Denken des ganzen Geschlechtes, so ist auch sein Wollen und Handeln in rechter Weise nicht anders möglich, als in unausgesetztem Bezug auf die gleiche Allgemeingültigkeit. Gerade aus der sich scheinbar nur auf sich selbst, weil bloß auf die Kritik des Bewußtseins beschränkenden Philosophie Kants bricht der soziale Gedanke mit einer noch unerhörten Intensität hervor, da er nicht mehr auf einen bloßen Trieb zur Geselligkeit gegründet, sondern als eine der Bedingungen aller Erfahrung und alles Wollens erkannt wurde. Und deshalb kann die Erfahrungskritik Kants in einem Begriffe des Menschen ausmünden, der die Welt, wie sie durch seine Erkenntnisformen da ist für alle,

nun auch durch seinen Willen umschaffen kann für alle: So ist die praktische Philosophie Kants im eminenten Sinne eine Philosophie der Tat, und es ist kein Zufall, daß ihre Lebendigkeit auch nach dieser Richtung sich darin erwiesen hat, daß, so wie unsere Zeit mit ihrer mächtigsten, intellektuellen Erscheinung, der Wissenschaft, auf Kant zurückgegangen⁶⁾ ist, sie auch mit ihrer mächtigsten, praktischen Erscheinung, dem Sozialismus, an ihn wieder anknüpft.

Und bedenken wir, daß mit allem bisher entwickelten Gedankeninhalt die Wirksamkeit des Kantschen Geistes noch lange nicht erschöpft ist. Nur erinnert sei hier, worauf näher einzugehen jetzt unmöglich ist, wie er in seiner Philosophie der Ästhetik abermals die Ueberwindung eines Gegensatzes vollbrachte, des Gegensatzes des subjektiven Geschmacks mit dem in der Unterscheidung von schön und häßlich doch auch als objektiv gültig auftretenden Geschmacksurteil, indem er zeigte, wie die Allgemeingültigkeit des ästhetischen Urteils nicht eine solche der tatsächlichen Geltung, sondern bloß des in seiner Natur gelegenen, aber subjektiven Anspruches auf Allgemeingültigkeit ist; erinnert sei weiter, wie er in seiner Philosophie der Geschichte durch den Gedanken eines Mechanismus der Geschichte, in welchem sich der Antagonismus der ungeselligen Geselligkeit des Menschen als bewegende Kraft erweist, die Ausgestaltung einer exakten, wissenschaftlichen Behandlung der Geschichte und einen ihrer Grundbegriffe, der Dialektik, vorbereitet hat; erinnert sei endlich, wie er in seiner Kritik der teleologischen Urteilskraft den letzten großen Gegensatz von Kausalität und Teleologie, mechanischer Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit aufklärend vermittelte, indem er zeigte, daß die Idee der Zweckmäßigkeit nur ein regulatives Prinzip unseres Denkens sei, d. h. nicht ein Prinzip der Erklärung, sondern bloß der Beurteilung, welches überall dort eintritt, wo wir nach dem konstitutiven Prinzip der

⁶⁾ Es ist eine alte Klage, wie sehr der bloße Wortklang zumeist doch das Denken tyrannisiert, indem er es in einmal begründete, feste Ideenassoziationen immer wieder hineingerät, mit welchen doch die Sache, auf welche das Wort im gegebenen Fall geht, gar nichts zu tun hat. Ein solcher und sehr betrübender Fall ist der Wortklang: „Auf Kant zurück“. Es ist wirklich ärgerlich, zu sehen, welch unnützes Gebahren allein durch das Wörtchen „zurück“ ausgelöst wurde, das so oft Anlaß gab, feierlich dagegen aufzutreten, daß man dem Menschengesicht zumute, seinen Weg zurück zu machen, daß man die entwicklungsfähigere Anschauung unserer Zeit in die notwendig begrenzten Formen von vor hundert Jahren pressen wolle, daß man reaktionäre Gefinnungen dem Fortschritte des Denkens hemmend in den Weg bringen wolle, u. dgl. m. Und doch bedeutet dies Wörtchen „zurück“ nichts anderes, als daß das Denken auf seinem nun ein Jahrhundert über Kant hinausgeschrittenem Wege endlich in seiner Gegenwart arbeit und für seine modernen Zwecke doch auch von dem Geistesreiche Gebrauch mache, der in der Kantischen Philosophie solange brach gelegen. „Zurück auf Kant“. nur um unsere Denkarbeit durch Anknüpfung an tiefstehende Ergebnisse der geistigen Arbeit überhaupt zu vertiefen und zu befördern, bedeutet also so wenig einen Rückschritt des Denkens oder irgend eine Reaktion, als es etwa rückschrittlich oder reaktionär ist, wenn z. B. ein Industrieller auf ein vor langer Zeit angelegtes Reservekapital „zurück“ greift, um seine Produktion zu erweitern und zu verstärken. Meist ist es auch nur ein Stehenbleiben bei den Vorurteilen einer extrem naturalistischen Anschauung, das absolut nicht auf Kant „zurück“ gehen will.

Kausalität uns nicht volle Kenntnis unseres Gegenstandes zu verschaffen imstande sind, so daß wir uns genötigt sehen, ihn über seine Naturbestimmtheit hinaus auch noch so zu betrachten, als ob er nach Zwecken angelegt wäre, die uns seine Beschaffenheit verständlich erscheinen lassen. Den endlosen Streit des Zweckbegriffes mit der Kausalität, des wertenden mit dem rein bestimmenden, erklärenden Bewußtsein schlichtet so abermals die Unterscheidung der Erkenntnisarten, die transzendente Methode, und läßt auf diese Weise die Kantische Philosophie gegenüber einem Probleme, das im Vorbergrunde moderner philosophischer Arbeit steht, auch neuerlich als moderne Philosophie erscheinen.

* * *

Die Kantische Philosophie erwies sich durch ihre theoretische Kritik als eine moderne Philosophie unserer Zeit, da sie eine Philosophie des Wissens war für unsere Zeit des Wissens. Sie ist aber ebenso durch ihre praktische Kritik eine moderne Philosophie der Tat für unsere Zeit, die nicht bloß eine Zeit des Wissens, sondern zugleich immer mehr sein will eine Zeit der Tat. Ist es noch ein Wunder, daß, was so mit allen unseren Interessen zusammenhängt, ja mehr noch, was ihnen erst zur sicheren Orientierung verhilft, sich eben in unserer Zeit erst mächtig entfaltet? Es gilt von den Gedanken und ihrem Schicksal in der Geschichte des menschlichen Geistes das Gleichnis vom guten Säemann in einem ganz besonderen Sinne: sie sind nie in Gefahr, auf dem Wege zertritten zu werden, auf steinigem Boden zugrunde zu gehen oder unter den Dornen zu ersticken. Denn sie alle fallen auf die gute Ackererde des Menschengenusses, der sein Samenkorn sorgsam behütet, auch wenn er es zuweilen erst nach bänglich langer Zeit keimen läßt. Und ob es gleich manchmal vielen Generationen fast wertlos schien, so daß sie es unbeachtet liegen ließen, so ist es, wenn es dann endlich zu treiben beginnt, wieder wie das Senfkorn in der Legende, das der kleinste unter allen Samen ist, wenn es aber wächst, ist es größer als alle anderen Kräuter und wird ein Baum, so daß die Vögel des Himmels kommen, in seinen Zweigen zu nisten. So große Saat war vor mehr als hundert Jahren ausgestreut worden. Wenn sie nun zu sprießen begonnen hat, wenn sie in die Halme schießt, wenn einmal die Früchte reifen werden, welch reiche und köstliche Ernte wird dann eingeführt werden? Treuen wir uns, daß wir hoffen dürfen, einen Teil des Schatzes noch in unsere Scheuern bringen zu können. Wohl uns, daß wir hier Enkel sind!

Studentisches.

Eine vor wenigen Wochen erschienene Broschüre, „Studentenherrschaft. Aphorismen von Hugo Egotinus. München, Wirt u. Komp. 1904“, sei zum Anlaß genommen, wieder einmal die Verhältnisse in der Studentenschaft zu betrachten und zu besprechen. Die genannte

Broschüre beschäftigt sich hauptsächlich mit der auch Nichtakademikern aus dem „Eimplizissimus“ bekannten Gestalt des jetzigen reichsdeutschen Korpsstudenten, der wahrlich nur die Neuzerlichkeiten, Kappe und Band, von jenen idealistisch gesinnten, für Freiheit, Ehre und Vaterland begeisterten Jünglingen ererbt hat, auf die nach der Ermordung Kogebues, des vom Zaren Alexander I. zum Kontrollor des deutschen Volkes bestellten russischen Staatsrates, durch den Schwärmer Sand, eine förmliche Hekjagd eröffnet wurde.

Zwei Philosophen sind es, die Egotinus als Schutzpatrone seiner Schrift anruft, Nietzsche und Lagarde liefern die Geleitworte, allein trotzdem gerade diese Namen den Leser dies nicht vermuten ließen, ist es soiales Empfinden, das aus manchen Sätzen Egotinus' spricht. Wilben so schon die Schutzpatrone einen Widerspruch gegen die eigentliche Tendenz des Verfassers, so ist es leider nicht der einzige; nur einer sei noch erwähnt. Es ist die Rede von der Stellung des Studenten zur Politik, selbst zum Sozialismus; da heißt es: „... der Student müßte sich eigentlich viel mehr mit politisch-ökonomischen Fragen beschäftigen und seinen Geist, den er über der Schmutzsee der Parteigetriebe (Mehrzahl?!) erhaben schwebend vorgibt, auch einmal untertauchen lassen; er soll erkennen, daß es einen bestimmten Weg zur Lösung sozialer Probleme nicht gibt, er soll nicht des Volkes oder sonst jemandes Sehnsucht und Leidenschaften zu den seinen machen“ — ach, hätten wir doch den deutschen Studenten erst so weit, daß er untertaucht in der „Schmutzsee der Parteigetriebe“, wie der wohl hoffentlich nicht auch erhaben darüber schwebende Verfasser so schön sagt, und brächte er wohl gar bei dieser Tauchertätigkeit manch schöne Perle mit herauf, etwa Engels' „Lage der arbeitenden Klassen in England“ oder manch anderes deutsche Werk, etwa über die thüringische Hausindustrie und so fort, wir zweifeln nicht, daß er dann trotz der ernststen, drohenden Abmahnungen Egotinus' des Volkes Sehnsucht und Leidenschaften zu den seinen machen würde, wenn er nicht schon in seiner gewöhnlichen Sphäre genug erfährt, das ihn treibt, des Volkes Sehnsucht zu der seinen zu machen. Freilich hat Egotinus Recht, wenn er das Vorhandensein eines bestimmten Weges zur Lösung sozialer Probleme leugnet, aber wer hat denn je seine Existenz behauptet? Aber meint er andererseits, daß all die Geistesheroen von Plato bis Marx sich vergeblich mit der Frage, wie das Elend der Menschheit zu beseitigen wäre, abgemüht haben, daß sie alle, alle, sich am Ende ihres Lebens verzweifeln sagen mußten, ihr Streben sei vergeblich gewesen, es gäbe keinen Weg??

Verlassen wir vorläufig die Widersprüche der Schrift, die sich besonders dort häufen, wo der Verfasser über seinen eigentlichen Gegenstand hinaus sich mit ernstesten Dingen zu beschäftigen beginnt, und es sei anerkannt, daß die Broschüre wirklich interessant ist und geeignet, jene, die sich bisher mit dem Korpsstudentenwesen nicht beschäftigt haben, aufmerksam zu machen, und jene, die es gar als etwas harmlos-Vergnügliches ansahen, eines Schlimmeren zu belehren. Es wäre traurig, wollte der Griesgram den jugendlichen Uberschwang der

von dem dumpfen Zwang der Mittelschule Erlösten zähmen, zum Stillstehen verknurren. Aber wenn schon, wie Prof. Gruber in seinem bekannten, zuerst in den „Deutschen Worten“ veröffentlichten Vortrag über die Prostitution¹⁾ sagte, die der Mittelschule nach Ueberspringung des letzten gefährlichen Hindernisses, der Reifeprüfung, entronnene Jugend das Bedürfnis, die Neigung hat, zu erzubieren, so geschehe es nicht in für sie oder gar für das ganze Volk gefährlicher Weise. Und gerade das ist eine der dunkelsten Seiten des heutigen Korpsstudententums, daß es die Jugend zu solchen Exzessen verleitet. Wenn jemand noch geneigt sein sollte, die Mensuren nicht hierher zu rechnen, wollte er zweifeln an der Gefährlichkeit der alkoholischen Exzesse oder gar der jervuellen, die das Siechtum von Tausenden deutscher Frauen nach sich ziehen?!

Und noch eins! Die heutigen deutschen Korps halten den Burschen von jeder Beschäftigung mit den Zeitfragen, so weltbewegend sie auch sein mögen, wie von jeder Teilnahme an den kulturellen, künstlerischen und literarischen Bestrebungen ab; es sind aber gerade die absolvierten Korpsstudenten, aus deren Reihen sich heute in Preußen und Deutschland die Regierungsbeamten, die Richter und Staatsanwälte ergänzen, ja, es ist dank der Alte-Herren-Eigenschaft der Maßgebendsten im Reiche, des Kaisers selbst, dahingekommen, daß die Zugehörigkeit zu einem „feinen Korps“ für gewisse hohe Beamten gerade so unerläßlich ist wie der Adel für die Offiziere einer alljährlich steigenden Anzahl von Regimentern des Reichsheeres. (Nebenbei bemerkt zeigt die darauf bezügliche, alljährlich von der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichte Statistik, daß es nur Kavallerie- und Garderegimenter sind, die sich ausschließlich adeliger Offizierskorps erfreuen, während bei der Artillerie, den technischen Truppen überhaupt, die Zahl der reinbürgerlichen Offizierskorps im Wachsen begriffen ist. Man ginge wohl fehl, wollte man diesen Zubrang des Adels zur Reiterei bloß auf die Feinheit der Uniform und die Liebe zu den Pferden zurückführen, beide Bedingungen würden wohl auch bei der Artillerie, besonders der Feldartillerie zutreffen; die Ursache dürfte vielmehr die sein, daß ein Offizier bei den technischen Truppen im allgemeinen außer zu Mannschaftsschindereien, Hazardspielen und Wettrennen eben auch zu geistiger Arbeit befähigt sein muß.) Wer sollte nun nicht einsehen, welch schwere Schädigung der ihm anvertrauten Bevölkerung solch ein Regierungs- oder Oberpräsident bewirken kann, dessen Studiengang Schlemihls Worte kennzeichnen:

„Nischt jelernt un viel jessoßen,
Zimmer nur so durchjeschloffen“ — ?

Die reichsdeutschen Korps tragen heute ein völlig plutokratisches Gepräge. Der Adel schickt seine Söhne weniger auf die Hochschule als in die Kadettenschulen, und es sind zum größten Teil die Kronprinzen

¹⁾ Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß der in erster Auflage seit langem vergriffene Vortrag Grubers in Bälde neuerdings, vom sozialwissenschaftlichen Bildungsvereine herausgegeben, erscheinen wird.

der industriellen Dynastien, die da mit denen der angestammten aus einem Fasse kneipen. Aber sind denn die hauptsächlichsten Uebel auf die Korpsstudenten beschränkt? Gewiß nicht. Gekneipt wird fast durchwegs, soweit man's bezahlen kann, im Korpspalast entweder oder in einem bescheidenen Lokal, aber hier wie dort gilt es als ein löbliches Tun, den Alkohol in der Weise zu bekämpfen, daß man möglichst große Quantitäten davon vertilgt. Und was die Venüzung der Prostitution durch die Studenten anbetrifft, deren Folgen sich ja so schlagend in den Ergebnissen der Statistik aussprechen, daß ein Viertel aller Studenten geschlechtskrank ist, bei einer durchschnittlichen Studiendauer von vier Jahren, somit jeder einmal geschlechtskrank wird, so dürfte unter den heutigen Verhältnissen eine Besserung kaum zu erwarten sein. Die Enthaltensamkeit wird in absehbarer Zukunft doch nur von einer verschwindenden Minderheit geübt werden, und die einzige naturgemäße, der Menschheit heilsame Lösung, die Schließung früher Ehen, wobei man nicht an alberne, ja geradezu entheiligende Zeremonien denken muß, ist unter den ökonomischen Bedingungen unmöglich, die die privatkapitalistische Wirtschaft stellt, sie wird ermöglicht erst in einer Gesellschaft, die auf dem Gemeineigentum an den Produktionsmitteln beruhend, jedem ihrer Mitglieder seinen Lebensunterhalt gewähren wird. Erst dann werden all die entsetzlichen Leiden, wird all die entwürdigende Schande aus der zivilisierten Welt verschwinden, wohl auch erst dann wird in dem heute innerhalb der bürgerlichen Klassen so verzerrten und verlogenen Verhältnis der Geschlechter zu einander jene Wendung eintreten, daß „unsere Jugend Ehrfurcht vor dem Weibe bekomme“; das ist es, was uns nützt. Wir finden diese Ehrfurcht, wenn auch nicht in der notwendigen Tiefe, in der Arbeiterklasse, als eine Folge der frühen Ehen, wohl auch als eine Folge des Nichtvergiftetseins durch den Pesthauch des bürgerlichen Sumpfes.

Die Schichtung der jetzigen Gesellschaft bildet sich gewissermaßen auch in der Studentenschaft ab, es fehlen da weder die Großbourgeois, die da als Borussia, Rheinländer, Westphalen u. dgl. einherstolzieren, noch weniger aber, denn man findet sie auch in jenen Ländern, die das Verbindungswesen nicht kennen, die Proletarier, die sich durch Stunden-geben, oft durch Schreiber-, beziehungsweise Zeichnerdienste in rechts-anwaltlichen, technischen oder kaufmännischen Büreaus fortbringen, kaum die Zeit zur Vollenbung ihres Studiums erübrigen können, und die Prüfungen oft jahrelang aufschieben, währenddem aber instruierte Hörer bleiben müssen, was natürlich wieder neue, oft sehr beträchtliche Kosten verursacht. Von einem Vertiefen in den Gegenstand einer wissenschaftlichen Arbeit kann da natürlich nicht die Rede sein, man paukt sich ebenso für die Prüfungen ein wie die Herren Korpsburschen, nur mit dem Unterschied, daß diese nicht durch des Lebens Notdurft, sondern durch abgründige Beschäftigung mit Bier, Dinen und Gegröhle dazu gezwungen werden. Ist nun die Beschäftigung mit ernsten, Staat und Volk betreffenden Angelegenheiten beim Korpsstudenten verdrängt durch Kneipen, Raufen und das sexuelle „Ausleben“, so macht dem

armen Studenten, der weit eher befähigt und geneigt wäre, sich mit ernstern Fragen zu befassen, die Arbeit ums tägliche Brot die Teilnahme an Bildungsbestrebungen unmöglich, da die paar Stipendien ja oft an unerfüllbare Bedingungen geknüpft, überdies nur durch Protektion oder besonders glänzende Zeugnisse zu erlangen, meist aber schon in festen Händen sind.

Eines eigentümlichen Vorschlages sei hier gedacht, den der Verfasser der Broschüre „Studentenherrlichkeit“ jenen Studenten macht, die nicht sexuell enthalten sein können oder wollen; er hilft sich aus der Klemme, in die ihn ein neugieriger Frager nach einem Ausweg bringen könnte, indem er sagt: Lebet im Konkubinat! Der Montmartre, oder was die deutschen Leser von Murgers „Zigeunerleben“ und anderen Büchern sich so unter dem Montmartre vorstellen, ist das Musterland, auf das Egotinus, die liebebedürstenden Zwanzigjährigen verweist. Nun, akzeptieren wir halt den Ausdruck, obzwar man darunter ja heute auch eine Ehe, wenn auch ohne Klimbim versteht. Dem Verfasser scheint da eine Ehe vorzuschweben, in der beide Teile Geld verdienen, der Student also durch Lektionen oder den Geldbriefträger das Nötige erhält, seine Frau auch für Lohn arbeitet. Nun, es will mir scheinen, als täuschte sich Egotinus gar fürchterlich, nähme er an, daß Proletarierinnen so schnell bereit wären, mit Studenten in „wilder“ Ehe zu leben, in der Voraussicht, dank dem fehlenden, gesetzlichen Zwang, eines schönen Tages von ihrem Manne verlassen zu werden, der auszieht, um sich zu verschachern, pardon, „reich zu heiraten“, und andererseits zweifle ich, daß die bürgerlichen Frauen zuerst bereit, dann fähig wären in solche Ehe zu treten, das nötige Einkommen herbeizuschaffen, denn gutwillig würde wohl kaum ein Hunderttausendtel aller bürgerlichen Eltern heute in solche Ehe ihres Kindes, das sie doch verschachern wollen, einwilligen. Uebrigens erlaube ich mir auch an der hiezu nötigen Aufrichtigkeit und Stärke der Liebe zu zweifeln. Auch eine solche Liebe fände sich einmal unter tausenden Fällen. Schließlich meine ich, daß gerade der Student, der ein Weib wahrhaft liebt, und die Mittel zur Ehe nicht hat, lieber auf das Zusammenleben mit der geliebten Frau verzichten wird, als sie den Niederträchtigkeiten aussetzen, die heutzutage allen weiblichen Angestellten gegenüber, die dem Chef oder den Vorgesetzten gefallen, auf der Tagesordnung sind.

Es sei nun noch gestattet, einige Worte über die Verhältnisse unter der deutsch-österreichischen Studentenschaft hinzuzufügen. Unsere farbentragenden Verbindungen zeigen nicht den großkapitalistischen Charakter der reichsdeutschen. Für den Adel ist ja das ausgezeichnete Theresianum da, das beim einen Tor den gräflichen Stammhalter empfängt, und ihn nach einer Reihe von Jahren beim anderen als fertigen Ministerkandidaten in den Kampf ums Dasein hinausstößt, der auf den Gesandtschaftsbällen tobt, wo der junge Herr Graf die ehrenvolle Mission hat, die herrliche Doppelmonarchie zu vertreten, und die reiche Groß-Bourgeoisie schickt ihre Söhne entweder überhaupt nicht auf die Hochschulen, oder auf die des Deutschen Reiches. Man kann ja das

Mißtrauensvotum, das sie damit unserem Hochschulwesen gibt, nur vollinhaltlich billigen. So bleiben denn Söhne des Mittelstandes, meistens aber von Beamten- und Bauernfamilien, das hauptsächlichste Material für die Korps, Landmannschaften, Burschenschaften zc. Freilich, für arme Studenten ist in ihnen wohl kein Platz. Man weiß ja, womit diese akademischen Bürger, geschmückt mit Kappe und Band, ihre zahlreichen Mußestunden verbringen. Ebenso weiß man, daß mit dem Verfall des deutsch-österreichischen Bürgertums, der nach der liberalen Ära der Sechzigerjahre begann, die deutschnationalen Studenten die einstige Bedeutung im deutsch-österreichischen Geistesleben verloren haben. Von der einstigen, hellauflammenden Begeisterung, die etwa der 100. Geburtstag Schillers oder die Aufhebung des Konkordats entfesselten, ist heute jede Spur verfliegen, und es ist auch kaum anzunehmen, als könnten diese Zeiten für das deutsche Bürgertum noch wiederkehren. Die Laster der Rouleurstudenten sind die gleichen diesseits wie jenseits der schwarzgelben Pfähle, nur bieten die hiesigen Verbindungen ihren Leuten natürlich nicht jene Vorteile bei staatlichen Stellenbesetzungen, beim Vorrücken auf der bürokratischen Stufenleiter u. s. f.; wer da weiß, wie Oesterreich ist, der kann sich auch denken, daß man „oben“ zunächst nach dem Fehlen chauvinistischer Gesinnung fragen wird, während sie im Reiche dem Kandidaten nur zur Empfehlung gereicht. Aber doch scheint die Zugehörigkeit zu einer Art von Studentenverbindungen dem Bewerber um eine k. k. Stellung förderlich zu sein, u. zw. sind es die wie Pilze nach dem Regen wachsenden klerikalen Verbindungen, welchen diese für ihre Mitglieder gewiß sehr angenehme Eigenschaft innewohnt, die andererseits wieder den starken Zulauf zu diesen frommen Körperschaften genügend erklärt, da man sonst ja nicht gewohnt ist, gerade die Zwanzigjährigen als Betrüder zu sehen. Die Aussicht auf alle mögliche Begünstigung von „Oben“, u. zw. in einigen Jahren vielleicht schon von ganz hoch „Oben“, dürfte es auch sein, die die Morikaner, Rudolfiner u. s. f. stärkt, auf daß sie die schmerzhaften Martyrien ertragen, dessen sie ungefähr alle 4 Wochen seitens der heidnischen, mit wehrhaften Stöcken bewaffneten Deutschnationalen ausgesetzt sind, in deren Vergnügungsprogramm die regelmäßig wiederkehrenden Prügeleien mit den klerikalen einen integrierenden Bestandteil zu bilden scheinen.

Die geistigen Interessen der deutsch-österreichischen Studenten sind minimal, fast ebenso wie die des gesamten Spießertums hieszulande mit und ohne Dokortitel. Ich spreche natürlich hier nur von jenen Akademikern, deren materielle Lage ihnen eine Beschäftigung mit ernstern Dingen gestatten würde. Es sind heute fast nur Nichtdeutsche, Slawen, Juden und Italiener, die sich an den nicht einmal an allen Hochschulen bestehenden sozialwissenschaftlichen Bildungs-, künstlerischen und literarischen Bestrebungen beteiligen. Vergeblich würde man die reichen Korpsburschen z. B. in einem ernsten Theater suchen. — Die Juden bilden ein sehr beträchtliches Kontingent der Hörer deutsch-österreichischer Hochschulen. Ein großer Teil von ihnen steht im zionistischen Lager. Man muß hier unterscheiden zwischen den Zionisten

der Gefinnung, größtenteils fanatischen Schreiern, mit denen eine halbwegs vernünftige Auseinandersetzung unmöglich ist, (man denke an die Finnland-Risikinen-Versammlung zu Wien im Winter 1903!) — und den jüdischen Rouleurstudenten. Das ist nun eine interessante Spezies. Die Wackeren bewähren ihre feurige Gegnerschaft gegen jede Assimilation dadurch, daß sie die in den deutschen Verbindungen wenigstens überkommenen äußerlichkeiten slavisch nachmachen, und mit Erfolg bemüht sind, den alten Ruf des jüdischen, als eines maßhaltenden, ja enthaltenen Volkes für ihren Teil in puncto Alkohol und Prostitution gründlich Lügen zu strafen.

Es gibt wohl nirgends ein so versumpftes Bürgertum, wie das deutsch-österreichische, es gibt aber auch kaum mehr eine so tiefstehende Studentenschaft. Im Reiche bestehen doch wenigstens Lesehallen an allen Hochschulen, bei uns hat sich noch nirgends das Verlangen nach solchen geregelt, und es bleibt ihre Errichtung privater Unternehmungslust überlassen. Die an den reichsdeutschen Hochschulen bestehenden allgemeinen Studenten-Versammlungen, die doch wenigstens einen gemeinsamen Boden darstellen, auf dem sich die Gruppen nähertreten, sich erst Meinungen und Ansichten entwickeln können, fehlen an unseren Universitäten gänzlich, und leiden an unseren technischen Hochschulen (wenigstens der Wiener) an chronischer Beschlunfähigkeit — eine Erscheinung, die sich würdig anreicht der geringen Wahlbeteiligung des Spießertums selbst bei Reichsratswahlen. Und doch, in keinem Lande wäre es so notwendig, wie gerade bei uns, wo die Gleichgiltigkeit, fast schon die Totenstarre immer weiter um sich greift, daß sich die zukünftigen Intelligenzler mit ernsteren Dingen befassen, als den läppi-schen Dämmheiten, die heute das Um und Auf „studentischen“ Lebens bilden, so weit es nicht der Kampf ums tägliche Brot ist. Wir kommen doch um die nationale Frage mit Phrasen nicht herum, und auch der traditionelle Judenhaß wird der deutschen Intelligenz die Hegemonie nicht wiedergeben. Kein Fortschritt in diesem Reiche, keine Möglichkeit, Oesterreich unter die europäischen Kulturstaaten zu rechnen, ehe wir nicht mit dem nationalen Haber aufgeräumt haben. Wie unendlich wichtig wäre es nun, daß gerade unter der Studentenschaft von heute, den Beamten und Parlamentariern von morgen, die einzig denkbare Lösung erkannt, die nationale Autonomie propagiert würde!

Freilich, soll sich der Student mit Angelegenheiten, mit Lebensfragen der Gesamtheit ernst befassen, dann braucht er auch Ehrfurcht vor dem Volke! Und man weiß tatsächlich nicht, woher er die bekommen soll, wenn er Schiller ebensowenig kennt wie alle unsere anderen großen Geisteshelden, und wenn er ein ernstes, soziales Werk oder ein wirkames Drama nie oder nur selten zu Gesicht bekommt. Das Kommersbuch ist heute sein Evangelium.

Vom Bürgertum ist nichts mehr zu hoffen, speziell das deutsche in Oesterreich scheint gründlich abgewirtschaftet zu haben; alles aber ist von dem zukünftigen Träger der Entwicklung der Menschheit, dem Proletariat zu erwarten — und es scheint mir sehr kennzeichnend zu

sein, daß, während die Jugend der Bourgeoisie geistig verkommt, sich unwürdig erweist den Namen Deutscher zu tragen, die Bildungs- und idealen Bestrebungen immer reger werden in der Jugend des arbeitenden Volkes, in den jugendlichen Arbeitern!

Literarische Anzeigen.

32. Sämtliche Werke von M. E. de la Grazie. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1903 und 1904.

Von dieser Gesamtausgabe sind bisher vier Bände erschienen. Der erste und zweite enthält das moderne Epos „Robespierre“, das hier in zweiter und vielfach verbesserter Auflage erscheint. Der dritte bringt Geschichten und Märchen unter dem Titel: „Vom Wege“, der vierte endlich ein „Deutsches Heldengedicht in zwölf Gesängen: Hermann“ in dritter, vielfach verbesserter Auflage. Die Sammlung ist auf neun Bände berechnet und die Kosten belaufen sich auf 30 Mark. De la Grazie gehört zu den bemerkenswertesten Erscheinungen des gegenwärtigen deutschen Schrifttums. Wir kommen nach Beendigung der Ausgabe noch einmal auf sie zurück.

33. Heinrich von Stein und seine Weltanschauung. Von Houston Stewart Chamberlain und Friedrich Proske. Nebst Heinrich von Steins „Vermächtnis“. Leipzig und Berlin. Georg Heinrich Meyer. 1903. 122 S. Mk. 1.50.

Chamberlain leitet das schöne Büchlein mit einer biographischen Skizze ein, deren ursprüngliche Fassung französisch in der „Revue des deux mondes“ im Jahre 1900 erschienen ist. Proske versucht zum ersten Male Steins Weltanschauung „größtenteils mit Steins eigenen Worten im Zusammenhange darzustellen“. Beide Abhandlungen sind überaus lezenswert. Die Verfasser verfügen über eine genaue Kenntnis der Werke Steins und über eine ungewöhnliche Gabe crakter und interessanter Darstellung. Zwischen beiden Aufsätzen ist Steins „Vermächtnis“ mitgeteilt. Es besteht in wenigen Aphorismen von tiefer Gedankenwucht. Das dünne Büchlein gibt viel, sehr viel. H. v. Stein, der mit 30 Jahren starb, war eine bedeutende Persönlichkeit, die in vielem als Vorbildlich bezeichnet werden kann. Die Geschichte seines Lebens und Denkens ergreift mächtig und wir ahnen, wenn wir von diesem und jenem aus diesem Buche erfahren, wie viel Inhalt in den wenigen Worten „Sehne dich und wandere“ verborgen ist.

34. Le Japon politique, économique et social par Henri Dumolard. Paris. Armand Colin. 1903. VIII, 343 S. Frks 4.

Japan interessiert die europäische Welt seit Jahren. Nun steigert sich das Interesse durch den Ausbruch des russisch-japanischen Krieges. Mit Begierde greift man nach allen Büchern, aus denen man Belehrung über Japan schöpfen kann. Das Buch Dumolards gehört zu den besten über Japan. Die 343 Seiten stellen auch keine zu großen Anforderungen an den Fleiß des Lesers. Sie sind bequem zu bewältigen, umso-

mehr als der Verfasser bei aller Sachlichkeit nicht trocken schreibt. Die 13 Kapitel des Buches haben folgende Ueberschriften: Ein wenig Geschichte. Die Verfassung. Die Politik und die Parteien. Die Verwaltung, die Presse. Die öffentlichen Finanzen. Die Bodenkultur, die Kolonien. Die Entwicklung des Handels und der Industrie in Japan und die sogenannte gelbe Gefahr. Die Arbeiterfrage und der Pauperismus. Der öffentliche Unterricht. Die Religion, die Frauenfrage, die Kunst. Das freie Japan. Die Revision der Verträge. Die äußere Politik. Japan und Korea. In zwei Anhängen macht der Verfasser Mitteilungen über die japanische Verfassung vom 11. Februar 1889 und über das Projekt eines Arbeitergesetzes. Man sieht, das Buch ist reichhaltig, es ist zu empfehlen.

35. Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem. Erscheint in 5 Bänden von je 9 bis 10 Seiten à Mk. 1.50. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung.

Vom fünften Bande des Staatslexikons liegen jetzt drei Hefte vor (37–39) Gegen die erste Auflage weisen dieselben viele Verbesserungen und manche Bereicherung auf. So begegnen wir ganz neuen Artikeln über Sozialdemokratie (Dr. Meffert), Sozialpolitik (Dr. Thissen), Soziologie (Dr. Jäbber). Diese drei Artikel verfolgen die neuesten Entwicklungen. Den Artikel Sozialismus hatte für die erste Auflage Kämpfe geschrieben, der bekannte Sozialpolitiker P. Heinrich Fesch S. J. hat ihn revidiert. Die Artikel Staat und Staatsgewalt stammen aus der Feder Frh. v. Hertlings, der diese für unsere Zeit so wichtigen Fragen von rechtsphilosophischem Standpunkte behandelt hat. So verfolgen auch die neuesten Hefte konsequent das Ziel, vom Standpunkte des Katholizismus ein enzyklopädisches Werk zu schaffen. Jeder Politiker zumal braucht dieses Werk, um sich rasch und sicher über den heutigen Stand der katholischen Politik und ihre wissenschaftliche Begründung zu orientieren.

36. Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit. Eine abermalige Kritik der reinen und praktischen Vernunft von Josef Dieggens. Mit einer Einleitung von Anton Pannekoek. XXVII, 151 S. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.

37. Josef Dieggens kleinere philosophische Schriften. Eine Auswahl. 272 S. Mk. 2, geb. Mk. 2.50.

38. Das Acquisit der Philosophie und Briefe über Logik. Speziell demokratisch proletarische Logik. Zweite Auflage. VIII, 242 S. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.

Die drei Bändchen der „Internationalen Bibliothek“ Nr. 31, 32, 22 sind 1903 im Verlage von J. H. W. Diez Nachf. in Stuttgart erschienen. Der Herausgeber hofft mit ihnen den Sinn für philosophische Studien zu fördern. Ermutigt in seinem Vorhaben wurde er dadurch, daß die wenn auch kleine erste Auflage vom „Acquisit der Philosophie“ in wenigen Jahren vergriffen worden ist.

Das erste Buch enthält außerdem eine Biographie des Verfassers von Eugen Diezgen, sowie eine Einleitung über die Stellung und Bedeutung von J. Diezgens philosophischen Arbeiten von Anton Pannekoek (Veyden).

39. Salome. Tragödie in einem Akt von Oskar Wilde. Uebersetzt von Hedwig Bachmann. Zeichnungen von Markus Behmer. Leipzig. Insel-Verlag. 1903. 75 S.

In sehr vornehmer Ausstattung und vortrefflicher Uebersetzung liegt diese dramatische Dichtung O. Wildes, die in Berlin und Wien auf der Bühne so große Wirkung ausgeübt hat, hier vor. Sie verliert auch bei der Lektüre nicht.

40. Nanna oder Ueber das Seelenleben der Pflanzen. Von Gustav Theodor Fechner. Dritte Auflage. Mit einer Einleitung von Kurt Laschütz. Hamburg und Leipzig. F. Voß. 1903. XIX, 303 S.

Der Herausgeber sagt in seiner Einleitung u. a.: „Beseelte Pflanzen! Klingt es nicht wie ein Märchen? Die Tiere und als ihr Wortführer der Mensch haben sich so lange als die Herren, die eigentlichen Zwecke der Schöpfung gedünkt, zu deren Nahrung, Gebrauch und Dienst die Pflanzen da sind, ja, um dessentwillen sie überhaupt nur da sind. Warum die Sache nicht einmal umkehren und die Pflanzen auf den Thron der Erde setzen? Wären wir Pflanzen und könnten wir die Wesen mit tierischen Leibern nur ebenso von außen betrachten, wie die Menschen den Körper der Pflanzen, würden wir nicht sagen: Was wollt ihr, ihr mauligen, rastlos umher laufenden Geschöpfe, wozu seid ihr gut, als uns, die Pflanzen, zu bedienen, die wir in vornehmer Ruhe an unserem angestammten Plage wohnen und nichts zu tun brauchen, als Wurzeln und Blätter auszustrecken, um alle Gottesgabe als schuldigen Tribut in Empfang zu nehmen? Ihr lebt nur, damit ihr uns durch euren Athem Kohlensäure bereitet, und ihr sterbt nur, damit wir aus euren verwesenden Körpern den Stickstoff ziehen. Ihr habt uns zu pflegen in Töpfen und Gärten, in Feld und Wald, und schließlich verzehren wir euch doch! Und wenn wir wollen, so senden wir euch zur Peinigung unser Bazillenheer ins Blut. Wir können euch ausrotten, ihr aber, so viel ihr auch gelegentlich an Früchten und Blättern verzehrt, nehmt uns doch nur einen Teil, oder müßt immer aufs neue für Verbreitung unserer Lebenskeime sorgen. Und wie viele seid ihr denn? Insekten gibt es ja noch viel mehr als Menschen, und doch müssen sie uns ebenfalls dienen und als Liebesboten unseren Blütenstaub von Kelch zu Kelch tragen. Und noch vieles andere würden wir sagen, wenn wir Pflanzen wären. Und ist diese umgekehrte Welt wirklich nur ein Märchen? In dieser Form, die den Pflanzen Denken und Sprache verleiht, ist sie freilich das Werk eines Dichters. Aber ein Philosoph hat den Gedanken aufgegriffen und mit Sorgfalt untersucht, wieviel hinter dem Märchen Wahrheit stecke. Wer es genauer wissen will, der lese dieses Buch vom Seelenleben der Pflanzen, das ein feiner und scharfer Geist schuf und im Jahre 1848 zum erstenmale herausgab. Man hat damals in der gelehrten Welt viel den Kopf

darüber geschüttelt, und fünfzig Jahre bis zur zweiten Auflage ist eine lange Zeit. Aber daß überhaupt nach fünfzig Jahren eine neue Auflage nötig wurde, das ist ein sicheres Zeichen, daß es ein gutes Buch war, ein Buch, das eine Bedeutung hat für die Dauer, sowohl durch sich selbst wie durch seinen Verfasser. Und wenn es jetzt wieder gelesen wird, so wird des Kopfschüttelns in der gelehrten Welt viel weniger sein. Denn die Zeiten haben sich geändert. Der Grundgedanke, daß das Bewußtsein in irgend einer Form die ganze Natur durchflutet, ist der Philosophie nicht mehr fremdartig, er ist eine Konsequenz der Weltanschauung vom Parallelismus und des physischen und psychischen Geschehens. Aber auch die exakte Wissenschaft hat über das Sinnesleben der Pflanzen wichtige positive Aufklärungen gebracht. Die Pflanzenseele ist nicht mehr bloß ein Märchen, sie ist zum guten Teile eine Wahrheit, die bleibend ist. Und was etwa in dem Buche Fehnens noch Märchen ist, nun, das ist in seiner Art erst recht bleibend, denn das Märchen ist ja ewig wahr." Es ist zu hoffen, daß die Gegenwart dieses schöne Buch vollaus würdigt und es noch zu den Ehren kommt, die es verdient. Wenigstens sollte man es von einer Zeit erwarten, die der Psyche des Menschen auf den Grund gehen will und die daher alle Veranlassung hat, auch die Psyche der Pflanzen zu examinieren.

41. Aus der indischen Kulturwelt. Gesammelte Aufsätze von Dr. Arthur Pfungst. Stuttgart. Fr. Fromman (E. Hauff). 1904. M. 2.60.

Der Band enthält folgende Aufsätze: Die Philosophie des Beda. Die Upanishadi. Das älteste philosophische System der Inder. Die Kasten in Indien. Fortschritte in der Ausbreitung des Buddhismus in Indien und im Westen. Ein buddhistischer Katechismus. Was ist das buddhistische Nirvāna in Wirklichkeit? Das Sutta Nipāta. Die Fragen des Königs Milanda. Die Jātatas, das älteste Fabel- und Märchenbuch der Menschheit. Die Reservatio mentalis in der indischen Märchen-Literatur und in Tristan und Isolde. Mondsjagen. Was wir von „Heiden“ lernen können. Ein deutscher Buddhist. Die japanische Shin-Eshu-Sekte. Die zweiunddreißig Erzählungen des Thrones des Königs Vikramāditya. Kāmaśrīhna, ein indischer Heiliger unserer Zeit. Die Frau in Burma. Die älteste existierende deutsche Uebersetzung einer Upanishad. Wie Buddha zu einem Heiligen der katholischen Kirche wurde. Persönliche Erinnerungen an Max Müller. — Der Verfasser ist als ein feinsinniger Dichter und als genauer Kenner des Buddhismus bekannt. Was er also über die Gegenstände des Buches sagt, schöpft er aus tiefen Studien. Er ist ein verlässlicher Führer in das Land der indischen Kulturwelt, dessen Erforschung für uns Deutsche immer einen besonderen Reiz gehabt hat.

42. Aus Dichtung und Sprache der Romanen. Vorträge und Skizzen von Heinrich Morf. Straßburg. Karl J. Trübner. 1903. XI., 540 S.

Der Verfasser hat verschiedene Aufsätze, die er in 20 Jahren als „lose Blätter“, wie er sagt, in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht hat, hier zusammengestellt. Das vollständige Inhaltsverzeichnis

lautet: Vom Rolandslied zum Orlando Furioso. Kaiser Karls Pilgerfahrt. Die sieben Infanten von Lara. Aus der Geschichte des französischen Dramas. Spielmannsgeschichten. Die Bibliothek Petrarcas. Molière. Bouhours. Drei Vorposten der französischen Aufklärung. St.-Evremont-Bagle-Tontenelle. Die Cäsartragödien Voltaires und Shakespeares. Voltaire und Bossuet als Universalhistoriker. Zwei sonderbare Heilige. Denis Diderot. Wie Voltaire Rousseaus Feind geworden ist. Der Verfasser von „Paul et Virginie“. Madame de Staël. Ein Sprachenstreit in der rätischen Schweiz. Frederi Mistral, der Dichter Miréio. Zum Gedächtnis: I. Ludwig Tobler (1827—95), II. Jakob Baechtold (1848—97), III. Gaston Paris (1839—1903). Das ist ein unterhaltliches Buch für jeden Freund, insbesondere französischer Literatur und Kultur. Man merkt den kleinen Studien den Fleiß des Gelehrten nicht an, obwohl dessen ein stattlich Teil in ihnen steckt. Der erakte Sachmann spricht aus ihnen allen, aber er spricht anregend, ja amüßant. Und doch trägt man aus ihrer Lektüre einen reichen, wissenschaftlichen Gewinn mit, der deshalb nicht weniger solid ist, weil er in so gewinnender und einschmeichelnder Form vermittelt wird.

43. Solidarismus. Natürliche wirtschaftliche Erlösung der Menschen. Von Rudolf Diesel, München. Berlin und München 1903. 124 S.

Der bekannte Erfinder des Diesel-Motors hat in dieser Schrift mit Aufwand großer Mühe berechnet, wie man durch Ansammlung kleinster Beträge, aber durch das ganze Volk oder dessen große Mehrheit und durch einen wahren Solidarismus alle wirtschaftlichen Nöte bekämpfen könnte. Man muß das Schriftchen als eine Utopie bezeichnen und man erinnert sich bei der Lektüre an die bekannten Berechnungen, wie groß wohl ein Kapital heute wäre, wenn es seit etwa Christi Geburt durch Zins und Zinseszins vermehrt worden wäre. Solche Rechnungen hat man ja selbst mit Pfenningen angestellt, aber man hat bei allen diesen Dingen die Widerstände zu beachten, die solcher Ansammlung entgegenstehen. Auch Diesel vergißt diese richtig zu beachten. M. M.

44. Depressionsperioden und ihre einheitliche Ursache. Von J. J. D. Lahn in Brooklyn. 94 S. Nur vom Verfasser in Brooklyn-New-York, Pacific-Str. 1151.

Die Schrift behandelt die Ursachen der wirtschaftlichen Depressionen und kommt zu dem Schluß, daß solche davon herrühren, daß die Rücklagen, die Ersparnisse nur zu einem Teil wieder zu neuer Produktion Verwendung finden, zum Teil sonst aufgespeichert werden, wann etwa auch zinstragend. Sobald nun diese lähmende Aufspeicherung im Verhältnis zur produktiven Ansammlung von Ersparnissen eine zu große wird, tritt eine Depression ein. Etwas Zutreffendes, wenn auch nichts Erschöpfendes, liegt in dieser Erklärung, denn wenn nicht zu viel aufgespart würde, wäre die Produktion eine lebhaftere und wohl auch stetigere. Die Beschränkung der Ersparnisansammlung kann aber nicht bei den Massen vorgenommen oder gedacht werden, sondern muß

bei den Wohlhabenden und Reichen stattfinden, denn die kleinen Sparer sparen nur Notpfennige oder sammeln nur etwas Ersparnisse an, um sie dann, wenn das Ersparte einen gewissen Umfang erreicht hat, tatsächlich produktiv zu verwenden, die Wohlhabenden und Reichen sammeln zu ihren Schätzen neue und wissen sie zeitweilig nicht oder nicht voll für Produktion zu verwenden. Der Verfasser schrieb voriges Jahr über den Kreislauf des Geldes und den Mechanismus des Soziallebens und dieses Werk erschien bei Puttkammer und Mühlbrecht in Berlin. M. M.

45. Raoul Muernheimer. Die Verliebten. Zeichnungen von Otto Friedrich. Buchschmuck von Berthold Löffler. Zweites Tausend. Wien und Leipzig. Wiener Verlag. 1904. 188 S. (Schwarz-Weißbücher. Band I.)

Der bekannte Schilderer wienerischer Sitten veröffentlicht hier zehn kleine Geschichten, die schon früher in Zeitschriften erschienen sind. Die meisten sind fein, zutreffend und zeigen von guter Beobachtung. Der Verfasser hat eine starke satirische Ader.

46. Roda-Roda. Die Sommerkönigin. Zeichnungen von Leo Kober. Buchschmuck von Berthold Löffler. Wien und Leipzig. Wiener Verlag. 1904. 150 Seiten. (Schwarz-Weißbücher. Band II.)

Zwölf flotte Skizzen. Der Verfasser ist Soldat. Fast möchte man sagen, daß auch diese Skizzen etwas soldatisch-forisches haben. Sie sind fest und sicher, zugreifend geschrieben. Ein natürliches, frisches Talent spricht aus ihnen. Die Sammlung hat von der ersten Geschichte den Namen, eine Unsitte, die wir schon öfter gerügt haben. Sie wirkt direkt komisch, wenn, wie hier, der Titel des Buches auf jeder Seite oben wiederholt wird.

47. Aus einer kleinen Garnison. Ein militärisches Zeitbild. Von Leutnant Pilse (Fritz von der Kyrburg). 40. bis 60. Tausend. Wiener Verlag. 1904. 269 S.

Dieses Buch erschien zuerst in Deutschland, erregte allgemeines Aufsehen, führte zu einem Prozesse des Verfassers, zu dessen Verurteilung und zum Verbot der Weiterverbreitung des Buches. Hierauf wurde es im Wiener Verlag neu gedruckt und findet in dieser neuen Ausgabe die weiteste Verbreitung, eine Verbreitung, die es, nach seinem literarischen Wert gemessen, nicht verdienen würde. Es ist aber mehr als eine literarische Erscheinung, es ist infolge der Begleit- und Nebenumstände ein kulturhistorisches Dokument geworden, das als solches noch leben wird, wenn viel bessere literarische Produktionen schon längst vergessen sind. Da von dem Buche und seinem Verfasser tausend- und tausendmal in der Öffentlichkeit die Rede war, so will es eben jedermann auch gelesen haben. Es wird daher noch viele Auflagen erleben.

Für den Inhalt verantwortlich: **Eugelsbert Fernerhorfer.**

Genossenschafts-Buchdrucker, Wien VIII. Breitenfeldergasse 22.

Oesterreichs Desorganisation und Reorganisation.

Von **Theodor Gomperz.**

Vorbemerkung der Redaktion. Die kritischen Verhältnisse in Ungarn lenken die Aufmerksamkeit auf die Zeit der Entstehung der jetzigen Verfassung dieses Landes zurück. Das ist die Ursache, weshalb Hofrat Dr. Theodor Gomperz ersucht wurde, eine Arbeit, die er vor 43 Jahren über das Verhältnis Ungarns zu Oesterreich veröffentlicht hatte, in einem Kreise von Männern zur Vorlesung zu bringen, die mehrere Abende im Winter der Besprechung historischer Gegenstände zu widmen pflegen.

Gomperz war 29 Jahre alt, als er jene Arbeit veröffentlichte. Mitten unter den philosophischen und philologischen Studien, die ihn zum Geschichtsschreiber der griechischen Philosophie heranzubildeten, blieb das Interesse für öffentliche Angelegenheiten in ihm wach; er lernte damals magyarisch, um sich in Pest über die politische Lage zu unterrichten und den Verhandlungen des Landtags folgen zu können. Unter diesen Umständen trat an ihn die Aufforderung heran, in dem von D. B. Friedmann in Wien herausgegebenen Tagblatte „Neueste Nachrichten“ eine Artikelserie über die ungarische Frage zu veröffentlichen. Friedmann vertrat die Sache seines ungarischen Vaterlandes und der ungarischen Verfassung in dem von Mitgliedern der Deakpartei gegründeten und von ihm geleiteten Blatte.

Theodor Gomperz, dem das Festhalten der Magyaren an ihrer alten Verfassung sympathisch war, knüpfte in seiner Arbeit an eine Schrift an, die den Titel „Oesterreichs Desorganisation und Reorganisation“ führt und von dem späteren Reichsratsabgeordneten Heinrich Jaques herrührt. Er trat dem absprechenden Urtheile, das damals in den zentralistischen Kreisen Oesterreichs in Bezug auf die Verfassung und die Sonderbestrebungen Ungarns bestand, mit gewichtigen Gründen entgegen, wobei er es sich für den Schluß aufsparte, auch die Magyaren zur Mäßigung zu mahnen und einen Vorschlag zum Ausgleich zu machen. Aber hier ereilte ihn das Los so manchen Vermittlers: die ungarisch gesinnte Redaktion war es wohl zufrieden, daß der junge Gelehrte warme Worte für die Ansprüche ihres Vaterlandes fand; sie wendete sich jedoch von ihm ab, als er verlangte, Ungarn sollte

nach Anerkennung seiner Verfassung einen Ausgleich eingehen, in dem es dem Reiche gebe, was ihm gebührt. In diesem vierten Artikel sollte der Vorschlag entwickelt werden, daß neben einem Reichsministerium und einem Reichsparlament auch ein verantwortliches Landesministerium und eine mit ansehnlichen Rechten ausgestattete ungarische Landesvertretung bestehen sollte. Dieser Schlußartikel wurde also damals nicht veröffentlicht — wir bringen ihn jetzt zum erstenmale als Abschluß der Arbeit. Die Redaktion der „Deutschen Worte“ wendete sich an Hofrat Dr. Theodor Gomperz mit der Bitte, ihr die Veröffentlichung der gesamten Arbeit zu gestatten, worauf der Verfasser einging, wohl in dem Wunsche, in ausgleichendem und versöhnlichem Sinne zu wirken.

Kurz bevor die „Neuesten Nachrichten“ 1861 die erste Veröffentlichung der Aufsätze begannen, war Anton von Schmerling zur Leitung der Geschäfte berufen worden. Von dem Standpunkte dieses Ministers unterscheidet sich der Theodor Gomperz' vor allem in zwei Punkten:

Gomperz weist die Otkrohierung einer Reichsverfassung zurück und rät zum Ausgleich mit Ungarn; Johann lehnt er die Theorie der Rechtsverwirkung ab, auf Grund deren Schmerling den Rechtsbestand der ungarischen Verfassung verwarf. Auch heute noch nach mehr als vier Jahrzehnten verdienen die Ausführungen Theodor Gomperz' volle Beachtung.

Oesterreichs Desorganisation und Reorganisation.¹⁾

I.

(„Neueste Nachrichten“, 12., 13., 15. Februar 1861.)

G. So lautet der wenig einladende Titel eines Buches, das wir der ernststen Beachtung unserer Leser, auch der organisierungsmüdesten unter ihnen, angelegentlich empfehlen. Die Schrift, die diesen Namen trägt, ist nämlich, wie wir zur Beruhigung geängsteter Gemüter sogleich bemerken wollen, nicht eines jener zahllosen unfehlbaren Rezepte, mit denen sich politische Aerzte und Quacksalber aller Art gegenwärtig scharenweise an das kranke Oesterreich herandrängen, angeblich um es zu heilen, in Wahrheit um es durch ihre bunten Ratschläge bis aufs äußerste zu verwirren und zu ermüden. Nicht eine Panazee für die Leiden des Staates, sondern eine Geschichte derselben, eine Krankheitsgeschichte Oesterreichs in den letzten zwölf Jahren (ein Abschnitt, den der Verfasser als die Epoche der Desorganisation bezeichnet und wohl etwas voreilig mit dem Friedensschluß von Villafranca abschließt) ist es, die uns hier als die reife Frucht gewissenhafter Studien mit lauteitem Freimut in edelster Form geboten wird

¹⁾ Oesterreichs Desorganisation und Reorganisation. Rechtsgeschichtlich-politische Studien. I. Teil. Wien 1861. Druck und Verlag der typogr.-liter.-artistischen Anstalt (Zamarski und Ditmarsch).

— eine Darstellung, aus der Freunde wie Gegner des Verfassers (zu welchen letzteren in einigen erheblichen Fragen auch wir gehören) die reichhaltigste Belehrung schöpfen können.

Wie kam es, daß Neu-Oesterreich, die unter dem Korybantenlärm zahlreicher in- und ausländischer Bewunderer zur Welt geförderte Frucht des Bachschen Systems, sich als eine so schmachliche Mißgeburt erwies, daß es dem ersten Anprall von außen fast kampflos und unwiderwärtig erlag? Dies ist die Frage, die sich der Verfasser und mit ihm ganz Oesterreich im Sommer 1859 vorlegte und ihrer Beantwortung hat er dies Buch gewidmet.

Den Staatsbau, der in den zehn Jahren, die der März-Revolution folgten, aufgerichtet ward, schildert er in den folgenden Worten der Vorrede: „Man hatte drei große Hierarchien geschaffen oder neugestaltet“, die das Staatsgebäude tragen sollten; „alle drei schlugen fehl“.

„Die an Ansehen und Bedeutung erste war die gesamte katholische Geistlichkeit Oesterreichs. Durch das Konkordat mit einer Machtvollkommenheit ausgerüstet, welche die kühnsten Forderungen des kanonischen Gesetzes verwirklichte, welche die Triumphe eines Gregor VII. und Innozenz III. über die weltliche Macht der deutschen Kaiser im neunzehnten Jahrhundert erneuerte, war sie dazu bestimmt, den Geist der Demut und Untertwürfigkeit im Kaiserreiche zu verbreiten, den obersten Prinzipien der Regierung die kirchliche Weihe und gleichsam den Abglanz päpstlicher Unfehlbarkeit zu verleihen. Nachdem man die alte und auch für Oesterreich seit einem Jahrhunderte wirksame Lehre: Gott zu geben, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, darin verleugnet hatte, daß man vieles Gott überließ, das mit gutem Zug und Recht des Kaisers sein soll, sollte gleichsam zur Kompensation die Kirche es vermitteln helfen, daß nunmehr auch wieder dem Kaiser vieles gegeben werde, was nach den Anforderungen des Rechtsstaats durchaus nicht des Kaisers ist: der blinde, jedes eigenen Urteils sich entschlagende Gehorsam, der Mangel jeder Teilnahme und Kontrolle bei den öffentlichen Angelegenheiten, die Uebernahme jeder Art von Staatsbürger-Pflichten und der Verzicht auf jede Art von Staatsbürger-Rechten.

„Die zweite jener Hierarchien war die der Bureaukratie. Von dem Zentralisire der Regierung bis zu den äußersten Marken des Reichs, über alle Länder- und Sprachgrenzen, über alle Bildungsstufen über alle Bedürfnisse hinweg, in jedem Zweige der Verwaltung und in jedem Teile der Justiz sollte ein Geist alle Regierungsorgane durchbringen, ein und derselbe Grundgedanke alle beleben: bei der gewissenhaftesten Achtung und Schonung aller Privatrechte die vollkommenste Verleugnung und Nichtachtung aller öffentlichen, aller Staatsbürger-Rechte; bei der strengsten Anerkennung des gleichen Rechtes aller unter einander das kategorische Versagen jedes Rechtes gegenüber der Regierung; bei dem konsequentesten Bruche mit allen Gewohnungen und Traditionen der Vergangenheit, die sich an den früheren Besitz politischer Rechte knüpften, das konsequenteste Festhalten an denselben, wo sie die Heim-

lichkeit und Schriftlichkeit des Verwaltungs- und Justizverfahrens, den Mangel jeder Rede-, Press- und Meinungsfreiheit zu ihrem Gegenstande hatten.

„Die dritte jener Hierarchien war die Armee. In allen Waffengattungen reorganisiert und neugegliedert, an Zahl in außerordentlichen Progressionen verstärkt, in ihrer Oberleitung konzentriert, immer in musterhafter Schlagsfertigkeit und sozusagen in Marschbereitschaft erhalten, von der Zivilbevölkerung durch die Erinnerungen der Revolutionsjahre, durch ihre selbständige Administration und Justiz . . . völlig abgetrennt und isoliert, hatte sie den starken Arm der absoluten Monarchie zu bilden, den Arm, der, wie es die Natur ihrer Stellung mit sich bringt, nie zögern durfte, wenn das Haupt befahl, und stets die Ausführung verbürgte; von vornherein und durch das bloße Faktum ihres Bestandes war sie gleichsam die Tat für jeden Herrscher-Gedanken.

„In dreifacher Weise sollte sonach der Bestand und die Einheit des Staates gegründet und gefestigt, in dreifacher Weise sollten die Gefahren für alle Zeit beseitigt werden, welche in den blutigen Jahren 1848 und 1849 die Existenz des Kaiserstaats bedroht hatten. Dreimal war in all diesen Organen die Idee nationaler Selbständigkeit und die Idee politischer Freiheit durchbrochen, dreimal war die Kette geschlagen um jene todbenden revolutionären Elemente, die unsere Zeit im Innersten bewegen.

„Aber ach! es waren dieselben Ketten, mit denen einst der Perserkönig, da er gegen Hellas auszog, den ausgewählten Hellespont gezügelt. Raum brach der Sturm über unser Vaterland herein, kaum zog Italien, mit der Intrigue und Ländergier Frankreichs verbunden, gegen unsere Grenzen, da krachte es und zerbröckelte sich im Gefüge unseres staatlichen Organismus und keine von den mächtigen Säulen hielt Stand. Der lombardische Klerus stand beim Feinde, der magyarisches bei der nationalen Opposition; die Bureaucratie sah sich ohne Halt im Volke, unfähig, den Verlockungen von außen entgegenzutreten, ja den im Finstern schleichenden auch nur auf die Spur zu kommen; die Armee endlich war durch eine unselige Verpflegswirtschaft und durch jenen noch unseligeren Nepotismus, der die Unfähigsten mit den höchsten Aufgaben betraute, bei all ihrer mannhaften Tapferkeit gelähmt. Da traten die schleichenenden Schäden einer verrotteten, heimlichen, unkontrollierten Verwaltung erst an den Tag, die lauten Leiden und Niederlagen unserer Armee verkündeten uns erst die stillen Leiden und Niederlagen unserer Völker; der blutige Feuerschein von Magenta und Solferino beleuchtete all die tiefen, bisher dunklen Abgründe im Staatsleben Oesterreichs. Das System war gerichtet, mit dem Friedensschlusse von Villafranka war auch sein Todesurteil unterzeichnet.“

Dem Todesurteil und seiner Vollstreckung folgt, wie billig, das Todengericht. Ehe jedoch der Verfasser dasselbe vollzieht, wirft er einen raschen Blick auf die Geschichte Oesterreichs bis zur Revolution und während derselben. Darüber demnächst.

II.²⁾

Die Vergangenheit eines Volkes ist der Schlüssel zum Verständnis seiner Gegenwart. Sie lehrt uns zwar nicht die gegenwärtig in ihm wirkenden Kräfte kennen, wohl aber den Gang ihrer Bewegung deuten, in seinen Bestrebungen und der Gestalt, die diese angenommen, unterscheiden, was vergangenen Zuständen angehört und darum vergänglich, und was den Bedürfnissen der Gegenwart entspringt und darum dauernd ist. Diese gemeinplätzlichen Wahrheiten (denn nichts anderes sind sie) erlangen dort eine erhöhte Bedeutung, wo der Faden geschichtlicher Entwicklung niemals gewaltsam zerrissen wurde, wo die Rechtskontinuität, eines der kostbarsten Güter, das ein Volk besitzen kann, die fernsten Zeiten mit der unmittelbaren Gegenwart verbindet. So in England, wie in Ungarn. — Diese Rücksicht hat wohl auch unseren Verfasser bewogen, der Darstellung der ungarischen Verfassungszustände und Geschichte einen überwiegend großen Raum zu gönnen; freilich ist über dieselbe auch mehr zu sagen, als über das Verfassungsleben der übrigen Provinzen. Wir müssen es uns versagen, insbesondere der gelungenen Schilderung der Verfassungskämpfe und der Charakteristik der darin wirkenden Parteien von dem Beginn der 20er Jahre an bis zur März-Revolution (S. 23—37) anders als vorübergehend zu gedenken. Wir begnügen uns nur damit, aus jener Darstellung eine ziemlich naheliegende Nutzenanwendung zu ziehen.

In wie ganz anderem Lichte erscheint uns auch die heutige ungarische Bewegung, wenn man dieselbe an der Hand der Geschichte zu begreifen und zu beurteilen sucht, oder wenn man die letztere geflissentlich oder unabsichtlich ignoriert!

Man klagt unaufhörlich über den ungarischen Separatismus, über die Sondergelüste, den Dualismus u. s. w. als über die einzigen oder doch mächtigsten Hindernisse der liberalen Regenerierung Oesterreichs! Daß es in Ungarn neben den Alt-Konservativen (die nach unserem Verfasser S. 27 nicht sowohl konservativ als reaktionär sind, den englischen Kavalieren von ehemals eher vergleichbar als den heutigen Tories) auch eine liberale Partei gibt, deren Forderungen im wesentlichen dieselben sind wie die aller anderen Liberalen Europas und denen es überdies auch gelungen ist, was man nicht von den Liberalen aller Länder rühmen kann, den größten Teil ihrer Forderungen im Laufe der 40er Jahre durchzusetzen und so — eine fast beispiellose Leistung — eine uralte Adelsverfassung auf friedlichem Wege in eine moderne Volksverfassung umzuwandeln: dies sind Tatsachen, in deren Ignorierung oder Entstellung zwar das Unmögliche geleistet wird, von denen jedoch trotz alledem eine dunkle Kunde hie und da auch in deutsch-österreichische Lande gelangt ist. Allein dies ist nur neue Nahrung für die Zornesflamme unserer Zentralisten! „Wenn die Ungarn dasselbe anstreben wie wir, warum wollen sie es auf ihrem eigenen Wege suchen? Warum werfen sie nicht ihre alte und veraltete Verfassung, die sie ja selbst bis zur Unkenntlichkeit reformiert haben, endlich wie ein abge-

²⁾ 13. Februar 1861, „Neueste Nachrichten“.

tragenes Kleid von sich oder vielmehr in den Zauberkessel eines gesamtösterreichischen Verfassungsprojectes, aus dem sie, wie die zerstückten Glieder jenes griechischen Greises, verjüngt und mit erneuter Kraft hervorgehen würden?“ — So oder ähnlich hört man häufig fragen; die Antwort auf diese Frage ist, mit Lapidarschrift geschrieben, in jeder Zeile der Geschichte Ungarns zu lesen. Denn was ist der Kern derselben seit drei Jahrhunderten? Ein ununterbrochener oder vielmehr nur durch die Pausen der Erschöpfung unterbrochener Freiheitskampf, der immer und immer wieder durch die Macht des Verhängnisses zum Unabhängigkeitskampfe wurde; und warum dies? Aus den einfachsten Gründen von der Welt. Ein im Besitz einer uralten, aber lebenskräftigen Verfassung befindliches Volk war durch das gemeinsame Herrscherhaus an Länder geknüpft worden, die ihrer ständischen Freiheiten verlustig waren oder gingen. Was dem Absolutismus in der einen Hälfte des Reiches gelungen war, mißlang ihm in der anderen, und es mißlang ihm darum auch überhaupt, die beiden Hälften zu einem Reiche zu verschmelzen. Daher jener Zug des Widerspruches, der ungelöst und scheinbar unlösbar durch die österreichische Geschichte zieht, des Widerspruches zwischen den rechtlichen Verhältnissen und den tatsächlichen Zuständen. Oesterreich war nach außen hin ein Staat — es führte glückliche und unglückliche Kriege, verfolgte mit äußerster Zähigkeit eine traditionelle Politik; im Innern verknüpften gemeinsame Interessen die beiden Hälften des Staates. Aber diesen Interessen und jener Politik fehlte zu allen Zeiten das rechtliche Organ. Daß es kein verfassungsmäßiges würde, dafür sorgte der unverwüsthche Selbsterhaltungstrieb des Absolutismus; daß es kein absolutistisches ward, dies hinderte die oft besiegte, vielfach geschwächte, aber niemals gebrochene Volkskraft Ungarns. Immer von neuem entbrannte der Kampf, und die Meilensteine auf der Fortschrittsbahn dieses Landes sind — eine äußerst bezeichnende Tatsache — nicht Gesetze, sondern Friedensschlüsse zwischen den von ihrer Hausmacht getragenen Fürsten und der Nation. Man fragt sich, wenn man diese Geschichte liest, mit Staunen: Wie war es möglich, daß so viel — absolutistische — Reichseinheit mit so viel Volksfreiheit im Innern vereinbar war, daß von den beiden streitenden Elementen, deren ernstliche Auseinandersetzung niemals versucht ward, nicht eines das andere völlig verschlang? Die richtige Antwort ist wohl diese: Ungarns Verfassung war durch Jahrhunderte ein unvollendetes Gebäude; dem stolzen Bau fehlte der krönende Giebel und damit freilich auch das schirmende Dach. Oder, um ein Bild zu gebrauchen, das v. Tocqueville einmal in ähnlicher Weise auf die alte Schweizer-Verfassung anwendet: es war ein Rumpf, dem die Hände fehlten — eine Legislative ohne Exekutive. Die Reichsstände bewilligten oder verweigerten die Steuern, aber es fehlte ihnen, von der beschränkten Wahl des Palatins abgesehen, jeder direkte Einfluß auf die vollziehende Gewalt. Die Spitze des Verfassungsbaues war absolutistisch — gestützt auf die Macht der Erblande und auf einige der verfassungsmäßigen Kontrolle allmählig entzogenen Einnahmequellen, die Regalien. Daß aber der von oben ausgehende abso-

lutistische Druck sich nicht lähmend und erstickend bis in die untersten Volkskreise fortpflanzte, dies hinderte der ihm widerstrebende Gegen-
druck der nahezu republikanischen Basis des Verfassungslebens, der
Komitatsverfassung.³⁾ (Darüber vergl. S. 24—27 des vor-
liegenden Werkes.)

Die Regierung war vom Landtage nahezu unabhängig, aber das
Komitat war es nicht minder von der Regierung; wenn man in Wien
die von Preßburg kommenden Beschlüsse ignorierte, so ignorierte man
in Preßburg die von Wien kommenden Befehle. So stellte sich im
Laufe der Zeit ein in einzelnen Fällen oft empfindlich gestörter, aber
im großen und ganzen nicht völlig unerträglicher Gleichgewichtszustand
her, der zum mindesten hinderte, daß die Volksfreiheit mit der Wurzel
ausgetilgt oder andererseits den gemeinsamen Staatsinteressen jedes
Organ entzogen wird. Die Einheit hatte sich in die absolutistische
Zentralregierung gerettet, die Freiheit flüchtete sich in die kantonale
Unabhängigkeit der Komitate. Der Absolutismus, durch die Anarchie
gemäßigt — dies blieb für lange Zeit die Formel des politischen
Lebens. Allein das Spiel von Druck und Gegenruck erzeugte freilich
nicht Bewegung, sondern Ruhe, die Stagnation war der Fluch und das
Erbteil Ungarns. Es war die Waffenruhe zweier Feinde, von denen
jeder weder auf jede energische Tätigkeit verzichtet, unter der Bedingung,
daß der Gegner das Gleiche tue; so ward der Waffenstillstand zum
Stillstand alles Lebens.

Ein Beispiel wird dies deutlicher machen. So heftig auch jemals
die Parteifeinde in irgend einem Lande wüten mochte, in einem Punkte
pfl egten stets alle Parteien einig zu sein, in den Bestrebungen, die un-
mittelbar und ausschließlich auf die Erhöhung des allgemeinen Wohl-
standes abzielen. Hier ist ein neutraler Boden, auf dem Hochstori es und
Radikale gemeinsame Sache machen können, auf dem Fürst und Volk
sich einigen müssen. Was war nun das Haupthindernis des wirtschaft-
lichen Aufschwungs von Ungarn? Die Zwischen-Zolllinie, die unter
anderem bewirkte, daß der Teil der Landesprodukte, für den der Aus-
fuhrzoll zum Prohibitivzoll wurde, im Lande verderben mußte!

Der ungarische Landtag hatte von den Tagen Karls VI. (des III.
in Ungarn) an um Aufhebung oder doch wenigstens Ermäßigung der
im Laufe der Zeit übermäßig gesteigerten Dreißigst-Gebühren petiti-
niert; die kaiserliche Regierung hatte außer den wirtschaftlichen auch
die stärksten politischen Gründe, den Verkehr zwischen den ungarischen
und Erblanden von jedem Hemmnis zu befreien. Wie sehr die Ange-

³⁾ Wie sehr dies Palladium der ungarischen Freiheit zu allen Zeiten in
Ehren gehalten ward, so daß auch die erbittertsten Feinde der Nation es nicht an-
zutasten wagten, dafür können wir nicht umhin, ein schlagendes und durch den
Gegensatz zu der modernen Eroberungs- und Verwirklichungstheorie doppelt bedeut-
sames Beispiel anzuführen. Als General Heister, der durch seine kalte Grausam-
keit berufene General Haynau des 18. Jahrhunderts, den gefährlichsten aller rein
ungarischen Aufstände, den des zweiten Rákóczy, bekämpfte, berief er in den der
kaiserlichen Autorität wiederunterworfenen Gebietsteilen unverweilt die Komitats-
Kongregationen. Vgl. Arneiths Prinz Eugen, II, 110.

legenheit dem Fürsten Metternich am Herzen lag, haben wir erst jüngst aus Schmidts „Zeitgenössischen Geschichten“ erfahren. Dennoch geschah nichts. Nicht wegen der Schwierigkeiten, die das Tabakmonopol bot, denn diese galten nicht für unübersteiglich, sondern weil die Regierung sich nicht dieser der Kontrolle des Landtags entzogenen Besteuerungsart begeben wollte oder konnte. Das Vorhandensein solcher unkonstitutionellen oder außerkonstitutionellen Hilfsquellen erinnert lebhaft an den Verfassungszustand Englands zur Zeit der Tudors und der ersten Stuarts. Es ist nicht die einzige Analogie. Die immer wiederkehrende Flut der ständischen Beschwerden (Gravamina) mahnt an die Petition of Rights. Endlich sollte Ungarn auch sein Hampden und Pym nicht fehlen.

III. 4)

Ungarn war das fleischgewordene Ideal des Alt-Konstitutionalismus. Alle Fiktionen dieser Lehre waren hier greifbare Wirklichkeit geworden. Die Montesquieu'sche „Teilung der Gewalten“ war diesmal wenigstens mehr als ein tönendes Wort. Es war die Teilung in zwei Lager, die einander als erbitterte Feinde gegenüberstanden. Das „konstitutionelle Gleichgewicht“ der Staatsrechtslehrer war vorhanden — in dem Gegensatz gleichgewogener und darum sich wechselseitig aufhebender Kräfte. Den Forderungen der Theorie war somit genug getan; nur schade, daß die Schwester Praxis ihr den wohlfeilen Triumph nicht gönnte.

Denn es kommt allerdings in dem Leben aller Völker eine Zeit, in der sie, wenn auch noch so spät, entdecken, daß Beschlüsse vorhanden sind, um ausgeführt, Geseke, um vollzogen zu werden. Wie dem Winter der Frühling, so folgt immer und überall, wo nicht eherne Gewaltherrschaft alles Leben erstickt hat, dem Verfassungsweisen des Mittelalters der moderne Parlamentarismus. Die Verantwortlichkeit der Minister, die gerichtliche wie die parlamentarische, ist hierbei der wirksamste Hebel und zugleich das sicherste Merkmal der vollzogenen Wandlung. Die Forderung ward auch in Ungarn gestellt; sie ward gewährt — und damit war der kunstvolle Bau gesprengt, in dessen dehnbaren Wänden Oesterreichs Einheit und Ungarns Freiheit Raum gefunden hatten.

Wir haben lezthin das Labyrinth des altungarischen Verfassungswezens rasch durchmeßen und sein Bild, wenn auch nur im flüchtigsten Umriß gezeichnet. Es war, wie man sich erinnern wird, ein Kompromiß, das langen und blutigen Kämpfen gefolgt war. Die unerläßliche Voraussetzung für seine Fortdauer war die Unklarheit der nicht scharf und sicher normierten Rechtsverhältnisse, die schwankende Kompetenz und daher die faktische Spaltung der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt. Der tatsächlich bestehende Verband mit Oesterreich war in der alten ungarischen Gesetzgebung gewissermaßen nicht vorgesehen; es war ihm in ihren Artikeln kein Raum gelassen; nur durch die Lücken und Risse des Baues konnte das fremde Element eindringen. Ungelöst

4) 15. Februar 1861, „Neueste Nachrichten“.

schlummerten so Jahrhunderte hindurch Probleme wie die folgenden: „Wenn das Kaisertum Oesterreich Steuern erheischte, was sollte geschehen, wenn das Königreich Ungarn sie verweigerte? Wenn der Kaiser Krieg begann, was sollte geschehen, wenn dem König in Ungarn keine Rekrutenstellung und keine Insurrektion bewilligt wurde? Und wieder, wenn die politischen Grundsätze der obersten Hofstellen in Ungarn nicht akzeptiert würden, sollten dann, konstitutioneller Auffassung gemäß, andere Männer und andere Prinzipien für das ganze Kaiserreich in Wirksamkeit gesetzt werden, während doch die Bevölkerung aller deutschen Provinzen gar nicht war befragt worden und keinen Wunsch hatte äußern dürfen.“ (S. 22—23 des vorl. Werkes.)

Es kam der Tag, da diese Probleme ihre Lösung heischten. Ein Versuch, den festgeschürzten Knoten nicht zu lösen, sondern zu zerhauen, war in den Zwanzigerjahren gemacht worden und war mißlungen. Von dem Landtage von 1825, auf dem der König den durch Rekrutenaushebung und Einhebung der Kontribution begangenen Verfassungsbruch offen beklagte und die Stände zu begütigen suchte, datiert unser Verfasser „eine neue Epoche der ungarischen Geschichte“. Die liberale und nationale Bewegung, deren Aufschwung von der ähnlichen Restraktion Josephs II. herrührt, eilte jetzt in raschen Sprüngen ihrem Ziele zu. Die Regierung goß durch halbe Gewährungen Del ins Feuer. Sie kam dem Angriff nicht zuvor, aber sie schwächte den Widerstand. Den Boden, den sie gestern eingenommen hatte, verließ sie heute und forderte damit gewissermaßen den Angriff auch auf ihre letzten Stellungen heraus. Die Konflikte mit dem Landtag mehrten sich, und die Kriminalprozesse, in die einzelne Deputierte verwickelt wurden, erinnern, wie wir schon andeuteten, an die Gefangennehmung der „fünf Mitglieder“ unter Karl I. (Auch der Erfolg war derselbe wie dort; das Gegenteil dessen, was beabsichtigt wurde.) Wir verweilen nicht bei den Details der vieljährigen und wechselvollen Bewegung; das Ziel ward erreicht — es war ein doppeltes: die Umwandlung der alt-ständischen Verfassung in eine moderne Repräsentativverfassung und, was nicht dasselbe ist, so innig es auch damit zusammenhängt, die Begründung der parlamentarischen Regierung durch Minister-Verantwortlichkeit. Diese ist es, die uns hier vorzugsweise interessiert, denn sie ist das gerade Gegenteil dessen, was wir als die Grundzüge der älteren Verfassung Ungarns bezeichnet haben: die nahezu vollständige Unabhängigkeit der Exekutive von der gesetzgebenden Gewalt und — als mäßigendes und ausgleichendes Gegengewicht — die relative Unabhängigkeit der Lokalregierung der Komitate. Beides mußte fallen. Im parlamentarischen Regime ist die vollziehende Gewalt der Majorität der Volksvertretung verantwortlich — die Uebereinstimmung beider Gewalten, oder, wenn man von aller Bittersprache absteht, die Abhängigkeit der ersteren von der letzteren, ist sein innerster Kern. Damit war der Boden eines mehrhundertjährigen Kompromisses durchbrochen. Das Band, das den freiheitlichen Aufschwung Ungarns niederhielt, war zerrissen; es war dasselbe Band, das Ungarn an das nicht-ungarische Oesterreich knüpfte.

IV.

Wir eilen zum Ende. Wir unterdrücken manches, was in einer Abhandlung vielleicht an seinem Place wäre. Nur der ungeheuren Schwierigkeiten, die sich in diesem Augenblicke der Herstellung eines wie immer geartet befriedigenden Verhältnisses von Ungarn zu Deutsch-Oesterreich entgegenstellen (wie wir der Kürze halber die westliche Hälfte des Reiches nennen), wollen wir mit wenig Worten gedenken.

Der alte Zustand ist für immer dahin. Das Jahr 1848 hat dem lang Hinfiehenden den Gnadenstoß versetzt, und wenn man ihn heute aus seinem Grabe hervorholen wollte, so wäre es ein Gespenst, das der erste Hahnenruf verschrecken müßte. Künstliche Gleichgewichtszustände, Systeme der Halbheit und Unklarheit, können durch die Kraft der Trägheit Jahrhunderte überdauern; allein sind sie gestürzt, so ist ihr Sturz auch ein endgiltiger. Wenn der Turm von Pisa in Trümmer fiel, so würde kein Mensch daran denken, ihn wieder aufzurichten.

Es wäre auch ein eitles Beginnen, einem Volke, das aus dem Quell der parlamentarischen Regierung mit dürstenden Lippen den ersten tiefen Zug getan hat, den lang ersehnten Lebensstrank wieder zu entwinden. Daß aber das parlamentarische Regime, das heißt der zu voller und ganzer Wahrheit gewordene Konstitutionalismus mit der Wiederherstellung des alten ungarisch-österreichischen Verbandes nicht vereinbar ist, daran, so hoffen wir, wird kein Leser unserer Aufsätze mehr zweifeln. Wo öffnet sich uns nun ein Ausweg aus diesem Wirrsal? Ein Gedanke liegt nahe. Die alte Spaltung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt ist fortan unmöglich. Jeder legislativen Befugnis, die der ungarische Landtag besitzen soll, muß in Zukunft ein Zweig der ihm verantwortlichen Exekutivgewalt entsprechen; die Zentralregierung kann nicht mehr dort das ausführende Organ sein, wo die Landesvertretung beschließende Gewalt besitzt. Allein ist nicht in dem Ursprung des Uebels vielleicht auch das Mittel der Heilung zu suchen? Ungarn besaß ehemals alles und nichts; sein Landtag mochte über europäische Angelegenheiten verhandeln, aber er konnte nicht hindern, daß seine Mitglieder vor seinen Augen durch unverantwortliche königliche Kommissäre verhaftet wurden. Sollte es nicht einen Teil seines Schattenreiches preisgeben, um dafür den Rest seines Besitzes zu vollem Eigentum zu gewinnen? Kann nicht die Scheidung von Reichs- und Landes-Angelegenheiten den alten Zwiespalt der Regierung und der Stände zugleich heilen und ersetzen? Für die ersteren eine Zentralvertretung mit verantwortlicher Zentralgewalt — für die letzteren eine Landeslegislatur mit ebenfalls verantwortlichen Landesministern?

Der Gedanke ist nicht neu; ihm gehört vielleicht die Zukunft; seiner unmittelbaren Ausführung steht ein ernstes, wohl unübersteigliches Hindernis entgegen. Ungarn hat durch zwölf Jahre alles entbehrt, dessen Besitz ihm teuer ist; das starke Bollwerk seiner Verfassung war nicht stark genug, ihm sein teuerstes Gut zu retten. Sein erster Gedanke, so sollte man meinen, muß es sein, die alte Feste

durch neue Werke zu verstärken, sie uneinnehmbar zu machen. Und was mutet man ihm statt dessen zu? Ihre Bastionen zu schleifen, die wirksamsten Waffen, die sie umschließt, denjenigen auszuliefern, die es nur zu lange als seine Feinde zu betrachten gewohnt war. Mit einem Worte, jene tiefgreifende Umgestaltung, von der wir sprachen, setzt, abgesehen von dem bisher noch nicht bekundeten Willen an entscheidender Stelle, das Vertrauen der Nation voraus. Und Vertrauen von Ungarn heißt Feigen vom Dornbusch fordern. Man mag über das vielhundertjährige tiefwurzelnde Mißtrauen denken wie man will; es ist vorhanden, es ist ein Faktor, den man nicht aus der Rechnung löschen kann, ohne sie zu fälschen. Die Ungarn sind nun einmal, wie man uns jüngst erzählt hat, ein kindliches Volk, und sie gedenken als solches mit Vorliebe äsopischer Fabeln. Das Schicksal eines gewissen Hundes, der einen fetten Fischen zur Unzeit fahren ließ, um nach einem Spiegelbild zu schnappen, will ihnen nicht aus dem Sinn. Auch sind sie als Kinder ein wenig gierig. Eine reichbesetzte Tafel steht vor ihnen; sie sind hungrig. Und nun, da sie zugreifen wollen, heißt man sie sich nur ein klein wenig gedulden; es werde sogleich eine noch viel schöner und reicher besetzte Tafel erscheinen; damit jedoch die neuen Gerichte Platz finden, mögen sie vorerst nur mit eigener Hand den Tisch abdecken. Die lieben Kleinen sind so ängstlich; sie können die Furcht nicht los werden, wieder mit leerem Wagen heimgeschickt zu werden.

In schlichter Wahrheit, es fehlt das Vertrauen, das Vertrauen in die Absichten der Regierung, wie in die Dauer der neugeschaffenen Zustände; das Mißtrauen könnte nur Tatsachen weichen, und damit die Tatsachen ins Leben treten, müßte das Mißtrauen geschwunden sein. So wären wir denn in einen Zauberkreis gebannt.

Aus diesem Kreise, so sagt man uns, kann nur ein kühner Sprung uns retten. Wir fürchten, es wäre auch ein „tödtlicher Sprung“. Möge die Regierung, so fährt man fort, nur immerhin die Einrichtungen schaffen, die sie und ein guter Teil der öffentlichen Meinung als die heilbringenden erkannt hat, und müßte man sie vorerst auch nur auf die Gewalt der Waffen stützen; sie werden Wurzel schlagen und fest im Boden haften; die Zeit wird kommen, in der man die künstlichen Stützen wird entbehren können. Wir fürchten, es ist uns nicht die Zeit gegönnt, jene Zeit zu erwarten.

Wir sprechen offen und ohne Umschweif, denn wir sprechen in guter Absicht. Es graut uns vor der Katastrophe, die über unser Land hereinbricht. Der Augenblick ist nun einmal nicht geeignet zu gefährvollen Experimenten. Wollten wir Parteizwecken dienen, wir würden eine andere Sprache führen. Zu unseren Freunden, den entschiedenen Liberalen in Deutsch-Oesterreich, würden wir sagen: Seht Euch vor, daß Ihr nicht in blindem Eifer Euern besten Freund erschlagen helft. Ungarns Mißtrauen ist ein mächtiges Hindernis, aber es ist zugleich eine mächtige Schutzwehr. Gelänge es heute durch die Gewalt der Bajonette, die Folgen dieses alten Mißtrauens zu beseitigen, könnten dann nicht morgen unter dem Schatten derselben Bajonette die Gründe jenes Mißtrauens mit frischer Kraft aus ihrem

jungen Grab erstehen? Doch wir sprechen nicht zu Parteigenossen; wir wenden uns an alle, die ihr Vaterland lieben, an Männer jeder Partei und aller Farben.

Um alles zu sagen: jeder Gedanke eines Zwanges, einer Osktrohierung, bleibe uns ferne. Man könnte, um von jeder anderen Erwägung zu schweigen, das heroische Mittel nicht ohne die äußerste Gefahr anwenden; und könnte man es, so läge in seiner Anwendung eine tödtliche Gefahr für die Freiheit auch der nichtungarischen Länder. Die Aufgabe, die gegenwärtig der Lösung harret, läßt sich in die kurze Frage fassen: durch welche — friedlichen — Mittel kann man Ungarns Zustimmung zu solchen Modifikationen der 1848er Gesetze erlangen, wie die Interessen der übrigen Provinzen sie erheischen und wie sie Ungarns und somit Gesamt-Oesterreichs Freiheit nicht gefährden? Wie kann man es dazu vermögen, einen Teil seines altgewohnten und im Beginn des Revolutionsjahres endlich völlig ausgebauten Hauses zu räumen, noch ehe jener Neubau, von dem man uns sagt, daß er die Freiheit aller Völker Oesterreichs schirmend umschließen soll, vollendet oder doch als wetterfest erprobt ist? Was hat man zu diesem Behufe vorzugsweise zu tun; noch mehr, was hat man vorzugsweise zu lassen? — Wir brechen hier den schon zu weit gespannten Faden unserer Erörterung ab, vielleicht um ihn bald wieder aufzunehmen.

Ibsens dramatischer Epilog.

(Zur ersten Aufführung von „Wenn wir Toten erwachen“ in Wien am 20. März 1904.)

Von Dr. Max Adler (Wien).

I.

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu tun!“ Wie oft hat man diesen Satz mißverstanden, ihm einen geringschätzigen Sinn unterlegt und nur zu häufig ihn zum Deckmantel träger Gedankenlosigkeit gemacht! Wie oft hat er zur stolz klingenden und doch leeren Entschuldigung vor anderen und nicht zuletzt vor sich selbst dienen müssen, um sich der mühsamen Arbeit zu entziehen, in den tieferen Sinn eines Werkes geduldig einzudringen oder gar, um der dunkel geahnten Gefahr zu entgehen, auf diese Weise eine trügerische Gewissensruhe am Ende zu verlieren! Es entspricht dies nur der allgemeinen, bloß auf den leichten, mühelosen Genuß gerichteten Lebensauffassung, die heute fast durchaus in den gebildeten Schichten herrschend ist, und der zugleich doch jede Sicherheit, jede Ueberzeugung von ihrer Berechtigung, jede Gewißheit ihres Bestandes und vollends das Bewußtsein fehlt, daß sie wirklich das ersuchte Glück bieten, daß sie jemals ein Genüge leisten könne. Daher die Nervosität unserer Zeit, daher der Mangel sicherer Grundlagen des Handelns, daher der quälende, stets über sich selbst hinaus-

treibende Zweifel, der endlich allen Willen ertötet und an seiner statt eine sprunghafte, oft blendende und mit Kraftaufwand täuschende, immer aber bald versiegende geistige Beweglichkeit setzt, die sich ungestüm auf alles stürzt, von dem sie einen neuen Ausblick erhofft, um es sofort wieder fahren zu lassen, wenn sich dieser ihr nicht auf den ersten Ansturm erschließen will.

So ist mit der ernstesten, eindringlichen Arbeit, die nicht nachgibt, bis sie nicht den widerstrebenden Stoff bezwungen hat, auch der tiefere Sinn jenes Schiller-Wortes aus der Auffassung der Menge geschwunden, den man nur hatte verlieren können, weil man überfah, daß gerade Schiller, ein König im Reiche des Geistes, dessen Krone noch unvergänglich strahlt, im Grunde auch sein eigenes Verhältnis zu einem anderen Großen, zu Kant, so charakterisieren wollte.

Und in der That, wenn die Könige des Geistes bauen, dann ist die Kärnerarbeit für alle, welche Anteil haben wollen an ihren prächtigen Werken, nicht nur unerläßlich, ja es vollendet sich erst durch sie der Bau nach seiner Bestimmungsseite hin. Denn fertig stehen diese großen Denkmale des Geistes im Grunde nur in den Köpfen ihrer Schöpfer da; was diese nach außen mitteilen, das ist nicht mehr, als daß sie das Fundament legen, den Aufriß zeigen und in den in großen entscheidenden Zügen hingeworfenen Umriß des Ganzen die Harmonie und den mächtigen Eindruck ahnen lassen, den das Gebäude ausüben wird, wenn es erst einmal fertig dasteht, wie es dem Meister im Inneren lebt. Aber aufbauen muß es ein jeder selbst; da hoffe keiner Eintritt zu erlangen in diese großen Paläste des Menschengeistes, der nicht durch eigene Kraft, wenn auch in langsamer, emsiger Kärnerarbeit, sich Stein um Stein zusammenträgt, bis er in ausdauerndem Fleiße nachbildet, was mit einem Male vollendet aus dem voranschreitenden Geiste hervorgestieg, gefördert dabei von der Liebe zum Werte und der inneren Gesetzmäßigkeit desselben, die, einmal erfaßt, den Suchenden gleichsam ohne sein Zutun auf den rechten Weg leitet. Und reicht auch die Kraft des Nachstrebenden nicht aus, und bleiben seiner Unzulänglichkeit gar viele Gemächer des großen Gebäudes verschlossen, so ist es doch der unverdrossene, redliche Versuch, auf den zunächst für ihn selbst alles ankommt, der aber auch anderen nicht ohne Nutzen ist, die jene Klippen vor Augen, an denen ein früherer scheiterte, mit mehr Glück erwarten können, sich in dem Königspalaste Zutritt zu verschaffen.

Ein solcher Königspalast ist es, zu dem sich die Dramen Ibsens fügen, in welchen der Dichter mit seinem vorläufig letzten Drama „Wenn wir Toten erwachen“ einen neuen Quader eingefügt hat, den er selbst als Abschluß seines Gebäudes bezeichnete, und der wirklich als ein wuchtender Schlußstein es vollendet und in seiner Festigkeit stärkt.

Es ist von entscheidender Bedeutung für die Auffassung der Werke Ibsens, daß dieser nun selbst, indem er sein letztes Drama als Epilog bezeichnete, unzweideutig zu erkennen gab, daß er seine Dramenreihe als ein Ganzes aufgefaßt wissen wolle, zu der er nun sein Schlußwort spreche. Der innere Zusammenhang dieser Dramen, nament-

lich der jüngeren sogenannten Zeitdramen, konnte ohnehin keinem nur etwas tiefer Blickenden entgehen. Allein noch herrscht zu sehr die Vorstellung von dem, was man gewöhnlich einen Dichter und ein Theaterstück nennt, vor, um die Erkenntnis auskommen zu lassen, daß alle Dramen Ibsens ein wirkliches Ganze ausmachen, daß sie alle gleich von Anfang an ein großes Problem zum Mittelpunkt haben, in dessen Ergründung jedes neue Stück die Gedanken des früheren aufgreift, von einer neuen Seite, bald zweifelnd und kritisch, bald bestärkend und befreiend behandelt, und durch neue Gesichtspunkte sich zur Lösung nicht erst durchkämpft, sondern, wie wir noch sehen werden, im uranfänglichen und nur durch eigene Kritik bedrohten Besitz derselben siegreich erhält.

Das ist es, dieser eigenartige, in der Dramen-Literatur ganz einzig dastehende Charakter der gesamten dichterischen Tätigkeit Ibsens ist es, der solange er verkannt wird, bei der ersten Bekanntschaft mit diesem Dichter häufig wir ein fremdes, beunruhigendes Element nicht nur die Freude am Genuß beeinträchtigt, sondern auch das Verständnis verhindert und, während die dichterische Gewalt den Leser, mehr noch den Zuschauer, von der Bühne herab gefangen nimmt, ihn gleichzeitig mit dem peinigenden Unbehagen erfüllt, das immer sich einstellt, wenn wir uns einer Macht beugen müssen, die wir nicht zu begreifen vermögen. Sobald wir aber die einzelnen Dramen als ebensovielen einander ergänzende Stücke einer Philosophie erkennen, einer Lebensphilosophie im wahrsten Sinne des Wortes, einer praktischen Philosophie, die aus so vielen wunden Herzen, gebrochenen Existenzen, mühsam zum Lichte und zur Erkenntnis durchgerungenen Duldern nach ihrer endlichen, lebendigen Praxis schreit, sobald wir diesen Gesichtspunkt gewonnen haben, dann erschließt sich mit einem Male nicht nur der tiefe Sinn, sondern auch die wunderbare, fesselnde Schönheit dieser Dichtungen.

Ich muß über diesen ganz eigentümlichen Charakter der Ibsens'schen Dramen noch einige Bemerkungen machen, um jenen Standpunkt genauer zu bezeichnen, von dem sich meines Erachtens erst in ihr Inneres einblicken läßt. Ibsen ist gewiß nicht der erste Philosoph unter den Dichtern. Von einer großen und tiefen Weltauffassung waren auch alle Dichtungen Goethes getragen, und wer denkt nicht, wenn er von Philosophie in der Dichtung hört, vor allem an die hochstrebende, göttliche Philosophie des Ideals eines Schiller! Allein die Werke dieser Dichter bilden keine ineinandergreifende Einheit, zu der sie sich bloß als Teile verhielten. Freilich werden auch sie durch denselben Grundcharakter und Dichtergeist zusammengehalten, der sich allenthalben in der Form und im Inhalt, in der besonderen Weise des Denkens und Empfindens offenbart. Aber hievon abgesehen, steht jedes Stück für sich da und strebt durch die Darstellung allgemein menschlicher Schicksale und Leidenschaften uns unmittelbar zu ergreifen oder zu ergötzen. Ja es verhorreßiert geradezu als dem Charakter eines Kunstwerkes abträglich die Anforderung, nichts anderes sein zu sollen als der Ausdruck einer Idee, was Goethe im Gespräche mit Eckermann sogar von seinem „Faust“ nicht gelten lassen wollte. Er sagt von sich, daß es im ganzen nicht seine Art gewesen sei, als Poet nach Verkörperung von etwas

Abstrakten zu streben. Er habe bloß Eindrücke empfangen und als Poet nichts weiter zu tun gehabt, als diese so auszubilden und zur lebendigen Darstellung zu bringen, daß andere dieselben Eindrücke erhielten, wenn sie sein Dargestelltes hörten oder lasen. Nicht durch die Reflexion wollen also diese Dichtungen wirken oder doch nicht durch die Reflexion vor allem, — denn jedes wahre Kunstwerk hat noch unendlich mehr zu bieten als den frischen ursprünglichen Sinneneindruck, — sie wollen zuerst und hauptsächlich genossen werden und durch diesen Genuß, durch die Einwirkung des Schönen und Erhabenen selbst auf die Zuschauer veredelnd einwirken. Sie wollen nicht lehren, sondern durch das Beispiel erziehen, welches die Herzen und den Sinn gefangen nimmt, welches unmittelbar, ohne erst der Vermittlung durch bewußte Ueberlegung zu bedürfen, zur Nachahmung zwingt, welches die Menschen erhebt, wenn es die Menschen zermalmt. Und wenn auch so manches Drama vor Ibsen der laute Verkünder einer Idee geworden ist, so ist es doch nie eine Problemstellung mit wirklich tief eindringender Behandlung derselben und vor allem nie eine so grandiose, ein ganzes Dichterleben ausfüllende Einheit der Problemstellung gewesen, so ist doch nie der Philosoph im Dichter so entscheidend hervorgetreten wie bei Ibsen.

Der Philosoph im Dichter: aber darüber darf der Dichter im Philosophen ja nicht unterschätzt werden. Und es ist kaum zu entscheiden, wem die Palme gebührt. Es wäre meiner eigentlichen Meinung sehr entgegen, wenn das, was ich eben über das Besondere der Ibsen-Dramen ausgeführt habe, so aufgefaßt werden würde, als ob ich den Dichter Ibsen verkannte. Das ist ja eben das Besondere: der Dichter, der nicht auch Philosoph ist, sondern der Dichter, der in seinen lebensvoll empfundenen Gestalten und ihren Schicksalen seine philosophische Seelenkenntnis erwirbt und vertieft, der Philosoph, der die tiefen Einblicke, die er in die Räthsel der Menschennatur und in ihr Verhältnis zur Mitwelt gewonnen hat, nicht in trockenen Worten, sondern in mächtigen, aus dem rings um uns pulsierenden Leben mit dichterischer Anschaulichkeit gewählten Bildern vor uns hinstellt, uns zwingt, mitzuerleben, was wir verstehen sollen.

Auch Ibsen ergreift uns im Innersten; er weiß uns durch ein gigantisches Schicksal zu erheben, gerade wenn es die Menschen zermalmt. Er hält uns unter seinem Bann, wie nur irgend ein Dichter. Aber er spricht nicht bloß zum Pathos der Menschen, er will nicht bloß erschüttern und mit sich fortreißen, um dann dem so Aufgerüttelten, über sich selbst Hinaufgehobenen es zu überlassen, sich auf der Höhe zu erhalten. Er will vielmehr die Menschen von Grund aus umschaffen, ein Ziel ihnen aufrichten, einen Weg ihnen zeigen, den Sinn und Wert ihres Daseins ihnen aufschließen, wie nur irgend ein Philosoph.

Es ist gewiß nicht zufällig, daß die letzten Dramen Ibsens mit ihrem immer knapper werdenden Dialog, mit ihrer sich immer mehr vereinfachenden Handlung und Technik und vor allem mit ihren grübelnden, forschenden, sich gegenseitig des Irrtums und des trügerischen Scheines überführenden Menschen, die doch alle nach dem Lichte

streben, mich an Platons Dialoge erinnert haben, an jenen großen Philosophen, in dem sich so häufig das Warten eines dichterischen Geistes kundgibt. Auch Plato war ein Seelenforscher. Und gerade, weil seine Dialoge — ich nenne nur das herrlich lebendige Gastmahl und den vielbewegten Protagoras — so sehr dramatischen Geist atmen, daß eine Meisterin moderner Schauspielkunst, Eleonore Duse, den Wunsch fassen konnte, sie auf die Bühne zu stellen, lassen sie im Zusammenhalt mit dem früher geschilderten Charakter der klassischen deutschen Dramendichtung am besten erkennen, was ich für die Besonderheit der Ibsenschen Dramen halte: die Einheit von Dichtung und Philosophie. Die platonischen Dialoge gehen ähnlichen Rätselfragen nach wie die Dramen Ibsens. „Was ist gut und böse? Was ist Wahrheit? Was Liebe? Was ist Tugend, was Glück?“ Auch sie bilden zusammen eine innere Einheit, bei der das eine das andere trägt und ergänzt. Aber der Dialog, die dramatische Ausführung, das alles ist nur Form der Darstellung, Methode der Untersuchung, Mittel zum Zweck. Nicht das Leben und seine Schicksale bringen die Erkenntnis in das Innere der Seele: es wird nicht gesucht, geirrt, gesündigt und gelitten, es ringt sich nicht die Wahrheit los aus namenloser Pein und erscheint der Abglanz des Glückes am Abende des Lebens denen, die im verblendeten Wahne fortwährend an ihm vorüberstürmten, — kurz, es steigt nicht der Gedanke hervor aus all der Lust und Qual des Menschenlebens, sondern im interesselosen, objektiv-logischen, dialektischen Prozesse scheidet sich Irrtum und Wahrheit, Schein und Sein, den Dichter bloß in der gewaltigen Intuition bezeugend.

So also treten wir der Welt der Ibsenschen Dramen entgegen, nicht als einem Reiche, das von des Gedankens Blässe angekränkt ist, sondern in dem vielmehr alle Leidenschaft und Macht der wirklichen Welt rege ist, alle in ihr tätigen Kräfte schaffen, sich begegnen, vernichten oder verstärken, in der der Menschheit ganzes Glück und ganzer Jammer wiederzufinden ist, doch von deren Chaos uns ein Geist entgegenweht, der dies alles beherrscht und allein erst imstande ist, in dies Wirrsal von Trieben und Hoffnungen, Unglück und Enttäuschung Sinn und Verstand zu bringen.

Auf diesen befreienden Geist der Ibsenschen Dramen, auf diese tiefere, nicht unmittelbar greifbare Bedeutung wird jeder Empfängliche durch jene wunderbare, unerreichte Kunst im Aufbaue der Stücke gewiesen, die man als die Symbolik Ibsens bezeichnet hat. Man hat viel über ihren Wert und ihre Berechtigung gestritten; doch wird man nach dem Vorausgehenden kaum erwarten, daß ich mich diesem Streite zugesellen werde. Wenn der Philosoph als Dichter die Menschen fassen wollte, wie konnte er anders als in Gleichnissen zu ihnen reden? Aber diese Gleichnisse sprechen, auch ohne daß der Bezug hergestellt werde, den sie verlangen, für sich eine mächtige und einbringliche Sprache. Denn sie sind nicht künstlich in die Handlung eingefügt, nicht konstruiert, sondern sie sind zunächst und vor allem nichts anderes als ganz notwendige und unentbehrliche Elemente der Vorgänge und Handlungen selbst, die sich vor uns abspielen. Keine Person

handelt anders oder spricht anders als sie ihrem Charakter und der Situation gemäß, in der sie sich gerade befindet, handeln und sprechen müßte. Keine mystischen Kräfte greifen in die Ereignisse ein, kein geheimnisvolles Verhängnis schwebt über den Menschen, sondern alles vollenden sie selbst, schaffen sich selbst Lust und Qual, Leben und Untergang, und jedes Schicksal entrollt sich mit innerer Notwendigkeit. So darf man, ganz wie Goethe es wollte, auch diese Stücke völlig naiv auf sich wirken lassen, um wenigstens vor der Bühne ihre Macht zu verspüren, ohne sie auch gleich ganz zu verstehen. Aber wenn man auch nur in der Turmbesteigung des Baumeister Solneß nichts anderes sieht als diesen tatsächlichen Vorgang selbst, den ein Mensch unternimmt mit zügellosem Streben und weit zurückbleibender Kraft; wenn man auch in der Rattenmamsell bloß das alte unheimliche Weib erblickt, das einen phantasiereichen neugierigen Knaben so interessiert, daß er bis ans Wasser folgt, wo er infolge seiner körperlichen Gebrechlichkeit und der Achtlosigkeit seiner Eltern leicht verunglückt; wenn man in Irene auch nur die arme Kranke erblickt, der ihr großer Lebensschmerz das Licht des Geistes getrübt hat, — was nimmt dies alles den Dramen an Wert und Bedeutung, sobald man nur ihre ganze Entwicklung und Tragik auf sich wirken läßt. Und finden wir dann in diesen Personen und Vorgängen noch einen tieferen Sinn — um so besser für das Stück und für uns.

Ueber die Symbolik bei Ibsen kann also gar nicht gestritten werden; sie ist kein Weimert, keine Verbrämung und Geheimnistuerei wie etwa in G. Hauptmanns „Versunkener Glocke“; sie ist das Leben selbst, in dem wir stehen und das uns umfängt, nur mit den sehenden Augen eines Denkers betrachtet, der da forscht „nach alle dem, was darunter liegt und dahinter steckt“. Es ist das Leben, nicht gesehen mit dem Alltagsauge, dem es mit jedem Moment entwindet, das überhaupt in ihm gar kein Objekt findet, sondern mit dem durchdringenden, den Sinn alles Daseins erwägenden Auge des Geistes. Und darum müssen die Dramen Ibsens noch mehr verkünden, als das unmittelbare Stück Leben, das sie zeigen. Darum liegt ein verborgener Sinn in allem, was sie sagen und wird den Personen, die auftreten, gleichsam jedes Wort ins Ohr geflüstert.

II.

Was aber ist die Einheit, was das Grundproblem, das alle Dramen Ibsens zusammenhält? Dies Grundproblem enthält in sich ein Doppeltes: es gilt die Frage nach dem richtigen Ziel alles Lebens und nach dem sicheren Weg dahin. Worin liegt das Glück, der Wert dieses Lebens? Wann haben wir es wirklich gelebt? Diese Frage ist untrennbar von der Erkenntnis, wie allein der Wert des Lebens realisiert werden kann. Weg und Ziel sind nicht Mittel und Zweck: sie sind ein und dasselbe. Das richtige Ziel gebietet von selbst den einzig möglichen Weg, der unrichtige Weg wird nur betreten, wo ein falsches Ziel seine verderbliche Fokung ausübt.

Die Lösung, die Ibsen für diese Fragen findet, ist nicht, wie manche gemeint haben, eine erst spät gefundene, die er entgegen seiner früheren Ansicht, gleichsam widerstrebend und unter dem Zorne der Notwendigkeit gibt, wie dies z. B. Herr Dr. E. Reich in seinem vorzüglichen Ibsenbuche, dem jeder Leser desselben sehr viele wertvolle Anregungen zum Verständnisse Ibsens verdankt, gemeint hat. Wir scheint vielmehr die großartige Einheit der Ibsenschen Weltanschauung auch darin sich zu bewähren, daß die Lösung, die in den letzten Stücken nur tiefer und allseitiger, umfassender gegeben wird, von allem Anfang an dem Denken Ibsens die Richtung gab. Nicht im langsamen, unermüdblichen Vordringen zur Erkenntnis hat sich ihm erst spät, wie z. B. einem Kant, die Wahrheit gezeigt. Nein, Ibsen gehört in die Reihe jener Großen und Glücklichen, denen sich, ähnlich wie Schopenhauer, mit einemmale gleich bei Beginn ihres Wirkens ein voller Strahl hellen Lichtes erschloß, der ihre Bahn erhellte, in der sie fortschreiten konnten, den Nachstrebenden den Weg zu weisen.

Aber darum fehlte auch hier nicht der Kampf; und es wäre vor- schnell geurteilt, zu glauben, daß im Denken des Dichters keine Entwicklung stattgefunden habe, daß nicht auch hier die Wahrheit im mühevollen, unaufhörlichen Ringen immer wieder von neuem verteidigt, beschützt, erkämpft hat werden müssen. Einen Kampf galt es gegenüber den Vorurteilen und Irrtümern der Masse, einen Kampf gegenüber den urgewaltigen Instinkten und Leidenschaften des Inneren, aber den härtesten Kampf gegen den immer wieder auftauchenden Zweifel, dessen Grundlosigkeit alles mühsam Errungene zu verschlingen droht, und gegen die Lebenslüge, die, in den verschiedensten Formen die Menschen täuschend, einen falschen Frieden ihnen ins Herz senken will, um sie, gerade wenn ihr Schutz am nötigsten wäre, der erbarmungslosen Wahrheit hilflos und gebrochen auszusetzen. In dieser Verteidigung des früh erworbenen Besitzes gegen äußere und innere Feinde hat der Dichter seine Kräfte entwickelt, seinen Gesichtskreis erweitert, und ohne ein einzigesmal zu unterliegen, vielmehr von Sieg zu Sieg schreitend, seine große praktische Weltauffassung geläutert und gefestigt. Was er seiner Gedichtsammlung vorangestellt hat, das gilt recht eigentlich von seinem ganzen Schaffen:

Leben — ein Krieg mit den Dichten
In unserm Herzen und Hirn;
Dichten — sich selber richten
Mit unbefangener Stirn.

Die Lösung nun, die aus diesem strengen Gerichte sich ergeben, die Antwort auf die vorhin hervorgehobenen Grundfragen, sie kann in ihrer vollen, jedes Mißverständnis ausschließenden, jede zu enge Deutung verhütenden Klarheit nur in dem ganzen Ibsen gefunden werden. Es ist nun freilich unmöglich, in dieser Studie, die durch ihren Titel bereits eine enge Begrenzung ihrer Aufgabe vorgenommen hat, diese reiche, uner schöpfbare Welt der Ibsenschen Gestalten und Gedanken bis ins Einzelne zu erschöpfen und in vollen Zügen zu

empfangen, was sie uns zu geben hat. Aber was unerläßlich ist, um die ganze Bedeutung des vorläufig abschließenden Jbsenschen Epiloges nicht zu verkennen, muß doch, wenn auch nur skizzenhaft, zum Ausdruck gelangen.

Die Frage nach dem Wert und Glück des Lebens beantwortet ein Ideal, das im Inneren aller Menschen unverlierbar lebt und dem sie alle nachstreben, so wenig sie sich darüber auch Rechenschaft geben mögen, ja in ihrer vielfachen Verborbenheit oder Erniedrigung nicht einmal geben können. Ein Leben in Sonnenschein und Schönheit — das ist die heimliche, unbefriedigte Sehnsucht der Jahrtausende, und ihm streben auch die Jbsenschen Menschen, jeder nach seinem Sinne und nach seinen Kräften, alle aber leidenschaftlich entgegen. Selbst mit dem letzten verlöschenden Funken des Geistes begehren sie nach der Sonne, die alles erwärmt und verklärt. Mit diesem Streben vereint oder eigentlich wesenseins mit demselben geht der Drang nach Befreiung des Ichs von allen seine harmonische Entfaltung hemmenden Schranken, nach Ausprägung der eigenen freien Persönlichkeit.

Doch welche Wege führen zu diesem Ziele? Oder ist es am Ende gar nicht zu erreichen?

Zwei Wege werden am häufigsten eingeschlagen, obgleich sie beide Abwege sind, die nie und nimmer zur Höhe führen. Ob der eine oder der andere gewählt wird, das hängt von dem Grade der Willenskraft ab, die der Lebenswanderer mitbringt. Je nachdem wird er als Starker geradeaus oder in seiner Schwäche auf krummen Umwegen sein Ziel zu erreichen suchen. Es sind die Wege der rücksichtslosen Selbstsucht und des kleinlichen Egoismus. Die große, erhabene Idee der freien Persönlichkeit, dieses höchsten Glückes der Erdenkinder, verzerrt sich hier zu einer gewaltsamen und oft auch gewalttätigen Selbstdurchsetzung um jeden Preis, bei der zuletzt dem Unglücklichen doch gerade das völlig verloren geht, was er in Wahrheit nie befaßt, sein eigentliches Selbst. Sein Selbst bewahrt eben nicht, wer in unseliger Verblendung die Freiheit seines Selbsts darin erblickt, überhaupt keine inneren Anforderungen und Gebote anzuerkennen, sondern in jedem Momente, wie Peer Gynt es sich erwählt hatte, nur sich selbst genug zu sein. Wer, bloß sich selbst genug, nichts anderes kennt als die Ziele und Wollungen des Augenblicks, der verliert auch sein Selbst in jedem Augenblicke, oder besser gesagt, gibt es in jedem Augenblicke preis.

Nur wer sich selbst treu ist, kann sein Selbst bewahren, denn er erst hat ein Selbst, das sich gleich bleibt durch alle Zeiten und Umstände. Durch alle Zeiten und Umstände sich treu bleiben, das bedeutet keine Kompromisse schließen, keinen feigen Pakt eingehen, keine Um- und Schleichwege betreten, sondern frei und wahr den Anforderungen Gehör schenken, die sich im Innersten vernehmlich ankündigen. Darum bedeutet es auch vor allem, Pflichten anerkennen, die im Grunde nichts anderes sind als die Vorschriften, welche jeder von seinem Selbst erhält, so lange er ihm nicht treulos werden will.

Gerade das aber, die Pflicht ist es, gegen deren Herrschaft jenes selbstsüchtige Freiheitsstreben mit aller Macht ankämpft und als deren

niederbrückendste Fessel es das Gefühl der Verantwortung empfindet. Ist diese doch recht eigentlich die Quintessenz aller sozialen Pflichten das Band, welches die Menschen aneinander knüpft und jeden auf die Treue des anderen verweist. Darum mühen sich alle, die nur sich selbst genug sein wollen, vorerst diese Fessel zu sprengen, ohne daß es ihnen doch je gelingt, sie wirklich abzustreifen. Alles was sie erreichen ist bloß, daß sie bewußt verletzen, misachten, mit Füßen treten, was sie doch zugleich als ebensovieler Anforderungen ihres Verantwortungsgefühles empfinden, um dann am Ende, wenn sie jede warnende Stimme in ihrem Inneren, nicht erstickt, doch betäubt haben, nur um so sicherer und unentrinnbar einem qualvollen Schuldgefühl zu verfallen, in dem jede Freiheit und Unabhängigkeit ihres Selbst untergeht.

Das gilt nicht nur von den schwachen, schwankenden Charakteren, wie Jarl Skule, Julian, Peer Gynt, Baumeister Solneß, die überhaupt nie zu ihrem Selbst und damit zu der erträumten Freiheit gelangen, vielmehr ängstlich und von Gewissenszweifeln geplagt mit dem lähmenden Bewußtsein weitergetrieben werden, daß jeder Schritt zu dem, was sie Freiheit nennen, mit bitterem Unrecht erkauft ist und sie stets mehr mit sich selbst entzweit. Es gilt noch mehr von den starken Charakteren, die, wie Margit und Hjördis, wie Hedda Gabler und Hilba Wangel, vor allem wie Rebekka West das einmal vorgesteckte Ziel unererschrocken, skrupellos und keine Rücksicht scheuend verfolgen. Was groß und menschlich an ihnen ist, das ist der starke, unbeugsame Wille, in dessen Ermangelung allein schon jenen anderen der Untergang werden mußte. „Aus Bösem kann noch Gutes keimen“, allein „wo keine Kraft, ist kein Beruf“. Aber auch dieser starke Wille erreicht niemals, was er erstrebt, die Freiheit und das Glück. Wenn er seinem Ziele am nächsten ist, wie in Margit und Rebekka, wenn ein unbarmherzigstes Schicksal seine geheimsten Wünsche erfüllt, wie bei Rita, dann richtet sich in der Abspannung, die nun dem angestregten Ringen folgt, die bis dahin niedergehaltene Schuld riesengroß und zermalmend vor den Unglücklichen auf, die nun erst erkennen, daß es keine Freiheit und kein Lebensglück auf dem Wege gibt, der durch die Schuld geht. Nur wenn durch eine große Umwandlung in ihrem Inneren ihr altes selbstüchtiges Ich vernichtet wird, wenn endlich in ihnen zum Durchbruche gelangt, was sie in ihrer vermeintlichen Stärke stets verkannten, die Verantwortung, können sie das lähmende Schuldgefühl überwinden und, wenn auch nicht immer dem physischen, so doch dem moralischen Untergange entgehen, wie Rosmer und Rebekka, die „frohen Mutes“ in den Tod gehen.

Aber wenn die rücksichtslose Selbstbehauptung, die kein Opfer kennt, so viele sie auch für sich in Anspruch nimmt, die keine Schranken achtet und der das Wort Pflicht „so häßlich in die Ohren sticht“, wenn sie es nicht ist, die zum Ziele führt, dann wird vielleicht eben das siegreich bestehen, was jene so gräßlich verletzten, die starke, unbeugsame, opferfrohe Pflichterfüllung, die ihrerseits keine Rücksichten kennt und selbst das Herrlichste und Innigste als Opfer fordert, die Liebe? Auch hier ist es unmöglich, zum Lichte zu bringen, zum Lichte,

das nicht bloß leuchtet, sondern auch wärmt. Das zeigt eindringlich das hehre Lebensbild Brands. So voll sein Herz von Liebe war, so unterdrückte er sie doch überall durch sein starres Pflichtgebot. In einem ungeheueren Irrtum nahm er die Form des sozialen Lebens für ihren lebenswarmen Inhalt. Sein Gott kannte nicht die Liebe; hart und unerbittlich wie die Pflicht erschien es Brand als eine Schwäche, zu Gott zu beten. Aber sein furchtbares Schicksal, das ihn nach so viel vergeblich gebrachten Opfern ausstößt, mit Steinen getrieben, aus der menschlichen Gesellschaft, hinauf in die kalte ertötende Gletschermwelt der Eiskirche läßt ihn seinen verderblichen Irrtum erkennen. In Gebet und Tränen süht der starke Mann seine schwere Schuld. Der Weg der bloßen Pflicht, das sieht er nun, ist ein Frostweg, der nie zum Leben und zur Freiheit führt. Nein, es bedarf der Sonne Strahl, soll sich des Lebens Festgebiht warm und rein entfalten. Der starke und rücksichtslos nur der Pflicht dienende Manneswille reicht nicht aus zur Errettung; denn die dem „Fleisch entstammten“ Menschen können der Gnade nicht entbehren, — Gott ist deus caritatis.

Der ganze große Irrtum Brands erscheint im vollen Lichte gegenüber dem Schicksal Dr. Stockmanns, des „Volksfeindes“, der auch den Weg der Pflicht ging, und dessen Los doch, so ähnlich es äußerlich dem Brands ist — denn verlassen wie dieser von seiner ganzen Gemeinde, steht er zuletzt da, verfolgt, verhöhnt und mit Steinen bedroht — im Wesen völlig verschieden von jenem ist. Wenn Brand der verderbenbringenden Lavine entgangen wäre, er wäre nach der großen inneren Umwandlung als ein anderer ins Leben zurückgekehrt; so streng wie früher hätte er auch jetzt noch der Pflicht gefolgt, aber die Liebe wäre seine Führerin gewesen. So ist Brand auch abgesehen von seinem physischen Untergange in seinem bisherigen Selbst untergegangen. Dr. Stockmann aber wird in seinem Streben nur äußerlich gehemmt; ja aus der Katastrophe geht er mit seinem unveränderten, wandellos sich gleich gebliebenen Selbst als der eigentliche Sieger hervor. Nicht er, seine Mitbürger haben eine Wandlung durchzumachen. Die Verschiedenheit dieser Schicksale Brands und Dr. Stockmanns hat ihre Rechtfertigung darin, daß es nicht die Pflicht als Selbstzweck ist, die in Dr. Stockmann gebietet, sondern die in den Dienst der Menschenliebe gestellte Pflicht es ist, die all sein Tun und Lassen regiert. Weil er stets das Wohl seiner Mitmenschen im Auge hat und die Interessen des Lebens mit der Kraft des Idealisten zu wahren bestrebt ist, wandelt er nicht, wie Brand, den „Frostweg des Gesetzes“, sondern bleibt auf dem aufwärts führenden Wege des Lebens.

Die Liebe also ist es, die sich mit der Pflichterfüllung vereinen muß, wenn diese nicht ebenso in die Irre führen soll, wie die rücksichtslose Selbstdurchsetzung. Nur wenn sie die Pflichten vorschreibt und erfüllt, werden diese nicht als hemmende, lästige Fesseln erscheinen, welche die Freiheit des Individuums behindern, sondern im Gegenteil sich darstellen als die von diesem selbst gesetzte Sphäre seiner Wirksamkeit. Die Liebe kann allein die Verantwortung nicht nur immer

rege erhalten, sondern zugleich bewirken, daß die Pflichterfüllung im Dienste des Lebens bleibt, es verschönert, statt es zu verkümmern. Denn nur sie führt sicher zu dem, „was das Leben so köstlich schön macht, zur stillen freudigen Schuldblosigkeit“.

Mit dieser Erkenntnis hat Ibsen die Grundlage bezeichnet, die im Innern der Menschen gefestigt sein muß, wenn sie miteinander in einer Gesellschaft bestehen sollen können, die wirklich, ihrem Zwecke gerecht werdend, das Wohl aller begründen will und deren Stützen „Wahrheit und Freiheit“ sind. Wahrheit vor sich selbst und gegen andere, Freiheit von den Mächten der Lüge, der Selbstsucht, vor allem der Schuld, sie beide müssen, sowie die Menschen selbst, auch alle ihre Verhältnisse durchbringen, ihre engsten sowohl, die Ehe und das Verhältnis zu ihren Kindern, als auch den weiteren Zusammenhang, in den sie in der Gemeinde, im Staate und im sozialen Leben überhaupt gestellt sind. Nur die Veranschaulichung dieser zunächst aus dem Schicksal der Einzelpersönlichkeit geschöpften Erkenntnis in eindrucksvollen, aus dem Leben unserer Gesellschaft entnommenen Bildern geben die mit den „Stützen der Gesellschaft“ beginnenden sogenannten Zeitdramen Ibsens. Was nicht nur aus dem Einzelich, sondern was aus seiner Familie und Gesellschaft werden muß, so lange nicht jene innere Umwandlung in den Menschen vor sich gegangen, in der auch Konrad Bernick sein eigentliches Selbst gefunden hat, das verkünden sie in furchtbar deutlicher Sprache. Einen Abgrund von Lüge und Schwäche, Schuld und Heuchelei eröffnet die schonungslose Kritik dieser Dramen. Eine Gesellschaft, in der der ganzen weiblichen Hälfte derselben überhaupt das Menschentum vorenthalten wird, ohne daß sogar diese selbst im gewöhnlichen Laufe der Dinge es als ein Unrecht empfindet, nie für sich selbst, sondern nur zur Verschönerung des Daseins des Mannes zu leben; eine Gesellschaft, in der die Gemeinnützigkeit, die Wohlfahrt aller, der Zusammenschluß der Gemeindeglieder nur ebenso viele Vorwände bietet, hinter denen die rücksichtsloseste Selbstsucht ihre niedrigen Sonderinteressen verfolgt; eine Gesellschaft, die den mannhaften Verteidiger der Wahrheit und Freiheit als „Volksfeind“ achtet: das ist das herrliche Resultat eines Strebens, das überall nur sich selbst genug vor allem jeder Verantwortung sich zu entledigen bestrebt ist, und in diesem Streben schließlich mit allem, was den Wert des Menschen ausmacht, auch sich selbst verlieren muß. Da darüber hinaus ergreift in einer solchen Gesellschaft das Verderben sogar die Zukunft, und schreckliche Streiflichter fallen in den „Gespenstern“, in „Rosmersholm“ (von Hedda West) und in „Hedda Gabler“ auf die Schicksale, denen sie in ihren Kindern entgegengeht.

Jetzt kann man erst ermessen, welche Torheit es ist, unter solchen Umständen Wahrheit und Freiheit von außen an die Menschen heranzubringen, wie Gregers Werte in gänzlicher Verkenntung ihrer inneren Grundlagen, der Liebe und Verantwortung, vor allem aber des auf sie gerichteten Willens, es wählte. Auf diese Weise müssen sie zur Karikatur werden und die Menschen, die ihnen in keiner Weise gewachsen sind, nur zerrütteten statt erheben.

Einzig aus ihrem Inneren kann den Menschen die Rettung kommen, „durch eigene Kraft und unter eigener Verantwortung“, indem sie von Anfang an verzichten, das „Unmögliche“ zu tun, d. h. außer ihrer Art, die sie auf das gesellige Sein verweist, ihr Selbst durchzusetzen. Wenn sonst diese Erkenntnis durch eine Umwandlung erkaufte werden muß, bei der für diesmal das ganze Lebensglück verloren geht; so gilt es eben, Menschen zu schaffen, die von Anfang an mühe-los den rechten Weg gehen, die „Sittlichkeitsgefühl wie einen Naturtrieb in sich tragen“. Das ist das Ziel, das bereits Dr. Stockmann mit sicherem Auge erkannt hat, wenn er aus der Menge, die ihn verhöhnt und verfolgt, die Gassenjungen zu sich heraufnimmt, um sie zusammen mit seinen Söhnen zu freien vornehmen Männern zu erziehen. Es ist dasselbe Ziel, das dann so überwältigend dem Wirken Johannes Kösners vorschwebt, Adelsmenschen zu schaffen, glückliche schuldlose Menschen, in deren Treue gegen sich selbst die Menschheit selber sich die Treue wahrte. Und so ist es denn nur eine neue Verkräftigung, wenn gerade „Klein Gyolf“, jenes Drama, das zusammen mit „Baumeister Solneß“ das Problem der menschlichen Verantwortung nicht als eines bloß mit Schuldgefühl quälenden Gedankens, oder als eines Themas für philosophische Grübeleien, sondern als einer wirkungs-vollen, werttätigen, das Leben und alle Aufgaben, die es stellt, zielbewußt erfassenden Kraft in den Mittelpunkt seines Interesses stellt, mit der gleichen Erkenntnis von der sozialen Pflicht der Menschen-verebelung schon von der ersten Erziehung an abschließend zu demselben Ergebnisse führt.

Es hat nicht an solchen gefehlt, die, nur konsequent in ihrer Art, alles bloß nach dem äußeren Anschein zu beurteilen, diese Lösung bei Ibsen banal gefunden haben, als ob sie besagen wolle, daß aller individuelle und soziale Jammer behoben werden könnte durch soziale Wohltätigkeit. Sie übersehen ganz, daß es Ibsen als echten Seelenfor-scher gar nicht so sehr darauf ankommt, was die Menschen tun, sondern wie sie es tun. Wenn Rita in „Klein Gyolf“ zuletzt zum selben Entschlusse gelangt wie Dr. Stockmann, sich der Erziehung jener zu widmen, die ohne die Hilfe selbst sehend gewordener Menschen viel-leicht immer im Dunkel bleiben müßten, so ist es wahrlich nicht dieses Werk äußerer Wohltätigkeit, das dem Dichter in erster Linie steht, sondern ganz und gar nur die Umwandlung des inneren Menschen in Rita, aus welcher diese Wohltätigkeit nur als ein Ausfluß des bitter errungenen sozialen Pflichtbewußtseins hervorgeht. Wohl ist es banal, wenn das Schuldgefühl, nachdem die Lust gebüßt ist, nun in frommer Wohltätigkeit sich zu entlasten strebt. Aber das ist nirgends die Lösung bei Ibsen. Was seine Dramen unausgesetzt herauszuarbeiten bemüht sind, und gerade die letzten Stücke immer deutlicher erkennen lassen, das ist die tiefe und so wenig in ihren Folgen erkannte Wahrheit, wie weit entfernt noch von dem Gefühl der Verantwortung ist, wer bloß das Schuldgefühl kennt.

In dem Schuldgefühl, dem sich, wie der Dichter an den mannig-fachsten Charakteren und Situationen gezeigt hat, weder Schwache noch

Starke auf die Dauer entziehen können, offenbart sich die verletzte Solidarität der Gesellschaft. So gut daher auch alle, notgebrungen, dieses Gefühl kennen, so wenig erfassen sie die Bedeutung jenes anderen, des Verantwortlichkeitsgefühles, auch wenn sie sich oft noch so tiefe Gedanken darüber gemacht haben mögen, wie Alfred Anders. Solange eben das Schuldgefühl nicht weiter treibt, als zur Anklage und Reue gerade für diese eine konkrete Schuld, solange lebt in einem solchen Sinn noch keine Spur von Verantwortung, weswegen er auch stets in Gefahr ist, sich sofort mit neuer Schuld zu belasten. Jene Reue und die aus ihr entspringende vermeintliche Gewissensberuhigung ist dann nichts als eine Lebenslüge, und von dieser Art ist freilich auch eine Wohltätigkeit, die nicht als pflichtmäßige gemeinnützige Tat, sondern bloß als Sühne für eine Schuld geübt wird.

Anders aber, wenn „Klein Gholz“ tot ist, wenn keine Lebenslüge mehr über die Schuld hinweghilft. Aus dieser höchsten Not kann eine neue Erkenntnis sich zeitigen, wenn sie endlich die Menschen sehend macht für das, was sie bisher außer Acht gelassen, die Verantwortung, die zur Rechenschaft zieht nicht nur für Taten, sondern auch für Gedanken und selbst Unterlassungen — „Verheimlichen ist auch ein Lügen“ — kurz, die den ganzen Menschen unausgesetzt unter ihrem Banner hält, in dem er allein sich selber treu zu bleiben vermag. Die werktätige, die Nebenmenschen dann umfassende Gesinnung, diese Wohltätigkeit ist jetzt keine Lebenslüge mehr; sie hat auch nur den Namen und äußeren Anschein mit jener früheren gemein. Denn in Wirklichkeit ist sie einfach nur ein besonderer, vielleicht nicht einmal der bedeutendste Ausdruck eines viel Höheren, der zum Bewußtsein gelangten Pflicht, die zwar zu spät kommt, um unerseßlichen Schaden gut zu machen, aber noch zeitlich genug, um weiteren zu verhüten. Freilich streift auch dann noch der „erdgeborene Mensch“ seine Erdenhülle nicht ab; er kann sich nicht belügen, daß er nur aus bloßer Pflicht, aus reiner Verantwortung handle; denn in seinem Inneren fühlt er nur zu deutlich, wie daneben ihn der Wunsch treibt, „sich einzuschmeicheln bei den großen offenen Augen“, mit denen die Schuld ihn anstarrt.

Von dieser Seite her verliert also die Lösung des Schuldproblems bei Jbsen auch den letzten Schimmer einer ihm nur durch Mißverständnis anhaftenden Trivialität und entwickelt vielmehr in ihrem Kern, der durchaus nur in der Umwandlung des Menschencharakters besteht, ihre geradezu revolutionäre Größe. Adelsmenschen, dieses Ziel in „Stützen der Gesellschaft“, in „Rosmersholm“ und „Klein Gholz“, — sie werden das Geschlecht bilden, das den Hervorgang der Menschen aus dem bloß ertötenden Druck der Schuld zu dem jegliche Schuld mit immer gesteigerten Kräften verhütenden Leben in freier und bewußter Verantwortung vollziehen soll und auch kann.

So scheint es, als ob mit dieser dreifach bestärkten Lösung, die das Glück des Lebens zwar erst für die Zukunft verheißt, doch einen sicheren Weg dahin weist, das letzte Wort des Dichters gesprochen sei. Aber der nimmer rastende Forschergeist des Philosophen kennt keine

Ruhe, bis nicht dem Zweifel jede Grundlage benommen ist. Denn von einer neuen, bisher noch nicht ausschließlich gewürdigten Seite droht er, der so vielfach bekräftigten Lösung des Lebensrätsels wenigstens auf einem Felde das Recht der nur sich selbst genügenden Persönlichkeit entgegenzustellen. Da gilt es zu zeigen, daß sich hier im Grunde nur der verhängnisvolle Irrtum, in dem Brand die Form des Lebens mit seinem Inhalte verwechselte, erneut, um vieles verhängnisvoller, je häufiger er gerade auf diesem Gebiete ist, um auch hier nichts anderes zu erreichen als die Menschen in Schuld zu verstricken, die wie immer das Grab aller Freiheit und alles Lebens ist. Dies ist das Thema des jüngsten Dramas Ibsens.

III.

Es gibt noch einen anderen Weg, von dem man vielleicht hoffen darf, daß er zu den heiß ersehnten Höhen des Lebens führen werde, und das ist das Aufgehen in einem Ideal. Man muß dabei nicht gerade an die spezielle Kunst des Bildhauers Rubek denken, man muß überhaupt nicht bloß an die Kunst denken, sondern an das geistige Schaffen überhaupt. Dies wäre auch dann klar, wenn Ibsen nicht, wie es seine durchgängige Art ist, auch diesmal nur einen Gedanken zum Mittelpunkt seines letzten Dramas gemacht hätte, dem er bereits in früheren Stücken aus den verschiedensten Milieus heraus präludiviert hatte. Denn schon in „Raumeister Solneß“ und in „Klein Gyolf“, ja noch weiter zurück in der „Komödie der Liebe“ sprechen uns mehr oder minder deutliche Hinweise jener Gedankenverbindungen, die dann zuerst in „John Gabriel Borkmann“ ihren mächtigen Ausdruck gefunden hat, um nun in „Wenn wir Toten erwachen“ von einer neuen, doch innerlich wesensgleichen Seite her in der einmal gefundenen Lösung bestätigt zu werden.

Ein Künstler, dessen Name weithin mit Bewunderung genannt wird, steht im Mittelpunkte des neuen Dramas, der Bildhauer Arnold Rubek. Seinen Ruhm hat er durch ein Werk begründet, das zu der Zeit, da wir ihn kennen lernen, in jeder Beziehung bereits weit hinter ihm liegt, das so, wie es jetzt ist, die Menschen zwar zur Bewunderung hinreißt durch den Abglanz des Schönen, der noch auf ihm liegt, von dem aber die Welt gar nicht weiß, nicht versteht, was es hätte sein können und sollen. Als er es schuf, als er die Idee zu seinem Werke faßte, da war er jung und sein Inneres erfüllt noch von dem idealsten Streben. All das Schöne, das er in sich trug, alle die Ueberfülle an Kraft und Idealismus, die ihn beseelte, dies ganze, jugendlich in ihm aufstrebende Leben wurde ihm zur Idee eines großen Werkes, das sein Lebenswerk sein sollte. „Auferstehungstag“ sollte es heißen und durch das Erwachen des reinsten, idealsten Weibes der Erde aus Todesnacht versinnbildlicht werden, das seiner Verklärung seelig aber doch als selbstverständlich inne werde. Wie durch ein Wunder findet er das ideale Weib in Irene. Doch ganz im Banne der Aufgabe, die er sich gestellt hat, ganz Künstler, hat er gar keine Empfindung für das, was

sonst wohl alles Glück der Menschen ausmacht, daß das ideale Weib ihm entgegengetreten. Er sieht nur das Weib, das er brauchen kann in jedem Zuge, das er brauchen kann wie keine andere. Und sie, begeistert von seinem hohen Streben, dessen Inhalt ihr übrigens gleichgültig ist und der ihr nur um seinetwillen wertvoll wird, schließt sich ihm freudig an und schwört nach seinem Wunsche willig, ihm zu folgen bis ans Ende der Welt und ihm zu dienen in allen Dingen.

Irene hat ihren Schwur erfüllt, wie nur ein liebendes Weib ihn erfüllen kann. Sie diente Rubek mit ihrer hüllenlosen Schönheit, mit ihrer Jugend pochendem Herzblut, mit ihrem ganzen Sein, das in heißer Liebe dem Manne entgegenflog, dessen künstlerisches Streben sie so herrlich unterstützte. Er aber, geblendet von dem, was er sein Lebenswerk nennt, hat keinen Sinn für das, was in ihrem und in seinem Inneren vorgeht. Ähnlich dem auch an einem Lebenswerk grübelnden Alfred Allmers, der Zeit seines Lebens über das Problem der menschlichen Verantwortung nachgedacht hat, ohne auch nur einen Schimmer derselben in seinem Inneren zu verspüren und nach außen zu betätigen, erkennt Rubek die wahre Auferstehung, die in ihm und Irene zum Leben drängt. Denn auch in ihm war die Liebe erwacht, gewaltig und verzehrend. Aber mit aller Kraft strebt er, sie in sich zu ersticken. Wie wollte er sich Irene anders nahen als einem hochheiligen Werke der Schöpfung. Immer müßte ein Abstand zwischen ihnen bleiben. Denn sonst, so fürchtete er, würden seine Gedanken unheilig werden und sein Lebenswerk würde er nicht zu Ende schaffen können.

Und sein Kampf war siegreich. Seine Selbstbeherrschung brachte es dahin, daß alle diese Zeit, in der er so sorglos ein warmblütiges Menschenleben verbrachte für ein Kunstwerk von Stein, schließlich nicht anders da stand in seinem Inneren, als die schönste — Episode seines Lebens. Im Grunde aber, nachdem er einmal die Liebe in sich ertötet hatte, war er fertig mit Irene wie mit dem Kunstwerk und hatte sie nun nicht länger mehr nötig. Diese schreckliche Erkenntnis treibt Irene von ihm weg. Sie, die so verschwenderisch geliebt hatte, weil ihre natürliche, warme Empfindung nicht ahnen konnte, daß solche Freigebigkeit mißbraucht werden könnte, sie, die ihre ganze Seele dem Geliebten dargeboten, weil sie sicher vertraute, die seine dafür als Gegengabe zu erhalten, sie steht nun da mit leerer Brust, seelenlos. Im übergroßen Schmerz wird sie ein Opfer des Wahnsinns.

Auch Rubek kann seines Sieges nicht froh werden. Seitdem Irene von ihm ist, hat ihn alle Schaffenslust verlassen, und mit ihr ist auch der ideale Sinn aus seiner Brust gewichen. Es konnte auch gar nicht anders sein. Da er mit Bewußtsein unterdrückte, was in ihm und Irene auferstehen wollte, die reine Liebe, das Glück des Lebens, wie hätte er draußen im Leben noch etwas Erhebendes finden können? Im Gegenteil, überall erscheint ihm nun die Welt in einem häßlichen Lichte, das ihm nur mehr das Tierische im Menschen sehen läßt und das sogar seinen trübenden Schein auf die verklärte Idealgestalt des Weibes wirft, das einst ihm die höchste Verkörperung alles Herrlichen und aller Zukunftshoffnung, sowohl der eigenen wie der der Menschheit

gewesen. Er dämpft nun den Schimmer verklärter Freude, der von dem Antlitz der Statue strahlt und schiebt sie aus dem Vordergrund, wo sie bisher dominierte, zurück. Nun paßt sie in das Bild, das er jetzt von der Welt im Inneren trägt, seitdem auch in seiner Brust längst das Ideal gestorben ist und alle seine beseeligende Kraft verloren hatte. Den Glauben an sein Lebenswerk hat er nicht mehr und er kann sein Werk nicht mehr lieben. Denn er ahnt, wie es im Grunde verstümmelt und verunglimpft ist, daß ein unheilvoller Widerspruch es verdorben hat. Drum empfindet er das Lob der Menschen wie einen Hohn und fängt sein ganzer Künstlerberuf an, ihm so von Grund aus leer und nichtig vorzukommen. Während früher die Kunst sein ganzes Sein erfüllte und es sein Traum war, berühmt zu werden vor der Welt, erscheint es ihm nun wirklich nicht der Mühe wert, sich abzumühen für den Lob und die Masse und die ganze Welt.

Der Widerspruch aber, den er im Innersten fühlt, ohne sich doch eine klare Rechenschaft über ihn zu geben, das ist die Inkongruenz zwischen dem, was er als Ideal in sich getragen und dem, was er ins Leben hinausgestellt hatte. Es ist das unentrinnbare Schuldgefühl, das ihn unausgesetzt peinigt, gerade durch sein „Lebenswerk“ sein Ideal Lügen gestraft und verraten zu haben. Ganz von ihm beherrscht, ohne innere Kraft, es sühnend zu überwinden, muß ihm sein Künstlerberuf jetzt so armselig erscheinen, da er ihm von dem Einzigen abgehalten hat, das in sich Wert hat, zu leben in Sonnenschein und Schönheit, statt nun ohne Zweck und Befriedigung in einer nassen Höhle sich bis ans Ende der Tage mit Thonklumpen und Steinblöcken zu Tode zu plagen.

In dieser inneren Dede und Einsamkeit nimmt er wie eine Art Notbehelf die friische, warmblütige, kleine Waja zur Frau. Nichts verbindet ihn innerlich mit ihr, und er hat auch, wie er ihr selbst in einer späteren Stunde sagt, nichts von alle dem, was zu einer Lebensgenossin gehört, in ihr gesucht. Und gleichwohl hat er sie an sich gezogen mit demselben Versprechen, wie auch einst Irene, sie auf einen Berg mit sich zu führen, von dem aus sie alle Herrlichkeit der Welt sehen würde. Doch Waja, die ihm mit Liebe gefolgt war, hat sich auch bescheiden müssen. Sie konnte ihm ja nicht einmal dienen. Denn sie hatte so gar kein Verständnis für seine Kunst und auch so gar keine Lust dazu, mit ihrem Selbst anspruchslos das Seine auszufüllen, wie Nubel noch immer fordert. So leben sie nebeneinander in einem herrschaftlichen Hause, das kein Heim ist, für keines von ihnen; so fühlen sie, er in der Leerheit seines Inneren und in seiner Ziel- und Tatenlosigkeit, sie in der Unbefriedigung aller ihrer Ansprüche und gerechten Hoffnungen vom Leben eine drückende Stille auf sich lasten, die sie überall, auch in der Stadt, mitten unter den Menschen hören zu können vermeinen. Das Leben hat keinen Sinn für sie beide; so wie ein Zug nachts durch eine öde, menschenleere Gegend fährt, bald hier, bald dort anhält, obgleich niemand ein- oder aussteigt, und nur zwei Männer am Perron miteinander sprechen — von nichts, so fahren sie miteinander durchs Leben, das ihnen, wo sie auch halten mögen, nichts zu bieten hat, und sprechen miteinander — von nichts.

Da sieht eines Tages Rubel Irene wieder, in jener entseelten Gestalt, die sein Werk ist. Zwar ist Irene aus dem schrecklichen, bis zur Raserei gesteigerten Wahnsinn zu sich gekommen. In einem stillen Wahn hält sie sich für tot. Aber wie die unablässig ihr folgende, schwarze Gestalt der Diaconissin, die ihr der Krankenpflege wegen beigegeben ist, so verfolgt sie unablässig der Gedanke an ihre schwarze, licht- und freudlose Vergangenheit. Rubel erkennt sie sofort. Jedoch nicht die leiseste Regung einer Verantwortung überkommt ihn, da er sie erblickt, die nun wirklich ohne den warmen, lebenspendenden, hingebungsvollen Geist nur mehr ihrem Schatten gleicht. Und selbst, als er ihren Geisteszustand erkennt, als er aus ihren Vorwürfen entnehmen könnte, welche große Sünde er an ihr begangen, da schützt er sich gegen sein Inneres mit seinem Künstlerberuf, der ihn doch längst nicht mehr wirklich befriedigt, und entschuldigt jede Anklage, jede aufsteigende Gewissensregung mit den immer wiederkehrenden Worten: „Ich war Künstler, ganz und vor allem Künstler“. Auch jetzt noch, nach so vielen herben Erfahrungen, nach so viel zerstörtem Lebensglück hält er daran fest, daß damals ein Abstand zwischen ihnen sein mußte, glaubt er, daß in seinem Aberglauben, durch das Aufkommen seiner Liebe sein Werk zu gefährden, etwas Wahres lag. Auch jetzt noch stellt er das Kunstwerk über das Menschenkind. Zwar hat er inzwischen erkannt, daß Irene kein Modell war, daß sie der Urborn seiner Schöpfung gewesen; aber noch sieht er nicht, was sie in Wirklichkeit gewesen, der Mensch, der ihn auf den Gipfel geführt und alle Herrlichkeit der Welt nicht bloß gezeigt, sondern zum Geschenk geboten hat, das er verschmähte, bloß um seiner Verherrlichung, um seines Ruhmes, um seiner eigennützigen Selbstbefriedigung willen. Daran mußten sie beide ihre Seelen verlieren.

Rubel ist ein künstlerischer Egoist. So, wie Gabriel Borkmann in seinem, ganz dem Ehrgeiz und der Machtbegierde gewidmeten Leben alle Schuld, die er auf sich lädt, mit seinem Herrscherberuf im Reiche des Goldes, mit der Notwendigkeit, die ihn zu einem auserwählten Menschen mache, entschuldigen zu können glaubte, so, wie schon früher einmal in jugendlich übersprudelnden Dichtergefühl der junge Falk mit unverhüllt schroff unbekannter Selbstsucht aus seinem Dichterberuf das Recht für sich in Anspruch nahm, Schwanhildens Seele für sich zu begehren, allen Reichtum ihrer Brust, die dann, wenn sie ihn genugsam zum Sange begleitet hätte,

„verblühen möge, blumengleich im Stillen“,

so ist auch Rubel fest davon überzeugt, daß sein Künstlerberuf alle Opfer rechtfertigt, die er für ihn beansprucht. So zweifelt er denn auch nicht im Geringsten, ja es erscheint ihm ganz selbstverständlich, in seinem, nur der Kunst gewidmeten Streben alles anwenden zu dürfen, was ihm hiebei förderlich ist, und ebenso es sofort fahren zu lassen, wenn er es nicht mehr nötig hat. Er hat nie danach gefragt, wie Waja das Leben empfindet, das er ihr an Stelle der versprochenen Herrlichkeit bereitet hat. Nun aber, da ihm in der wiedergefundenen

Irene eine, wenn auch ferne Möglichkeit erscheint, sein verlorenes Künstlerleben wieder zu gewinnen, zögert er nicht, Maja, die er nun nicht mehr nötig hat, dies deutlich zu verstehen zu geben. Ihr gerade heraus zu sagen, daß ihn nichts mit ihr verbinde, fehlt ihm allerdings die Kraft; denn sein Wille ist schwach und er ist auch noch gar nicht entschieden. Und so erschöpft sich seine willenlose Unlust und ziellose Schwäche in bitteren Anklagen und Vorwürfen gegen Maja, die den Mut findet, seinem ästhetischen Empfinden, das sie nicht so herzlos ausgedrückt haben würde, die ganze Herzlosigkeit seiner Worte vorzuhalten.

Den Mut aber hat Maja gefunden, seitdem sie erkannt hat, daß Rubel sie nur als Nothbehelf zu sich genommen, daß er sie bloß an sich gelockt hatte, wie um mit ihr zu spielen. Doch Maja ging nicht mit ihm, bloß um zu spielen, bloß um sein Dasein erträglicher zu machen. Sie lechzt nach dem Leben, von dem sie bei Rubel nichts gewonnen hatte. In seltsamen Kontrast tritt ihr da plötzlich alles, was sie bei Rubel vermist, Wille, Tatkraft, Lebensfreude und Streben in einem Manne entgegen, dem Gutsbesitzer Ulfheim, der dadurch sofort ihr höchstes Interesse gewinnt. Es ist, als ob sie zum erstenmale ein Stück des Lebens vor sich sehen würde, abstoßend zwar und häßlich, aber gleichwohl seltsam interessant und anziehend, wie eben nur das Leben, in diesem Manne, der nie krank gewesen, kraftvoll sich mit allen Gefahren herumschlägt und nicht nachgibt, bis er den widerstrebenden Stoff unterkriegt. Es lockt sie so seltsam, ihre ganze zurückgebrängte Lebenslust treibt sie in das Abenteuer mit diesem Manne; und als sie sieht, wie Rubel längst schon strebt, von ihr loszukommen, ohne doch die Kraft zum entscheidenden Schritt aufzubringen, da befreit sie ihn, um sich selbst zu befreien. „Du dich nur mit dem zusammen, den du am besten brauchen kannst“, sagt sie, die ihn so gut kennen gelernt hat, zu Rubel, „ich werde wohl immer noch mein Unterkommen finden“. Die kleine, von Rubel im Grunde so mißachtete Maja ist es, die das Leben ins Auge fassend, nicht nur sich selbst befreit, sondern dem noch das Leben suchenden Rubel den Weg weist, auf dem er es einzig wieder gewinnen kann, zu Irene.

Rubel jedoch, von seinem Wiedersehen mit dieser mächtig erschüttert, glaubt schon zum Leben erwacht zu sein. Nachdem ihn sein Weib freigegeben, denkt er, in dem großen Hause, das doch für drei Personen genügend Platz hat, so daß er mit Irene darin Maja ausweichen könnte, seine alte Schaffenslust wieder zu gewinnen und mit ihrer Hilfe alle Schätze zu heben, zu denen sie allein den Schlüssel hat. Was er seine Umwandlung nennt, ein Wiedererwachen zu seinem eigentlichen Leben, das ist nur ein neues Aufflammen seines alten Kunsttrebens; er denkt gar nicht an seine Schuld, er denkt an keine Eühne, er denkt nur an die verschlossenen Schätze, zu denen er allein durch Irene gelangen kann, er braucht sie wieder unumgänglich. Darum ist Irene, die wohl sieht, wie wenig er sie noch versteht, nur außerstand, nicht verklärt, und liegt ihr der schwere, tiefe Schlaf noch immer in den Augen. Nur einen Moment lang, in einem be-

sonders schmerzlichen Augenblick, wo in den halb wahnvollen, halb tiefsinnigen Reden Zrenens ihr ganzer Jammer zum Ausdruck kommt, scheint Rubel sie endlich zu verstehen und packt ihn plötzlich die Reue, der erste Hoffnungsschimmer für ihn und für Zrene. Aber die Reue ist nicht von Bestand; denn Rubel glaubt, schon längst alles geföhnt zu haben, was er etwa verbrochen, da er sich selbst in seinem Lebenswerke im Vordergrunde dargestellt hat als schuldbeladenen Mann, der in der allgemeinen Auferstehung von der Erde nicht loskommen kann, weil er nie über die Reue über ein verlorenes Leben fortkommen wird. Mit Reue und Selbstanklage, die voll Absolution ist für alle seine Handlungen und Gedanken, doch ohne Kraft und Willen, sie zu sühnen, glaubt er, sein Konto beglichen zu haben. Und wiederum entschuldigt er diese harte Anklage mit seinem „angeborenen“ Künstlerberuf. Auch jetzt noch, als Zrene diesmal mit aus dem Innersten ihr hervorbrechender Leidenschaft ihm vor Augen rückt, was sie verloren, nicht nur an sich, sondern an ihrer Zukunft in ihren Kindern, die sie hätte zur Welt bringen können, kurz an dem ganzen köstlichen Leben, während er im Grunde nur mit ihr gespielt hatte, fühlt er keine eigentliche Reue und findet vielmehr, daß Zrene alles so schmerzlich schwer nehme. Am liebsten möchte er die Vergangenheit ruhen lassen, so wie er ja auch das Häuschen am Tanniger See, in dem sie die schönste Zeit ihres Lebens verbrachten, längst schon hatte niederreißen lassen und an seiner Stelle eine große, prächtige, bequeme Villa gebaut hat, in der er freilich nie ein Heim gefunden.

Wie wenig er in Wahrheit umgewandelt ist, zeigt sich darin, daß er im Ernst Zrenen zumutet, ihn in diese Villa, wo er mit Waja wohnt, zu begleiten, dort mit ihm zu wohnen, um — alle die Tore aufzuschließen, die in seinem Innern zugefallen sind, kurz, sich ihm abermals zu opfern. Wie klein steht der Mann da, der einst sich überall vermeßen hatte, die Herrlichkeit der Welt zu zeigen und nun vor seinem Opfer bittend und bettelnd sich krümmt: „Hilf mir das Leben noch einmal zu leben!“ Zu diesem Inneren des einst hoch angebeteten Mannes hat Zrene den Schlüssel verloren. Nur spielen könnten sie miteinander, das alte verderbliche Spiel.

Mitten hinein in diese verzweifelte Stimmung der beiden fürs Leben Verlorenen tönt der Jubelgesang der Waja, die mit festem Willen daran ist, an Stelle alles anderen das Leben zu setzen. Sie ist wirklich erwacht, und von ihrem Leben geht etwas über, nicht auf den toten Mann, sondern auf das Weib, das bereits erwacht, nur noch nicht verklärt ist, auf Zrene. Wieder wird, diesmal durch die andere von den beiden Frauen, die er durchs Leben zur Herrlichkeit führen wollte, dem schwachen, willenlosen Mann der Weg gewiesen. Einen Schritt mit ihr, die bisher bloß zu seiner Verberrlichung oder zu seinem Spiele gedient hatte, soll er machen in das Leben hinein, nicht um eines ihr fremden Zweckes willen — denn nie hat sie die Kunst als solche geliebt — sondern um ihretwillen allein soll er eine Sommernacht in den Bergen zubringen. Mit Leidenschaft geht er darauf ein, und zum erstenmale scheint der Pann von beiden zu weichen. Doch

übergewaltig ergreift der Zweifel von Irene Besitz, ob eine wirkliche Wandlung zum Leben in Rubel vorgegangen, ob es nicht nur eine neue Episode ist, in die er sich mit ihr einzulassen im Begriffe ist. Da steigt auch schon die ganze dunkle Vergangenheit hinter ihnen beiden auf und starrt unverwandten Blickes aus den Augen der Diakonissin auf sie, deren plötzliches Auftauchen mit jähem Schreck auch Rubel aufs neue ins Gedächtnis ruft, woran er schon wieder und gerne vergessen hat, die zerstörte Seele, den gebrochenen Geist, das verlorene Leben Irenes.

Nun erkennt er zwar schon, daß das Leben verscherzt wurde, aber er sieht noch nicht, daß es unwiderbringlich dahin ist und daß er nur mehr süßnen kann, was er verschuldet, indem er der armen, irren Irene den Frieden der Seele wiedergibt. Er täuscht sich, wenn er glaubt, daß die plötzlich in ihm erwachte Leidenschaft für Irene seine Auferstehung zum Leben bedeutet. Das Leben, das in ihm gährt und braust und von dem er meint, daß es das auferstandene, neue Leben ist, es ist nur das Leben wie zuvor, demselben Irrtum verfallen, der die Schönheit, die im Leben herrschen soll, über das Leben stellte. Es ist nicht das Leben, das an Stelle alles anderen tritt, es ist nicht das Leben, das zur rechten Zeit den Abstieg nimmt von den Höhen des Ideals sich selbst zu Liebe, sondern das immer noch die schöne Form über alles andere stellt.

„So wollen wir beiden Toten ein einziges Mal das Leben bis auf die Naege kosten — bevor wir in unsere Gräber zurückkehren!“ — hatte es aus Rubel geschrien, wie ein gewaltiger Freiheitschrei des armen, unterdrückten, von einem großen, aber leeren Schönheitskult um sein Recht gebrachten Lebens. Und dieser Naturlaut, in dem sich Rubel endlich seiner Irene willig hinzugeben scheint, bringt diesem anderen zerstörten Leben seine Hoffnung wieder. Freudig und begeistert wie in den schönen Jugendtagen hängt Irene nun wieder an ihm, bereit, ihm zu dienen wie zuvor, in allen Dingen als ihrem Herrn und Gebieter. Ihn aber hat der Lebensgeist schon wieder verlassen, der einen Augenblick mehr instinktiv als gewollt sich in ihm aufgerichtet hatte. Nicht anders als J. Gabriel Vorkmann, der auch ein neues, schimmerndes Leben in sich erwachen zu spüren meinte und mit neugeborenem Auge in ihm die alten Taten wandeln wollte, gleichwohl mit dem ersten Schritt, den er in dieses neue Leben tut, unwiderstehlich hinaufgetrieben wird auf den alten Weg, von dem er doch nur den gleichen Ausblick gewinnen kann wie früher; und geradeso wie er, als sich ihm dieser aufs Neue bietet, dem ungebrochenen Dämon in seiner Brust abermals unterliegt und den Eifeshauch jenes Reiches des Goldes, der Macht und der Herrschaft wie Lebenslust empfindet, so daß er, uneingedenk dessen, was er sich gelobt, vor den Augen Glas, die er schon einmal um dieses Reiches willen verraten hatte, sich ihm abermals ergibt: nicht anders auch Rubel, den der alte, leere Schönheitsdrang bereits wieder unter seinen Mann gebracht hat. Schon ist er wieder nur Künstler, ganz und vor allem Künstler, den das Häßliche des Rebels, der ihn umwallt, den entscheidenden Schritt nicht machen läßt,

vor dem der kraftvolle Wille Majas trotz aller faunhaften Häßlichkeit Uhlheims nicht zurückgeschreckt war, wenn er nur wirklich zum Leben führt. Darum kommt ihm gar nicht in den Sinn, an den Abstieg zu denken oder in der in der Nähe befindlichen Zufluchtsstätte das Unwetter abzuwarten, das von den Gipfeln herniederfegt und auf das äußerste gefährdet, was er soeben erst jauchzend sich selbst und Irene versprochen hatte: das Leben. Sein Blick ist wieder nur nach den Höhen gerichtet, auf denen zwar das Licht und die strahlende Herrlichkeit der ewig unerreichbaren Sonne liegt, denen aber die belebende Wärme fehlt, der die Menschen nun einmal nicht entraten können.

So täuscht auch diesmal Rubel sich selbst und Irene, die gläubig ihm vertrauende und hoffende, wenn er meint, nun wirklich mit ihr den Berg der Verheißung zu ersteigen. Es ist vielmehr der gleiche Weg, den er schon einmal gegangen und der ihn stets an dieselbe Stelle führt, von der er weder vor noch zurück kann. Schon naht sich auch die Vergangenheit, der sie entronnen zu sein glaubten, die aber in Wahrheit ihnen unbewußt fortwährend hinter ihnen her war und sie nie freigegeben hatte; schon droht sie, sie wieder zu ergreifen; da löst der aus dem Frostreiche der lebenslosen Schönheit herabstürmende Wind eine Lawine, in deren eisiger Umarmung die beiden Toten, die nie gelebt haben und nur erwachten, um zu sehen, was sie untwiederbringlich verscherzten, wenigstens den Frieden gewinnen.

IV.

So ist auch dieser Weg gleich dem, den Brand gewählt hatte, ein Frostweg, der nie zum Glück führt und statt der erhofften Freiheit die Last nie wieder gutzumachender Schuld auf jene wälzt, die in ihm ausharren. Es ist dieselbe Todsünde, die auch J. Gabriel Vorkmann verbrochen, deren Rubel sich schuldig gemacht hatte: sie beide haben das Liebesleben getötet in sich und in dem Menschen, den sie am meisten geliebt hatten. Sie haben beide ein warmblütiges Menschenleben ohne Zögern, ohne Gewissenszweifel, wie selbstverständlich für ihre Zwecke benützt; ja mehr noch, indem sie das Weib ihrer Liebe um den Mutterberuf brachten, zu dem es bei beiden sich so bestimmt fühlte, haben sie auch die Zukunft für ihre Selbstsucht in Anspruch genommen und doppelt und dreifach getötet, — ohne doch das Leben zu gewinnen.

Trotz dieser gleichen Schicksale und gleichen Handlungsweise in den letzten beiden Dramen Ibsens ist jedoch „Wenn wir Toten erwachen“ keine bloße Wiederholung von „John Gabriel Vorkmann“. Daß Vorkmann ein Egoist ist, ja die vollendetste Type eines solchen, das erfährt durch nichts auch nur die leiseste Verschönigung. Und da ist denn auch kein Zweifel möglich, daß das, was er getan, nämlich seinen selbstsüchtigen Zwecken, seiner Herrschsucht, seiner Ruhmbegierbe die Liebe aufzuopfern, ja sie im wahrsten Sinne dieses Wortes für all dies zu verschachern, eine Todsünde, ein Verbrecen ist, das nach Sühne schreit. Mag er sich auch mit dem Gedanken trügen, Wohlstand zu

schaffen für viele Tausende, so wie schon Konsul Berni¹ sich belogen hatte und wie Baumeister Solneß Heimstätten bauen wollte für glückliche Familien, ohne doch nur in seiner eigenen Umgebung dem Glück eine Stätte bereiten zu können: es ist ein vergebliches Streben, sobald es im Grunde nur das eigene Ich ist, das in solchen Bildern sich selbst verherrlicht und — beschwichtigt, der hohe Beruf selbst aber das Innere gar nicht ergriffen hat.

Wie anders aber wirkt dies alles auf die Menschen ein, wenn es ein ideales Kunststreben gilt! Wenn auch außerhalb der Kunst das Ideal des geistigen Schaffens überhaupt im Vordergrunde steht! Ist da nicht jedes Opfer, das ein solches Streben für sich in Anspruch nimmt, berechtigt und jedes Opfer, das es selber bringt, groß und erhaben? Ist nicht das völlige Aufgehen in dieses Ziel preiswürdig und nachahmenswert?

Nichts von alledem: auch dies ist ein trügerischer Schein, der nur eine andere Art der Selbstsucht verhüllt, mit der das Individuum lediglich sich selbst genug ist und die um so gefährlicher ist, als ihre Form am ehesten den in ihr Befangenen verleitet, sich und sein Wirken im Dienste der Menschen zu wännen. Allein wer, und sei es auch in der Form der höchsten Ideale der Menschheit, nur seine Erhöhung anstrebt, der bleibt ihr innerlich stets fremd und wird ihr nie eine wahre, bleibende Förderung verschaffen, die nicht an einem anderen Punkte durch seine Selbstsucht mehr als wettgemacht wird. Diesem Irrtum zu unterliegen, hat gerade Brandts hohes Pflichtgebot verhindert, so sehr es ihn auch nach der anderen Seite irreführte. Denn er wußte:

„Man kann die Menschheit nicht umarmen,
Eh' einen man geliebt allein.“

Das Ideal muß im engsten Kreise, in dem der Mensch schafft und wirkt, zur Wirklichkeit werden, soll es nicht ein zwar glänzender, aber doch nur kalter Schein bleiben. Nur die kräftig das Leben bejahende, ihm stets zugewendete Liebe, die das Einzelich über sich selbst erweitert und gegen den Nächsten verpflichtet, kann das ideale Streben, es ihren Zwecken unterordnend, in das Leben verflechten zu seiner Läuterung und Verklärung, während es ohne sie, als Selbstzweck, jeden Bezug zum Leben und zum Glück der Menschen verlieren muß. Die Kunst, das geistige Schaffen überhaupt, darf nur ein Mittel des Lebens sein, das vornehmste und mächtigste zwar, aber immer doch nur ein Mittel, nicht aber das Leben als Opfer für sich beanspruchen, wo man dann am Ende nicht weiß, für wen oder für was das Opfer gebracht wurde, wenn nicht für persönliche Selbstsucht und Eitelkeit.

In dieser wahren und tiefverpflichtenden Auffassung des idealen Strebens hat Ibsen bereits in einem viel jüngeren Drama, in der „Komödie der Liebe“ den einzigen Weg gezeigt, der es vor dem Untergang, wie Rubek ihn finden mußte, zu bewahren vermag und damit auch hier bewiesen, wie es eine und dieselbe Wahrheit ist, die sein ganzes Schaffen beseelt. Durch sie vollzog sich in dem Dichter jalt die große Umwandlung, die Rubek nie in seinem Innern verspürt hatte.

Von der edelstarken Schwanhild in schneidend bitteren, jedoch heilsamen Worten über die ungeheure Schwäche und Niedrigkeit aufgeklärt, die darin liegt, sein eigenes Leben mit dem Opfer eines anderen zu bestreiten, ergreift die Wahrheit, das lebensvolle Ideal nun erst Besitz von seinem ganzen Sein:

„Papierne Dichtung schließt man in den Schrein,
Lebend'ge nur wirkt auf das Leben ein,
Nur sie darf mit dem Himmel sich vermählen.“

So ist es kein Zufall, daß Ibsen, der sich schon in dem großen Moralgebote, keinen Menschen bloß als Mittel, jeden vielmehr als Zweck zu betrachten, mit dem Geiste Kants begegnet hat, auch in dieser grundlegenden Beurteilung des eigentlichen Wertes des geistigen Schaffens mit diesem Denker zusammentrifft, der, wenn irgend einer, zur stolzesten Meinung von seinem Wirken berechtigt war und gleichwohl von seinem Denken nur urteilte, daß er es im Ganzen sehr unnütz finden würde, wenn er nicht glaubte, mit ihm der Menschheit von Wert sein zu können, ihre Rechte herzustellen.

Wer gegenüber diesem so einfachen und doch so großartigen, die ganze Welt mit ihren Bestrebungen und Zielen umfassenden Bekenntnisse, welches auch das Ibsens ist, sich in die Erinnerung ruft, wie oft Dichter, Künstler und Männer der Wissenschaft, darunter nicht gerade die geringsten, den Anforderungen des unmittelbaren Lebens sich entzogen haben, weil sie da meinten, daß die Kunst und die Wissenschaft ihren eigentlichen Platz über dem lärmenden Getriebe des Alltages haben müsse; wer da eingebent ist, wie viele Träger berühmter Namen geschwiegen haben und auch heute noch schweigen, wo ein Wort von ihnen befreiend wirken würde in diesem ganzen Wirrsal von Lüge, Heuchelei und Schwäche, durch das eben jenes Licht fast erstickt wird, dem sie doch zum Siege zu verhelfen glauben, der wird nun nicht mehr daran zweifeln, was Ibsen zuletzt so eindringlich allen vor Augen rücken wollte: daß nirgends die Gefahr näher liegt, dem Leben gegenüber in Schuld zu versinken, als gerade beim geistigen Schaffen. Der Künstler, der Dichter, der Mann der Wissenschaft, sie alle unterliegen nur zu leicht dem Irrtum, ihr Schaffen als ein Lebenswerk zu betrachten, statt eines Werkes für das Leben. Und dies nicht nur, weil, wie wir schon sahen, der Schein des Ideals hier besonders täuscht und blendet, sondern auch weil die hier mehr als anderswo auftretende, grübelnde, auf sich selbst gewendete Reflexion stets bereit ist, in Selbstanklage und Kritik sich den Schein einer Sühne vorzuspiegeln, wo doch eigentlich nur ein lähmendes, nie bis zum Bewußtsein wirklicher, durch die Tat sühnender Verantwortung vorgebrungenes Schuldgefühl besteht — kurz, weil sie „ohne Kraft und voll Abolution“ für sich selbst ist.

Und so ist: „Wenn wir Toten erwachen“ ein wahrer Epilog, in dem nicht nur alle Grundgedanken, die wir in dem Schaffen unseres Dichters wirksam sahen, sich wie in einem Brennpunkte vereinen: der Gedanke von der glückstörenden Schuld und der freudigen Schuldblosigkeit,

von der befreienden Verantwortung und der werktätigen Liebe zum Leben, über alles dies der Ausblick in das Reich des Sonnenscheins und der Schönheit als wirklicher Besitz der Menschen. Es ist im eigentlichen Sinne des Wortes auch ein Epilog, da der Dichter, nachdem er solange unerschrocken die Welt gerichtet hat, es nun unternimmt, mit der zweifelnden Frage nach dem Werte des geistigen Schaffens „sich selber zu richten mit unbefangener Stirn“.

Der ganze hohe Idealismus, die ganze Lebens- und Hoffnungsfreudigkeit Ibsens, mit der er den Jugendgedanken eines kommenden Reiches, einer traumhaft schönen, besseren Zukunft des Menschengeschlechtes bis in sein hohes Alter festgehalten hat, spricht aus diesem letzten Stücke. Mit seiner negativen Antwort bekräftigt es nicht nur die Lösung, die Ibsen schon früher gefunden, sondern ergänzt sie nun erst zu einer vollkommenen, praktischen Lebensauffassung. Nach alledem, was wir von dieser kennen gelernt haben, ist Ibsen, weniggleich alle seine Zeitdramen in der Sphäre der Bourgeoisie spielen und nirgends des Proletariates mit seinem Leben und Leiden, mit seinen Hoffnungen und Zielen selbständige Erwähnung geschieht, nichts weniger als ein Dichter der Bourgeoisie. Vielmehr hat kaum ein anderer Dichter die innere Fäulnis dieser, dem Untergange zueilenden Gesellschaft schärfer beleuchtet und mahnender kenntlich gemacht als er. Und wenn er dennoch die Hoffnung einer Besserung nicht aufgegeben hat, so hat er auch zugleich gezeigt, woher sie ihm kommt. Nicht von den Menschen dieser herrschenden Gesellschaft, wie sie sind und auch bleiben wollen, überhaupt nicht von dieser Gesellschaft selbst, die gar keine anderen Menschen hervorbringen kann, sondern nur von einer neuen Gesellschaft, deren Stützen Freiheit und Wahrheit sind, mit neuen, umgewandelten Menschen erwartet er eine bessere Zeit. Mag daher Ibsen auch vielleicht kein Sozialist sein, so weist doch gerade seine Kritik der heutigen Gesellschaft in ihrer herrschenden Klasse mit ihren Ergebnissen von dieser weg auf jene Zukunftshoffnung, die schon längst der Trost aller geworden ist, denen der verzweifelte Zustand der Gegenwart kein Geheimnis mehr geblieben. Und richten wir den Blick von dieser Kritik Ibsens vollends auf das, was er positiv in seiner Weltauffassung uns verkündet, die tiefe Auffassung des sozialen Grundgedankens der Verantwortung, dann schließt sich der Kreis, indem seine Ethik sich nicht nur mit der des Sozialismus berührt, sondern geradezu in dieser erst auf sein kraftvolles, bereits die Welt umspannendes Verwirklichungsstreben stößt.

Was ist der Wert des Lebens? — das war die große Frage. Wann haben wir den richtigen Gebrauch davon gemacht? Nun ist der Weg gewiesen:

Das Leben ist nicht dazu da, um in eitler Selbstsucht verborben und vergeudet zu werden, wie Borkmann es tat, oder um in übermenschlicher Pflichterfüllung geopfert zu werden, wie durch Brand. Es ist nicht dazu da, um in tatenloser Schwäche vergrübelt zu werden, wie von Alfred Almers oder im bloßen Genuße der äußeren Harmonie gespielt zu werden, wie von Rubek. Das Leben ist dazu da, gelebt zu

werden, in eigener Kraft, befreit durch das Gefühl der eigenen Verantwortung, genossen zu werden durch die Liebe in freudiger Schuldllosigkeit. Zwar auch die entsagungsvolle Liebe, die Ibsen in so vielen rührenden Frauengestalten verherrlicht hat, bewahrt vor der Schuld, aber das Glück und die Freude liegen nicht auf ihrem Wege. Es ist nur ein Weg, der zur Höhe führt, die glückliche Liebe in den Menschen, die alles andere voraussetzt, die Liebe, die von dieser köstlichen, wunderbaren, rätselhaften Welt ist, die Liebe, die das Leben abelt und fördert. Durch sie werden die Menschen über sich selbst hinausgeführt, ohne sich doch selbst zu verlieren, ja noch mehr, um sich jeder im anderen wieder zu finden. Im engsten Bereiche des Menschen wirksam, durchstrahlt die Liebe von hier aus alle seine Beziehungen, seinen ganzen Schaffensbereich, erfüllt mit Lebensmut und rastloser Tatkraft alle seine Arbeit und baut endlich in den Kindern das lichte, frohe Reich der Zukunft auf, in dem kein Widerstreit mehr sein wird, sondern nur Wettstreit um das sonnenvolle Glück, das helle für alle. Und wenn die Toten von heute das Erwachen fürchten müssen, das ihnen nur zeigt, daß sie nie gelebt haben, dann werden diese Lebenden der Zukunft den Tod nicht zu fürchten brauchen, der niemals vernichten kann, was sie stets aufs Neue erzeugen: das kräftige, freudige, geadelte Leben.

Literarische Anzeigen.

48. Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre. Herausgegeben von Dr. med. Alfred Bloey (Berlin-Schlachtensee) in Verbindung mit Dr. jur. et phil. Hermann Friedmann (Berlin), Dr. jur. A. Nordenholz (Jena) und Professor Dr. phil. Ludwig Plate (Berlin). Redigiert von Dr. A. Bloey. Verlag der Archiv-Gesellschaft, Berlin W. 62.

Verlag und Redaktion geben dem 1. Heft folgenden einleitenden Prospekt mit:

Das Wachsen biologischer Einsicht in den letzten Jahrzehnten hat dazu Veranlassung gegeben, auch die Grundlagen der menschlichen Gruppierungen, seien sie rassenhafter oder gesellschaftlicher Natur, einer biologischen Betrachtung zu unterziehen. Wie es bei wissenschaftlichem Neuland gewöhnlich der Fall ist, sind neben den wenigen grundlegenden Arbeiten von Forschern viele und z. T. große Arbeiten von Laien veröffentlicht worden, bei denen auch im günstigsten Falle gezielte Abfassung, noch reichliches Tatsachenmaterial, noch auch wertvolle Anregungen über das mangelhafte Beherrschen des Stoffes und der wissenschaftlichen Methode hinwegtäuschen können, und deshalb auch nicht imstande sind, einen festen Erkenntnisgrund zu legen, auf dem

ernsthaft weitergebaut werden könnte. Da bei der großen Wichtigkeit der hierher gehörenden Probleme für die Wohlfahrt der Familien und des gesamten Volkes solche Arbeiten nicht nur einem großen Interesse begegnen, sondern infolge ihres pseudowissenschaftlichen Charakters auch einen großen Einfluß ausüben, erscheint es an der Zeit, dem gegenüber die strenger wissenschaftlichen, leider bis jetzt meist in vielen Fachschriften zerstreuten Arbeiten in einer Zeitschrift als Originalien oder Referate zu sammeln und sie so allen denen zugänglich zu machen, die keine Zeit oder Gelegenheit haben, die wissenschaftliche Presse vieler Einzelsächer zu verfolgen. Aber nicht nur um Sammlung handelt es sich, sondern auch um gegenseitige Anregung. Zahlreiche tüchtige Untersuchungen allgemein-biologischer, medizinischer, anthropologischer, soziologischer, nationalökonomischer, juristischer, historischer und verwandter Art kommen zwar mit unserem Thema in nahe Berührung, aber es fehlt ihnen entweder die bewußt ausgesprochene Beziehung darauf oder sie entbehren einiger letzter experimenteller oder logischer Zwischenglieder, um die direkte Bewertung für Rassen- und Gesellschaftsbiologie zu erlauben. Da dieser Zweig der Wissenschaft noch sehr jung ist, wollen wir einige orientierende Bemerkungen beifügen. Rassenbiologie ist die Lehre vom Leben und von den inneren und äußeren Lebens- und Entwicklungsbedingungen der Rasse und, da man die Rassenhygiene mit einbeziehen muß, auch die Lehre von den optimalen Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen der Rasse. Das Wort Rasse ist in diesem Zusammenhange nicht gleichsinnig mit morphologischer Varietät, sondern die Bezeichnung für den wesentlich physiologischen Begriff einer durchdauernden Lebensseinheit, gebildet durch die Zusammenfassung der dafür notwendigen und mitwirkenden ähnlichen Individuen. Da das Einzelleben abstirbt und ein Dauerleben erst zustande kommt durch das Ineinandergreifen der Individuen bei der Fortpflanzung oder durch ihren gegenseitigen Ersatz bei Vernichtungen durch äußere Einflüsse, kann erst eine nach oben und unten begrenzte Vielheit von Individuen eine Erhaltung- und Entwicklungseinheit des Lebens bilden, die wir eine Rasse im biologischen Sinne des Wortes nennen, ein Sinn, der in der Tat schon Darwinschen Anwendungen des Wortes zugrunde liegt. Solcher Rassen gibt es im Tier- und Pflanzenreiche zahllose. Wieviele wir beim Menschen unterscheiden müssen, ob eine oder mehrere, harret noch der Entscheidung. Die allgemeinen biologischen Gesetze der Erhaltung und Entwicklung aller Rassen, handle es sich um Menschen, Tiere oder Pflanzen, Gesetze, wie sie von Darwin und Wallace begründet, von Haeckel, Galton, Weismann, Roux, de Vries und anderen Forschern nach z. T. verschiedenen Richtungen weiter entwickelt wurden, müssen der ferneren Diskussion unterworfen bleiben. Wir stellen daher das Archiv auch allen den Forschern zur Verfügung, die sich mit allgemeinen biologischen Problemen theoretischer oder praktischer Art beschäftigen, und bitten sie um solche Arbeiten, welche die Abstammungslehre und die mit ihr zusammenhängenden Fragen (Variabilität, Vererbung, Selektion, Lamarckismus, Vitalismus usw.) zu fördern suchen. Speziell beim Menschen gehören in die Rassenbiologie alle

Betrachtungen über Geburten- und Sterbeziffer, Aus-, Ein- sowie Binnenwanderung und daraus resultierende quantitative und qualitative Veränderungen der Rasse, über Fortpflanzung, Variabilität und Vererbung (Genealogie), über Kampf ums Dasein, Auslese und Panmixie, über wahllose Vernichtung und kontraselektoriſche Vorgänge (Kriege, Schutz der Schwachen), über direkte Umwandlung durch Umgebungseinflüsse wie Klima, Bodenbeschaffenheit, Ernährung, soziale und wirtschaftliche Einflüsse usw., über die Ungleichheit der verschiedenen Rassen in bezug auf Entwicklungshöhe, über ihren Kampf ums Dasein gegeneinander, sowie über die aus allen diesen Faktoren sich ergebenden Konsequenzen für die Erhaltung und Entwicklung einer Rasse. Zur Rassenhygiene gehören zunächst alle Versuche, ihr Ziel wissenschaftlich festzustellen, sodann aber die Herstellung aller der von diesem Ziel ausgehenden Kausalketten bis zu beherrschbaren materiellen und psychologischen Faktoren unserer Gegenwart, mögen sie die Einzelnen, die Familie (Fortpflanzungshygiene), Gesellschaften oder Staaten betreffen, mit allen ihren Ausstrahlungen auf Moral, Recht und Politik. Ein anderes als die Rasse ist die Gesellschaft. Gesellschaften bilden sich nicht nur innerhalb einer Rasse, sondern oft treten Glieder verschiedener Rassen, ja verschiedener Tierfamilien und -klassen zu Gesellschaften zusammen. Auch beim Menschen decken sich Gesellschaften und Rassen keineswegs (Neger und Weiße in den Vereinigten Staaten, andererseits Nordeuropäer in verschiedenen Staaten: Schweden, Norwegen, Dänemark usw.). Die gesellschaftlichen Organisationen erscheinen als ein Konkurrenzmittel der Rassen im Kampf ums Dasein, die Rassenzusammensetzung als mitentscheidend im Kampf ums Dasein der Gesellschaften. Gesellschaft und Rasse sind unter den Menschen zwei vielfach in- und durcheinandergeschobene Gruppierungen, die sich stark gegenseitig beeinflussen. Nun hat aber auch die Gesellschaft eine biologische Grundlage, mindestens durch die Individuen, die sich bilden, und baut ihre Funktionen auf die Organitätigkeiten dieser Individuen auf. Somit muß es auch biologische Bedingungen der Erhaltung und Entwicklung einer Gesellschaft geben, also auch optimale für ihre sicherste Erhaltung und beste Form, die ebenfalls noch der wissenschaftlichen Diskussion offen sind. Die Gesellschaftslehre entnimmt der Biologie deren Grundtatsachen und Gesetze, um dafür zum Vorstellungsfreis der letzteren ihre eigenen Ergebnisse über die Voraussetzungen, Gesetzmäßigkeiten und Formen der Assoziation unter den Lebewesen, vor allem aber den höchst organisierten Lebewesen, den Menschen, hinzuzutun. Unter Ablehnung falscher Analogiespielereien und kritikloser Übertragung eigenartiger und verwickelter anatomischer und physiologischer Verhältnisse und Vorgänge bestimmter Arten von Lebewesen auf die menschliche Gesellschaft, kommt es uns auf die Aufdeckung der wirklich allen assoziativen Bildungen gemeinsamen Prinzipien und der identischen Gesetze an. Die Vergesellschaftungen der Organismen verdanken den allgemeinen Faktoren alles organischen Werdens ihre Entstehung, entwickeln ihre eigenen Organe zur Vollziehung der gesellschaftlichen Funktionen und schaffen sich einen komplizierten Organismus, vermöge

dessen die verschiedenen Aktionszentren und -instanzen innerhalb des gesellschaftlichen Körpers zu der durch das gesellschaftliche Verhältnis bedingten Einheitlichkeit ihres Zusammenwirkens gelangen. Dabei treten als Grundprobleme heraus: die biologischen Prinzipien der Gesellschaftsbildung überhaupt; das gegenseitige Verhältnis der individuellen Elemente zur Gesamtgesellschaft und zu deren eigentümlichem Organ, dem Staat; die Technik des innergesellschaftlichen Zusammenspiels; die Reibungen und Konflikte innerhalb des gesellschaftlichen Organismus und damit die modifizierte Bedeutung, welche Lebenskonkurrenz und Auslese dadurch erlangen, daß sie nicht mehr isolierte, sondern untereinander gesellschaftlich verknüpfte, in gegenseitiger Abhängigkeit und Ergänzung befindliche Individuen betreffen. Des weiteren gilt es die Verwertung der biologisch-evolutionistischen Erkenntnisse für die praktischen Bedürfnisse von Gesellschaft und Staat; für die Beurteilung der auf die Wohlfahrt und den Schutz der schwachen Individuen gerichteten Tätigkeit von Staat und Gemeinde, sowie privater Vereinigungen; für die Fragen des Laissez faire und des Interventionsprinzips, des Freihandels und Schutzzolls, überhaupt der Völkterkonkurrenz und ihrer Bedeutung für Gesellschaft und Rasse. Nicht weniger als die allgemeine Gesellschaftslehre fordern auch die sozialen Sonderwissenschaften die Anwendung biologischer Gesichtspunkte. In der Sozial- und Nationalökonomie ist die Einseitigkeit einer ausschließlich historischen, auf die Beschreibung der Außenerscheinung der wirtschaftlichen Prozesse, sowie auf bloße Anhäufung empirischen Rohmaterials gerichteten Behandlungsweise durch die Wiedereinführung allgemeinerer Standpunkte zu mildern: die Befruchtung des ökonomischen Vorstellungskreises durch die Ideen der modernen Naturwissenschaft erweist sich als ein geeignetes Mittel, um zu den tieferen Kausalzusammenhängen des wirtschaftlichen Geschehens zu gelangen und um das Bleibende und im geschichtlichen Wechsel Beharrende herauszuheben. Ebenso haben die Rechts-, Staats- und Verwaltungswissenschaft, die allgemeine politische und die Kulturgeschichte, sowie überhaupt alle zum Gesellschaftsleben in Beziehung tretenden Disziplinen aus der gehörigen Berücksichtigung der biologischen und rassewissenschaftlichen Ergebnisse, aus ihrer direkten Beziehung auf die Entwicklung von Rasse und Gesellschaft neues Licht und neue Wendungen zu erwarten. Schließlich bietet die moderne naturwissenschaftlich-biologische Anschauung nach der Moral-Philosophie neue Ausgangspunkte dar, deren Tragweite für unsere grundsätzliche Auffassung, für unser Tun und Lassen, für Gesetzgebung und Politik von gar nicht zu überschätzender Bedeutung ist. — Aus dieser kurzen Skizzierung des Inhalts von Rassen- und Gesellschaftsbiologie geht hervor, wie zahlreiche Hilfswissenschaften herangezogen werden müssen: nahezu sämtliche Zweige der Naturwissenschaft, sowohl der exakten, da Chemie und Physik für viele biologische Fragen grundlegend sind, wie der biologischen, Physiologie und Morphologie einschließlich der phylo- und ontogenetischen Entwicklungsgeschichte der Pflanzen, Tiere und besonders des Menschen. Speziell die Anthropologie und Medizin, Nationalökonomie und Statistik werden im weitesten Umfang berücksichtigt werden

müssen. Die Psychologie ist als Grundlage mancher Probleme der Gesellschafts- und der Rassenbiologie ebensowenig zu entbehren als die historischen und die Sprachwissenschaften. Wegen der großen Wichtigkeit dieser Hilfswissenschaften will sich das Archiv bemühen, auch die allgemeinen Fortschritte derselben, soweit sie für unser Gebiet von Bedeutung sind, den Lesern zugänglich zu machen. Kulturelle und politische Ereignisse, Agitationen und Tendenzen von hervorragender großer Tragweite für unser Gebiet sollen registriert und in ihrer Bedeutung gewürdigt werden. Inwiefern zwischen den genannten historischen Erscheinungen und unserer biologischen Elementarwissenschaft eine wissenschaftlich greifbare Beziehung besteht, läßt sich natürlich im engen Rahmen eines Prospektes nicht deutlich machen. Ueberhaupt ist unsere Wissenschaft sich ihrer Pflicht bewußt, ihre Voraussetzungen erst erkämpfen zu müssen, und wird der Fragestellung und Kritik einer sachlichen Gegnerschaft stets Rebe stehen. Daher verwahren sich die Herausgeber auch dagegen, das Archiv von vornherein für eine bestimmte wissenschaftliche, sozial- oder rassenpolitische Richtung festzulegen. Alle Richtungen sind willkommen, soweit ihre Ausführungen in wissenschaftlichem Geiste gehalten sind. Der Diskussion soll freier Spielraum gewährt werden. Wir werden uns bemühen, die Darlegungen des Archivs möglichst frei von speziellen Fachwendungen zu halten, ist doch hier gegenseitige Verständigung verschiedener Fächer nötig, um wissenschaftliche Fortschritte herbeizuführen. Die Beiträge werden vorwiegend in deutscher Sprache abgefaßt sein, jedoch sollen englische und französische Texte nicht ausgeschlossen werden. Zahlreiche hervorragende Gelehrte der verschiedensten Zweige der Wissenschaft haben ihre Mitwirkung in Aussicht gestellt.

Das I. Heft hat folgenden Inhalt: Dr. A. Bloch. Die Begriffe Rasse und Gesellschaft und die davon abgeleiteten Disziplinen. Dr. E. Correns, Prof. d. Botanik a. d. Univ. Leipzig. Experimentelle Untersuchungen über die Entstehung der Arten. Dr. med. Wilh. Schallmayer. Selektionstheorie, Hygiene und Entartungsfrage. Dr. Rob. v. Lendenfeld, Prof. d. Zoologie a. d. Univ. Prag. Karl Pearsons Untersuchungen über verwandtschaftl. Ähnlichkeit und Vererbung geistiger Eigenschaften. Otto Ammon. Die Bewohner der Halligen sowie Erörterung einiger Fragen der Volkskunde. Dr. med. E. Rüdin. Zur Rolle der Homosexuellen im Lebensprozeß der Rasse. Dr. jur. A. Nordenholz. Ueber den Mechanismus der Gesellschaft. Dr. jur. R. Thurnwald. Zur rassenbiologischen Bedeutung von Hammurabis Familien-Gesetzgebung. Kritische Besprechungen, Referate und Notizen von Prof. Dr. E. Plate, Dr. A. Nordenholz, Dr. E. Rüdin und Dr. A. Bloch. Das Archiv wird in jährlich 6 Heften erscheinen, jedes im Umfang von etwa 8—10 Bogen gr. Okt. Das erste Heft erscheint im Jänner 1904. Der Abonnementspreis einschließlich Porto beträgt pränumerando für das Jahr Mk. 20, für das Halbjahr die Hälfte, der Preis eines Einzelheftes Mk. 4. Das Archiv kann bei jeder Buchhandlung oder direkt durch Postanweisung beim „Verlag der Archiv-Gesellschaft“, Adresse: Berlin W. 62, oder auch durch einfache Mit-

teilung an den Verlag oder an die Redaktion bestellt werden; in letzterem Falle erfolgt die Erhebung des Abonnementsbetrages durch Nachnahme ohne Mehrkosten. Redaktions-Adresse: Dr. A. Bloß, Berlin-Schlachtensee, Viktoriastr. 41.

49. Hermann Kurz' sämtliche Werke in zwölf Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Hermann Fischer. Mit drei Bildnissen und einem Gedicht nach der Handschrift. Leipzig. Max Hesse. 1. Bd. Biographische Einleitung. Gedichte. XXXVIII, 140 S. 2. Bd. Schillers Heimatjahre (1. Teil), 191 S. 3. Bd. Schillers Heimatjahre (2. Teil), 203 S. 4. Bd. Schillers Heimatjahre (3. Teil), 194 S. 5. Bd. Der Sonnenwirt (1. Teil), 162 S., 6. Bd. Der Sonnenwirt (2. Teil), 168 S. 7. Bd. Der Sonnenwirt (3. Teil), 172 S. 8. Bd. Der Weihnachtsfund. 150 S. 9. Bd. Kleine Erzählungen (1. Bd.): Eine reichstädtische Glockengießerfamilie. Wie der Großvater die Großmutter nahm. Das Wittwenstüblein. Ein Herzensstreich. Das gepaarte Heiratsgesuch. Das Horoskop. Bergmärchen. 204 S. 10. Bd. Kleinere Erzählungen (2. Bd.), 139 S. 11. Bd. Denkwürdigkeiten und Erinnerungen. 146 S. 12. Bd. Das Wirtshaus gegenüber. Die beiden Tubus. 168 S. Brosch. Mtl. 4, in 3 Leinenbänden Mtl. 6, feine Ausgabe auf besserem Papier in drei soliden Halbfranzbänden Mtl. 9.50, Luxusausgabe auf besserem Papier in 3 hocheleg. Liebh.-Halbfranzbänden in Karton Mtl. 12.50.

Der Herausgeber sagt am Ende der Biographie H. Kurz' (1. Bd., S. XXXVII und XXXVIII): „Ein Jahr nach des Dichters Tode hat Hesse zum erstenmal in der Sammlung seiner Werke ein Gesamtbild von seiner dichterischen Tätigkeit gegeben und damit seinen Verdiensten um den Freund ein neues, vielleicht das schönste, hinzugefügt. Unsere gegenwärtige Ausgabe möchte darüber hinausgehen und, während Hesse einige der kleineren Erzählungen beiseite gelassen hat, die Werke des Dichters vollständig geben. Es ist das näher zu erläutern. Von vornherein waren solche Werke auszuschließen, welche nicht poetischen, sondern gelehrten oder publizistischen Charakter haben, also die literarhistorischen, geschichtlichen oder politischen Arbeiten; ebenso diejenigen, welche der Aneignung fremden Gutes dienen, wie die Texte zu Bildwerken und vor allem die Uebersetzungen; nur in die Gedichte sind kürzere Uebersetzungen aufgenommen worden, einerseits weil in der Lyrik die sprachlich-metrische Umformung durch den Uebersetzer seine Leistung weit mehr zu etwas eigenem stempelt, als in den größeren Gattungen, und andernteils weil mehrere dieser lyrischen Uebersetzungen, häufig ohne den Namen des Uebersetzers, jedem bekannt sind. Hinsichtlich der Gedichte haben wir uns überhaupt prinzipiell dem Verfahren Hesses angeschlossen, eine Auswahl des Besten zu geben. Da Kurz nur in seiner allerersten Zeit einen eigenen Band Gedichte gegeben hat und in eine spätere Ausgabe, die nicht zustande gekommen ist, nur etwa ein Viertel der alten aufnehmen wollte, so wurde mit vollständiger Mitteilung aller und jeder lyrischen Gedichte zweifellos sein Wille nicht geschehen. Durch eine immerhin reichliche Auswahl, über die weiter unten Rechenschaft zu geben sein wird, war

es möglich, lauter der Aufbewahrung, sei es aus Gründen des inneren Wertes, sei es aus solchen des literarhistorischen und biographischen Interesses, wirklich würdige Gedichte zu geben, welche dem Bilde des Erzählers Kurz, wie es aus den folgenden Bänden hervorleuchten soll, zur Ergänzung und farbigen Schmückung dienen soll. Anders die erzählenden Werke. Sie sind vollständig aufgenommen, soweit Kurz selbst sie der Veröffentlichung in seinen früheren oder späteren Sammlungen für würdig gehalten hat. Bei solchen, welche er in verschiedenen Formen ein erstes und zweitesmal veröffentlicht hat, wie Schillers Heimatjahre und ein paar kleinere Sachen ist die von ihm selbst gewählte zweite Form zu Grunde gelegt worden.“ Diese billige Ausgabe ermöglicht es jedem Literaturliebhaber, die schönen Werke H. Kurz selbst zu erwerben. Auch allen Volksbibliotheken und den Bibliotheken der Arbeitervereine ist die Einstellung dieser Gesamtausgabe aufs wärmste zu empfehlen.

50. Letteratura araba del Dott. Prof. Italo Pizzi. Milano. Hoepli. 1903. XI. 388 S. Ganzl. 3 Lire. (Manuali Hoepli. Serie scientifica 335—336.)

51. L'Islamismo del Dott. Prof. Italo Pizzi. Milano. Hoepli. VIII, 496 S. Ganzl. 3 Lire. (Manuali Hoepli. Serie scientifica 333—334.)

Die zwei kleinen Schriften repräsentieren sehr gut die Bibliothek, aus der sie Teile sind. Diese Sammlung von kleinen Handbüchern gibt über einzelne Gegenstände gedrängte und doch ausreichende Darstellungen. Wir haben in der deutschen Buchliteratur an ähnlichen Unternehmungen nur die kleinen Götschenbändchen und etwa Teubners „Aus Natur- und Geisteswelt“. Die „Manuali“ zeichnen sich neben ihrer inneren Gediegenheit auch durch eine sehr gefällige äußere Ausstattung aus.

52. Germaines et Slaves. Origines et Croyances. Par André Lefèvre, professeur à l'école d'Anthropologie. Avec 15 figures dans le texte et un atlas de 32 cartes dressées par Albert Lacroix et gravées par C. Ruckert et Cie. Paris. Librairie C. Reinwald, Schleicher frères et Cie. 1903. 320 S. fl. 3.50.

Dieses Buch hat im wesentlichen den Charakter eines Lehrbuches. Es ist durchaus sauber gearbeitet und ruht auf den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung. Besonders schön sind die Karten, die eine deutliche Vorstellung z. B. der Wege der Wanderungen geben.

53. Worte Christi. München. H. Bruckmann. N.-G. IX., 316 Seiten.

Ungefähr 30 Jahre nach dem Tode Christi, als die unmittelbare Erinnerung an seine lebendige Gegenwart zu verblassen anfang, und die Zahl der Christen, die ihn nie gesehen noch gehört hatten, täglich zunahm, war es die erste Sorge der jungen Gemeinden, die „Worte“ zu sammeln, die einen so unaussprechlichen Zauber auf alle Hörer ausgeübt hatten. Einer der wenigen Jünger Christi, die einige Bildung besaßen, der Jöllner Matthäus, verfaßte denn auch um jene Zeit eine

Sammlung der Aussprüche des Heilands, die von den ältesten Vätern unter dem Titel *Logia des Matthäus* oder *Logia des Urmatthäus* viel genannt wird. In aramäischer Sprache — der einzigen Sprache, die Christus und seine Jünger verstanden — waren hier die Worte Christi, soweit sich die unmittelbaren Jünger ihrer erinnerten, zusammengestellt. Erst bedeutend später — nicht früher als 60 Jahre nach dem Kreuzestod — machte sich auch das Bedürfnis nach Lebensberichten fühlbar und führte zu der Verfassung zahlreicher Biographien Christi (siehe Lukas I, 1), von denen nur unsere vier Evangelien auf uns gekommen sind. In unseren Evangelien sind nun die Worte Christi, wie sie der ursprüngliche Sammler Matthäus, schlicht und schmucklos zusammenzutragen bemüht gewesen war, in eine zusammenhängende Erzählung hineingearbeitet worden. Ganz ohne Willkür ging das nicht; um so weniger, als jedes Evangelium eine bestimmte und verschiedene Tendenz verfolgt; und so finden wir dasselbe Wort von den verschiedenen Evangelisten in verschiedenen Zusammenhang gebracht, sowohl bezüglich der begleitenden biographischen Umstände, wie auch — nicht selten — in Bezug auf die unmittelbare Veranlassung und auf die aus dem betreffenden Wort zu ziehende Lehre. Schon der früheste Kirchenhistoriker, Eusebius von Cäsarea, bedauert darum lebhaft den Verlust der *Logia des Urmatthäus*, und es ist ein frommer Wunsch aller Jahrhunderte geblieben, sie möchten einmal entdeckt werden. An gelehrten Versuchen, hier und da aus den Uebereinstimmungen und Abweichungen unserer Evangelisten auf den Bestand jener ursprünglichen Worte Christi zu schließen, hat es nicht gefehlt, doch handelt es sich (mit Ausnahme von H. H. Wendts Lehre Jesu, 1886) um fragmentarische Einsätze, und selbst Wendt bewegt sich in einem solchen Urwald von Hypothesen, daß sein Werk nur wenig Beachtung gefunden hat. Houston Stewart Chamberlain nun, der nicht Theologe ist, hat die Sache von einem ganz neuen Standpunkt angefaßt. Auch er wollte die Worte Christi zusammenstellen, überzeugt, daß diese Worte, losgelöst aus dem umgebenden Text, eine unerwartete, reine, mächtige Wirkung ausüben und für Viele eine wahre Offenbarung der Persönlichkeit Christi bedeuten würden. Doch hat er nicht zu philologischen Argumenten und logischen Induktionen Zuflucht genommen, sondern er hat einfach den altgeheiligten Text unserer Evangelien als unantastbar betrachtet und aus ihm die Worte des Menschensohnes zusammengetragen. Als einziges Gesetz galt ihm: dort wo die Evangelisten von einander abweichen, die kürzeste und schlichteste Fassung zu wählen. Es enthält somit sein Text kein Wort, das nicht aus den Evangelien belegt werden könnte; jede Willkür ist ausgeschlossen. Als willkommene Ergänzung dienen einige schöne Sprüche, die von den ersten Vätern als authentisch zitiert werden, die aber zufällig nicht in einem unserer vier Evangelien aufbewahrt worden. Einen weiteren Charakter der Sammlung bedingt folgender Umstand. Chamberlain hat nicht ein polemisches Werk schaffen wollen; seine Worte Christi sollen nicht irgend einer christlichen Konfession im Kampfe gegen andere christliche Konfessionen dienen; allen Christen und auch allen Nichtchristen soll

dieses Buch zur Belehrung und Erbauung dienen können. Darum hat er die schon vom Konzil zu Chalcedon (451) ausgesprochene und vom Konzil von Trient mit besonderem Nachdruck betonte Unterscheidung zwischen dem Menschen und dem Gott in Christus berücksichtigt, und von seiner Sammlung alles das ausgeschlossen, was lediglich Eigentum der Theologen ist. In Chamberlains Buch redet nur der perfectus homo, der reine Mensch, Allen verständlich. Einhundert und sechzig reinmenschliche Worte sind auf diese Weise aneinander gereiht worden, und zwar mit peinlichster Berücksichtigung der genauen Bedeutung des Textes (zu welchem Behufe die besten exegetischen Werke der Neuzeit benutzt wurden). Besonders lebendig wirkt das Ganze durch die Gruppierung der Worte in sechs Abteilungen nach ihrem Inhalt. Chamberlain unterscheidet Worte Christi: 1. über Glauben und Beten, 2. über Gott und das Reich Gottes, 3. über sich und die Seinen, 4. über die Priester und ihre Religionsgebräuche, 5. über die Welt und die Menschen (Weltweisheit), 6. über Thun und Lassen (sittliche Gebote). Durch diese Gliederung erhält man eine überraschend klare Einsicht in die Lehre Christi, und es ist nicht zu viel gesagt, daß manche Menschen nach dem Durchblättern dieses kleinen Werkes eine lebendigere Vorstellung des Charakters und der Persönlichkeit Christi besitzen werden, als nach jahrelangen theologischen Studien. In einer einleitenden Apologie entschuldigt Chamberlain die Kühnheit seines Unternehmens und erläutert seine Methode. Zugleich gibt er eine gebrängte Darstellung des augenblicklichen Zustandes unseres Wissens in Bezug auf die Evangelien und erörtert namentlich das Verhältnis des Johannes-Evangeliums zu den anderen drei — alles vom Standpunkt des gebildeten Laien aus. Das Heranziehen halbvergeßener Schriften Herders verleiht diesen Ausführungen ein weiteres, literarisches Interesse und zeigt, daß der Verfasser der Grundlagen des 19. Jahrhunderts auch in diesem neuen Werke die Fühlung mit den Heroen des deutschen Denkens nicht verloren hat. Eine Anzahl erläuternder Anmerkungen helfen dem Verständnis schwieriger oder zweideutiger Worte und geben Auskunft über allerhand Dinge, die dem Laien von Interesse sein können.

Das Buch, unter dem schlichten Titel „Worte Christi“, bildet einen handlichen Band in Oktavformat von 280 Seiten und ist Weihnachten 1901 bei der Verlagsanstalt J. Bruckmann N.-G. erschienen. Hundert Exemplare wurden besonders auf holländisches Büttenpapier gedruckt und in der Presse von 1 bis 100 numeriert; sie werden nur geheftet, zum Preise von Mk. 12 das Stück, ausgegeben.

54. Schleiermacher. Zum hundertjährigen Gedächtnis der Neben über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Von M. Fischer, Pfarrer an St. Marcus in Berlin. Berlin. C. A. Schwetsche u. Sohn. 1899. XVI. 258 S. Mk. 3.

Etwas spät kommen wir zur Anzeige dieses Buches. „Ob aber die hier gebotene Arbeit eine Jubiläumsschrift wird heißen können, ist eine andere Frage. Denn sie soll nicht über Schleiermacher handeln, nicht etwa eine neue Untersuchung über die „Neben“, über ihre und

des späteren Schleiermacher Theologie, über ihre und seine Bedeutung aufstellen u. dergl., sondern sie soll einfach ihn darstellen aus ihm selbst, soweit der Verfasser ihn in seinen Werken zu erschauen vermochte. Gewiß ist auch das eine Auslegung, wie jede Darstellung eines Geistes durch und in einem anderen, aber die allerunmittelbarste, unreflektirteste, die sich von ihrem Gegenstande gar nicht trennt, die darum auch mit anderen gar nicht disputieren will. Es möge daher entschuldigt werden, daß keine Urtheile gefällt, keine Betrachtungen angestellt, auch keine Ausführungszeichen verwendet sind. Des Verfassers Gesamtauffassung ist im oben angeführten Nothefchen Worte enthalten und im übrigen hat er nur versuchen wollen, sich in die Geistesarbeit des Schleiermachers Genies hineinzudenken und sie so in einem Ganzen darzustellen, fast vollständig in dessen eigenen Worten, jedenfalls in seinen eigenen Gedankengängen. So hat sich die Dreiteilung ergeben, auf den prophetischen schöpferischen Anfang die philosophische Gründung folgen zu lassen und mit der Darstellung der Predigt, und zwar der aus den letzten Lebensjahren, zu schließen, in der uns der ganze reiche Ertrag dieses Geistes enthalten zu sein scheint. Man redet ja manchmal von einem vielgestaltigen Schleiermacher, von innerlicher Zwiespaltigkeit wenigstens oder Brüchigkeit im ganzen. Es soll darüber, wie aus dem oben Gesagten sich ergibt, hier keine Untersuchung angestellt werden, es ist aber auch nicht versucht worden, eine etwa mangelnde Einheit künstlich herzustellen. Eine Zusammenfassung seiner Ansicht vom „menschlichen Geiste“, wie er ihn in einer vollendeten, wissenschaftlichen „Ethik“ dargestellt sehen möchte, gibt Schleiermacher gegen Ende der ersten Abhandlung „Ueber den Begriff des höchsten Geistes“ (17. Mai 1827 in der Akademie der Wissenschaften): „Sowohl in der Tätigkeit, welche das Bewußtsein bildet und mittheilt, als in der, welche die Dinge dem Menschen anubilden — wird doch die Wirksamkeit der Vernunft erst ihre Selbstoffenbarung, wenn der Geist seine überirdische Heimat darin kundgibt, vermöge derer er das Ewige und Einfache, das schlechthin Seiende auf eine geheimnißvolle Weise in sich trägt. Alles dieses ist eins und keines ohne das andere; aber je nachdem wir den einen Standpunkt nehmen oder den anderen, erscheint das höchste Gut bald als das goldene Zeitalter in der ungetrübten und allgenügenden Mittheilung des eigenthümlichen Lebens, bald als der ewige Friede in der wolvertheilten Herrschaft der Völker über die Erde oder als die Vollständigkeit und Unveränderlichkeit des Wissens in der Gemeinschaft der Sprachen und als das Himmelreich in der freien Gemeinschaft des frommen Glaubens, jedes von diesen in seiner Besonderheit dann die anderen in sich schließend und das Ganze darstellend.“ Und von diesem religiösen Gebiete, vom Himmelreich, heißt es am Schlusse der zweiten Abhandlung noch genauer: „Es ist nur als eine alle einzelnen gleichsam ineinander auflösende Gemeinschaft des tiefsten Selbstbewußtseins mittels geistiger Selbstdarstellung in ernstern Kunstwerken gesetzt.“ Nun ein solches ernstes Kunstwerk geistiger Selbstdarstellung ist die ganze Geistesarbeit Schleiermachers von den „Neben“ an bis zu seiner letzten Predigt, am Sonntag Septuagesimä 1834 wenige Tage vor seinem

Tode gehalten über Mark. 13, 14—37, „von Ermahnung und Lehre des Heilandes an uns in Beziehung auf die natürliche Richtung des menschlichen Geistes auf die uns verborgene Zukunft“. Je länger und inniger ich es anschau, umso sicherer wird mir das Gefühl, daß man das Ganze darstellen muß, aber es auch getrost darstellen darf zum Jubiläum der Reden, in denen der Geist, der es schuf, zuerst auf den Plan trat. Der Verfasser teilt sein Buch in drei Teile: der Prophet, der Philosoph, der Prediger.

55. Lehr- und Lesebuch der Nationalökonomie unter Berücksichtigung der Volkswirtschaft und Finanzwissenschaft. Von Franz Fiedler, Lehrer an der Handelsakademie in Auffsig. Wien. Manz 1903. VIII, 301 S.

Ein im ganzen recht empfehlenswertes Lehrbuch. Nur der letzte Abschnitt „Die Entwicklung volkswirtschaftlicher Ideen“ wäre wohl besser weggeblieben. Auf so engem Raum (14 Seiten) läßt sich das Thema kaum andeuten und eine so kurze Behandlung kann auch nicht belehren, selbst wenn hier alles exakt richtig wäre, was aber auch nicht der Fall ist.

56. Das Dekameron. Von Giovanni di Boccaccio. Leipzig. Insel-Verlag. 1904. 1. Bd. 416 S., 2. Bd. 395 S., 3. Bd. 375 S. M. 10.

In drei zierlichen Bändchen gibt der Leipziger Insel-Verlag eine gute Uebersetzung des Dekameron von Boccaccio heraus. Es existieren genug deutsche Uebersetzungen dieses Werkes, bei dem man oft nicht weiß, ob die Ausstattung oder der Text schlechter ist. Hier ist beides von vorzüglicher Qualität.

57. Novellen. Von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen à 40 Pf. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.

Im Anschluß an die soeben vollständig gewordene wohlfeile Ausgabe von Paul Heyses Romanen beginnt die Cotta'sche Buchhandlung nun auch mit der Herausgabe einer Novellenserie, welche etwa hiebzog Novellen Paul Heyses in einer wohlfeilen Lieferungsangabe den weitesten Kreisen zugänglich machen soll. Die Sammlung ist auf zehn, von dem Dichter selbst zusammengestellte Bände berechnet und wird u. a. auch seine „Trobadornovellen“, das „Buch der Freundschaft“, sowie zwei Bände „Italienische Novellen“ enthalten, also gerade die Schöpfungen, durch welche Heyse seinen Ruhm als Meister der Novelle begründet hat. Er hat die Kunstform der Novelle auf eine beträchtliche Höhe gebracht. Dank einer überaus furchtbaren Phantasie und der Leichtigkeit, mit der er seine Stoffe darzustellen vermag, beschenkt er uns mit einer Fülle von Erzählungen, die, bald ernst, bald tragisch, sonnig heiter oder anmutig spielend, immer echte Kunstwerke sind. Die Anschaffung dieser neuen Auflage ist inolge des billigen Preises sehr erleichtert.

58. Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Von Franz Mehring. 2. verbesserte Auflage. Stuttgart. Dietz Nachf. Erster

Band: Bis zur Märzrevolution. 1903. IV, 388 S. Zweiter Band: Bis zum preußischen Verfassungskstreit. 1903. IV, 378 S. Dritter Band: Bis zum deutsch-französischen Krieg. 1903. IV, 395 S. Viertes Band: Bis zum Erfurter Programm. 1904. IV, 379 S. Preis pro Band broschiert M. 4, elegant gebunden M. 5.

Für die zweite Auflage ist das ganze Werk einer eingehenden Durchsicht und Revision unterzogen worden. Neben stilistischen Verbesserungen, die sich über alle Kapitel erstrecken, ist eine Anzahl von Berichtigungen berichtigt, eine Reihe von Lücken ausgefüllt, und namentlich alles, was inzwischen an neuen Forschungen über die Geschichte der Sozialdemokratie erschienen ist, in dem Text verarbeitet worden. Um den Gebrauch des Buches für praktische und wissenschaftliche Zwecke zu erleichtern, ist die innere Gliederung des Stoffes übersichtlicher gestaltet und in sechs Bücher geteilt worden, die den modernen wissenschaftlichen Kommunismus, die Märzrevolution und ihre Folgen, die Agitation Lassalles, den Streit der Fraktionen, die Einigung der Partei und ihre Geschichte unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes behandeln. Ein Blick auf die neueste Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie schließt das Werk, das auch noch um ein Personenregister vermehrt worden ist.

59. Esoterisches Christentum oder die kleinen Mystereien.

Von Annie Besant. Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Scholl. Leipzig. Th. Grieben (L. Fernau) 1903. VIII. 296 S. M. 3.60.

„Dieses Buch soll dazu anregen, die Gedanken auf die tiefen Wahrheiten zu richten, die dem Christentum zu Grunde liegen, die Wahrheiten, die gewöhnlich übersehen und nur zu oft geleugnet werden. Der großmütige Wunsch, das, was wertvoll ist, mit allen zu teilen, unschätzbare Wahrheiten so weit wie möglich zu verbreiten, niemand von der Erleuchtung durch das wahre Wissen auszuschließen, ist in einen maßlosen Eifer ausgeartet, der das Christentum herabgewürdigt und seine Lehren in einer Form dargeboten hat, welche oft das Herz abtötet und den Verstand entfremdet. Der Befehl: Predigt das Evangelium aller Kreatur ist — obgleich seine Glaubwürdigkeit in Frage gezogen worden ist — als Verbot ausgelegt worden, die Gnosis nur wenigen zu lehren und er hat das weniger populäre Wort desselben großen Lehrers: „Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen“, anscheinend aufgehoben. Diese falsche Sentimentalität, welche die offenbaren Ungleichheiten der Intelligenz und der Moral nicht anerkennen will, die dadurch die Belehrung des höchst entwickelten Menschen auf die Stufe herabdrückt, welche für den am wenigsten entwickelten erreichbar ist und auf diese Art den Höheren dem Geringeren in einer Weise opfert, die beide schädigt — diese Sentimentalität fand in dem männlichen, gesunden Menschenverstand der ersten Christen keinen Raum. Clemens von Alexandrien sagt ganz ohne Umstände als er von den Mystereien spricht: „Sogar jetzt noch fürchte ich, wie geschrieben steht, „die Perlen vor die Säue zu werfen, auf daß sie dieselben nicht zertreten mit ihren Füßen und sich wenden und uns zerreißen.““ Denn es ist schwer, die wirklich reinen und durchsichtigen Worte über das wahre Licht tierischen

und ungezügelter Zuhörern vorzutragen. Wenn wahres Wissen, die Gnosis, wieder einen Teil der christlichen Lehren bilden soll, so kann das nur mit den alten Einschränkungen geschehen und der Gedanke, die Belehrung bis zur Befähigung der am wenigsten Entwickelten herabzudrücken, muß endgiltig aufgegeben werden. Nur indem man die Lehre das Begriffsvermögen der wenig Entwickelten übertragen läßt, kann der Weg zur Wiederherstellung der Geheimlehre freigelegt werden und das Studium der kleineren Mythen muß dem der größeren vorangehen. Die größeren werden nie im Druck veröffentlicht werden; sie können nur von dem Lehrer dem Schüler mitgeteilt werden, „von Mund zu Ohr“. Aber die kleineren Mythen, die teilweise Enthüllung tiefer Wahrheiten, können sogar jetzt schon wieder aufgedeckt werden und dieses Buch hier soll einen Grundriß derselben geben und die Natur der Lehren zeigen, welche man sich zu eigen machen muß. Wo nur Andeutungen gegeben sind, da wird eine ruhige Meditation über die angedeuteten Wahrheiten ihre Umrisse sichtbar werden lassen und das durch fortgesetzte Meditation erlangte hellere Licht wird sie noch deutlicher zeigen. Denn die Meditation hebt die Tätigkeit des niederen Verstandes auf, welcher immer damit beschäftigt ist, über äußere Dinge nachzudenken und wenn der niedere Verstand in Ruhe ist, dann erst kann er von dem Geiste erleuchtet werden. Das Erkennen geistiger Wahrheiten muß auf diese Weise erlangt werden, also von innen und nicht von außen, von dem göttlichen Geiste, dessen Tempel wir sind und nicht von einem äußeren Lehrer. Diese Dinge werden „geistig erkannt“, von dem göttlichen, innewohnenden Geiste, von dem „Sinn Christi“, von dem der große Apostel spricht und das innere Licht wird ausgebreitet über den niederen Verstand. Dies ist der Weg der göttlichen Weisheit, der wahren Theosophie. Sie ist nicht, wie einige denken, eine verschmommene Abart des Hinduismus oder des Buddhismus oder des Taoismus oder irgend einer besonderen Religion. Sie ist esoterisches Christentum ebensowohl als esoterischer Buddhismus und gehört gleichmäßig allen Religionen an, keiner ausschließlich. Sie ist die Quelle der in diesem Buch gegebenen Anregungen, die eine Hilfe für die sein sollen, welche das Licht suchen — das „wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen“, obgleich die meisten ihm noch nicht die Augen geöffnet haben. Es bringt das Licht nicht; es sagt nur: „Dort ist das Licht!“ Denn solches haben wir vernommen. Es wendet sich nur an die wenigen, welche nach mehr als den ihnen gegebenen exoterischen Lehren hungern. Es ist nicht für die bestimmt, welche mit ihren exoterischen Lehren zufrieden sind. Denn warum sollte man denen Brot aufdrängen, die nicht hungern? Möge es denen, die hungern, sich als Brot und nicht als Stein erweisen.“ Die theosophische Literatur wächst in den letzten Jahren immer mehr an. Insbesondere erscheinen in englischer Sprache eine große Anzahl theosophischer Werke. Die bekannte Verfasserin des vorliegenden Werkes, Frau Annie Besant, ist eine der ersten Mächtigsten in dieser Bewegung, daher sind ihre in dieser Richtung gehenden Schriften, und besonders das hier angezeigte, von hervorragender Wichtigkeit.

Für den Inhalt verantwortlich: **Eugene F. Farnsworth.**

Genossenschafts-Buchdruckerei, Wien VIII. Breitenfeldergasse 22.

Steuern als Gewinnungsmittel politischer Majoritäten.

Vortrag, gehalten am 18. März 1904 in Wien von Prof. Dr. Walther Loq (München).

Bis vor wenigen Jahrzehnten war die allgemeine Auffassung vom Zweck der Besteuerung in Staat und Gemeinde, daß Steuern zum Zweck der Deckung des öffentlichen Bedarfs und zwar lediglich zu diesem Zweck erhoben würden. Jede Steuer entzieht zwangsweise den Privatwirtschaften Mittel, die sonst anders verwendet werden könnten. Entweder muß der Verbrauch eingeschränkt werden seitens der Untertanen oder die Kapitalbildung wird gemindert, wenn bei gleichbleibendem Einkommen mehr Steuern erhoben werden. Konsequenz dieser Auffassung vom lediglich finanziellen Zweck der Besteuerung waren drei Forderungen:

1. Es sei wünschenswert, daß Staat und Gemeinde nur so viel als unbedingt nötig ist, den Privathaushaltungen abnehmen. Wenn hohe Steuern als ein Uebel erscheinen, dann mußte es andererseits als besonders beneidenswert angesehen werden, falls mit niedrigen Steuern sägen alle wichtigen Aufgaben der Öffentlichkeit erfüllt werden können. Im Parlament erscheint es von diesem Standpunkte aus verdienstlich, strenge Kritik an den Staatsausgaben zu üben und mit der Bewilligung neuer Steuern zurückhaltend zu sein. Die Engländer halten an diesem Grundsatz so sehr fest, daß es die Regierung als ihre Pflicht ansieht, in Zeiten der Ueberschüsse eine Herabsetzung bestehender Steuern zu beantragen. Die Praxis, bei günstiger Finanzlage Steuern herabzusetzen, ist allerdings auf dem Kontinent weit weniger verbreitet, als in dem Ursprungslande des modernen Parlamentarismus. Doch auch auf dem Kontinente pflegen Parlamentsmitglieder und Stadtverordnete in der Bewilligung erhöhter Steuern, von denen sie auf ihre eigenen Einkommensverhältnisse, oder auf die einflußreicher Wähler belastende Wirkungen fürchten, noch heute sehr zurückhaltend zu sein. Wenn es sich also um Steuern handelt, durch die die Bewilligenden selbst betroffen werden, pflegt man an dem alten Prinzip festzuhalten, daß hohe Steuern höchstens ein notwendiges Uebel, aber nicht um ihrer selbst willen wünschenswert sind.

2. Wenn wirklich Steuern um des Finanzzweckes willen erhoben werden, dann erscheint die alte Forderung von Adam Smith durchaus begründet, daß dem Volke womöglich nur so viel abgenommen werden soll, als der öffentlichen Kasse zufließt. Es erscheint als idealer Zustand, daß nicht nur an den Erhebungskosten möglichst gespart wird, sondern daß auch vermieden wird, gelegentlich der Besteuerung Verlastungen herbeizuführen, deren Ergebnis einigen Sonderwirtschaften und nicht vollständig dem Fiskus zugute kommt.

3. Wenn endlich die Steuer ein notwendiges Uebel ist, ein Opfer, welches für Staat und Gemeinde gebracht werden muß, aber nicht unnötig vergrößert werden soll, so ergibt sich das Streben, die Bürger mit der Notwendigkeit des Opfers dadurch zu versöhnen, daß möglichst den Forderungen der Gerechtigkeit entsprochen wird. Es ist zwar überall nur in sehr bescheidenem Maße gelungen, die Steuerpflicht nach der Leistungsfähigkeit der Bevölkerung abzustufen. Gelingt es auch unter bestimmten Voraussetzungen, bei veranlagten Steuern und bei Erbschaftssteuern Maßstäbe zu finden, die zum Teil recht genau die Leistungsfähigkeit berücksichtigen, so ist das Maß der Durchführung dieses Prinzips bei den Verbrauchssteuern und Zöllen, auch bei den Verkehrssteuern, stets sehr beschränkt. Man gesteht zu, daß insbesondere Verbrauchssteuern und Zölle auf unentbehrliche Genußmittel in einem gewissen Widerspruch mit dem Prinzip der Belastung nach der Leistungsfähigkeit stehen; man nimmt es mit Resignation hin, daß in Großstaaten überall die Haupteinnahmen in einer Form aufgebracht werden, welche der Leistungsfähigkeit nur sehr wenig gerecht wird. Man entschuldigt es damit, daß die Ausgaben unserer Großstaaten so beträchtliche sind, daß auf eine Heranziehung der vielen kleinen Einkommen nicht verzichtet werden könne, und man verweist darauf, daß eine ergiebige Besteuerung der ärmeren Klassen mit direkten Steuern technisch unzuweckmäßig sei. Kurz man entschuldigt Mängel des bestehenden Zustandes mit der Schwierigkeit des Problems, tröstet sich vielleicht auch mit optimistischen Annahmen über das schließliche Ergebnis der Uebervälzung von Steuern: aber im Prinzip motiviert man die Opfer, die gebracht werden müssen, damit, daß es sich um das unbedingt Nötige handle und daß in dieser unvollkommenen Welt nicht alle idealen Ziele immer so verwirklicht werden können, wie es wohlwollende Regierungen und Parlamentarier gerne möchten. Man betrachtet es als eine große Errungenschaft, wenn es Staatsmännern gelingt, in einer nicht allzu drückenden Form, genau so viel als der öffentliche Bedarf erfordert, durch Steuern aufzubringen.

Auch solange diese Auffassung die allein herrschende war, wurde nicht unbedingt geleugnet, daß gelegentlich gewisse Steuern auf eine bisher rückständige und bedürfnislose Bevölkerung wirtschaftlich erziehllich wirken können. Verfechter des Sages, daß sich die Menschen nur zum Fortschritt anstrengen, wenn es ihnen nicht zu gut geht, hat es immer gegeben. Aber gerade dieses Argument geht ja auch von der Erwägung aus, daß an sich hohe Steuern eine Last seien, nur daß man dann argumentiert, etwas Verlastung schade dem Volke nichts.

Zudem war solche wohlwollende Pädagogik doch meist nur ein Vorwand, nicht der eigentliche Zweck der Besteuerung.

Eine wesentlich neue Auffassung hat dem gegenüber Professor Adolf Wagner vertreten. Außer dem rein finanziellen nächsten Zweck der Steuer könne auch noch ein zweiter, „ein sozialpolitischer Zweck unterschieden und aufgestellt werden, nämlich der Zweck, regulierend in die Verteilung des Volkseinkommens und Vermögens einzugreifen“. Adolf Wagner hat neuerdings diesen zweiten Zweck noch dahin erweitert, „daß auch noch regulierend in die Verwendung des Einkommens und Vermögens eingegriffen werden kann“. Diese Auffassung Adolf Wagners vom sogenannten sozialpolitischen Nebenzweck der Besteuerung hat den heftigsten Widerspruch gefunden. Und dieser Widerspruch erscheint auch keineswegs unbegründet, wenn untersucht werden soll, ob ein Eingriff in die Verteilung des Volkseinkommens durch Steuern wünschenswert ist. Es erscheint ebenso sehr zweifelhaft, ob der sogenannte sozialpolitische Zweck der Besteuerung sich mit dem rein finanziellen verträgt. Das Motiv, daß Opfer gebracht werden müssen um der öffentlichen Ausgaben willen, büßt an überzeugender Kraft ein, wenn Steueropfer auch zugemutet werden, ohne daß der öffentliche Bedarf dazu zwingt. Das mühevolle ehrliche Bestreben, die Steuerlast einigermaßen nach der Leistungsfähigkeit abzustufen, wird durchkreuzt, wenn andere Zwecke daneben verfolgt werden. Aber wir wollen uns einmal nicht bloß mit dem Wünschenswerten, sondern mit der Darstellung des Tatsächlichen beschäftigen. Und hier hat Adolf Wagner m. E. in einem unzweifelhaft recht: es gibt in der Gegenwart und hat auch in der Vergangenheit Fälle gegeben, in welchen Steuern und Zölle Einfluß auf die Verteilung des Volkseinkommens geübt haben und üben sollen. Wir müssen es ehrlich aussprechen, daß die Beschränkung der Besteuerung lediglich auf den finanziellen Zweck nur bei einem streng durchgeführten freihändlerischen Handelssystem möglich ist, während bei jedem Protektionismus im Steuer- und Zollsystem Wirkungen geradezu beabsichtigt sind, die die Verteilung des Volkseinkommens abweichend vom Spiele der freien Kräfte beeinflussen. Ob die Wirkung der Begünstigungen, wenn einmal vom rein finanziellen Zweck der Besteuerung abgewichen wird, den Ehrennamen sozialpolitischer Wirkungen verdiene, ist eine ganz andere Frage, die wir erst beantworten können, wenn wir über die Tatsachen möglichst leidenschaftslos einen Ueberblick gewonnen haben.

Nach langem Ringen mit dem Protektionismus war in der Zeit von Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Burenkrieges in Großbritannien durch Peel und Gladstone ein Besteuerungssystem durchgeführt worden, welches peinlich den Gedanken verwirklichte, Steuern lediglich für finanzielle Zwecke und unter Ausschluß irgendwelcher Begünstigung zu erheben. Die Haupteinnahmen lieferten Verbrauchssteuern und Zölle. Diese Lasten werden von den breiten Massen aufgebracht. Aber kein notwendiger Verbrauchsartikel, weder Getreide, noch Fleisch und Speck, noch Zucker oder Salz war bis zum Ausbruch des Burenkrieges Verbrauchssteuern und Zöllen unterworfen.

Die Abgaben auf Spirituosen, deren Wirkung sich jedermann ohne Gefährdung seiner Gesundheit entziehen kann, und die Zölle auf Tabak, Tee, Südfrüchte, brachten die großen Einnahmen. Der Zusammenhang zwischen Zoll- und Steuersystem war so gewahrt, daß die fiskalische Belastung voll dem Fiskus zugute kommt. Zölle wurden nur erhoben auf Artikel, die in England nicht erzeugt werden, z. B. Tabak und Wein, oder auf Artikel, deren Herstellung in England möglichst genau entsprechend dem Zoll besteuert wird. Eine verschieden hohe Verzollung, je nachdem die eingeführte Ware aus englischen Kolonien oder dem Auslande stammt, wurde abgelehnt, denn der Preis für verschieden hoch verzollte Ware würde ja in England derselbe gewesen sein, also eine Begünstigung dem Lieferanten der niedriger verzollten Ware gewährt werden. Eine solche Begünstigung kann aber nur gewährt werden, indem der Fiskus auf einen Teil des möglichen Zollertragnisses zu Gunsten bevorzugter Lieferanten verzichtet. Da eine solche Begünstigung im Widerspruch mit dem Satz steht, alle Wirkungen des Steuersystems lediglich dem Fiskus zugute kommen zu lassen, mußte der Freihändler eine differentielle Zollpolitik gegenüber den Kolonien ablehnen. Für irgendwelche, aus Steuermitteln zu gewährenden Ausfuhrprämien oder für Produktionsprämien war in diesem System kein Platz, denn sonst wären Steuern statt für den Staatsbedarf für Erhöhung des Einkommens einzelner Schichten erhoben worden. Einen ergänzenden Abschluß fand dies Steuersystem durch die Erbschaftsteuer mit stark progressiver Ausgestaltung und die veranlagten Steuern, insbesondere die allgemeine Einkommensteuer. Bei der Erbschaftsteuer, der Einkommensteuer, der Häusersteuer, war die Freilassung eines Existenzminimums durchaus verträglich mit dieser Politik. Denn die Rechtfertigung der indirekten Steuern und Zölle lag ja gerade darin, daß die dürftigeren Klassen vorwiegend in dieser Form ergiebig besteuert würden. Es war ein Steuersystem, welches der neueste Vorkämpfer einer Rückkehr zum Merkantilismus, Josef Chamberlain, eine profitlose Besteuerung nennt. Es läßt sich sehr streiten, ob dem gegenüber das, was er wissenschaftliche Besteuerung nennt, eine Verbesserung bedeuten würde. Zutreffend ist aber, daß Profite einzelner britischer Unternehmerklassen auf Kosten der Gesamtheit, also Nebenzwecke der Besteuerung neben den rein finanziellen, konsequent vermieden waren. Ich will nicht behaupten, daß sozialpolitisch die Schicht, der wir unser Interesse besonders zuwenden, die von der Arbeit lebende Bevölkerung, beim Ausschließen jedes nicht finanziellen Zweckes der Besteuerung und zugleich im Vollbesitz uneingeschränkten Koalitionsrechtes, eines trefflichen Genossenschaftswesens und einer vorgeschrittenen Arbeiterschutzgesetzgebung sich schlechter befunden hat, als in Ländern, welche den Nebenzweck eines Eingriffes in die Einkommensverteilung neben dem finanziellen Zweck der Besteuerung verwirklichen. Der letztere Typus begegnet uns in der älteren englischen Geschichte vom 17. Jahrhundert bis ins 19. Jahrhundert, er begegnet uns im Merkantilssystem der kontinentalen Staaten und er ist zum vollsten Siege gelangt mit dem Erstarken der schutzzöllnerischen Strömungen seit Ende der Siebziger-

Jahre des 19. Jahrhunderts in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Nordamerika und Rußland. In der modernen Entwicklung der Länder, welche nicht auf profitlose Besteuerung sich beschränken, zeigt sich der Eingriff in die Verteilung des nationalen Einkommens in den Beziehungen zwischen Zollpolitik und innerer Besteuerung, zum Teile in der Kolonialpolitik, ferner im Bestehen von Ausfuhrprämien, endlich darin, daß die Besteuerung Nebenzwecke zu Gunsten schwacher Betriebsformen oder zur Bekämpfung sogenannter hassenswerter Gewerbe aufweist.

In den protektionistischen Ländern gibt es stets auch einen Bestand an Zöllen und Steuern, die lediglich mit Rücksicht auf einen möglichst hohen Finanzertrag erhoben werden. Der deutsche Teezoll, die Zölle auf Süßfrüchte in allen nördlichen Ländern, gehören in diese Kategorie; ebenso die Einkommensteuern, Vermögenssteuern. Wo indes ein Zoll auf Artikel, die auch im Inlande hergestellt werden können, wie Branntwein, Zucker, Tabak usw. erhoben wird, zeigt sich hier eine schutzzöllnerische Tendenz, der Zoll auf das fremde Produkt wird womöglich höher bemessen als die Steuer von der einheimischen Ware. Gelingt es kartellierten Lieferanten solcher geschützter Artikel, den Inlandspreis gegenüber dem Weltmarkt außer um die Höhe der Steuer auch noch weiter entsprechend dem sogenannten Ueberzoll zu steigern, so zahlt der inländische Verbraucher Preise, als ob die Verbrauchssteuer gleich dem Zoll wäre. Der Kartellnutzen wird aber nicht für den Fiskus vereinnahmt, sondern zu Gunsten der Erzeuger des geschützten Produktes. Keineswegs allen Einfuhrzöllen protektionistischer Länder entspricht aber immer und überall eine Verbrauchssteuer, sei sie auch niedriger, auf das einheimische Produkt. Getreide und Eisen, aus dem Ausland kommend, sind in Mitteleuropa staatlichen Zöllen unterworfen, das einheimische Produkt aber steuerfrei. So weit die Zölle verteuern wirken, wird auch der Preis der einheimischen Ware gesteigert. Ein Gewinn aus den Wirkungen dieser Politik fließt aber dem Fiskus nur so weit zu, als eingeführte Waren konsumiert werden. Ein eventueller Ueberpreis am einheimischen Produkt belastet zwar die Verbraucher, entgeht jedoch dem Fiskus; der Gewinn an Ueberpreisen fließt begünstigten einheimischen Unternehmern zu. Nicht stets, wo uns solch ein reiner Schutz Zoll begegnet, wird die Wirkung erreicht, daß der Inlandspreis um den Zollbetrag den Weltmarktpreis übersteigt. Nicht alle zollgeschützten Unternehmer finden ihr Einkommen in höheren Preisen durch diese Politik gesteigert. In zwei Fällen ist die Wahrscheinlichkeit, daß infolge des Zolles die Preise relativ erhöht werden, daß also Lasten zu Gunsten privater Sonderinteressen und nicht bloß des Fiskus auferlegt werden, am größten:

1. wenn die einheimischen Produzenten kartelliert sind und wie die Eisenindustriellen Deutschlands und Oesterreichs den heimischen Markt knapp halten, preisdrückende Vorräte unter Umständen sogar mit Opfern exportieren, kurz planmäßige Anpassungen des Angebots kombiniert mit einem System privater Ausfuhrprämien durchzuführen wissen;

2. bei Artikeln, in welchen regelmäßig die einheimische Produktion nicht ausreicht, den Bedarf des zollgeschützten Landes zu einem erheblichen Bruchteil zu decken. Wird in solchem Fall insbesondere noch durch ein System von staatlichen Ausfuhrprämien ermöglicht, daß Gegenben mit lokalem Ueberfluß ihre Bestände nach dem Auslande abstoßen können, so kann der Ueberpreis entsprechend dem Zollschutz voll zur Wirkung kommen, selbst wenn die geschützten Produzenten nicht kartelliert sind. Seitdem Deutschland für Getreide verdeckte Ausfuhrprämien in Form der Zollscheine ohne Prüfung der Identität der exportierten und importierten Ware gewährt, also seit 1894, wirken die deutschen Getreidezölle voll preisverteuernd, während Frankreich in den Jahren einer reichen heimischen Ernte seine hohen Getreidezölle beim Fehlen eines solchen Ausfuhr-Prämiensystems keineswegs voll verteuernd wirken sieht.

Eine protektionistische Politik kann zur Gewährung von Ausfuhrprämien, wie eben dargelegt, schon durch das Bestreben, den Zollschutz voll wirksam zu machen, gebrängt werden. Aber auch sonst begegnen derartige Zuwendungen — als Entschädigung für die durch Schutz-zollpolitik bewirkte Verteuerung. — im Musterlande des modernen Protektionismus in Frankreich z. B. für den Schiffsbau. Frankreich kehrt auch im Grundsatz der differentialen Behandlung des Kolonialhandels immer mehr zur Politik des alten Merkantilismus zurück.

Ist die Ausfuhrprämien-Wirtschaft und eine Vorzugsbehandlung der Kolonien nicht in allen schutzzöllnerischen Ländern durchgeführt, so begegnet, wenn man vom Grundsatz der profitlosen Besteuerung einmal abgegangen ist, regelmäßig eine andere Erscheinung. Man richtet gewisse inländische Steuern, z. B. diejenigen auf Branntwein — so lange es ging auch diejenigen auf Zucker — derart ein, daß außer dem Fiskus auch noch einige Privatleute bei dieser Gelegenheit mitverdienen. Die Technik zur Erreichung einer solchen Politik ist verschiedenartig. Man kann Liebesgaben derart gewähren, daß der Normal-satz der Besteuerung für bestimmte bevorzugte Betriebe, wenn sie innerhalb eines Kontingents bleiben, ermäßigt wird. Es ist das eine Art Refaktien-system beim Besteuerungsbetrieb. Oder man kann gewisse, lästige Konkurrenten der bevorzugten Steuerzahler — z. B. Melassebrennereien oder gewerbliche Brennereien — mit Extrasteuern belasten. Oder man kann durch ein System der Kontingentierung den bestehenden Betrieben eine Art Realrecht gewähren, ihnen also die Möglichkeit verschaffen, unter Ausschluß leistungsfähiger Konkurrenten gemeinsam mit dem Fiskus sich am Publikum zu entschädigen. Oder man kann noch weiter gehen und sogenannte hassenswerte Gewerbe durch Sondersteuern zur Genugthuung des Mittelstandes strafen. Hierher gehört die Besteuerung der Großmühlen in Bayern, welche progressiv nach dem vermahlenden Getreidequantum abgestuft werden kann; ferner die Sonderbesteuerung aller kapitalistischen und genossenschaftlichen Betriebsformen, welche dem Kleinkaufmann durch ihre Konkurrenz es erschweren könnten, enorme Aufschläge im Detailpreis zu fordern. Hierbei ist es dann aber üblich, lediglich Warenhäuser, Versandhäuser und städtische Konsum-

vereine als hassenstwerte Gewerbe steuerlich zu strafen, während man meistens Kornhäuser und landwirtschaftliche Genossenschaften begünstigt und hier die Ausschaltung des Zwischenhandels als wünschenswert proklamiert.

*

Wir haben festgestellt, daß ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen einer profitlosen Besteuerung, die keinen Gewinn in private Taschen wandern läßt, und dem Steuersystem einer Begünstigungspolitik bestehen kann. Naturgemäß kommt es aber nicht bloß auf die Formen der Aufbringung der Steuern an. Eine Begünstigungspolitik kann sich auch darin äußern, daß Steuern, die nach der Leistungsfähigkeit erhoben, oder auch unter privater Gewinnbeteiligung mit Begünstigungspolitik organisiert sind, in ihrem Ertragnis sehr verschieden verwendet werden können. Man kann in einem Staate, der aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt ist, einen Zustand eintreten lassen, bei welchem die eine Nationalität im wesentlichen die Steuern aufbringt, während die Ertragnisse vorzugsweise zuunsten einer anderen begünstigten Nationalität verwendet werden. Oder man kann — auch wo die Nationalitätenfrage keine Rolle spielt — die Ertragnisse der Besteuerung verwenden, um Bedürfnisse derjenigen sozialen Schichten zu befriedigen, die zu den Lasten wenig oder nichts beizutragen haben. Auch in solchem Falle ist nicht zu leugnen, daß die Besteuerung, bezw. die Verwendung des Steuerertragnisses in die Einkommensverteilung korrigierend und abändernd eingreift. Ist dies aber Sozialpolitik? Begrifflich wäre der Fall denkbar, daß ein Land, in welchem das Proletariat vorherrscht, lediglich durch progressive Besteuerung der Wohlhabenden über den öffentlichen Bedarf hinaus Geld aufbringen würde und diese Summe entweder in bar an die ärmeren Klassen verteilen, oder zur Bestreitung von Haushaltsausgaben der ärmeren Bürger verwenden würde. Allenfalls kommt es in kleinen Landgemeinden vor, daß eine bäuerliche Majorität, die wenig oder nichts steuert, Gemeindesteuern zu Lasten eines einzigen reichen Mitbürgers dekretiert und das Ertragnis zur Befriedigung von Bedürfnissen verwendet, an denen vorzugsweise die Nichtsteuerzahler interessiert sind. Teils durch plutokratische Wahlrechte in der Gemeinde, teils durch Eingriffe der beaufsichtigenden staatlichen Gewalt, teils endlich durch die Drohung des benachteiligten Höchstbesteuerten, daß er auswandern werde, wird meistens solchen kommunistischen Gelüsten der Kleinbauern erfolgreich entgegengearbeitet. Man hat allerdings behauptet, daß in der Verwendung des Steuerertragnisses in Großstaaten ein ähnlicher kommunistischer Zug zugunsten des Proletariats ebenfalls begegne. Die Beispiele, welche man hiefür anführt, erscheinen jedoch bei näherer Prüfung recht wenig geeignet, diese Behauptung zu stützen. Wenn beispielsweise bei der Erhöhung der deutschen Lebensmittelzölle im Dezember 1902 im deutschen Reichstage beschlossen wurde, daß der Mehrertrag einer Witwen- und Waisenversicherung der Arbeiter zugute kommen solle, so kann nicht im mindesten

davon gesprochen werden, daß die Reichen zugunsten der Armeren besteuert werden. Nicht einmal der größere Teil der Lasten, die durch Lebensmittelzölle den Massen auferlegt werden, wird der Witwen- und Waisenversorgung zugewendet. Der Zoll soll gleichmäßig die eingeführten und die in Deutschland erzeugten Lebensmittel im Preise beeinflussen. Nur ein Teil des Bedarfes wird eingeführt und bringt Zollerträge. Für je 1 Mark Ueberpreis, welchen die deutschen Verbraucher aufbringen, nimmt das Reich bei Forterhaltung eines beträchtlichen Einfuhrbedarfes an Zoll vielleicht etwa 20 Pfennig ein. Die Verbraucher müssen also fünfmal so viel aufbringen als der Witwen- und Waisenversorgung im günstigsten Falle zufließt. Aber liegt denn nicht dann, so könnte man fragen, eine sozialpolitische Regulierung der Einkommensverteilung zugunsten des Proletariats vor, wenn mit veranlagten Steuern in Stadt und Gemeinde vorwiegend von den Besitzenden Geld beigebracht wird, um Schulgeldfreiheit in Volksschulen zu ermöglichen; ferner um Zuschüsse zu den Kosten der höheren Unterrichtsanstalten zu bestreiten? Sparen nicht hierdurch die Eltern der Volksschüler, ebenso übrigens die Eltern der Gymnasiasten und Hochschulfstudenten an Schulgeld? Hierauf ist zu antworten, daß hier öffentliche Zuschüsse zu den Kosten des individuellen Bedarfes einzelner Privathaushaltungen nicht deshalb gewährt werden, weil es sich um Einzelbedürfnisse der Privathaushaltungen handelt, sondern weil ein Kollektivbedürfnis zusammenfällt mit der Befriedigung der Einzelbedürfnisse. Die Staatspolitik der Länder mit allgemeiner Schulpflicht, also nicht Spaniens und Belgiens, aber großer, mitteleuropäischer Staaten, sowie der Schweiz, betrachtet es als eine Stärkung der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Kraft des Volkes, wenn Kenntnisse verbreitet sind. Man erzwingt die Aneignung eines Minimums von Kenntnissen von jedermann. Man verlangt Nachweis des Besuches höherer Lehranstalten und Ablegung von Prüfungen als Voraussetzung für Staatsämter und für Zulassung zu liberalen Berufsarten; die Konsequenz ist, daß die Staatspolitik Opfer um des staatlichen Interesses willen dafür bringen muß, daß auch die mit Glücksgütern weniger gesegneten Klassen das geforderte Bildungsniveau erreichen können. Die Zuschüsse zum Bildungswesen stellen ebensovienig einen Eingriff in die Vermögensverteilung zugunsten des Proletariats dar, wie etwa die unentgeltliche Ernährung, Ausrüstung und Ausbildung, welche in Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht auf Kosten des Militäräfers den Soldaten gewährt wird, die zur Ausbildung für künftige, kriegerische Leistungen zur Fahne einberufen werden. Auch hier ist nicht der Zweck, Staatsbürgern auf zwei Jahre oder länger die Kosten des eigenen Unterhaltes zu ersparen, sondern ein Kollektivbedürfnis, die Ausbildung zur Wehrhaftigkeit unter zangsweiser Heranziehung aller leistungsfähigen — auch der mit Glücksgütern nicht gesegneten Personen — wirksam durchzuführen.

*

Es ist vielleicht kein zufälliges Zusammentreffen, daß in Ländern, welche zugunsten einheimischer Unternehmerichten ihre Besteuerung einrichten, unter Umständen auch eine Begünstigungspolitik mit der Wirkung wirtschaftlicher Bereicherung in der Verwendung der Steuererträge sich vereint. Wenn im französischen Staatshaushaltsplane für 1900 es uns begegnet, daß an baren Prämien aus Steuererträgen, zu denen auch die Mermten beitrugen, 21 Millionen Franken für die Handelsmarine, 8.3 Millionen für den Seidenbau und die Seidenweberei, 2½ Millionen für den Leinen- und Hanfbau und zirka 5 Millionen für die Seefischerei ausgesetzt sind, so ist hier durch den Gang der französischen Politik die Förderung der individuellen Bedürfnisse der mit Prämien unterstützten Unternehmer, als mit einem Kollektivbedarf zusammenfallend anerkannt worden. Es ist einfach eine Frage der politischen Macht, wenn einmal Begünstigungen aus allgemeinen Mitteln ausgeteilt werden, welche individuellen Sonderbedürfnisse, zu deren allgemeiner Erfüllung keineswegs ein Gesetz Alle zwingt, als im Interesse der Staatsraison liegend, anerkannt werden. In unseren mitteleuropäischen Großstaaten ist diese Machtverteilung nicht derart, daß beim Kampfe um die Staatskrippe die Proletarier sich in die ersten Reihen drängen können. Wo sich eine Art Kommunismus in der Verwendung der Steuererträge zugunsten der Befriedigung von Einzelbedürfnissen geltend macht, kommen die kartellierten Unternehmer der Großindustrie bei Staatslieferungen, die ansässigen Gewerbsunternehmer bei Gemeinbelieferungen, agrarische Interessenten bei Verteilung staatlicher Zuschüsse an Viehversicherung usw., auch beim Wettbewerb um die Versorgung der Proviantämter erfahrungsgemäß leichter zu ihrem Ziel, als die breiten Massen, deren einzige Einkommensquelle ihre Arbeitskraft ist. Wer unter Sozialpolitik in erster Linie Bestrebungen zugunsten der arbeitenden Klassen versteht, kann nicht zugeben, daß die Begünstigungspolitik, wo heute Nebenzwecke in der Besteuerung oder in der Verwendung der Steuern erkennbar werden, vorzugsweise zugunsten des Proletariats wirkt. Ein konkreter Fall möge dies veranschaulichen. Wenn es gelingt, durch Umsatzsteuern Warenhäuser und Konsumvereine daran zu hindern, das Publikum wohlfeiler zu versorgen, als es dem ansässigen Detailhändler lieb ist, so wird der Haushalt der ärmeren Klassen mit größeren Ausgaben belastet. Der Zweck ist, den Abstand zwischen Kleinhandels- und Großhandelspreis so hoch zu bemessen, daß selbst bei dem übermäßigen Zubrang zum Detailhandel, unter dem wir leiden, der herkömmliche Betrieb seine Rechnung findet. Der größere Teil der Wirkung fließt also auch hier nicht dem Fiskus oder der Gemeinde als Steuerertrag, sondern dem geschützten Detailisten, oder dem Hausbesitzer, der nun höhere Ladenmieten von ihm verlangen kann, zu.

*

Es war mein Zweck, im bisherigen nachzuweisen, daß es in der Tat zutreffend ist, zu behaupten, daß in vielen Ländern neben dem rein finanziellen Zweck der Besteuerung Nebenzwecke verfolgt werden, daß

auch die Finanzwirtschaft in solchen Fällen wirklich regulierend in die Verteilung der Einkünfte eingreifen kann. Zugleich wollte ich aber ebenfalls nachweisen, daß, wenn die Hebung der von der Arbeit lebenden Klassen als vornehmstes Ziel der Sozialpolitik anerkannt wird, die Begünstigungspolitik bisher regelmäßig das Arbeiterinteresse mehr belastet als fördert. Wenigstens unter einer Voraussetzung. Wenn nämlich Begünstigungspolitik an sich lebensfähigen, zukunftsreichen, aufsteigenden Unternehmungsformen auf kurze Zeit als Erziehungsschutz gewährt wird, dann kann es sein, daß das von der Gesamtheit gebrachte Opfer ein nur vorübergehendes ist und sich später in Mehrleistung der gesamten Volkswirtschaft reichlich lohnt. Insbesondere die Begünstigungspolitik, welche in bisher agrarischen Staaten eine Industrie, die später ohne Zollschutz konkurrenzfähig ist, im Jugendalter stützt, stellt jedenfalls an die arbeitende Bevölkerung nicht solche Anforderungen Opfer zu bringen, wie eine Politik des Schutzes der Landwirtschaft durch Lebensmittelszölle, oder wie eine Politik des Schutzes der Kartelle durch Industrieszölle, die über die Zeit der Erziehung einer jungen Industrie hinaus aufrecht erhalten werden. Wenn die merkantilistischen Fürsten in Oesterreich, Deutschland, Frankreich eine Begünstigungspolitik auf Kosten der Grundbesitzer trieben, so konnte man dafür geltend machen, daß die im Feudalismus maßgebenden Klassen ihre Steuerprivilegien noch in der absolutistischen Ära zäh aufrecht erhalten hatten und zu den Lasten des Staates unverhältnismäßig wenig beitrugen. Heute haben wir den Grundsatz der Allgemeinheit der Besteuerung. Der letzte Rest der Steuerromantik ist mit Ablösung der Steuerfreiheit der Standesherrn in Deutschland beseitigt. Die Zeit des Erziehungsschutzes ist in Deutschland, Oesterreich, Frankreich längst vorbei. Trotzdem begegnet uns eine ausgesprochene Begünstigungspolitik. Verruht dies etwa nur auf einem Zufall? Um hierauf zu antworten, müssen wir die politischen Zusammenhänge gegenüber den ökonomischen würdigen. Es ist einleuchtend, daß eine sogenannte profitlose Besteuerung, ein System, bei welchem es keinen Nebenverdienst für irgend welche begünstigte Unternehmer gibt, nur von einer sehr starken Regierung gewährt werden kann. Eine starke Regierung in diesem Sinne kennzeichnet sich nicht in erster Linie durch die Entfaltung von Polizeiennergie. Sonst wäre die Regierung Napoleon III. nach dem Staatsstreich die stärkste aller Regierungen gewesen. Eine starke Regierung im dem Sinne, daß sie es wagen darf, ohne Begünstigungspolitik einen großen Steuerbedarf möglichst unter Wahrung der Gerechtigkeit, also der Belastung nach Leistungsfähigkeit aufzubringen, ist nur diejenige, bei welcher das Volk hinter der Regierung steht: hierzu gehört eine Erziehung des Volkes zum *Esprit public*, und zweitens eine Handhabung der Politik im Sinne einer steuerzahlenden Bevölkerung, die lebhaften Anteil am öffentlichen Leben nimmt. Schwache Regierungen, bei denen eine dieser Voraussetzungen fehlt, haben häufig genug in der Geschichte ihre Zuflucht zu einer Begünstigungspolitik nehmen zu müssen geglaubt. Um Steuern bewilligt zu bekommen, beschritt man nicht den nächstliegenden Weg, so viel einzufordern als unbedingt nötig ist,

sondern man verlangte Steuern und Zölle, die dem Volke noch etwas mehr abnehmen, als dem Fiskus zufließt; man benutzte dann das Mehrerträgnis als Gewinnungsfonds politischer Majoritäten. Und zeitweilig ist der Erfolg einer solchen Finanzpolitik scheinbar glänzend. Ist die Begehrlichkeit einmal geweckt, so werden dann den Finanzministern Steuern angeboten, die sie gar nicht verlangt haben, z. B. auf „hassenswerte“ Gewerbe und während sonst hohe Steuern und Zölle als ein Uebel bekämpft wurden, drängen dann die Parlamente zu fortgesetzten Zollerhöhungen, werden beispielsweise Getreidezölle der mittleren Linie, die eine hochschutzzöllnerische Regierung vorschlägt, von den Ueberagrariern noch als viel zu niedrig bezeichnet. Die Annahme des Prinzips, durch Steuervorteile politische Majoritäten zu gewinnen, kann nun aber weittragende Wirkungen auf das Verhältnis von Parlament und Regierung üben, die sich keineswegs darauf beschränken, daß vorübergehend die Stellung einer aus irgend einem Grunde unpopulären Regierung mittelst Begünstigungspolitik gestärkt wird. Das Problem, um das es sich hier handelt, war ein weit einfacheres zur Zeit, als die Massen noch nicht zu politischem Denken erwacht waren und auch die Wahlrechte ihnen noch keine Einflußnahme gewährten. Wenn Wilhelm III. und seine Nachfolger, solange die Dynastie bedroht werden konnte, eine Begünstigungspolitik inaugurierten, so hinderte das nicht, daß zwei große Parteien sich in der Herrschaft ablösen konnten. Tories und Whigs waren nur verschiedene Schattierungen der am parlamentarischen Gewinnungsfonds beteiligten Privilegierten und der englische Parlamentarismus in der merkantilistischen Zeit war durch die Begünstigungspolitik nicht dazu geführt, daß eine Partei stets als die gut gesinnte, die andere stets als von der Regierung ausgeschlossen und zu unfruchtbarer Opposition verurteilt dastand. Auch wenn in der Gegenwart ein Wahlrecht der Massen anerkannt wird, wie in den Vereinigten Staaten, ist dann, wenn sich zwei große Parteien in der Herrschaft ablösen, zwar mancher Anlaß zur Korruption gegeben, wenn Begünstigungspolitik getrieben wird; indessen die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß ohne gewaltsame Erschütterungen der Verfassung, wenn die Geduld des Volkes durch Vereicherungs- und Truismisbräuche der Schutzzöllner erschöpft ist, die freihändlerische Partei auch einmal wieder zur Regierung kommt und die profitlose Besteuerung durchführt. Viel schwieriger wird das Problem, wenn die Massen zu politischem Bewußtsein erwacht sind und politische Rechte erkämpft haben, die Regierung aber aus irgend welchen Gründen eine Begünstigungspolitik eingeführt hat und sich zersplitterten Oppositionsparteien gegenüber sieht. Gehört es dann zu den Traditionen des Staates, daß eine permanente Bureaucratie regiert und Mißtrauensvoten und parlamentarische Niederlagen von den Ministern nicht mit Demission beantwortet werden, so entwickelt sich leicht ein Zustand, in welchem die Regierung oft mehr als ihr lieb ist von den Begünstigten, denen sie sich einmal verrieben hat, abhängig gemacht wird. Die aus der Schutzpolitik bereicherten Kreise müssen dann darnach streben, permanente Regierungsparteien zu bleiben, und müssen darnach streben, die Re-

gierung in dauernde Kämpfe mit freihändlerischen Oppositionsparteien und die Oppositionsparteien in dauernden Konflikt mit der Regierung zu bringen. Denn eine regierungsfähige Opposition würde die durch Begünstigungspolitik gesicherten Renten bedrohen. Die geschützten Existenzen müssen darauf einwirken, daß maßgebende Faktoren sie stets als die Gutgefinnten, ihre Gegner aber als staatsgefährliche Elemente ansehen. Wenn zugleich ein Wahlrecht herrscht, welches den Massen politischen Einfluß gibt, müssen in solchem Falle in ihrem eigensten Interesse die am Schutze Interessierten auf eine Beschränkung des Wahlrechtes hinarbeiten. Gelingt ihnen dieses nicht, so müssen sie sich Zuzug aus breiteren Schichten schaffen. Sie müssen sich verbünden mit irgend welchen in Folge der Entwicklung niedergehenden Schichten und müssen sich deren Forderungen zu eigen machen. Da die Regierung auf die Hilfe der Gutgefinnten, der Ordnungsparteien angewiesen ist, muß sie auch die Hintermänner, die Stimmgeber — mögen sie niedergehende kleine Kaufleute oder Gewerbetreibende sein — berücksichtigen, selbst wenn vom Standpunkte des Gesamtwohls gegen die erhobenen Forderungen das größte Bedenken besteht. Es entwickeln sich, wenn einmal Parlamente Einfluß gewinnen, die Begünstigten aber allein als Stütze der Ordnung angesehen werden und die Opposition nie zur Verantwortung positiver Politik, nie zur Regierungsfähigkeit zu kommen Aussicht hat, leicht Zustände einer gewissen Arbeitsteilung. Nur daß diese Arbeitsteilung nicht gerade als technischer Fortschritt im öffentlichen Leben bezeichnet werden kann. Das Wesen dieser Arbeitsteilung besteht dann darin, daß die begünstigten Klassen, die sich als die Gutgefinnten betrachten, Ausgaben bewilligen und Steuern einrichten, aus denen sie selbst für ihre Sonderinteressen Gewinn erhoffen. Dem gegenüber sind aber die Gestützten und Geschützten regelmäßig nicht die Schicht, welche schließlich die Lasten vorzugsweise aufbringt, vielmehr sind es die Schlechtgefinnten, die zu ewiger Opposition Verurteilten, denen bei der Arbeitsteilung die Rolle des Bezahlers zufällt. Es ist klar, daß diese Arbeitsteilung, bei welcher die herrschende Schicht dann besondere Belastung haßenswerter Gewerbe, überhaupt eine Scheidung der Besteueren in gute und böse Menschen mit entsprechenden Wirkungen in den Steuersätzen durchführen kann, zunächst zur Förderung des sozialen Friedens, zur Vereinheitlichung des politischen Denkens und Nühlens in der Nation, zur Erweckung des Esprit public bei den Massen äußerst wenig beitragen kann. Vorübergehend kann allerdings ein solcher Zustand einer Regierung erwünscht sein, welche die Gedanken des Volkes von idealen und freiheitlichen Forderungen auf den wirtschaftlichen Interessentkampf oder sonstige innere Streitigkeiten abgelenkt wissen möchte. Auf die Dauer ist eine Arbeitsteilung, bei der die einen bewilligen und die anderen zahlen, eine Bedrohung der Existenzfähigkeit des Parlamentarismus. Freiheit der Stellungnahme zu dem Prinzip, ob Begünstigungspolitik oder nicht, verbunden mit liberalen politischen Bestrebungen, erweist sich dann als ein Widerspruch, wie das Schicksal der deutschen Nationalliberalen, der französischen Opportunisten und der entsprechenden österreichischen Parteien

zeigt. Andererseits vollzieht man nicht ungestraft die Rückkehr zu Zuständen, wie sie in den ständischen Versammlungen des Mittelalters in Mitteleuropa herrschten. Steuerbewilliger, die nicht die Klassen repräsentieren, welche die Lasten wirklich aufbringen, imponieren auf die Dauer nicht, auch wenn sie einmal in idealen Fragen Forderungen erheben, hinter denen das gesamte Volk steht.

Es ergibt sich dann eine große Gefahr bei andauernder Begünstigungspolitik sowohl für die Zukunft des Parlamentarismus wie für die Beamtenregierung und den Staat selbst.

Daß die Errungenschaften politischer Anteilnahme der Regierten an den Staatsgeschäften, wie sie im 19. Jahrhundert von den Großvätern erkämpft wurde, im 20. Jahrhundert von den Enkeln beim Niedergang des Parlamentarismus preisgegeben werden, erscheint vielleicht manchem als gar nicht unerwünscht. Besonders durch die bequemere Schicht des emporgekommenen Bürgertums geht vielfach sogar ein Sehnen nach einem aufgeklärten bureaukratischen Absolutismus.

Anderes das Denken der breiten Massen und derjenigen bürgerlichen Elemente, die an den konstitutionellen Idealen festhalten, wenn auch im Einzelfalle unerfreuliche parlamentarische Zustände begegnen. Sie können mit Sorge feststellen, daß bei andauernder Begünstigungspolitik die Kämpfe um ideale Interessen zurücktreten, die Sonderinteressen überwuchern. Nicht überall braucht dies bis zur chronischen Obstruktion auszuarten. Immerhin ist es eine Gefährdung, daß bei Begünstigungspolitik in einem bureaukratisch regierten Staat die Lastenträger, andauernd negierende Opposition, unerzogen zur Führung politischer Geschäfte, verärgert und ohne Willen zu Macht und Verantwortung zu kommen bleiben müssen.

In Wahrheit gefährdet solcher Zustand auf die Dauer auch die Stellung der Regierung und die Existenz des Staates selbst.

Die Regierung in einem Beamtenstaat, welche sich einmal auf Begünstigungspolitik eingelassen hat, kann sich fast unter keinen Umständen davon losreißen. Bei der Arbeitsteilung, in welcher die Begünstigten Steuern bewilligen, die sie nicht zahlen, und die Opposition Steuern zahlt, die sie nicht billigt, hat sich die Opposition daran gewöhnt, stets zu verneinen. Wendet die Beamtenregierung ihre Stellung, tastet sie die Bevorzugung der Stützen der Gesellschaft an, wer soll für sie eintreten?

Es gibt nichts Unpopulärer, als eine Beamtenregierung beim niederen Volke zu verteidigen. In einem Beamtenstaat gilt derjenige, welcher raisonniert, als unbestechlich und gesinnungstüchtig. Der Wähler mißtraut demjenigen, welcher die Regierung verteidigt. Es fehlt diejenige innige Fühlung zwischen dem Beamtentum und freiheitlichen politischen Elementen, welche es erlaubt, daß eine Oppositionspartei, wie z. B. die deutsche Sozialdemokratie, der Regierung die Stütze in Militär- und Steuerpolitik bietet, welche bisher die sogenannten Gutgesinnten boten.

So wird ein Caprivi gestürzt und von der Linken im Stich gelassen, wenn er die Begünstigungspolitik antastet, ebenso wie einst in

absolutistischer Zeit ein Turgot oder ein Josef II. von denen im Stiche gelassen wurde, die er befreien wollte.

Im konstitutionellen Staate führt dieser Zustand dazu, daß unter Umständen durch die gestützten Stützen wider ihren Willen eine Beamtenregierung zu einer Handelspolitik, Währungspolitik, Börsenpolitik, Agrarpolitik, Handwerkerpolitik, Kanalpolitik, Eisenbahntarifpolitik gedrängt wird, welche von unberechenbarem Schaden für die Schichten ist, welche die Hauptsteuerlast aufbringen.

Es ist ein altes Gesetz in der Finanzgeschichte, daß man nicht auf die Dauer eine Politik bezahlen und aufrechterhalten kann, welche die Lebensinteressen derjenigen Schichten schädigt, welche die Hauptlasten aufbringen. Weder die geschützten Agrarier noch die Schützlinge der Mittelstandspolitik sind aber die eigentlichen Träger der Lasten heute. Es existiert eine Gerechtigkeit vom Standpunkte der Leistung und Gegenleistung, ein Äquivalenzprinzip in der Politik der Großstaaten. Nicht in dem Sinne, daß das Individuum Rechenschaft fordern kann: wie viel ist das wert, was ich bekomme, gegenüber dem, was ich an den Staat zahle. Aber im Sinne der sozialen Klassen, die die Lasten aufbringen, gegenüber der Staatspolitik. Ein Staat mit verkehrter Wirtschaftspolitik, mit Begünstigungspolitik, die durch politischen Einfluß privilegierter Schützlinge beherrscht wird, endet in finanzieller Rückständigkeit infolge wirtschaftlicher Rückständigkeit.

Aber gibt es nicht ein Heilmittel: Niederkämpfung der Begünstigten durch einen aufgeklärten Absolutismus? Hier liegt für die Gegenwart eine Illusion vor. Montesquieu hat sehr richtig vor anderthalb Jahrhunderten darauf hingewiesen, daß die Steuerfähigkeit der Völker in engstem Zusammenhang mit der politischen Freiheit stehe. Diejenige politische Freiheit, bei welcher der Bürger und Arbeiter vom *Esprit public* befeelt ist, bei welcher er Opfer zu bringen bereit ist, weil er fühlt *tua res agitur*, diese politische Freiheit kann auch der aufgeklärteste bürokratische Absolutismus nicht gewährleisten. Abgesehen davon, daß nicht jeder bürokratische Absolutismus auf die Dauer ein aufgeklärter bleibt. Die großen Steuerleistungen und die Kreditfähigkeit unserer modernen Großstaaten lassen sich ohne Parlamentarismus nicht wirksam fortbilden.

*

Die Zukunft ist unter den gegebenen Umständen sehr ernst.

Die Begünstigungspolitik hat Nebenzwecke in die Besteuerung eingeführt. Die Wirkung ist aber nicht zu Gunsten des Proletariats gewesen. Solche Politik läßt sich vielleicht als vorübergehender Notbehelf rechtfertigen. Für Deutschland und Frankreich insbesondere. Zwischen 1871 und heute konnte das kostbare Gut des Friedens nur erhalten werden durch teure Rüstungen. Diese zu bewilligen und die dafür nötigen Steuern durch profitlose Besteuerung zu schaffen, hierzu war der *Esprit public* in beiden Ländern, besonders beim radikalen Bürgertum und den Arbeitern, nicht ausreichend. Zur Strafe hiefür mußten die politisch kurzfristigeren Wähler der Linken nicht nur das unbedingt

nötige, sondern auch noch den Gewinnungsfonds aufbringen, um die staatsklugen Bewilliger zu entschädigen. Man kann sagen, daß wenigstens der Friede so erkaufte wurde. Auf die Dauer ist aber der Zustand, daß die einen bewilligen und die anderen zahlen, nicht haltbar; bei fortwährender Transformation des wirtschaftlichen Milieus wird eine reaktionäre Wirtschaftspolitik als Preis der Gewinnung regierungstreuer Parlamentarier unerträglich.

Weit komplizierter ist noch dies Problem in Oesterreich, sowohl in seinem Verhältnis zu Ungarn, wie im Innern. Hier tritt die Begünstigungspolitik gegenüber Nationalitäten zur Begünstigungspolitik zu Gunsten sozialer Schichten hinzu als verwirrendes Moment. Und in diesen Wirren stehen die Deutschen am schlechtesten da. Andere Nationalitäten sind identisch ungefähr mit je einer Interessenschicht. Die Deutschen sind am meisten differenziert und daher bei Begünstigungspolitik am zersplittertesten, am ohnmächtigsten.

Meine Aufgabe war, festzustellen, daß es Nebenzwecke der Besteuerung gibt, überall wo man von der freihändlerischen Politik abgewichen ist. Ich begrüße diese Begünstigungspolitik aber nicht als Fortschritt, sondern betrachte sie als verhängnisvoll für unsere Verhältnisse, für das Wirtschaftsleben, die politische Freiheit und die staatliche Existenz.

Naturgemäß wird jeder Patriot dem nicht teilnamlos gegenüberstehen und auch an Heilmittel denken. Solche vorzuschlagen war aber nicht meine Absicht. Ich wollte feststellen, welche Tatsachen im Zusammenhange sich feststellen lassen. Dies ist Aufgabe der Wissenschaft; das weitere ist Pflicht der Politiker, nicht die meine.

Das erste Christentum und der moderne Sozialismus.

Von Belfort Bag (London).¹⁾

Wir leben gegenwärtig mitten in einer großen Volksbewegung, die die Befreiung des menschlichen Lebens von dem Drucke der materiellen Zustände zum Ziele hat. Das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung sah ebenfalls eine in ihrem Charakter volkstümliche Bewegung, die die Befreiung des menschlichen Lebens von dem Drucke der materiellen Zustände anstrebte. Wir haben also eine Parallele zwischen den Umständen, unter denen das erste Christentum entstanden ist, und jenen, unter denen sich der moderne Sozialismus entwickelt hat. Beide sind Proteste gegen die herrschende Zivilisation. Darin sind sich beide gleich. Sie erscheinen auch einigermaßen in ihren Methoden und in der Natur ihrer Agitation gleich. Aber hier ist doch ein so weiter und ein so wurzelhafter Unterschied zwischen modernem Sozialismus

¹⁾ Aus dem bei William Reeves in London erschienenen Buche B. Bag: „Outspoken essays on social subjects“, ins Deutsche überlegt.

und erstem Christentum, daß er hinreicht, diese beiden Erscheinungen gewissermaßen in Gegensatz zu einander zu setzen. Wir wollen vor allem das erste Christentum betrachten, die Kampfesperiode des ersten Jahrhunderts.

In der christlichen Zeit ist fast die ganze zivilisierte Welt endgiltig unter die Herrschaft Roms vereinigt worden. Die Unabhängigkeit der Städte der verschiedenen Länder mit ihrem alten bürgerlichen Patriotismus und ihrer alten bürgerlichen Religion wurde erschüttert oder vernichtet. Zur selben Zeit hatte jedes große Zentrum nebst seinen Sklaven eine große, zu- und abfließende „freie“ Bevölkerung, die in Bezug auf ihre Unterhaltsmittel von den Schenkungen der reichen Patrone und in Rom selbst von den reichen Gaben ihres Kaisers abhängig war. Die Anhäufung des Reichtums auf dem einen Ende der sozialen Leiter und der Armut auf dem anderen mit der allmählichen Vernichtung der mittleren Stufen war in vollem Vorschreiten, besonders in Rom und in den größeren Städten. Die Entwicklung der antiken Zivilisation war ausgelaufen in politischer Beziehung in eine Zentralisation von sehr ausgesprochenem Charakter, und in ökonomischer Beziehung in eine rohe Form des Kapitalismus, die sich auf Sklavenarbeit ohne die Anwendung der Maschine aufbaute und von einer größtenteils steuereintreibenden Beamtenschaft bedient wurde. Wie das Jahrhundert fortschritt, entwickelten sich alle diese Symptome ganz gewaltig. Die Städte der Provinzen verloren immer mehr und mehr ihren alten Munizipalpatriotismus. Die letzten Ueberbleibsel unabhängiger ländlicher Pachtgüter in der Nähe der großen Zentren der Zivilisation verschwanden in den Latifundien oder große Güter wurden durch Scharen von Sklaven bearbeitet, die unter einem Aufseher (villicus) standen. Die alten Dorfgemeinden schmolzen in den Hauptadern der römischen Macht dahin. Die Vererbtheit und die Genußsucht der reichen Klassen, die schon in der Zeit der Republik begonnen hatten, erreichten ihren Höhepunkt unter den Regierungen der ersten Kaiser. In diesen Zeiten machen die römische Heeresverfassung, die römische Rechtswissenschaft, und vor allem das römische Fiskalssystem ein Ende mit jener Form der antiken Welt, in der sie bis dahin existiert hatte. Die alte Grundlage der antiken Zivilisation war die Gruppe gewesen — die Gens, die Tribus und die Stadt — diese ursprünglich eine Vereinigung von Triben, die ausgedehnteste Gruppe, die wir aus der alten Welt kennen. Zuletzt zeigten sich in der antiken Zivilisation Spuren der ursprünglichen kommunalen Gruppen-gesellschaft, aus der sie entstanden war. Aber mit dem Heraufkommen der Macht des römischen Kaisertums verschwand die alte lokale Autonomie, was in den früheren orientalischen Reichen niemals geschehen war. Sie waren wenig mehr als lockere Bünde.

Das römische Kaiserreich war in der Weltgeschichte das erste Beispiel einer Bureaufratie in größerem Maßstabe. Der römische oder romanisierte Beamte zerstörte langsam, aber sicher alles unabhängige lokale Leben; dazu kam, daß, obgleich die Produktion natürlich niemals während des rohen Kapitalismus des römischen Kaiserreiches das

Stadium der Maschine erreichte und auch die Teilung der Arbeit ganz in den Anfängen blieb, die gesellschaftliche Produktion einer Anzahl von Sklaven, die einem Eigentümer gehörten, nicht allein in der Landwirtschaft, wie schon erwähnt, überwog, sondern auch in vielen Arten des Handwerks, so daß die Konkurrenz des angesammelten Kapitals unzweifelhaft sich fühlbar machte. Der Römer, der sich selbst bereichert hatte durch ausplündernde Besteuerung der Provinzen, war nicht immer erhaben darüber, sein Geld in einem Industrie- oder Handelsunternehmen anzulegen, trotz des herkömmlichen aristokratischen Vorurteils gegen solche Methoden, Reichtum zu erwerben. So bezog kein Schlechterer als Sallust ein reichliches Einkommen aus seinen „Inseln“, den Häuserblocks, die er auf dem Esquilinischen Hügel besaß und in kleinen Wohnanteilen vermietete.

Unter diesen politischen, ökonomischen und anderweitigen Zuständen, welche ihre volle Entwicklung unter den ersten Kaisern erreichten, entstand das Christentum und wuchs in die Höhe. Der Brauch, Sklaven, die der Herr nicht immer nach alter Sitte als Anhängsel seiner Familie erhalten konnte, frei zu machen, war allgemein geworden. Die freien armen Leute, durch die geänderten Umstände genötigt, strömten von den verschiedenen Provinzen zu den großen Zentren und formten einen buntscheckigen Haufen; sie hatten, wie schon erwähnt, in einer Gesellschaft, in der die Arbeit nur durch Sklaven betrieben wurde, keinen sicheren ökonomischen Halt, und von da an war der arme Freie bezüglich seiner Existenz gänzlich abhängig von den Brocken, die von den Tafeln der reichen Leute der günstiger gestellten Klassen herabfielen. Das Verlangen nach Geld machte sich nun in Distrikten fühlbar, in denen früher die „Zahlungen“ ausschließlich unter den Formen des Tausches vor sich gegangen waren. Schließlich war da das ungeheuer große Heer von wirklichen Sklaven, die in der Landwirtschaft oder in anderen Formen der produktiven Arbeit beschäftigt waren. Alle diese Klassen hatten, wie Friedrich Engels gesagt hat, „ihr goldenes Zeitalter hinter sich“. Für sie gab es in ihrem Leben keine Hoffnung mehr. Die alten Bedingungen ihrer Existenz waren dahin; dagegen war für sie, wie für alle anderen Klassen, der alte Enthusiasmus für das Leben in dem Heimatort verschwunden vor dem römischen Adler, dem Symbol der großen Zentralmacht, die ihre Municipalgötter entfernt und ihnen das unabhängige politische Leben geraubt hat. Was Wunder, daß die Menschen, indem sie sich der alten Ideale der Vaterlandsliebe und der Gottesverehrung, die sie in ihrer sozialen Gruppe pflegten, entledigten, sich ihrem Innern zuwandten und sich in ihrer eigenen Seele und in Betrachtungen über ihre Beziehung zu der höchsten Weltseele zu stärken suchten! Es ist wahr — dieses Leben konnte ihnen nichts bieten, aber diese Tatsache schwächte nicht die Möglichkeit eines Lebens nach dem Tode — eines Lebens, das eine allgemeine Ueberlieferung, wenn auch in unbestimmter Weise, als zulässig erscheinen ließ, und das in phantasiereichen Gemälden späterer Dichter übertrieben und ausgeschmückt wurde.

Die „Mysterien“, d. h. die geheimen religiösen Zeremonien und Lehren, die in der ursprünglichen heidnischen Bedeutung wahrscheinlich

in Vergessenheit gefallen wären, hatten Schulen gebildet, in denen der Schüler in die Dogmen, die sich auf Gott, auf die Seele und auf die Unsterblichkeit bezogen, eingeführt wurde. Es war eine Zeit, in der die Gedanken aller denkenden Menschen diesen theosophischen und mystischen Fragen zugewendet waren, gerade wie heute die Gedanken aller denkenden Menschen den Fragen der ökonomischen und sozialen Umformung zugewendet sind. Der Meinung, daß das Christentum eine Lehre war, die die Welt plötzlich mit einem neuen Licht überstrahlt hat, widerspricht die Geschichte direkt, die vielmehr das Christentum einfach aufzeigt als die volkstümliche und demokratische Formulierung der Tendenzen und Dogmen, die schon im Heidentum und Judentum jener Zeit vorhanden waren. Die alten sozialen Religionen und Ideale, die in Verehrung standen bei der Gruppengesellschaft, dem Tribus oder der Stadt (jener, wie schon erwähnt, ausgebreitetsten politischen Vereinigung der alten Welt), waren abgestorben oder durch den römischen Einfluß untergraben und das ganze Streben der Zeit war darauf gerichtet, einen Ersatz zu finden für den Verlust des alten politischen Lebens mit seiner irdischen Unsterblichkeit der sozialen Gruppe, u. zw. in der himmlischen Unsterblichkeit der Einzelseele in der Gegenwart einer höchsten Gottheit, die nun nicht länger nur der Gott der Familie, des Stammes oder der Stadt, sondern die größte geistige Macht des Weltalls war. Wir dürfen nicht vergessen, daß es eine Zeit war, in der in durchaus allen römischen Provinzen, in Italien, Griechenland, Klein-Asien, Syrien, Ägypten, eine tolle Sucht nach neuem Aberglauben aller Art herrschte, in der Magie und Gauklertum in jeder Form blühte und an Wundern nirgends ein Mangel war. So war die soziale Atmosphäre jener Zeit: Nun waren die philosophischen Sekten und die heidnischen religiösen „Mysterien“, in denen theologische Lehren erörtert oder gelehrt wurden, einzig offen für die Gelehrten oder Reichen. Die Erziehung oder Einführung war in einigen Fällen nur Personen von Familie möglich, in beinahe allen Fällen mit einem solchen Aufwand von Zeit und Geld verbunden, daß sie nur für Leute in einer guten sozialen Lage möglich war. Die ganze Gesellschaft war mehr oder weniger mit ihrer Lage, jede Gruppe für ihren Teil unzufrieden. Für eine große Zahl der Reichen, wie konstatiert, war das öffentliche Leben und die Religion der lokalen und bürgerlichen Vaterlandsliebe, als auch die Verehrung ihrer Schutzgottheiten, wie sie von den Vorfahren überkommen war, tod. Die Reichen konnten sich schließlich in das Vergnügen und das Laster flüchten, oder wenn sie ernsterer Natur waren, konnten sie sich der platonischen oder stoischen Philosophie ergeben, oder sie konnten sich in einen der zahlreichen mystischen Kulte des Heidentums, wie sie damals bestanden, einführen lassen. Aber für die Armen, die Enterbten, die Unwissenden, leuchtete hier keine Zukunft. Die Vergnügungen des Lebens waren nicht für sie, die Philosophie war nur für die Studierenden und Müssigen, die heidnischen „Mysterien“ waren in ähnlicher Weise für die Vornehmen, die Reichen und die „Tugendhaften“ und nicht für die Ausgeschlossenen. Und nun erschien eine Sekte, die allen in gleicher Weise

das Versprechen des Glückes und die Antwort gab auf jene Probleme, mit denen sich damals alle ernstesten Menschen beschäftigten — Geheimnisse, die bisher nur unter strengen Bedingungen, in geschlossenen Zirkeln von Jüngern, .enthüllt worden waren. So war der Zustand der Dinge während des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeit. Das irdische Leben der Gegenwart war seiner Ideale beraubt und hatte für weitere Teile der Bevölkerung Bankrott gemacht. Die Gedanken Aller richteten sich auf etwas jenseits des gegenwärtigen Lebens und außerhalb der irdischen Interessen, mit anderen Worten, auf die unsterbliche Seele und ihr Schicksal. Unter solchen Umständen bot eine neue Sekte eine Lehre und Zeremonien dar, stellte deren Annahme Allen frei, sicherte ihnen zugleich die ewige Glückseligkeit der einzelnen Menschenseele zu und versprach Genugtuung für ihre Zweifel. Alle waren da eingeladen, zu kommen und „das Mysterium kennen zu lernen“.

Unter den verschiedenen Religionen des Ostens, die in der römischen Welt herrschten, ragte die jüdische hervor. Die nationale Gottheit der Juden war schon lange bei der hebräischen Rasse emporgewachsen zu der Würde des höchsten Weltwesens, während zur selben Zeit die Lehre eines zukünftigen Lebens bei einem großen Teile von ihr zu einer allgemeinen geworden war. Immer blieb das Judentum als solches eine National- oder besser Stammesreligion, die zu dieser Zeit als einen Hauptlehrsatz den Glauben an die nahe Ankunft eines göttlichen Mittlers oder Messias hatte, der da kommen sollte, die Juden an den ersten Platz unter den Völkern und Stämmen der Erde zu setzen. In diesem Zusammenhange hatte das Judentum die Kennzeichen aller alten Stammesreligionen, die Hauptsache war dabei der Glaube an seine Rasse, deren Beschützer und Hüter sein Gott war. Christentum war anfangs, daran muß erinnert werden, nichts weiter als eine jüdische Sekte, die an einen bestimmten jüdischen Lehrer als an den versprochenen Messias glaubte. Dies war der Punkt, durch den sich die früheste Form des Christentums von dem Judentum, aus dem es geboren ward, unterschied. Dazu kam seine Gegnerschaft zu der gewöhnlichen Ordnung der Dinge des häuslichen und öffentlichen Lebens und als eine Folge davon, daß es sich hauptsächlich aus dem „gemeinen Volke“ rekrutierte, d. h. aus armen Bauern und dem früher besprochenen „Auswurf“ der Bevölkerung.

So kam es, daß, während das alte angesehenene Judentum bei den Römern geduldet, das Christentum verfolgt wurde. Frühzeitig entwickelte sich in der Bewegung ein Schisma, verursacht durch die Hervorhebung gewisser Punkte in der Lehre, besonders in Bezug auf die individualistisch-introspektive Auffassung natürlich zum Nachteil des jüdischen Zeremoniells. Von Anfang an erkannte das Christentum, gleich anderen Formen des Judentums, wie es damals bestand, die Befehrsung als eine ihrer Aufgaben an; von Anfang an betrachtete es das Zeremoniell als untergeordnet der innerlichen Frömmigkeit des Individuums, aber selbst darin war es nicht revoltierend. Das Judentum hatte schon lange vorher begonnen, innerlich zu werden, und viele durchaus orthodoxe Juden entwickelten sich in dieser Richtung, besonders als ihre un-

mittelbaren Hoffnungen auf nationale Unabhängigkeit schwächer wurden. Aber nichtsdestoweniger waren die Punkte, von denen aus das Christentum seinen Lauf als die künftige Weltreligion begann, genau diese:

1. Die Vorstellung der Beziehung der individuellen Seele zu Gott und dem Jenseits,
2. seine unzweifelhafte Ueberlegenheit als Religion gegenüber den Grenzen des Stammes und der Rasse (ich will nicht sagen der Nation, weil Nationen in unserem Sinne in der alten Welt nicht existierten), welche Grenzen das römische Kaiserreich als politisches Gemeinwesen schon überschritten hatte.

In der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts waren dann folgende Elemente im Christentum vorhanden, offen oder versteckt:

1. Sein Hauptdogma, demzufolge Jesus zugleich der verheißene Messias und also identisch war mit dem freiwilligen Opfer, welches nach der Lehre des Philo von Alexandrien zuletzt das zeremonielle Opfersystem überflüssig machen sollte,
2. die herkömmlichen jüdischen Riten und Zeremonien,
3. der Gedanke der Bekehrung, außerhalb der hebräischen Rasse Proselyten zu machen,
4. eine unbestimmte Idee des zukünftigen Lebens des Individuums und seine Vorbereitung für dieses Leben durch Glauben, Frömmigkeit und religiöse Ergebung,
5. die überlieferten jüdisch-patriotischen Aspirationen.

So und so allein waren die Grundsätze, die, wie wir ohneweiters als sicher annehmen dürfen, den ersten Gemeinden oder vollkommen organisierten christlichen Parteien gemeinsam waren. Von den allerersten Anfängen des Christentums wissen wir nichts Bestimmtes. Der Versuch, die historischen Elemente in den vergleichsweise späten Dokumenten, welche auf uns gekommen sind, den Evangelien, aufzufinden, ist selbstverständlich ohne Hoffnung auf Erfolg, so oft er auch unternommen worden ist. Die einzige Möglichkeit, eine neue Tatsache in Bezug auf den ersten Ursprung des Christentums zu erfahren, scheint in der Entdeckung einiger neuer Dokumente oder Inschriften zu Cäsarea, dem Hauptquartier der römischen Herrschaft in Palästina, zu liegen. Der erste unzweifelhaft authentische Schimmer, den wir vom Christentum haben, fällt in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts, als es schon eine anerkannte Sekte war und seine erste ernste Verfolgung durch Nero erlitt. Dies erhellt aus der sogenannten Apokalypse oder dem Buche der Offenbarung. Dieses Dokument ist aus inneren Gründen in das Jahr 68 oder 69 vor Christi zu legen, die fünf Könige beziehen sich auf die ersten fünf römischen Kaiser, Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, der eine wird auf Galba bezogen und der siebente spielt auf einen bekannten allgemeinen Glauben an, der damals in gewissen Teilen der Bevölkerung herrschte, daß nämlich Nero nicht wirklich gestorben sei, sondern sich unter den Parthern verborgen habe und zurückkommen würde, um sich an seinen Feinden zu rächen. Nero, welcher der Antichrist, d. h. der Verfolger der Anhänger Christi war, wird, in Uebereinstimmung mit einem allgemeinen Gebrauche der Zeit, mit der Zahl 666 in Verbindung gebracht, welche in hebräischen Buchstaben Nero-Cäsar bedeutet. In der Johanneischen Apokalypse haben wir also die älteste Kunde vom Christentum.

Engels bemerkt, daß der Verfasser der Apokalypse seine Leser immer als „Juden“, niemals als „Christen“ anspricht, was zu beweisen scheint, daß die letztere Bezeichnung immer noch als ein Spottname betrachtet wurde, der von ihren Gegnern angewendet wurde, und daß sie nur als Angehörige einer jüdischen Sekte betrachtet wurden. Der Verfasser ist überdies wahrscheinlich selbst ein Jude, wie das Griechisch, das er schreibt, das eines Nichtgriechen und obendrein ungrammatikalisch ist. Von den fünf Elementen, die, wie wir gesagt haben, dem Christentum jener Zeit immanent und schon in der „Offenbarung“ enthalten waren, sind diejenigen, welche, mit Ausnahme des ersten Hauptpunktes, dem reinen Judentum zu eigen, bei weitem die hervorragenden, und es ist nicht schwierig, zu erkennen, daß zumindest einige der Angriffe gegen die Kirchen, welche nach Ansicht des Verfassers vom rechten Wege abgekommen waren, auf die neuhellenistische Bewegung gemünzt waren, welche bestimmt war, sich innerhalb des geschichtlichen Christentums zu entwickeln und die mit dem Namen Paulus verbunden ist. Einige Kritiker haben in der That diesen ganzen Angriff als gegen den rapid anwachsenden paulinischen Einfluß gerichtet angesehen. Das ganze Buch wendet sich in der Hauptsache an den allgemeinen Glauben unter den ersten Bekennern, an den herannahenden Triumph des neuen Christen-Judentums und an das Ende dieses Zeitalters, wenn die Welt durch den Auserwählten der zwölf Stämme Israels geordnet sein würde, und an den neuen Himmel und die neue Erde, welche sich erheben würden auf den Trümmern der alten nach Verlauf von tausend Jahren und nach der endgültigen Vernichtung „der Welt, des Fleisches und des Teufels“, welche gerichtet werden sollten durch den höchsten Gott selbst (nicht, wie man später sich vorstellte, durch Christus). Das ganze Dokument gehört zu einer Klasse von Schriften, wie sie in dieser Zeit religiöser Exaltation nicht ungewöhnlich waren.

Die Reihe von Visionen, die sich sehr oft wiederholten, waren in ihrem Wesen nicht sehr originell. Die Erfindung ist im Großen aus älteren jüdischen Schriften derselben Art, z. B. aus Ezechiel u. s. w. entlehnt. Obgleich sie lokale Färbung haben, z. B. der Tod auf dem weißen Pferde, eine Vorstellung, die noch vorkommt unter den Vandalen auf einigen griechischen Inseln, ebenso die Anspielung auf gewisse Naturerscheinungen, die noch im ägäischen Meere vorkommen, wie z. B. das Wasser, wenn es wie Blut aussieht. Das ganze Buch atmet einen Grimm gegen die bestehenden Mächte und alle, die „nicht von der Herde“ sind, und steht darin in einem befremdlichen Widerspruche mit dem späteren paulinischen Christentum, welches so weit als möglich sich zu befreunden suchte mit der weltlichen Autorität und mit der Welt im allgemeinen. Aber das Interessanteste in der Apokalypse ist nicht so sehr das, was wir in ihr finden, als vielmehr das, was wir in ihr nicht finden. Wie schon gesagt, finden wir meist Vorstellungen, wie sie dem Judentum jener Zeit eigenthümlich sind, verbunden mit der Apotheose der Person Jesu als dem Erlöser und Versöhner, der jedoch hinter Moses gestellt ist. Wir lesen den „Sang von

Moses und dem Lamm“. Der strikte jüdische Monotheismus des Buches ist sehr deutlich. Vom Dogma der Dreieinigkeit ist hier keine Spur. Das „Lamm“ ist der Diener des einen jüdischen Gottes, sein Tod wird von diesem angenommen als das ewige Opfer für die Menschheit, in Übereinstimmung mit der volkstümlichen jüdischen Lehre der Zeit, wie sie bei Philo erklärt wird. Die Vorstellungen, die sich unter alexandrinischem Einfluß zum „heiligen Geist“ entwickelten, erscheinen hier in der jüdischen Form der dienenden „sieben Geister Gottes“. Die Lehre des persönlichen „zukünftigen Lebens“ nimmt hier einen sehr untergeordneten Platz ein, der Hauptpunkt von Interesse ist die nahe Ankunft Christi und sein Reich mit den Heiligen, denen sich „eine große Menge, die kein Mensch zählen kann“; zugesellen werde, die ihn sogleich als den Messias und den Erlöser aufgenommen haben und die wahrscheinlich durch Annahme des Gesetzes und Unterwerfung unter das Gesetz Mitglieder „des Hauses Israel“ werden.

Erst in der zweiten Generation und später wurde die Idee einer zweiten Ankunft und des letzten Gerichtes zu einer bloßen frommen Meinung herabgedrückt. Die erste Generation von Christen schien hauptsächlich beeinflusst durch eine Vorstellung, die eine Art von Kreuzung war zwischen der alten Idee eines ewigen Lebens der Rasse und der neuen Idee des ewigen Lebens des Individuums, d. h. man stellte sich die baldige Ankunft des Königreiches vor, in welchem der Ausgewählte erhalten bleiben sollte in einer vergöttlichten Körperform auf einer wiedergeborenen Erde mit ihrem Neuerusalem, aufgebaut auf einer Leiter von orientalischer Pracht, mit Gold und Edelsteinen, mit Gott als einen gigantischen Diamanten (wie Renan bemerkt hat), der das Ganze beleuchtet. Dargestellt, untermischt mit dunklen Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse, von denen uns die Geschichte keine andere Spur überliefert hat, ist der Hauptinhalt der johanneischen Apokalypse.

In der zweiten Generation der Kirche begann die paulinische oder antijüdische Partei Macht und Einfluß zu erobern, neue Dogmen kamen auf, die Rechtfertigung durch den Glauben, die logische Konsequenz der Lehre von der Sühne, lange bevor die alexandrinische Theorie vom Logos erschien, und bald nachher die Lehre von der Dreieinigkeit, nicht wie heute in der vollkommenen Form des nizäischen Konzils, aber doch vollkommen erkennbar. Aber weitaus das Wichtigste von allem war die definitive Erhebung des individuellen Gewissens auf den Thron, die individuelle Seele und individuelle Unsterblichkeit nach dem Tode, als der Hauptangelpunkt, um den sich alles drehte; und die logische Konsequenz davon und dessen Ergänzung war die endgültige Verabschiedung aller Begriffe, die von der alten Verbindung, ob sie nun die Rasse, den Stamm oder den Staat betreffen mochten, und die Proklamation der Lehre von der Gleichheit aller Menschen, „der Barbaren, Skythen, der Sklaven oder Freien“ vor Gott. Das waren die zwei Punkte, die das Christentum als einen revolutionären Glauben bezeichneten.

Aber eben hierin stand das Christentum nicht allein. Stoiker wie Epiktet, Platoniker wie Plutarch und andere lehrten den Wert des

Individuums und die allgemeine Gotteskindschaft, und in einigen Fällen ist die Sprache ihrer Schriften sehr schwer von dem der Kirchenväter zu unterscheiden. Obschon das Christentum in gewissem Sinne die Ideen, welche die gemeinsame Atmosphäre der Zeit bewegen, nur formulierte, siegte es nichtsdestoweniger über sie alle, weil es ihm gelang, die passende Formel und die angemessene Politik zu finden, in welchen und durch welche diese Ideen der offizielle Ausdruck des Bewusstseins und Glaubens der Menschheit für die kommenden Zeiten werden konnten. Mit den Philosophen oder der heidnischen Mystik hingen diese Lehren in einer unbestimmten und dunklen Weise zusammen. Während die philosophischen Sekten in der Theorie die Lehre der Gleichheit aufstellten, lehrten sie sehr oft in der Praxis zu der alten Exklusivität wieder zurück oder sie scheuten wenigstens die Mühe der Propaganda. Nur die christlichen Sekten nahmen es mit der neuen Lehre der Gleichheit ernst und richteten sich in Uebereinstimmung mit dieser Lehre ihr Lebenswerk ein, scheuten keine Schwierigkeit und Hindernisse, predigten Allen, agitierten und organisierten. So schuf das Christentum jene soziale Organisation, die auf Zeitalter hinaus die Nebenbuhlerin der weltlichen Macht werden sollte. Vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts verhalten die letzten Echos des alten und bitteren Streites zwischen petrinischem oder jüdischem und paulinischem oder heidnischem Christentum, und die schon früher angebahnte Versöhnung wurde in diesem Jahrhundert durchgeführt: der Kanon unseres neuen Testaments, welcher die Verschmelzung zweier bisher feindlicher Tendenzen in die „eine katholische und apostolische Kirche“ darstellt, bekommt seine endgültige Gestalt. Der Hauptkampf der Kirche für das nächste Jahrhundert war der zwischen dem Christentum und den verschiedenen gnostischen Häresien, aber das liegt nicht im Rahmen unserer Aufgabe.

Die allgemeine Analogie zwischen dem ersten Christentum als einer Volksbewegung und der modernen Sozialdemokratie als einer Volksbewegung ist einleuchtend. Das erste Christentum war wesentlich ein Glaube, der den Armen Erlösung von den Uebeln der Welt versprach. Das tut auch der Sozialismus. Jenes Christentum wie der moderne Sozialismus leben im Widerspruche zu der gesammten bestehenden Ordnung der Dinge. Das Christentum rief Alle ohne Rücksicht auf Rasse, Sprache oder Stand auf, seine Lehre und Lebensweise anzunehmen. Das tut auch der moderne Sozialismus. Das Christentum proklamirt ein höheres Leben für die Menschheit. Das tut auch der Sozialismus. Endlich predigt das Christentum brüderliche Liebe. Das thut auch der Sozialismus. Diese fünf Punkte bilden die grundsätzlich wichtigsten Aehnlichkeiten zwischen der ersten Kirche und der sozialistischen Partei. Es gibt eine Fülle von Aehnlichkeiten in der Entwicklung dieser zwei Bewegungen, in der angewendeten Taktik, in der Natur der inneren Streitigkeiten u. s. w., welche wir nun betrachten wollen. Zuerst vor allem wollen wir die Prinzipienfrage erörtern. Die meisten Punkte der Aehnlichkeit haben gewissermaßen etwas Negatives in sich. Das Christentum erklärt eine Botenschaft der Erlösung zu sein für die Unterdrückten dieser Erde, das ist richtig. Aber

wie? Nicht in diesem Leben und nicht als eine Klasse sollten sie erlöst werden, sondern in einer übersinnlichen Welt und als Individuen, die durch die „Gnade“ und durch einen Gesinnungswechsel „wiedergeboren“ worden sind. Die Belohnung soll geerntet werden durch das Individuum in einem künftigen Leben, und nicht durch die Klasse oder die Menschheit in diesem Leben. Der ganze Vorgang spielt sich ab zwischen der Seele des Menschen und seinem Gotte. Jeder Mensch soll seine eigene Erlösung bewirken, trotz dem Satze: „Durch seine Gnade sollt ihr gerettet werden, nicht durch euch selbst“. Das Christentum ist deshalb eine Lehre des Individualismus und der unmittelbaren Persönlichkeit. Es ist wahr, daß das Christentum das Individuum dazu leitet, das Leben selbst aufzuopfern, und natürlich, insoferne der Christ aufrichtig glaubt, ist er überzeugt davon, daß er in ein besseres Leben eingeht. Der Sozialismus im Gegenteile lehrt, daß es keine Rettung gibt für das Individuum, außer in der Gesellschaft und durch sie. Das zukünftige Leben des Menschen als eines besonderen Individuums ist für den Sozialismus von vergleichsweise nebensächlicher Natur. Der Sozialismus beschäftigt sich mit der Zukunft der Gesellschaft, der arbeitenden Klassen und der Menschlichkeit innerhalb dieser Klassen. Für das Christentum war die Lösung von den Uebeln der Welt, von unserem Standpunkt aus betrachtet, negativ, weil sie auf dem Verzicht auf alle irdische Hoffnung oder Freude beruht und die Aufmerksamkeit auf ein künftiges Leben lenkt. Bezüglich der politischen oder sozialen Zustände dieses Lebens hatte das Christentum nichts zu bieten. Auch wollte zu jener Zeit der ernsthafteste Theil der Menschen von diesen Dingen nichts wissen. Die ersten Menschen in ihrer größten Zahl und insbesondere alle die Armen und Ausgestoßenen hatten aufgehört, irgend ein Interesse am öffentlichen Leben zu haben. Was sie interessirte, das war ihr Seelenheil, so sehr war dies der Fall, wie schon bemerkt, daß man anfang, jeden Ritus und jede Zeremonie der Heiden und jede heidnische Legende, die ursprünglich auf soziale Funktionen, auf das Leben des Stammes oder der Stadt hinwiesen, symbolisch auf das Leben der Seele zu beziehen. Nun sehen wir natürlich den Gegensatz. Die Menschen begannen dessen müde zu werden, sich immer mit ihren eigenen Seelen zu beschäftigen. Sie schauten nach Rettung aus, aber nicht in einem dunklen individuellen Leben jenseits des Grabes, sondern in einem gesellschaftlichen Leben auf Erden. Als eine Konsequenz davon sehen wir Kirchen und religiöse Parteien, wie die Heilsarmee, die das Christentum so darstellen, als ob seine Aufgabe die Lösung des Problems vom „dunkelsten England“ wäre, und englische Geistliche legen das Christentum fern ab von den Lehren und Vorschriften der Kirche in einem nicht theologischen, quasi sozialistischen Sinne aus. Jedoch trotz all diesem blieb das Heidentum Heidentum und wurde nicht Christentum, genau so wie das Christentum von heute, trotz mancher Anstrengungen, Christentum bleibt und nicht Sozialismus wird. Es ist in beiden Fällen ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen den zwei Theorien des Lebens, der absterbenden und der aufblühenden Theorie.

Denn wie zu der brüderlichen Liebe des Christentums, verstanden als dessen praktischer Ausdruck, der Beistand gehört, den das eine Individuum dem andern in der Not leistet, so gehört auch die freiwillige Güterabtrennung dazu, durch die der A einen Teil seines Vermögens dem B gibt, mit anderen Worten: christliche Liebe. Der Sozialismus sieht ein, daß diese individuelle Liebe in einer auf Privateigentum aufgebauten Gesellschaft ein Heilmittel ist, das nur zu oft „die wunde Stelle mit einem Lappen bedeckt, während die geistige Korruption alles mit unsichtbarer Ansteckung erfüllt“. Die brüderliche Liebe, die der Sozialismus meint, ist der Verzicht auf den Wunsch nach Oberherrschaft der privilegierten Klassen, zu denen man gehört, oder zu denen man eines schönen Tages zu gehören hofft, mit anderen Worten: der Wunsch und das Bestreben, eine wahre soziale Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herzustellen, eine Gesellschaft aufzurichten, in der die Klassen aufgehört haben zu existieren. Schließlich kommen wir zu dem Internationalismus des Christentums. Dieser war wieder eher negativ als positiv.

Das Christentum proklamierte die Gleichheit Aller vor Gott, d. h., daß Alle die Lehren und Gebräuche des neuen Glaubens annehmen sollten und sich der in ihnen dargebotenen geistigen Erlösung erfreuten. Aber wie wenig diese geistige Gleichheit die Rivalität und Eifersucht zwischen den Kirchen an den verschiedenen Orten zu verhindern vermochte und wie wenig sie hinreichte, die aus Rang und Reichtum erwachsenen Unterschiede zu verwischen, davon gibt die Kirchengeschichte hinlänglich Kunde. Der Sozialismus proklamiert im Gegenteil die internationale Solidarität als ein positives Prinzip, insofern er zeigt, daß die vorhandenen nationalen Eifersüchteleien einfach dem gemeinsamen Feinde — der Kapitalistenklasse — nützen, der sie reizt. Daraus ist zu sehen, daß der moderne Patriotismus eine Festung des Kapitalismus ist. Der internationale Charakter des Sozialismus ist nicht bloß geistig „Gleichheit vor Gott“, er ist begründet in der wachsenden ökonomischen Unabhängigkeit der Völker und deren Notwendigkeit für die endliche Erreichung der ökonomischen Gleichheit. Die Niederlage des Nationalismus ist mit anderen Worten eine Grundbedingung des Triumphes der Sozialdemokratie.

Die Ähnlichkeit in den äußeren Umständen und in den inneren Zänkereien zwischen der ersten christlichen und der modernen sozialistischen Bewegung ist wahrhaft überraschend. Wir finden dieselbe Tendenz, in Parteien auseinander zu gehen, dieselbe Verworrenheit in Bezug auf die letzten Ziele der Bewegung, dieselben Eitelkeiten und inneren Intriguen und endlich dieselbe Langsamkeit und Lässigkeit im Handeln sowohl unter den ersten Christen als auch unter den heutigen Sozialisten. Der große Kampf zwischen Petrus und Paulus, welcher die christliche Bewegung während des ersten Jahrhunderts seiner Existenz erschütterte, findet eine gewisse Parallele in dem Gegensatz zwischen Anarchismus und Sozialdemokratie, u. zw. in mehrfacher Weise. In seiner frühesten Form z. B. suchte das Christentum sein Prinzip von dem Verzicht auf diese Welt und von der Konzentration der Aufmerk-

samkeit auf das Reich Gottes, welches sogleich oder im künftigen Leben bevorstand, unmittelbar durchzuführen. Darauf gestützt, achtete es die irdischen Güter für Nichts und verfluchte die damals bestehende politische und soziale Ordnung, fast in der Art wie ein moderner Anarchist. Dagegen halten die Schüler des heiligen Paulus fest an der Notwendigkeit und Verpflichtung, in dieser Welt zu leben und die Pflichten dieser Welt zu erfüllen. Wir finden, daß sich in ähnlicher Weise auseinandergehende Tendenzen verschiedener Arten fühlbar machen. Gerade wie der Sozialismus heute von leichten Schriftstellern häufig als eine Partei bezeichnet wird, die bloß eine Tendenz auf das Niedrige hat, so mochte das Christentum von einem leichten heidnischen Schriftsteller der trajanischen Zeit beschrieben worden sein. In jedem Falle natürlich ist diese Meinung falsch, aber sie ist natürlich für einen, der nur die Außenseite der Dinge sieht und eine Anzahl von Personen erblickt die Alle gleichermaßen auf denselben Namen Anspruch machen, die aber nichtsdestoweniger sogar in wesentlichen Dingen auseinandergehen und in einigen Fällen einander auf das bitterste bekämpfen. In beiden Fällen waren es trotz aller Gegen- und Nebenströmungen unzweifelhaft bestimmte Hauptlehren, die unleugbar das Christentum repräsentierten, gerade wie sie heute Grundzüge sind, die unbestreitbar den Sozialismus repräsentieren. Diese Grundzüge sind die Prüfsteine, den Wert der gegensätzlichen Positionen zu ermessen. Sie sind die Lehren, an denen sich, wie die Heilige Schrift sagt, die Geister erproben. Hinter diesen Lehren war eine große Bewegung, die römische Welt durchflutend, die diese Lehren und die instinktiven Tendenzen in sich vereinigte, die sich um sie herum sammelten. Geradeso ist heute in jedem Lande eine ausgesprochene Bewegung, die die Grundsätze des Sozialismus und seine instinktiven Tendenzen, die diese Grundsätze mit sich führen, verkörpert.

Es gab in der ersten christlichen Zeit alle Arten von Häresien in allen Richtungen. Es gab jüdische, heidnische, montanistische und gnostische Häresien, aber es gab eine Bewegung, die an den Hauptdogmen des christlichen Glaubens gegen alle festhielt, die zur katholischen Kirche wurde und der es glückte, das Christentum als eine Weltreligion für die kommenden Zeiten aufzurichten. So haben wir in unserer sozialistischen Bewegung von heute in England fabianische Sozialisten, die „Clarion“-Sozialisten, sentimentale Sozialisten, verschiedene Gruppen von Anarchisten, kurz alle Arten von Personen, die sich Sozialisten nennen und den einen oder anderen Grundpfeiler des sozialdemokratischen Programmes als ein Schibboleth aufpflanzen, die aber entweder in der ganzen Frage des Sozialismus sich im unklaren sind oder im Gegensatz zu fundamentalen Artikeln der sozialistischen Lehre stehen.

Wenn man fragt, welche als die grundlegenden Sätze des Sozialismus, entsprechend den Hauptartikeln des christlichen Glaubens in seiner frühesten Entwicklungsform man bezeichnen könnte (wir nehmen die Zeit der Apokalypse, entsprechend der utopistischen Phase des Sozialismus), möchte ich vorerst folgende anführen: Die Einführung des Kommunismus der Produktionsmittel, der Verteilung und des Austausches in dem und durch den modernen Klassenkampf, als dem letzten

Ist einer historischen Entwicklung, die mit der Auflösung des ursprünglichen Kommunismus des Clans, des Stammes und der Markgenossenschaft beginnt; die Anerkennung der Arbeit als letzte Grundlage des Wertes und der modernen individualistischen Gesellschaft, die gegründet ist auf dem Monopol, das die besitzenden Klassen an den Produktionsmitteln haben, wodurch von der kapitalistischen Klasse aus der arbeitenden Klasse der Mehrwert herausgepreßt wird. Das Bekenntnis, das unsere sozialistische Pflicht darin besteht, uns mit den klassenbewußten Arbeitern in ihrem Kampfe gegen die Kapitalisten zu verbünden und überhaupt die Verwirklichung einer kommunistischen Gesellschaft zu befördern, in der die Klassen zu existieren aufhören (zugleich mit den anderen Widersprüchen der zivilisierten Gesellschaft), in Kürze die Aufrichtung einer Gesellschaft, in der die Regierung der Personen Platz machen soll der Verwaltung der Dinge. Diese Punkte sind „Glaubensartikel“. Sie sind wesentlich, und in jedem Lande gibt es eine Bewegung und eine Partei, sie sei klein oder groß, die sie verkörpert. Das ist die wahre sozialistische Partei. Einer solchen Partei direkt oder indirekt entgegenzutreten, heißt die Sache des Sozialismus verletzen. In Deutschland ist dies anerkannt, die sogenannten „Unabhängigen“ sind verschwunden. Es existiert nur eine mächtige sozialdemokratische Partei. In Frankreich, wo es unglücklicherweise viel Zwiespalt gibt, ist die Bewegung in der sogenannten marxistischen Partei konzentriert, d. h. auf der Basis des modernen wissenschaftlichen Sozialismus. Dasselbe kann von Italien gesagt werden. In England haben wir mancherlei Arten von Sozialismus, verbreitet von Personen, die ängstlich sind, original zu erscheinen, und die aus diesen und andern Gründen sich scheuen, sich zu vereinigen mit der einen sozialistischen Partei Englands, die in einer Linie mit der großen sozialistischen Bewegung der proletarischen Emanzipation durch die ganze zivilisierte Welt einhergeht.

Obgleich nun das Übergewicht des wissenschaftlichen Sozialismus, oder wie man ihn oft nennt, des Marxismus, unter den Arbeitern des Kontinents zweifellos ist; obgleich die alten theoretischen und persönlichen Streitigkeiten vor der Uebermacht des sozialistischen Hauptstromes (der einen und unteilbaren sozialdemokratischen Partei) in den anderen europäischen Ländern verschwunden sind, war das doch nicht immer so, wie der Hinweis auf Friedrich Engels zeigen soll. Er spricht von der großen, klassischen Skepsis des zweiten Jahrhunderts, aus der uns Luzian von Samosata eine Nachricht von einem Abenteuerer Namens Peregrinus hinterlassen hat, welcher ein Lehrer in den ersten christlichen Gemeinden war und später deswegen, weil er gegen das Verbot Fleisch aß, fortgejagt wurde. Engels bemerkt, daß, wie von der revolutionären Bewegung des klassischen Altertums, dem Christentum, so von der modernen revolutionären Bewegung, dem Sozialismus, alle Elemente angezogen werden. Das ist so wahr, sagt Engels, daß es für ein altes Mitglied der Internationale unmöglich ist, den zweiten Brief an die Korinther mit seinen direkten und indirekten Klagen über die Lässigkeit und Verzögerung über die ausbleibenden langjährigsten Geldzeichnungen zu lesen,

ohne daß alte Wunden in ihm aufs Neue auftreten. Ich zweifle nicht, daß manche Branchen-Sekretäre der Social Democratic Federation bereit sein werden, Engels' Worte zu wiederholen, und im Durchlesen des zweiten Briefes an die Korinther Trost finden mögen.

Eine solche Parallele, wie ich sie hier auszuführen versucht habe, wird nicht ohne Nutzen sein, wenn wir immer das lateinische Sprichwort *crimine ex uno disce omnes* im Sinne tragen und auch wenn wir uns erinnern, wodurch die christliche Bewegung zum Siege geführt wurde. Nicht durch die Häresien glänzender Geister. Es war nicht die geistreiche originelle Idee irgend eines lokalen Predigers, der ein funkelnagelneues Christentum seiner Erfindung in die Welt zu setzen dachte. Es war vielmehr die stetige Entwicklung des Hauptstromes des christlichen Gedankens und der christlichen Organisation in fest gefügten Ufern, die das Christentum schließlich vom zweiten Jahrhundert an zum Siege über die römische Welt führte. Ich bin überzeugt davon, daß der moderne Sozialismus durch eine ähnlich strenge und feste Anhänglichkeit an das Prinzip und die Organisation seine ungemein schwere Aufgabe, die Welt der modernen kapitalistischen Zivilisation zu besiegen, vollführen wird. Das Christentum, welches wesentlich eine Religion der anderen Welt war, läßt die ökonomische und politische Seite der Dinge bei Seite. Es stellte endgültig den großen Gegensatz auf zwischen Heiligem und Profanem, zwischen Kirche und Welt, zwischen Geistlichem und Weltlichem, zwischen Priester und Laien, ein Gegensatz, der dem Altertum fehlte. Im Altertum war die Religion wesentlich sozialer Natur, es war kein Unterschied zwischen ihr und der Politik, jeder religiöse Akt war auch ein sozialer oder politischer, nur jeder politische oder soziale Akt war auch ein religiöser. So war das Christentum, indem es das Problem des menschlichen Lebens so löste, daß es die Sphäre der Religion 1. von der Gesellschaft auf das Individuum, und 2. von dieser Welt auf die nächste übertrug, geeignet, mit den bestehenden Mächten einen Ausgleich zu finden, bei dem es sich selbst das Geistliche vorbehielt und das Weltliche ziemlich ließ, wie es war. Diese Tatsache befähigte das Christentum, besonders in seiner extremsten individualistischen Form des Protestantismus, der angemessene religiöse Ausdruck einer ökonomisch-individualistischen Gesellschaft zu werden.

Der Sozialismus im Gegenteile kennt nicht solche bequeme Scheidungen. Sein Ziel ist zuerst, eine ökonomische Veränderung durchzuführen, die größte, die die Geschichte gesehen hat, in der Ueberzeugung, daß auf diese Veränderung eine vollständige Revolution in den menschlichen Beziehungen und Vorstellungen folgen werde. Das Christentum will die Dinge lösen durch die Revolutionierung nur einer Seite der menschlichen Angelegenheiten und es will das Leichteste bewegen. Der Sozialismus im Gegenteil formuliert seine Prinzipien, indem er die kommende Revolution für das Ganze des menschlichen Lebens im Auge hat, er berührt die tiefsten und zähesten Interessen bis ins innerste Mark. Die ungeheure Aufgabe, diese Veränderung zu verwirklichen, verlangt sicherlich ein volles Maß von intellektueller, moralischer und phy-

rischer Energie von den unter einander geeinigten „Proletariern aller Länder“ und von denjenigen, die mit ihnen durch dieses vornehmste aller Bündnisse vereinigt sind.

Literarische Anzeigen.

60. Zur Ethik des Gesamtwillens. Eine sozialphilosophische Untersuchung von Rudolf Goldscheid. 1. Band. Leipzig. D. R. Weisland. 1902. 552 S.

„Aufgabe der Sozialwissenschaft ist es, unter Zugrundelegung der Bedingungen menschlichen Lebens überhaupt, die Zwecke menschlichen Gemeinschaftslebens objektiv zu bestimmen. Sie hat also, ausgehend von den Lebensbedingungen und den Lebenszwecken des Einzelnen, zu untersuchen, welchen Existenzbedingungen einheitliche Gruppen unterworfen sind und welche Zwecke diese sich unter Berücksichtigung ihrer kausalen Bedingtheit stellen können. Als oberste Aufgabe aber muß die Sozialwissenschaft die Erkenntnis der Entwicklungsprinzipien der Menschheit als Ganzes erachten, insofern wenigstens, als sie sich zur Höhe einer Sozialphilosophie erheben will. Ob bei dieser Auffassung die Ethik unbedingt als Zweig der Sozialwissenschaft zu bezeichnen ist, mag fraglich erscheinen, jedenfalls kann sie, rein formal betrachtet, losgelöst von aller Gesellschaftslehre behandelt werden. Sofern sie aber als praktische Tugendlehre auftritt, die Pflichten des Einzelnen zu seiner Umgebung und endlich zu Vaterland und Gesamtheit untersucht, untersteht sie der Sozialwissenschaft als übergeordneter Disziplin. Die Sozialwissenschaft selbst läßt sich von zweierlei Gesichtspunkten aus behandeln: entweder rein praktisch als exakte Beschreibung der realen Faktoren, oder vorwiegend theoretisierend als kritische Untersuchung der realen Faktoren in ihrer kausalen und teleologischen Bedingtheit. Der letztgenannten Art der Betrachtung soll das vorliegende Werk gewidmet sein. Hat sich die bisherige formale Ethik ausschließlich damit beschäftigt, darzulegen, welche Pflichten dem Einzelnen, sei es seine oberste Erkenntnis, sei es sein innerstes Gefühl, mit der Strenge eines unabwiesbaren Gebotes stellt, so sei hier gezeigt, welche Forderungen die Gesellschaft, anknüpfend an dieses innere Agens, dem Einzelnen gegenüber geltend zu machen, moralisch berechtigt sind. Die Ethik des Gesamtwillens wird also untersuchen, welche Pflichten die Gesamtheit dem Einzelnen gegenüber zu erfüllen hat, wenn dieser verhalten werden soll, sein ethisches Ich ihr als Bildnerin zu überlassen. Daß nun der Versuch, eine Ethik des Gesamtwillens auszubauen, in unserer Zeit der Realpolitik als ideologisches Bemühen gebrandmarkt werden dürfte, ist vorauszu sehen. Der Philosoph darf jedoch vor der Kraft eines Schlagwortes nicht zurückschrecken. Er muß es vielmehr als sein notwendiges Amt betrachten, sofern er auf dem Gebiete der Sozialwissenschaft festen Boden gewinnen will, das Schlagwort Ideologie als Problem aufzugreifen, um Klarheit darüber zu erhalten: innerhalb welcher Grenzen Ideologie berechtigt ist, ja ob sich nicht vielleicht der Nachweis führen

ließe, daß wir nichts bringender bedürfen, als den Ausbau einer systematischen Ideologie. Als ideologisch pflegt man heute alle diejenigen psychischen Gebilde zu bezeichnen, die nicht die realen Faktoren zur festen, unzerstörbaren Grundlage haben, nicht in objektiven Tatsachen wurzeln, sondern nur in subjektiven Strebungen und Wollungen. Um jedoch zu prüfen, ob hiermit sogleich der Stab über alle Ideologie zu brechen sei, muß vorerst festgestellt werden, was denn eigentlich das Wesen eines realen Faktors ausmacht, und in welcher Weise objektive Tatsachen von subjektiven Wollungen unterschieden werden können. Die Gravitation, das Gesetz von der Erhaltung der Energie, sind sicherlich ebenso reale Faktoren, wie etwa eine historisch entstandene Regierungsform oder irgend eine bestehende Produktionsweise. Aber dennoch besteht zwischen zwei Arten von realen Faktoren ein Unterschied von unendlicher Tragweite. Beide sind objektive Tatsachen, aber während die einen dieser Faktoren dem menschlichen Willen für alle Ewigkeit unänderlich sind, erscheinen die andern als objektive Tatsachen variabler Natur, und man braucht nicht Ideolog zu sein, wenn man sie nicht in gleicher Weise als reale Faktoren achtet, wie diejenigen, deren Realität in den Tatsachen unserer Organisation wurzelt. Wir werden also unterscheiden zwischen realen Faktoren erster Ordnung und solchen zweiter Ordnung, und zu denen erster Ordnung alle diejenigen objektiven Tatsachen rechnen, die unabhängig von unserer Psyche bestehen, oder als Identitäten unserer Psyche zu begreifen sind, während wir den realen Faktoren zweiter Ordnung nur die objektiven Tatsachen zuzählen wollen, welche erst auf dem Umwege unseres Intellektes ins Dasein treten, also nur vermöge vernünftigen Wollens im Leben erhalten bleiben, mithin reale Faktoren intellektuellen Ursprunges sind. Diese Unterscheidung werden wir festhalten müssen, nicht nur, wenn wir die Ideologie als Problem studieren wollen, sondern auch, wenn wir zu einer biologisch wie intellektuell gut fundierten Skala der Werte zu gelangen beabsichtigen, zu einer Werttheorie, die kausal begründet, auch einer teleologischen Grundlage nicht entbehrt. Wie die theoretische Wissenschaft vielfach nichts anstrebt, als Erforschung der Kausalität, so kann keine praktische Wissenschaft je etwas anderes darstellen, als angewandte Kausalität — und die Sozialwissenschaft, die überhaupt nur Teleologie als System ist, muß zu allererst angewandte Kausalität lehren. Betrachten wir aber Teleologie nur als angewandte Kausalität, dann dürfen kausale und teleologische Faktoren fernerhin nicht mehr so wirr durcheinanderlaufen, wie es in der bisherigen Soziologie geschieht. Es ist deshalb auseinanderzuhalten, inwiefern wir von einfachen Ursachen und inwiefern wir von Zweckursachen determiniert werden, und von dieser Unterscheidung aus müssen wir dann versuchen, das Verhältnis von einfachen Ursachen und Zweckursachen im menschlichen Vorstellungsleben näher zu beleuchten. Damit ist auf das klarste ausgesprochen, daß letzten Endes alle Soziologie nur auf der Psychologie aufgebaut werden kann, weil die Psychologie die allein zuständige Disziplin ist, die uns über die Natur unseres Wollens und Wertens aufzuklären vermag. Begnügt sich die Sozialwissenschaft damit, die Auf-

gaben der Gesellschaft lediglich auf Grund der historischen Entwicklung darzulegen und begünstigt so die realen Faktoren weitaus vor den idealen, so begeht sie einen methodologischen Fehler, der ihr notwendig verhängnisvoll werden muß. Nicht die reale Entwicklung allein darf der Soziologe zur Basis seiner Erwägungen nehmen, sondern auch die Spiegelung im denkenden und fühlenden Subjekt, also auch die ihr parallel laufende geistige Entwicklung hat er zu berücksichtigen, will er nicht hinter der Erkenntnis seiner Zeit zurückbleiben. Es ist kein logischer Grund vorhanden, daß, wenn irgendwo Theorie und Praxis sich nicht decken, von vornherein die Theorie zu verwerfen ist. Es dürfte vielmehr sehr häufig vorkommen, daß mancherlei Praxis nur deshalb richtig erscheint, weil sie innerhalb eines engen Erfahrungsfeldes tatsächlich das Richtige darstellt. Es ist auch zu unterscheiden, wo die Praxis bloß dem derzeitigen Wollen der Menschen entspricht, und wo sie wirklich in den realen objektiven Tatsachen begründet ist. Auch die Welt der Werte läßt sich rein historisch-realistisch und anderseits psychologisch erklären. Bei der historisch-realistischen Erklärung kommt es nur darauf an, den Charakter der einzelnen Wertschätzungen aus dem Geist der Zeiten heraus begreiflich zu machen, die psychologische Methode aber wird zu ergründen suchen, inwieweit die Werte Eigenwerte sind, d. h. aus dem individuellen Leben sich notwendig entwickeln müssen, oder bloß durch die jeweiligen äußeren Verhältnisse bedingte Wertungen darstellen. Nur auf Grund der psychologischen Methode wird sich daher in der Sozialwissenschaft bestimmen lassen, sowohl ob die Menschen unserer Zeit objektiv richtig werten, als auch, ob es im Bereiche menschlichen Könnens liegt, die Menschen zu höheren Wertungsweisen emporzubilden.“ — Schon diese Einleitung gibt ein Bild der Absichten des Verfassers. Es wird noch deutlicher durch die Inhaltsangabe: 1. Psyche und Physik. 2. Hedonistische Anlage des Menschen als Urbedingung seiner Bildungsfähigkeit. 3. Intellektualistische Ethik auf Grund voluntaristischer Psychologie. 4. Einwände des Skeptizismus und relativistische Betrachtung des Relativismus. 5. Religion und Ethik. 6. Buddhistische, christliche und intellektuelle Erlösung. 7. Aufhebung der Verantwortlichkeit der Gesellschaft bei Annahme der Willensfreiheit des Einzelnen. 8. Das ökonomische Prinzip der Natur und das ethische Prinzip des Menschen. 9. Die doppelte Wurzel der Moral. 10. Ueber die Möglichkeit einer exakten Ethik. 11. Der Wille zur Macht über die Natur in seiner Verkörperung durch die Technik. 12. Das geringste Leid der geringsten Zahl. 13. Wie wir Modernen das Gewissen bilden! 14. Vom Kampf ums Dasein zum Kampf ums Recht. 15. Reine Vernunft und Staatsvernunft. 16. Staatlicher Verzicht auf Ethik in unserem Zeitalter des Rentabilitäritismus. 17. Der Tod als Erzieher. Das vorliegende Werk interessiert durch den tiefen sittlichen Ernst und durch die Fülle der Anregungen.

61. Kant: Naturgesetze, Natur- und Gotteserkenntnis. Eine Kritik der reinen Vernunft. Von Prof. Dr. F. Weis. Berlin, C. A. Schwetsche und Sohn. 1903. VIII, 257 S.

Der Sinn des Verfassers und der Geist des Buches ist deutlich aus

den Ausführungen zu erkennen, mit denen es der Verfasser schließt. Sie werden dem Leser auch klar machen, ob er sich mit ihm weiter auseinandersetzen will. Wir geben sie als die aufklärendste Anzeige hier wieder: „Man verkehrt die Wissenschaft, obgleich die kopernikanische Lehre das einzig Wissenschaftliche ist, was in diesem Streit geschichtlich in Betracht kam, und wohl auch in Betracht kommen kann. Alles übrige sind philosophische Behauptungen, denen die wissenschaftliche Feststellung abgeht. Man verkehrt aber die Wissenschaft im allgemeinen, sagt, sie untergrabe das Glauben an Gott, sie untergrabe die Religion, wohl gar die Sittlichkeit und sie sei schuld an der Zunahme des Materialismus unserer Zeit. Dabei aber gibt man zu, daß man das von der Kirche Verworfen und Verdammt als phantastische Lehre, als geistreiche Hypothese sich aneignen und in diesem Sinne weiter erforschen darf, nur darf es nicht als wissenschaftliche Wahrheit behauptet werden, wenn die Kirche es verbietet. Eine solche Hypothese darf sogar im Dienste der Kirche als die wissenschaftlichere verwendet werden, wie dies bei der Kalenderverbesserung Gregors XIII. mit der Lehre des Kopernikus der Fall war. Die spätere Erklärung, diese Lehre sei abgelehnt und falsch in der Philosophie, steht in um so größerem Widerspruch mit dieser vorausgegangenen Benützung. Das Schlimmste und zugleich das Unmoralische und das moralische Denken und Fühlen vieler Verlegende aber ist, daß die Eiferer gegen die den Materialismus erzeugen sollende Wissenschaft selbst sich der Zunahme des Materialismus schuldig machen. Denn die materiellen Vorteile, welche die Wissenschaft der Behaglichkeit und dem Luxus des Lebens, die Annehmlichkeiten und Erleichterungen, welche sie dem Verkehr und Handel bietet, dies alles wird von den Verkehrern der Wissenschaft ohne Bedenken reichlich ausgenützt. Was jedoch mehr noch in weiten Kreisen das moralische Gefühl verlegt, das ist, daß diese Eiferer die Behauptung aufstellen und betätigen, der Dienst und Zweck der Kirche erhebe über die sogenannte weltliche Sittlichkeit, dieser Zweck erlaube, was die Sittlichkeit verbietet, er heilige jedes Mittel und könne sogar von staatlichen, bürgerlichen Eiden, Pflichten und Geboten der Treue entbinden. Doch nicht von dieser Polemik des Glaubens ist hier weiter zu reden, sondern von der Behauptung, Kant habe gezeigt, daß Vernunft und Wissenschaft nichts mit Gott und Religion zu tun hätten. Das läßt man den Mann sagen, der des Vernunftglaubens gewiß ist, daß ein Gott und ein künftiges Leben ist, der den Gottesbegriff und das Reich der Gnaden schlechterdings oder praktisch notwendige Voraussetzungen und Ideen der Vernunft nennt, der da erkannte, daß die reine Vernunft, wenn auch mit Hilfe der Erfahrung, die richtige Gotteserkenntnis gebracht hat und der schließlich sagt, er werde das Reich der Gnaden nach Grundsätzen der Vernunft studieren. Man meint nun freilich, mit dieser reinlichen Scheidung des Gebietes des Glaubens von dem des Wissens, welche Scheidung Kant zugeschrieben wird, habe dieser, sowohl der Religion, als der Wissenschaft, den größten Dienst geleistet. Man denkt dabei an die Kustfichter der reinen Vernunft, wobei sowohl die Kämpfer für die Thesen als die für die

Antithesen ihren Fechtereien mit größtem Eifer obliegen können, ohne dabei dem Gegner zu schaden, oder selbst Schaden zu erleiden, weil jeder streitet für das, was der Gegner weder das Recht, noch die Macht hat, zu bestreiten. Man übersieht dabei, daß jeder dieser Lustfechter eigentlich gar kein Recht hat, zu streiten, weil er seine Behauptung nicht zu beweisen vermag, so daß mit der Zeit selbst der Kämpfer für die These voll Zweifel an deren Wert im Eifer für sie erlahmen muß. Man übersieht überhaupt, daß es in der Praxis des Lebens keine Lustfechtereien gibt, sondern nur den Ernst und die Gefahren der Polemik des Dogmatismus und seiner Gegner. Oder man kennt diesen Ernst und wendet sich des Friedens wegen auf Grund der reinlichen Scheidung beider Gebiete jener doppelten Buchhaltung zu, deren Gebrauch die Kirche von Anfang an gestattet hatte. Man gibt sich dabei einerseits dem Buch der Vernunft und Wissenschaft hin, schwärmend für allmögliche philosophische, als wissenschaftlich behauptete Gedanken, andererseits aber hält man auch das Buch des Glaubens hoch und heilig. Nun will ich ja an und für sich nichts gegen solche doppelte Buchhaltung sagen. Ich bin der Letzte, der jemandem seinen Glauben nehmen, oder der jemanden darüber zur Rede stellen will, wie er kirchlichen Glauben und Wissenschaft vereinigt. Wenn aber jemand, sich auf Kant berufend, von dieser reinlichen Scheidung zwischen Religion und Vernunft und Wissenschaft spricht und sagt, man müsse des Friedens wegen diese Scheidung ganz rein machen, man müsse daher auch die Sittlichkeit von der Religion trennen, und die Sittlichkeit der Vernunft und Wissenschaft zuschreiben, so erachte ich es hier, wo ich von Kants Stellung zu Religion und Sittlichkeit rede, als meine Pflicht, zu sagen, daß jemand, der sich bei dem Vorschlag, Religion und Sittlichkeit zu scheiden, auf Kant stützt, Kant nicht kennt. Für Kant sind die moralischen Gebote Hirnspinnste, wenn sie nicht Gottes Gebote sind. Von der Reinheit des Sittengesetzes unserer Religion stammt sein Gottesbegriff, der ihm die schlechterdings notwendige Voraussetzung der Vernunft ist, für die wesentlichsten Zwecke des Lebens, deren wesentlichster Zweck aber die Verwirklichung der Sittlichkeit ist. Es ist daher eine Schändung Kants bei dem Vorschlag, Religion und Sittlichkeit zu trennen, seinen Namen zu nennen. Dabei wiederhole ich früher Gesagtes: Es gibt keine Philosophie, deren Lehre der Sittlichkeit nicht in Beziehung zu dem Absoluten, zu dem Gott stände, den sie zur Voraussetzung hat. Nun geht freilich die Forderung der Trennung von Religion und Sittlichkeit nicht gegen die Annahme eines Absoluten überhaupt, sondern nur gegen die Annahme des Kirchengottes, des persönlich gedachten Gottes. Wie aber von theologischer Seite solcher Trennung das Wort geredet werden kann, das ist mir unerfindlich. Kant steht in dieser Frage jedenfalls ganz und voll auf dem Boden der Evangelien. Ihm war, wie es in diesen der Fall ist, Gott der Grund und die Wurzel aller Sittlichkeit. Wie aber verträgt sich überhaupt mit einer auf evangelischem Boden stehenden mollenen Gesinnung, solche Lehre von einer doppelten Buchhaltung? Ich nenne sie auch die Zweistubenlehre. Man kann sich

bei dieser Lehre von der reinlichen Scheidung bequem zwei Stuben einrichten. In der einen, der Werktagsstube, stehen allmögliche wissenschaftliche Werke und Apparate, man schwärmt darin für Vernunft und Wissenschaft, träumt, da die Philosophie einen persönlichen Gott einen beschränkten, einen menschlich und kindlich gedachten Gott nennt, von einem unpersönlichen Gott, der je nach der Zeitströmung bald mehr als reine Vernunft, bald mehr pantheistisch gedacht wird. Man träumt von einer unbeschränkten Entwicklung, denn Gott könne unmöglich so ohnmächtig gewesen sein, daß er nach gegebenen Verhältnissen sich richtend, mehrmals hätte schaffen müssen. Man träumt teils Schopenhauers wegen, teils weil man Kant mißverstehet, von einer Welt, über welche man wohl gar als Schöpfung Gottes predigt, von einer Welt, welche mit einem Schlag zusammenfalle, wenn der Erkenntnisprozeß ein anderer werde. Man träumt von allem, was im Namen von Vernunft und Wissenschaft gegen den evangelischen Gott gesagt wird, denn man meint, weil es in deren Namen gesagt werde, so sei es beachtenswert und so sagt man schließlich, weil religionslose Ethiken erfunden werden, die Sittlichkeit gehöre ins Gebiet der Vernunft und Wissenschaft, die Religion aber habe nichts mit diesem Gebiet zu tun. In der anderen Stube, der Sonntagsstube, da liegt unterdessen die heilige Schrift als das von Vernunft und Wissenschaft ausgeschlossene Buch; die Wände aber schmücken Bilder von Christus, der ebenfalls aus dem Gebiet der Vernunft und Wissenschaft ausgeschlossen ist. Denken wir nun, der philosophisch Träumende sitze wieder in der Werkstube und träume und unversehens fahre die Türe zur anderen Stube auf und der Blick des Träumenden falle auf das Bild des Gekreuzigten, der dargestellt ist in dem Augenblick, in dem er ruft: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun!“ Man meint, dem Träumenden müsse sein, wie es Petrus zu Mute war, als er den Herrn dreimal verraten hatte. Denn es ist Verrat an der Religion des Geistes und der Wahrheit, sie von Vernunft und Wissenschaft auszuschließen.“

62. Soziale Pädagogik auf erfahrungswissenschaftlicher Grundlage und mit Hilfe der induktiven Methode als universalistische oder Kultur-Pädagogik. Dargestellt von Paul Bergemann. Gera. Theodor Hofmann. 1900. XVI, 616 S. Mt. 10. Geb. Mt. 11'60.

Das Vorwort lautet: „Seitdem es eine Erziehungslehre gibt, welche im Ernste diesen Namen verdient und als selbständiger Zweig der Wissenschaft Geltung zu beanspruchen berechtigt ist, also seit den Zeiten des Almos Comenius, hat in ihr stets, in Übereinstimmung mit der gesamten Geistesrichtung der Zeit, die bloß individuelle Betrachtung der Erziehung geherrscht. Nun kann nicht in Abrede gestellt werden, daß dieselbe ihren begrenzten Wert hat; aber ebenso wenig ist daran zu zweifeln, daß sie eine Abstraktion ist, welche schließlich überwunden werden muß. Da diese Erkenntnis, wiederum im Einklang mit der Zeitströmung, mit der gänzlich veränderten Auffassung der Dinge und Verhältnisse der Stellung des Menschen und seiner Beziehungen, heutzutage allgemein zu werden beginnt, sehen wir allmählich die indivi-

duale, einer ganz anders gearteten Betrachtung der Erziehung den Platz einräumen, nämlich der sozialen, welche sich auf die Wahrheit des Satzes stützt: „Der Mensch wird zum Menschen allein durch menschliche Gemeinschaft“. Daß dieser Satz ein durchaus wahrer ist, erkennt man ohne weiteres, wenn man sich einmal vergegenwärtigt, was aus einem Kinde würde, das außer allem Einflusse menschlicher Gemeinschaft aufwüchse. Es ist ganz sicher, daß es dann zum Tiere herabsinken, daß jedenfalls die eigentümlich-menschliche Anlage sich nur sehr unvollkommen und höchst dürftig, keinesfalls über die Stufe einer ausgebildeten Sinnlichkeit entwickeln würde. Man denke an die, allerdings ziemlich unklar und mysteriös gebliebene Geschichte Kaspar Hausers. Erinnert sei auch an den Sohn des Ziegenpropheten, dessen Lebensgeschichte Hamann in der „Königsburger Zeitung“ vom 10. Februar 1764 (Schriften ed. Roth, Band. 3) mitgeteilt und über den Kant einige Gedanken geäußert hat, unter dem Titel „Ueber den Abenteurer San Pawlikowicz Zdomozyrskich Komarnicki“ (Werke ed. Hartenstein Band 2). Eigentümliche Geschichten von durch Tiere geraubten kleinen Kindern, die unter den Tiererräubern aufwuchsen und vollständig vertiert, erzählen u. a. Camerarius, Nicolaus Tulpus und Hartnoch; derartige Geschichten sind auch enthalten in den „Breslauischen Sammlungen von Natur- und Kunstgeschichten“ 1718 und in dem „Neu eröffneten Welt- und Staatstheatrum“ 1725. Daraus ist jedoch bei der Leichtgläubigkeit und Kritiklosigkeit der Leute von damals Naturdingen gegenüber nicht viel zu geben; aber ganz aus der Luft gegriffen mögen die Berichte doch wohl nicht sein. In den „Annales natur. histor.“ 1850 erzählt Murchison, der Oberst Sleemann habe ihm fünf Fälle mitgeteilt, daß im Lande Aude in Borderindien Kinder unter Wölfen gefunden wurden. In der Gegend von Gaunpur und Lufnau, wo Wölfe häufig seien, würden kleine Kinder von diesen Tieren nicht selten geraubt und natürlich meistens gefressen, ausnahmsweise aber auch von ihnen aufgesaugt und zu ihrer Art und Weise erzogen. „Vor einiger Zeit“, erzählt Sleemann, „ritten zwei Gendarmen des Königs von Aude an den Ufern des Gumpstse hin und sahen drei Tiere zur Tränke herabkommen. Sie eilten hinzu und fingen sie und fanden zu ihrem Erstaunen, daß es zwei junge Wölfe waren und ein kleiner nackter Knabe, welcher, wie seine Gefährten auf allen Vieren lief und an Ellbogen und Knien hornige Verdickungen zeigte. Er biß und fragte wütend, als er gefangen werden sollte. Sprechen konnte er nicht. Sein Verstand glich dem eines jungen Hundes“. — Der Mensch verbanke eben, wenn nicht seine Menschwerdung selbst, so doch sicherlich die Erhaltung und Fortentwicklung seiner Menschlichkeit, alles dessen, was ihn über das Tier erhebt, dem Leben in der Gemeinschaft mit gleich organisierten Wesen. Aus dem Höhlenmenschen der Urzeit hätte gewiß niemals sich der Mensch mit den sonnenhaften Augen Gottes entwickeln können, wenn jener isoliert gelebt hätte. Jedenfalls ist uns der Mensch in der Erfahrung stets gegeben als ein soziales Wesen, so zwar, daß nicht bloß der eine neben dem andern unter ungefähr gleichen Bedingungen aufwächst, sondern daß jeder zugleich

unter vielseitigem Einflusse anderer und in beständiger Rückwirkung auf solchen Einfluß steht. Aus dieser Erfahrungstatsache folgt, daß der einzelne Mensch nur als abstrakter Begriff denkbar ist; daß er in Wirklichkeit also nicht existiert. Darum sind jene Sozialtheorien als vollständig verfehlte anzusehen, welche die Gesellschaft aus einer bloß äußeren Verbindung zuvor isoliert gedachter Einzeller zu erklären versuchen. Darum ist die Ethik abzuweisen, welche lehrt, daß der ideale Wert der Gesellschaft erst nach dem des Einzelnen bemessen werden kann. Darum ist auch der Erziehungstheoretiker übel beraten, der dem Grundsatz Zillers huldigt: „Der Einzelne muß erst für sich einen Wert erlangt haben, ehe er in Beziehung auf die Gesellschaft betrachtet werden kann“. (Zillers „Allgemeine Pädagogik“ ed. Just. 3. Auflage. S. 25). Vielmehr muß die Erziehungslehre, wie die Sozialwissenschaft, wie die Ethik unserer Zeit, stets eingedenk dessen sein, daß der Mensch ohne menschliche Gemeinschaft gar nicht Mensch ist. Demgemäß hat der Pädagoge an die Spitze seiner Wissenschaft den Satz zu stellen: „Erziehung ohne Gemeinschaft besteht überhaupt nicht“. Genauer: Erziehung ist nicht bloß in der Gesellschaft allein möglich, sondern auch einzig denkbar um der Gesellschaft willen. Mit anderen Worten: Nur als soziales kann Erziehung als sinnvolles Tun genannt werden, indem sie den Zögling als passives Glied der bestehenden und als aktives der aus dieser hervorgehenden Gesellschaft betrachtet. Die grundsätzliche Anerkennung alles dessen, als daß in jeder Hinsicht die Erziehung des Individuums sozial, wie daß andererseits die Gestaltung des sozialen Lebens fundamental bedingt ist durch eine ihm gemäße Erziehung der Individuen, die an ihm teilnehmen sollen, hat die neue Erziehungs-Wissenschaft entstehen lassen, welche man als Sozialpädagogik bezeichnet, und welche nicht etwa als ein abtrennbarer Teil der Erziehungslehre neben der individualen aufzufassen ist, sondern als die konkrete Fassung der Aufgabe der Pädagogik überhaupt. Einer der Vertreter dieser neuen pädagogischen Richtung, Herr Professor Paul Natorp in Marburg, hat dieselbe in einem umfänglicheren Werke, das vor zwei Jahren unter dem Titel „Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft“ erschienen und von uns in der „Leipziger Lehrerzeitung“ (VI. Jahrgang, Nr. 17 und Nr. 18) ausführlich besprochen worden ist, dargestellt. Es könnte demnach scheinen, als sei eine andere umfassende Darlegung jener Ideen, noch dazu so bald hinterher, überflüssig. Ich glaube das dennoch nicht. Denn Herrn Natorps Arbeit ruht auf der Grundlage der kritischen Philosophie, des Neukantianismus und befolgt durchweg die Methode des deduktiven Aufbaues. Ich verwerfe sowohl jenes Fundament als auch diese Methode. Das Buch, welches ich hier der Öffentlichkeit übergebe, stellt die soziale Pädagogik auf die breite Basis der Erfahrungswissenschaft und schreitet durchgehend auf dem sicheren Wege der Induktion einher. Nicht aus irgendwelchen, kritisch-philosophischen oder sonstigen Voraussetzungen werden pädagogische Prinzipien hergeleitet, sondern die für die Erziehungslehre in Betracht kommenden Grundsätze werden gewonnen als Ergebnisse, als Konsequenzen von

Erfahrungs-Tatsachen und zwar von Tatsachen der äußeren Erfahrung. Freilich kann nicht daran gezweifelt werden, daß alle äußere Realität erst innere, also Bewußtseins-Wirklichkeit werden muß, wenn wir von ihr irgendwelche Kenntnis haben sollen, ebenso wenig, wie daran, daß die Beschaffenheit der beiden Welten, der Welt des Bewußtseins und der Bewußtseins-transzendenten Welt, eine sehr verschiedene ist. Aber das eine wie das andere ist praktisch ganz belanglos. Für die Praxis kommt bloß die äußere Realität in Betracht, als deren Abglanz oder Spiegelbild die innere, die Bewußtseins-Wirklichkeit angesehen wird. Kurz: für die Praxis brauchbar ist allein der Standpunkt des naiven, nicht aber der des kritischen Bewußtseins. Ein kleiner Vorbehalt muß dabei allerdings gemacht werden, nämlich in Bezug auf die erwähnte Beschaffenheits-Verchiedenheit der beiden Arten des Wirklichen, aber nur im stillen; denn andernfalls richtet man doch bloß ganz zweck- und nutzlose Verwirrung an. Wie es aber zugeht, daß die äußere Realität Bewußtseins-Wirklichkeit wird, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren; wir wissen es noch nicht; alle bisherigen Erklärungsversuche sind unzulänglich. Daß jedoch überhaupt beide Welten, die äußere und die innere, die Bewußtseins-transzendente Welt und die des Bewußtseins, nicht nur, wie der konsequente Idealismus annimmt, diese, während jene bloßer Schein sei, wirklich existieren, und daß ein inniger Zusammenhang zwischen beiden besteht, das scheint mir namentlich unser Gefühl zu verbürgen, welches uns vor der andernfalls gegebenen Sinnlosigkeit alles Seins und vorzugsweise alles menschlichen Handelns geradezu zurückschaudern läßt. Es ruht demnach die Existenz der Außenwelt, ganz ähnlich wie bei dem religiösen Menschen die Existenz Gottes, vornehmlich auf, natürlich der Kontrolle der Vernunft unterliegender Gefühlsgewißheit. Auf die vielen, gegen die neue Erziehungslehre, die Sozialpädagogik gerichteten Angriffe, an denen es wahrlich nicht fehlt, will ich hier nicht eingehen. Diese Angriffe richten sich zum Teil ganz von selbst, sofern sie nämlich die Kennzeichen des Schulhochmutes, des Unverstandes und der persönlichen Gehässigkeit an der Stirne tragen. Zum Teil sind sie schon oft und schlagend genug widerlegt worden; ich selbst habe ihre Unzulänglichkeit bereits mehr als einmal nachgewiesen, u. a. im 5. Hefte des III. und im 10. Hefte des IV. Jahrganges der „Deutschen Schule“, so daß es den Gegnern entschieden zu viel Ehre antun hieße, wollte man sie nicht endlich laufen lassen. Für die weite Ausdehnung, welche ich dem Begriffe der sozialen Pädagogik gegeben habe, und welche die Erörterung von über das eigentliche Gebiet der Erziehung hinausliegenden Problemen zur Folge gehabt hat, findet der Leser die Rechtfertigung in den Ausführungen meines Werkes. Daß es sehr viel Neues lehre, diesen Anspruch erhebt mein Buch nicht. Es soll vor allem dazu dienen, einen Überblick über die moderne Theorie der Erziehung vom sozialpädagogischen Standpunkte aus zu geben und klärend in dem Hinundher der Meinungen und dem Wirrwal der Ansichten zu wirken. Es faßt zusammen, es sammelt und sichtet; es ist gedacht als ein systematisches Hand- und Lehrbuch der neuen Pädagogik, das ein Bild sozialer Er-

ziehung in einer von echt sozialem Geiste durchdrungenen Gesellschaft entrollt. — Wie in meinen früheren Veröffentlichungen, welche als dieses Werk vorbereitend angesehen werden mögen, besonders folgende Schriften: „Die evolutionistische Ethik als Grundlage der Pädagogik“, — „Die drei Fundamentalprobleme der Pädagogik“ — „Adam Smiths pädagogische Ansichten im Rahmen seines Systems, der praktischen Philosophie“ — „Aphorismen zur sozialen Pädagogik“, also wie in allen diesen Arbeiten vertrete ich auch hier wieder eine ganz bestimmte und eigenartige Richtung innerhalb der sozialen Pädagogik, was ich dadurch zum Ausdruck gebracht habe, daß ich in meinen „Aphorismen zur sozialen Pädagogik“ meine Pädagogik als „universalistische“ und in dem vorliegenden Buche als „Kultur-Pädagogik“ gekennzeichnet habe. Damit ist in nicht mißzuverstehender Weise eine Hindeutung darauf gegeben, daß meine Pädagogik in besonders markanter Form dem Geiste der Zeit gerecht zu werden versucht, welcher durchaus positivistisch gerichtet ist, aber doch nicht mit bloßer Wissenschaft sich begnügt, sondern von dem Verlangen nach einem neuen geistigen Besitze ergriffen und eifrig bemüht ist, einen solchen zu suchen. Und ich meine, daß es gerade die Aufgabe des pädagogischen Theoretikers ist, den Geist der Zeit zu erfassen und für die Erziehung der Heranwachsenden nutzbar zu machen, besonders wenn er hoffen darf, damit zugleich jenes Suchen nach neuem geistigen Besitze fördern zu helfen, mit welcher Hoffnung ich mich allerdings trage. Endlich sei noch bemerkt, daß zur Ergänzung vorliegenden Werkes demselben zwei weitere folgen sollen, ein psychologisches und ein ethisches. Das psychologische wird schon demnächst als „Lehrbuch der pädagogischen Psychologie“, das ethische Werk später unter dem Titel „Ethik als Kulturphilosophie“ erscheinen“.

63. Philosophisch-religiöse Betrachtungen und Fernblicke. Von Leopold von Stechow. Heidelberg. C. Winter 1904. IV., 583 S. 7 B.

Ueber den Verfasser und die Entstehung dieses Buches berichtet die Tochter des Autors, Magdalena von Stechow im Vorworte: „Der Verfasser dieser Schrift, Leopold von Stechow, ist 1802 in der Nähe von Breslau geboren. Er verlebte auf dem Landgute seiner Eltern mit Geschwistern und Pfllegegeistwistern, unterrichtet vom Dorfschullehrer und ev. Pastor, vergnügte Kinderjahre. Dann wurde er nach Breslau in Pension gegeben, um das Gymnasium zu absolvieren. Aber er war weder fleißig, noch kam er schnell vorwärts, denn der Schulunterricht interessierte ihn weit weniger als die Klavierstunden, in welchen er aber auch dem Lehrer mehr vorphantasierte, als der Methode folgte. Als er nun doch so weit war, bezog er die Universität Heidelberg. Doch auch hier komponierte er und entzückte sich an der lieblichen Natur, ohne sich für irgendwelche Wissenschaft zu bestimmen oder zu erwärmen. Er fühlte sich sehr glücklich, so daß der Name Heidelberg ihm stets der Inbegriff alles Reizenden blieb und ihn tiefe Rührung ergriff, als er es im Alter wieder sah. Von Heidelberg begab er sich auf die Universität Leipzig. Dort war es, wo er in das hineingezogen wurde, wozu er prädestiniert war, und bald ergab er sich mit intensivstem

Fleiß der Philosophie. Vorträge von Schelling und Hegel hat er nicht gehört. Nach dem Tode seines Vaters und älteren Bruders berief ihn seine Mutter zu ihrer Unterstützung nach Schlesien, und so wurde er Landwirt. Er war es immer gern, da die nahe Berührung mit der Natur ihm sympathisch war. Auch war er glücklich durch eine schöne und gute Frau und ein einziges Kind, dem er Interesse für Philosophie und Musik einflößte. Aber leider verkaufte er seine Besitzungen, worauf sich seine Vermögensverhältnisse sehr ungünstig gestalteten, zu welchem Kummer noch langjährige Kränklichkeit hinzutrat. Wie so Vielen, war die Einheit des Vaterlandes die Verwirklichung seiner Sehnsucht, und er schätzte sich glücklich, die Herrlichkeit Deutschlands zu erleben. 1874 ist er in Dresden gestorben. In diesem stillen Leben schrieb er täglich stundenlang seine Gedanken über philosophische Probleme nieder. Dazu war er unwiderstehlich geliebt bei seiner unbegrenzten Liebe zur Philosophie, bei seinem Glauben an ihre große Zukunft, die ihm durch ihre Vergangenheit verbürgt schien. Durch mißliche Verhältnisse wurde aber nichts gedruckt. Dem sehr Vielen, was vorhanden ist, hat nun seine Tochter diese 1867 vollendete Schrift entnommen und übergibt sie der Öffentlichkeit, denn sie will nicht, daß so viel Talent verloren sei und die Denkarbeit seines Lebens ein resultatloser Prozeß war. So bietet sie dem Leser etwas Altes. Aber was alt ist, braucht nicht veraltet zu sein, und so möge der Leser sich nicht abhalten lassen, einzutreten in den Gedankenkreis des Verfassers, er wird sich gewiß gefesselt fühlen. Vielen werden die Ansichten zu optimistisch erscheinen. Aber sind wir nicht müde des Pessimismus? Hat er so gute Früchte getragen? So wollen wir denn einmal einem nur zu selbstlos zurückhaltenden Denker folgen, der überall Notwendiges, Wahres, Gutes findet und in der Entwicklung zum Besten begriffen erblickt.“ Es ist ein denkender, selbständiger Mann, der aus diesem Buche zu uns spricht und man folgt ihm gerne auf seinen Wegen.

64. Reclams Universal-Bibliothek: Quo vadis? Erzählung aus der Zeit Neros von Henryk Sienkiewicz. Aus dem Polnischen übersetzt von Paul Seliger. 1. Bd. 376 S. 2. Bd. 339 S. Mk. 1.42. — Hans Sachs. Komische Oper in drei Aufzügen von Albert Lortzing. Text nach Deinhardsteins dramatischem Gedicht frei bearbeitet von Philipp Reger. 114 S. 24 h. — Die Geschichte Transvaals. 1884—1899. Von H. v. Venk. 165 S. 48 h. — Moderne deutsche Lyrik. Mit einer literaturgeschichtlichen Einleitung und biographischen Notizen herausgegeben von Hans Benzmann. 592 S. K 1.20. — Amphitryon. Tragikomödie in 3 Aufzügen nach Molière von H. v. Kleist. 63 S. 24 h. — Maß für Maß. Von W. Shakespeare. 95 S. 24 h. — Der Jesuit. Charaktergemälde aus dem 1. Viertel des 18. Jahrhunderts von C. Spindler. 415 S. 96 h.

65. Stenographisches Protokoll der im k. k. arbeitsstatistischen Amte durchgeführten Vernehmung von Kunstspersonen über die Verhältnisse im Schuhmachergewerbe. Wien. H. Hölder. 1904. XXIV, 1295, 68 S.

Diese Enquete bildet eine Fortsetzung der auf Anregung des Arbeitsheirates mit der Expertise über die Kleider- und Wäschekonfektion im Jahre 1899 eingeleiteten Aktion zur Erhebung der Lage der Heimarbeiter. Doch war die Heimarbeit nicht der ausschließliche Programmpunkt der vorliegenden Erhebungen, es wurden vielmehr auch die Verhältnisse bei den übrigen, in der Schuhmacherei besonders mannigfaltigen Produktionsarten, sowie in Spezialzweigen der Branche und bei der Erzeugung von Schuhbestandteilen in allen bedeutenderen Produktionsgeuren zum Gegenstand der Untersuchung gemacht, so daß durch die Enquete ein möglichst vollständiges Bild über die Verhältnisse im österreichischen Schuhmachergewerbe gewonnen werden konnte. Insgesamt fanden 47 Sitzungen statt, in welchen 123 Experten, und zwar 19 Vertreter größerer Unternehmungen, 40 kleinere Unternehmer und Meister, 3 Faktore, 52 Arbeiter, 8 Arbeiterinnen und eine Stickeri-Inhaberin einvernommen wurden. Diese Experten verteilten sich auf 36 Orte in den Kronländern: Niederösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol, Böhmen, Mähren und Galizien. Das Protokoll enthält außer der Wiedergabe des Verlaufes der Sitzungen anhangsweise einige Dokumente zu dem großen Schuhmacherstreik des Jahres 1891, sowie eine Reihe von Arbeitsordnungen, Lohnstarifen, Verdienstangaben und Kalkulationslisten, die dem Amte aus den Kreisen der einvernommenen Experten zur Verfügung gestellt wurden. Weiters fanden in dem Anhange Nachweisungen handels-, betriebs-, gewerbe- und berufsstatistischer Natur Aufnahme, welche sich auf das Inland, auf Ungarn, Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika beziehen. Schließlich ist dem Protokolle ein Sachregister beigegeben, wodurch die Benützung der Publikation wesentlich erleichtert werden dürfte. Es muß wohl die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, statt der stenographischen Protokollaufnahme, die einen Quartband von zusammen 1387 Seiten bildet, eine gedrängte Bearbeitung der Enquete von einigen hundert Seiten zu veröffentlichen. In der vorliegenden Gestalt wird das Werk wohl nur wenige Leser finden. Das gesammelte Material wird so nicht jene allgemeine Beachtung und die gewünschte Kenntnisaufnahme finden, die es verdiente.

66. Urgeschichte, Geschichte und Politik. Populär-naturwissenschaftliche Betrachtungen von Dr. Bernhard R a w i t z. Berlin. L. Simion Nf. 1903. VI, 362 S. Mk. 8.

„In den folgenden Darlegungen wird der Versuch gemacht, die alles Geschehen in der belebten Natur beherrschenden Prinzipien als wirksam auch in dem Entwicklungsgange der Menschheit nachzuweisen. Denn es liegt auf der Hand, daß, wenn der einzelne Mensch in seinem körperlichen und geistigen Wesen das Produkt blind wirkender Naturkräfte ist, wenn er mit all seinem Tun und Lassen, mit seiner ganzen Existenz den Naturgesetzen genau so untertan ist wie Tier und Pflanze, dann auch der historische Entwicklungsgang der gesamten Menschheit in jedem Augenblicke dieses Walten der Naturgesetze erkennen lassen muß. Bei dieser Fassung des Problems ergibt sich die

Disposition von selber. Es muß einleitend die Deszendenztheorie oder Abstammungslehre auseinandergesetzt werden, um die leitenden Prinzipien, die im natürlichen Geschehen sich offenbaren, aufzuzeigen. Daran hat sich, als erstes Buch der Untersuchung, die Darstellung der menschlichen Urgeschichte anzuschließen, um festzustellen, ob und wie die in der Einleitung erkannten Prinzipien bei der Entstehung des Menschengeschlechtes und in seinen primitiven staatlichen Zuständen eingewirkt haben. Das zweite Buch muß dann einen Ausblick in die überlieferte Geschichte bringen, um auch an diese die vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte aus gewonnene Einsicht als Maßstab anzulegen. Im dritten Buche gebe ich dann eine Kritik der gegenwärtigen politischen Zustände Deutschlands. Um die in Natur, Urgeschichte und überlieferter Geschichte als wirkend erkannten Prinzipien in den Einzelheiten des politischen Lebens der Gegenwart nachzuweisen, glaube ich mich auf Deutschland beschränken zu sollen. Denn es ist eine mißliche Sache und eine von einem Einzelnen kaum zu lösende Aufgabe, eines fremden Staates innerpolitisches Leben gerecht zu beurteilen. Im vierten Buche endlich folgen Auseinandersetzungen, welche die positiven Ergebnisse der vorhergegangenen kritischen Betrachtungen enthalten.“ Das Buch ist vom Standpunkt des Liberalismus aus geschrieben. Auch als Gegner der Ansichten des Verfassers kann man das Buch nützlich finden, weil es in mancher Hinsicht für eine gewisse Richtung des Liberalismus typisch ist und auch mancherlei Anregungen gewährt.

67. Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Wien. Karl Fromme. Lieferung 24 und 25. 7. und 8. Lieferung des Schlußbandes.

Die 24. Lieferung des verdienstlichen, von uns schon mehrmals rühmend hervorgehobenen Werkes, welche ebenso wie die vorhergehende von Prof. Jakob Zeidler abgefaßt ist, behandelt das Zeitalter der Josephinischen Aufklärung, also eine Epoche, deren schöne und herrliche Triebe leider bald beschnitten und damit fast vernichtet wurden. Von besonderem Interesse sind die Wiener Lokal- und Sittenschilderungen in Broschüren und Zeitschriften, deren Tenor bei aller Einsicht für die Schwächen der Vaterstadt und ihrer Bewohner doch immer in den Refrain ausbricht: Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien. Und schließlich haben diese Poeten ja bis heute Recht behalten: es gibt nur ein Wien in gutem und schlechtem. Vom „Mann ohne Vorurteil“ an bis zum „Frauhellschen Sonntagsblatt“ vertreten sie alle diese Richtung. Von Schreyvogels Entwurf einer „Hof- und Staatszeitung“ bis zu unserem heutigen offiziellen Organ, der „Wiener Zeitung“ ist ein weiter, aber interessanter Weg. Die Poesie der Josephinischen Ära umfaßt Blumauers und Ringers Schule. Daneben eine patriotisch-politische Richtung, als deren bedeutendster und bleibender Ausfluß die Haydn'sche „Volks hymne“ zu betrachten ist, deren Faksimile-Reproduktion nach der Handschrift dem Hefte beiliegt; wie es auch den ältesten Text dieses Liedes von Raschka und ein Faksimile von Grillparzers Volks hymnen-Entwurf enthält.

Das 25. Heft, zum größten Teil von Zeidler geschrieben, im

übrigen aus Wolkans, Premß, Gamałowskiß und Hannß Jæder stammend, behandelt die Ausläufer des lateinifizierenden Renaissancepos, die Travestie und der Ritterepopöe, überall sehen wir die Leute sich geberden, als ob sie große Virgile wären, ohne daß sie bedenken, daß sie posthume Schwächlinge sind. Den größten Einfluß unter den Deutschen gewinnen Klopstock und Wieland. Namentlich Ullingers Doolin von Mainz steht ganz unter dem Einflusse des „Oberon“. Die Doppelhandlung wie die poetische Form weisen beide auf das große Vorbild hin. Der Rest der Vieserung weist die Verbreitung der Josephinischen Richtung in den übrigen Kronländern der Monarchie nach. Interessant sind namentlich die Erfolge der deutschen Sprache in Böhmen. August Gottlieb Meißner war damals Professor der Aesthetik an der Prager Hochschule und trat wie Sonnenfels in Wien für die gereinigte Schaubühne ein. Die deutschen Dichter entdeckten bald darauf die slavische Mythologie und gestalteten das nebelhafte Dunkel derselben zu dichterischer Klarheit. Steiermark ist darum besonders rühmendswert, weil hier in Kalchberg der Einfluß von Goethes Goetz sich besonders lebendig erwieß. In der alten Bischofsstadt Salzburg war die Renaissance- und Barockpoesie natürlich weit lebendiger denn anderswo und nicht viel anders war es in Tirol. Kärnten steht ganz unter Wielands und Blumauers Einfluß. So sehen wir, daß die Kronländer das Bild der Haupt- und Residenzstadt in reduzierter oder geteilter Gestalt wiedergeben.

68. Crainquebille. Erzählung von Anatole France. Einzig autorisierte Uebersetzung von Gertrud Savic. Berlin und Leipzig. H. Seemann Nachf. 88 S. Mk. 1.

Anatol France zählt heute zu den besten und feinsten modernen französischen Dichtern. Sein „Crainquebille“ macht gegenwärtig auf der Bühne großes Aufsehen. Das Drama ist aber nur eine Bearbeitung der gleichnamigen Novelle von Anatole France, die hier in guter Uebersetzung vorliegt. Sie ist eine unsagbar lebenswürdige Schöpfung, von einer lächelnden Milde, einem gütigen Verstehen, zu dem die herben Anklagen gegen die Härte der Justiz einen ersten und eindrucksvollen Hintergrund abgeben. Ein braver, alter Gemüsehändler gerät unschuldig in einen Konflikt mit der Polizei. Er soll dem Schutzmann, der ihn aufforderte, seinen Wagen weiterzuschieben, ein Schimpfwort zugerufen haben. Und er wird verurteilt. Die Rundschau will nichts mehr von ihm wissen, und er verfällt — unschuldig — in Jammer und Elend. Gerade das Alltägliche an Crainquebilles Delikt ist es, das uns so erschüttert. Die Kunst des Dichters zeigt sich in großartigen Einzelbildern und in der strenglogischen Durchführung der Fabel, sowie in der Wärme des Tons, die jeden zu ernstester Anteilnahme zwingt.

69. Venedig. Von Cesare Castelli. Aus dem Italienischen überfetzt von E. Perol. München. Dr. J. Marchlewski & Co. 147 S. Mk. 1.50.

Castelli schildert in seinem Romane den Kampf des alten mit dem modernen Venedig. Hinter hohen Mauern majestätischer Paläste

verbirgt sich ängstlich der alte Patrizier, der stolze Erbe verschliffener Dogenherrlichkeit, vor dem Lärm der Großstadt. Der Verfasser führt uns in die Werkstätten der Künstler, die sich an der Herrlichkeit der Heimstätte Titianischer Kunst berauschen, zeigt uns das bunte Treiben des sorglosen italienischen Stadtvolfes. Es ist ein Werk, das einen feinen Beobachter, geschulten Kunstenthusiasten und sicheren Lebenskenner zum Verfasser hat.

70. Affenspiegel. Von A. Neuwert = Nowaczynski. Satirische Erzählungen. Autorisierte Uebersetzung von Julius Tenner. (Bd. VIII der Int. Novellen-Bibliothek.) München. Dr. J. Marchlewski & Co. 223 S. Mk. 1.50, eleg. gebunden Mk. 1.75.

Die „grün gelbe Kunst“! Man hat sich mit ihr nicht nur ausgießt, sondern sie auch nach mancher Richtung begreifen gelernt. Ueberall aber, wo sie sich zur Herrschaft anstellt, spuken unliebsame Erscheinungen. Die Tragikomit der Moderne. Symptomatischer, auffallender, konsequenter tritt sie naturgemäß in den Vändern, die später gekommen, hervor. Im vorliegenden Bändchen hält Nowaczynski der slavischen resp. polnischen Abart der Moderne den Spiegel vor die Augen. Es ist ein lustiges und geistreiches Buch über die sogenannte Bohème und Bohémiens. Ein Satiriker hat hier das Wort, aber die zürnende Rede der Satire wechselt gar häufig mit dem ausgelassensten Humor des feinen, wohlwollenden und heiter gestimmten Beobachters. Trotz des spezifischen Bodens, auf dem das Werk entstehen konnte, dürfte es wohl von allgemeiner Bedeutung und allgemeinem Interesse erscheinen: In den slavischen „Affen“ lassen sich sehr leicht Züge der eigenen einheimischen wiedererkennen.

71. Liliane. Von Henry Borel. Aus dem holländischen. Manuskript übertragen von Elise Otten. München. Dr. J. Marchlewski & Co. Verlag slavischer und nordischer Literatur. 1903. 200 S. Mk. 1.50.

Der Verfasser gehört zu den markantesten Gestalten der modernen niederländischen Literatur. Sein neuestes Werk ist eine „Utopie“, jedoch nicht den „Zustandsstaat“ schildert er uns, sondern in Form eines Märchens geißelt er die heutige Gesellschaft: In einem fernen Walde wächst ein Jüngling auf, von einem Weisen erzogen und unterrichtet in allen Wissenschaften, nur die menschliche Gesellschaft bleibt ihm fremd. Prinzessin Liliane verirrt sich im Walde und Paulus folgt ihr in die Lilienstadt. Ihr Höfling weicht ihn in die Genüsse der vornehmen Welt ein, aber der Feinsüßliche findet bald heraus, was sich hinter dem gleißenden Schein verbirgt, der Natur-mensch erschauert ob des Glends, des Jammers und des Lasters ringsumher. Er erkennt, daß das Scheinglück einer Handvoll erkaufte wird durch unsagbare Leiden von Millionen, und tiefes Mitgefühl und Erbarmen ergreift ihn. Die Schilderung ist von hoher poetischer Schönheit.

72. Babel und Bibel. Ein Rückblick und Ausblick von Friedrich Deliusch. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. 75 S. Mk. 1. Kart. Mk. 1.50.

Ehe der berühmte Gelehrte in einem dritten Vortrag seine Darstellung des Verhältnisses zwischen Vabel und Bibel zum Abschluß bringt, setzt er sich in der vorliegenden Schrift mit seinen Kritikern auseinander und bezeichnet die Ziele, denen die theologisch-historische Forschung auf diesem Gebiet zuzustreben habe. In die ungeheure Fülle der Erwiderungen und Angriffe bringt Delitzsch Uebersicht und Ordnung; er weist schlagend die Mißverständnisse, Entstellungen und Widersprüche der Gegner nach und erhebt, unter Abweisung des rein Negativen und Ephemerem, die Polemik zu einer Höhe des Sachlichen und Prinzipiellen, daß jedem Leser aufs neue zum Bewußtsein kommt, um welche wichtige Fragen des gesamten religiösen Lebens und der menschlichen Geistesarbeit der Streit geht, den, ganz gegen seine Absicht und Erwartung, der große Assyriologe entseßelt hat. Gegenüber den starren Orthodoxen, die sich an die Verbal-Inspiration im engsten Wortsinne klammern, hebt er die wissenschaftlich unerschütterlich festgestellten Tatsachen hervor, die jenen engherzigen Offenbarungsbegriff widerlegen; gegenüber gewissen vermittelnden Richtungen betont er die sittliche Pflicht, klar erkannten Wahrheiten die Ehre zu geben und die religiösen Ideen mit ihnen in Einklang zu halten, nicht jene um dieser willen zu verschweigen und zurückzudrängen. Von besonderer prinzipieller Wichtigkeit ist dabei seine Forderung eines geläuterten biblischen Kanons. — Der „Rückblick und Ausblick“, den hier Delitzsch gegeben hat, erscheint demnach geeignet, in den um Vabel und Bibel, um Tradition und Wissenschaft so heftig entbrannten Kampf der Geister ein Moment der Ruhe und Klarheit zu bringen und ihn damit einem guten, segensreichen Abschluß näher zu bringen. Für alle jedenfalls, die bisher an diesem Kampf Interesse und Anteil genommen haben, ist die kleine und doch so gehaltvolle Schrift unentbehrlich.

73. Schillers Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in sechzehn Bänden. In Verbindung mit Richard Fester, Gustav Kettner, Albert Köster, Jakob Minor, Julius Petersen, Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weissenfels herausgegeben von Eduard von der Hellen, Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta's Nachf. Preis per Band: geheftet Mark 1.20, in Leinwand gebunden 2 Mark, in Halbfrauz gebunden 3 Mark.

Unter den literarischen Darbietungen, die zu der Feier von Schillers hundertstem Todestage zu erwarten sind, darf eine monumentale Säkular-Ausgabe seiner sämtlichen Werke den ersten Rang beanspruchen. Zur Veranstaltung einer solchen fühlt sich die Cotta'sche Buchhandlung berufen. Diese Ausgabe soll alle Anforderungen erfüllen, die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft an ein derartiges Unternehmen zu stellen sind. Hervorragende Gelehrte, unter denen die ersten Literaturhistoriker Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz vertreten sind, wirken unter einheitlicher Redaktion zusammen, um durch gediegene, aber durchaus gemeinverständliche Einleitungen und Anmerkungen allen denen zu dienen, die nach tieferen Einblicken in des Dichters Werke wie in seine Werkstatt verlangen. Unser Text wird auf völlig selbständiger, sorgfältigster Kritik der gesamten Ueberlieferung

beruhen; mit dem bei dieser Arbeit entstandenen Variantenapparat aber, der nur für die Fachgelehrten Wert hat, soll die neue Ausgabe nicht belastet werden. Wie in ihrer inneren Einrichtung, so wird diese Säkular-Ausgabe auch in ihrer Ausstattung der zur Zeit im selben Verlage erscheinenden Jubiläumsausgabe von Goethes Werken ähnlich sein. Dasselbe vorzügliche, starke Papier, dieselbe große, deutliche Schrift wie dort kommen auch hier zur Anwendung, und der gleiche, im Verhältnis zum Dargebotenen überaus wohlfeile Preis der einzelnen Bände wird es jedem Gebildeten ermöglichen, sich in den Besitz der Säkular-Ausgabe zu setzen. Sie dieses Namens würdig zu machen, betrachtet die Cottasche Buchhandlung, wie sie im Prospekte sagt, als ihre Ehrenpflicht gegen den großen Toten. Bisher sind erschienen: Bd. 1: Gedichte. Erster Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Mit Abbildung der Schiller-Büste von Danneder; Bd. 7: Die Braut von Messina. Wilhelm Tell. Semele. Der Menschenfeind. Die Huldigung der Künste. Mit Einleitung und Anmerkungen von Oskar Walzel. Die übrigen Bände werden ebenfalls in freier Reihenfolge ausgegeben, und bei Schillers hundertstem Todestage wird die Säkular-Ausgabe seiner Werke vollständig vorliegen.

74. Sämtliche Werke von Detlev von Liliencron. Berlin und Leipzig. Schuster und Köffler.

Diese Ausgabe der Werke v. Liliencrons, der heuer am 3. Juni 60 Jahre alt wird, soll 14 Bände (56 Lieferungen) enthalten. Der 1. Band bringt die „Kriegsnovellen“, eine in gewissem Sinne klassische Sammlung. Wir werden die folgenden Bände, wie sie erscheinen, zur Anzeige bringen.

75. Luzifer. Drama in vier Akten von Enrico Annibale Butti. Deutsch von Otto Erich Hartleben und Ottomar Pilg. Berlin, S. Fischer, 1904. 187 S. Geheftet Mk. 2, gebunden Mk. 3.

Dieses Drama des bisher in Deutschland noch nicht bekannten italienischen Dichters behandelt einen Familien-Konflikt, der aus der unversöhnlichen Feindschaft zwischen Freigeisterei und dogmatischem Glauben entspringt. Das Drama baut sich sehr wirksam auf. Die Uebersetzung läßt das Werk wie ein deutsches Originalwerk erscheinen, wozu wohl Hartlebens stilistische Meisterhand das meiste getan hat.

76. Narrische Leute. Von Max Bernstein. Berlin, S. Fischer, 1904. 179 S. Geh. Mk. 2, geb. Mk. 3.

Das sind ganz kleine Geschichten. Ein Beobachter, der es gut mit den Menschen meint und ihnen doch auf die Finger paßt, hat sie aufgeschrieben, wie sie sich ihm darbieten; als Bild, als Anekdote, als leidenschaftlicher Kampf, als heimliche Scham und heimliche Lust. Er hat schlicht und sachlich erzählt, und in jeder der Geschichten ist Schicksal zu spüren; die Menschen sind nicht ungewöhnlich, es sind die, die wir alle täglich auf der Straße und hinter ihren Fenstern gewahren; und eben diese Menschen zeigt der Verfasser als das, was wir alle sind, als narrische Leute!

77. Friedrich Nietzsche und die Vorsokratiker. Von Dr. Richard Dehler. Leipzig. Dürr. 1904. VIII., 168 Seiten. M. 3.50.

Der Verfasser teilt seinen Stoff in vier Kapitel: I. Nietzsches grundsätzliche Stellung zum klassischen Altertum. II. Nietzsches Verhältnis zur altgriechischen Zeit und zu den vorsokratischen Philosophen überhaupt. III. Nietzsches Urteile über einzelne vorsokratische Philosophie. IV. Verwandtschaft zwischen einzelnen Lehrern Nietzsches und der vorsokratischen Philosophie. Er sagt im Vorwort: „In der bisherigen Nietscheliteratur ist mitunter hingewiesen worden auf eine Verwandtschaft Nietzsches mit den griechischen Sophisten. Auch die Beziehungen Nietzsches zu Heraklit hat man hin und wieder gestreift. Ausdrücklich untersucht aber ist die Frage, wie weit diese Verwandtschaft reicht, bis jetzt noch nicht. Die vorliegende Schrift soll ein Beitrag sein für Beantwortung dieser Frage. Bei der ganzen Darstellung habe ich mit Absicht den Grundsatz verfolgt, mich, soweit dies irgend möglich war, des wörtlichen Ausdrucks Nietzsches zu bedienen. Dadurch erhält zwar die Schrift einen etwas kompilatorischen Charakter. Aber andererseits ist es nur so zu erreichen, daß der eigenartige Zauber der Darstellung Nietzsches erhalten bleibt und daß man einen unmittelbaren Eindruck bekommt von der Wärme und tiefen Sympathie, welche jedes seiner Worte über die vorsokratischen Philosophen durchweht. Derartige Untersuchungen, wie die vorliegende, scheinen mir kaum bei einem anderen Denker so notwendig zu sein, wie gerade bei Nietzsche. Sicherlich nur durch seine eigenartigen Lebensschicksale, durch die Eigentümlichkeit seines Leidens ist dieser Philosoph verhindert worden, seinen Ideen in zusammenhängenden Darstellungen Ausdruck zu verleihen. Die aphoristische Form ist für Nietzsche, obwohl er selbst dies bestreitet, nur eine unliebsame Notwendigkeit gewesen, zu der ihn seine Krankheit verurteilte. Von Hause aus war Nietzsche nicht zum Aphorismus prädestiniert. Daher tragen auch alle seine Äußerungen im Grunde einen einheitlichen Zug; selbst wenn man, wie dies üblich geworden ist, verschiedene Perioden in seiner Entwicklung unterscheidet, kann man doch ein geradliniges Vorwärtsschreiten nach einem Ziele hin und die Einheit in vielen Hauptgesichtspunkten erkennen. Einen Aphoristiker im strengen Sinne des Wortes könnte man Nietzsche nur dann nennen, wenn der innige Zusammenhang fehlte, der tatsächlich zwischen seinen Einzelaussagen selbst zu sehr verschiedenen Zeiten besteht. Und diese Einheit, diesen inneren Zusammenhang der Gedanken Nietzsches für sich herzustellen, ist jeder genötigt, der den Philosophen ernstlich zu studieren bemüht ist. — In unserem Falle heißt dies, daß man nur dann ein vollständiges und deutliches Bild von Nietzsches bemerkenswerten Äußerungen über die vorsokratischen Philosophen und von einem Verhältnis zu ihnen gewinnen kann, wenn man die überall in seinen Schriften verstreuten Bemerkungen über jene Weisen zusammenträgt und mit einander vergleicht. Zwei Gründe insonderheit haben mich bestimmt, meine Untersuchungen gerade in der angegebenen Richtung anzustellen; einmal interessierten mich überhaupt die Schriften und Ideen

meines Vettters naturgemäß von Jugend auf mehr, als die irgend eines anderen modernen Philosophen. Sodann widmete ich als klassischer Philologe stets mit besonderer Vorliebe meine Aufmerksamkeit dem, was Nießsche über die Griechen und Römer gesagt hat. Dies beides wurde auch von Herrn Professor Böhlinger in Halle a. S., welcher die direkte Anregung zu der Untersuchung gegeben hat, betont. Ich spreche demselben auch an dieser Stelle meinen Dank aus für das lebhafteste Interesse, welches er an dem Fortschreiten meiner Arbeit genommen und die wesentliche Unterstützung, die die er mir während der Ausarbeitung selbst hat zuteil werden lassen.“

78. G. W. Leibniz' Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Uebersetzt von Dr. A. Buchenau. Durchgesehen und mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Dr. E. Cassirer. Band I. Leipzig, Dürr, 1904. VIII, 374 S. Mk. 3.60. (Philosophische Bibliothek, Band 107.)

Der Herausgeber spricht sich in der Vorrede über den Plan dieser Ausgabe folgendermaßen aus: „Die vorliegende Ausgabe versucht, den wesentlichen Inhalt der Leibnizschen Philosophie und das Verhältnis ihrer einzelnen Systemglieder an Leibniz' eigenen Werken zur unmittelbaren Anschauung zu bringen. Die Einwände und Bedenken, die jedem derartigen Versuch entgegenstehen, sind mir von Anfang an lebendig und gegenwärtig gewesen. Leibniz' System ist nicht in einigen Hauptwerken zu erschöpfen und wiederzugeben; es setzt das Eindringen in die Gesamtheit seiner wissenschaftlichen Lehren und Grundanschauungen voraus. Nur in der Betätigung an sämtlichen wissenschaftlichen Aufgaben und Problemen der Zeit zwingt Leibniz selbst sich zu seiner philosophischen Grundanschauung durch: nur aus der Allheit dieser Probleme läßt sich daher sachlich die Einheit des Systems rekonstruieren, jede Auswahl, die unter den einzelnen Schriften universalistischen Grundcharakter, damit aber die auszeichnende Eigentümlichkeit der Leibnizschen Denkart haben, aufheben. In der Tat geben die bekannten Hauptschriften, die in den bisherigen Sammlungen vereinigt sind, im günstigsten Falle einen Ueberblick über den Inhalt der Lehre; aber sie bezeichnen nicht die gedankliche Entwicklung, die zu ihnen hingeführt hat, und die gemeinsame logische Wurzel, der sie entstammen. Um diese Entstehungsbedingungen der Leibnizschen Philosophie, die zugleich Bedingungen ihres sachlichen Verständnisses sind, zu veranschaulichen, mußte daher ein anderer Weg eingeschlagen werden. Die strenge Scheidung zwischen den „metaphysischen“ und „wissenschaftlichen“ Schriften mußte aufgehoben werden, jedes Gebiet produktiver Gedankenarbeit mußte zum mindesten in seiner bezeichnenden Probe zur Darstellung kommen. Vollständigkeit der Uebersicht galt, wenn nicht im extensiven, so doch im intensiven Sinne als Vorbild und Aufgabe, sofern alle begrifflichen Hauptmotive, die das System bilden helfen, durch einen charakteristischen Repräsentanten wiedergegeben werden sollten. Die folgende Auswahl versucht nirgend die Sondergebiete in sich selbst zu erschöpfen; aber sie sucht in dem allmählichen Fortschritt, den sie von der Logik und Mathematik zur Dynamik, von dieser zu

den Anfängen der Metaphysik vollzieht, die gegenseitige Abhängigkeit der einzelnen Faktoren und ihre Wechselwirkung deutlich zu machen. In diesem Sinne war die Wahl der einzelnen Stücke durchweg durch den Gesichtspunkt des Ganzen bedingt und durch den Gesamtplan, der der Ausgabe zugrunde liegt, im voraus eingeschränkt. Der wesentliche Zweck wäre erreicht, wenn die einzelnen Schriften, die hier nur als Paradigmata der allgemeinen Gedanken hingestellt werden konnten, die Anregung zum Studium der ganzen Gruppe, die sie vertreten, und ihrer systematischen Bedeutung in sich erhielten. Auch die Einleitungen und Erläuterungen sollen im wesentlichen nur der ersten Orientierung und der Einführung in die geschichtlichen und sachlichen Vorbedingungen des Systems dienen; die einheitliche Gesamtauffassung der Lehre, von der ich hierbei ausging, ist an anderer Stelle eingehend dargelegt und begründet worden. Die Absicht des Uebersetzers bei der vorliegenden Ausgabe war eine genaue und vor allem eindeutige Wiedergabe der Leibnizschen Begriffe. Es ist, soweit es anging, versucht worden, denselben lateinischen, bezw. französischen Terminus stets durch denselben Ausdruck im Deutschen wiederzugeben. Ein Sachregister, das der Uebersetzer dem zweiten Band beifügen wird, gibt über alle terminologischen Fragen erschöpfende Auskunft. Bei der Durchsicht der Uebersetzung war mein Bestreben vor allem darauf gerichtet, die genaue Uebereinstimmung mit dem Sinne des Originals und seinen einzelnen logischen Nuancen zu erreichen; wo der Hauptzweck der begrifflichen Klarheit es erforderte, habe ich auch freiere stilistische Umformungen nicht vermieden. Der vorliegende erste Band gibt, seinem Hauptinhalt nach, die vorbereitenden Schriften zur Logik und Wissenschaftstheorie; die metaphysischen Abhandlungen im engeren Sinne wird der zweite Band enthalten, der in Kürze erscheinen soll.“ Diese neue Ausgabe wird mit dazu dienen, die Worte des großen Denkers und Gelehrten einer größeren Allgemeinheit zugänglich zu machen.

79. Die Agrarfrage in der Deutschen Sozialdemokratie von Kurt Marx bis zum Breslauer Parteitag. Von Dr. Wilhelm Cohnstaedt, München. Ernst Reinhardt, 1903. 245 S.

Die acht Kapitel des Buches haben folgende Ueberschriften: 1. Zur Einführung. 2. Die Grundrententheorie von Karl Marx. 3. Die Agrarpolitik von Karl Marx. 4. Die Agrarpolitik der internationalen Arbeiter-Assoziation. 5. Vom Eisenacher Arbeiterkongreß bis zum Fall des Sozialistengesetzes 1869—1890. 6. Vom Fall des Sozialistengesetzes bis zur Agrardebatte 1890—1894. 7. Die Agrardebatte 1894—1895. 8. Schluß. Der besondere Wert des sehr dankenswerten Buches liegt in seiner objektiven und sehr vollständigen Darstellung des Gegenstandes. Dieser selbst spielt in der Diskussion der Sozialdemokratie eine wichtige Rolle, so daß für jeden, der ihm nähertreten will, dieses Buch ein willkommener Helfer ist.

Für den Inhalt verantwortlich: **Engelbert Fernerhoffer.**

Genossenschafts-Buchdruckerei, Wien VII. Breitenfeldergasse 22.

Der Arzt in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung.

Vortrag, gehalten im Verein „Zukunft“ in Wien am 3. März von Dr. Ludwig Teleky (Wien).

Als wir noch junge Studenten waren, da haben wir geglaubt, daß unser künftiger Beruf eine ganz besondere Stellung im Wirtschaftsleben einnehme. Wir haben geglaubt, daß die sogenannten liberalen Berufe allen wirtschaftlichen Kämpfen entrückt seien, daß die großen wirtschaftlichen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte an ihnen spurlos vorübergegangen seien. Wir hofften, daß wir gleichsam auf einer höheren Warte stehen würden, von der aus wir die wirtschaftlichen und Klassenkämpfe beobachten könnten, ohne selbst in dieselben einbezogen zu werden. Daß dem nicht so ist, haben wir inzwischen wohl alle eingesehen und es soll Aufgabe der folgenden Ausführungen sein, zu untersuchen, inwieweit und infolge welcher Kräfte sich die Stellung der Ärzte im Laufe der letzten Jahrzehnte geändert hat.

Mannigfache Kräfte sind es, die zu Umwälzungen im ärztlichen Berufe geführt haben, sowohl innere Kräfte, hervorgerufen durch den Fortschritt der Wissenschaft, als auch äußere, hervorgerufen durch die wirtschaftlichen Umwälzungen in unserer Umgebung. Wir wollen untersuchen, was das Zusammenwirken all dieser Kräfte gezeitigt hat und wollen uns schließlich bemühen, die Entwicklungstendenzen, die künftig wirksam sein werden, festzustellen.

Wenden wir uns zunächst den inneren Kräften zu. Der Aufschwung der Naturwissenschaften, die rege Forschung auf allen Gebieten der Medizin, die Heranziehung der Hilfsmittel der Chemie und der Physik, das Entstehen neuer Wissenszweige, z. B. der Bakteriologie: dies alles hat zu einer feineren Ausbildung der technischen Behelfe sowohl zur Untersuchung als auch Behandlung der Kranken und damit zu einem ungeheuern Anschwellen des gesamten Wissensstoffes geführt. Dieses gewaltige Anschwellen machte eine Teilung der Arbeit, eine Spezialisierung, nötig und so entstanden die einzelnen Spezialfächer und das Spezialistentum. Diese Spezialisierung wieder führte zu einem weiteren Ausbau der Spezialfächer und zu einer weiteren Entwicklung der Technik für therapeutische und dia-

gnostische Zwecke. Dadurch aber wurden die Arbeitsbehelfe immer komplizierter; besonders in manchen Fächern wurden die Arbeitsbehelfe so kompliziert, daß die Beherrschung dieser Arbeitsbehelfe zu einem eigenen Spezialfache wurde, und so entstanden neben den Spezialfächern der Wissenschaft Spezialfächer des Arbeitsbehelfes. Ich will hier nur auf die physikalischen und diätetischen Heilmethoden verweisen, auf die Kaltwasserbehandlung, auf die orthopädische Behandlung, auf die Institute für Röntgenuntersuchung — die alle zur Entstehung solcher Spezialfächer der Arbeitsbehelfe geführt haben. Alle diese Behandlungs- und Untersuchungsmethoden verlangen kostspielige Apparate und gut eingerichtete Anstalten und so wird das einfache Handwerkszeug des Arztes immer mehr verdrängt durch kompliziertere Apparate. Ebenso führt die Asepsis zur Herstellung besonders eingerichteter Sanatorien, denn während früher der Arzt jede auch noch so große Operation in der Wohnung des Kranken mit einigen von ihm selbst mitgebrachten Instrumenten ausführte, verlangt der heutige Stand der Wissenschaft, daß selbst geringfügigere Operationen in eigens eingerichteten Operationsräumen, die eine Menge komplizierter Hilfsmittel, Sterilisierapparate u. dgl. enthalten müssen, ausgeführt werde. Zur Errichtung solcher Anstalten, zur Beschaffung der Apparate ist sehr großes Kapital nötig und so sehen wir kapitalistische Kräfte in den ärztlichen Beruf eindringen. Sowie die Maschine, indem sie zur Trennung des Arbeiters von den Arbeitsmitteln führt, Raum schafft für kapitalistisches Unternehmertum, so führt auch die Kostspieligkeit der Apparate und sonstigen Einrichtungen eines Sanatoriums oder einer Anstalt, wie sie moderne Therapie fordert, zum Eindringen kapitalistischen Unternehmertums in den ärztlichen Stand. Der Besitzer eines solchen Sanatoriums, einer Kaltwasserheilanstalt u. dgl. kann ein Arzt sein, er muß es aber nicht sein. Auch Aktiengesellschaften können Besitzer solcher Sanatorien oder Anstalten sein, ein Arzt als Leiter ist zwar unbedingt nötig und oft hängt alles eben von der Person des Leiters ab; dieser Leiter aber ist oft genug nur ein Angestellter, ein höher qualifizierter Lohnarbeiter. So entwickeln sich rein großkapitalistische Betriebe. Ein Besitzer als Unternehmer, der ärztliche Leiter und untergeordnete Ärzte als Angestellte, schließlich anderes Personale, Wärterinnen u. dgl. Auch früher gab es ärztliche Großbetriebe, Spitäler; diese aber waren Wohltätigkeitsinstitute, nicht auf den Profit berechnet. Sie waren auch oft schlecht eingerichtet und bildeten einen Notbehelf für die Armen, die privater Pflege entbehren müssen. Das moderne Sanatorium, die moderne Anstalt aber ist auf Profit berechnet, ist für Wohlhabende eingerichtet und für den wohlhabenden Kranken weit besser als die Privatpflege.

Dieselben Momente, die zur Entstehung vom Sanatorium führten, trugen auch viel zur Förderung des Spitalwesens bei. Alles Chirurgische gehört unsern Ansichten nach ins Spital. Ebenso — wenn auch aus anderen Gründen — alle schweren, ansteckenden Krankheiten. Eine diätetische Behandlung läßt sich im Spitale viel besser ausführen als in der Privatpflege. Eine Reihe komplizierter Untersuchungsmittel steht uns nur im Spital zur Verfügung. So verlangt

der Fortschritt der Wissenschaft eine Vermehrung und zugleich bessere Einrichtung der Spitäler. Diese bessere Einrichtung der Spitäler, sowie die Notwendigkeit, daß auch der Wohlhabendste im Falle einer chirurgischen Erkrankung eine Anstalt aufsuchen muß, führt zum Schwinden der Angst vor der Anstaltsbehandlung, zum Schwinden der Angst vor dem Spitale. Der Arzt des Spitales ist ebenso wie der Arzt der Anstalt ein Angestellter, ein höher qualifizierter Lohnarbeiter.

Aber nicht nur im Großbetriebe fungiert so der Arzt manchmal als Unternehmer, häufig als Angestellter. Auch manche Spezialfächer nehmen immer mehr den Charakter kapitalistischer Unternehmungen an. Die Zahnärzte arbeiten in der Regel mit Gehilfen, mit Technikern, und manchmal ist der Techniker für das Gedeihen des Unternehmens wichtiger als der Arzt.

So sind also zwei Elemente, die wir sonst als charakteristisch für den kapitalistischen Betrieb ansehen, in den ärztlichen Beruf eingedrungen:

1. das Prinzip der Teilung der Arbeit;
2. das Prinzip des Großbetriebs und des kapitalistischen Unternehmertums, wobei der Arzt manchmal als Unternehmer, häufig als Lohnarbeiter figuriert.

Noch ein drittes aber, was Combart für so besonders charakteristisch für kapitalistisches Wirtschaftsleben hält, ist damit in den Beruf eingedrungen. Es hat nämlich eine Verflechtung der Beziehungen stattgefunden. Das persönliche Moment ist mehr in den Hintergrund getreten, den Spezialisten und den Anstaltsarzt verbindet kein persönliches Band mit seinen Patienten. Es ist nicht mehr der Herr N. N., der an einer Blinddarmentzündung erkrankt ist, sondern es überwiegt zunächst das reine sachliche Interesse an dem „Fall“, erst in zweiter Linie kommt hiezu das persönliche Interesse an dem Kranken.

So wirken Kräfte von innen heraus umwälzend und revolutionierend auf den ärztlichen Beruf. Neue Betriebsarten kommen auf und entwickeln sich auf Kosten der alten Betriebsform. Dem Arzt der früheren Zeit, dem „praktischen Arzte“, wird sein Publikum teilweise entzogen und der Boden beginnt ihm unter den Füßen zu schwinden.

Wie gestalten sich nun während dieser inneren Umwälzungen die äußeren Verhältnisse? Der Wert der ärztlichen Arbeitskraft hängt ja auch ab von der Nachfrage nach ihr und von der wirtschaftlichen Stärke der Nachfragenden. Die wirtschaftlichen Umwälzungen des letzten Jahrhunderts aber haben Verschiebungen sowohl in der Nachfrage selbst, als auch in der wirtschaftlichen Stärke der Nachfragenden hervorgerufen. Die Konzentration des Kapitals hat zum Zugrundegehen des alten, zum Auftauchen eines neuen Mittelstandes, zum Entstehen des Proletariats geführt.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Mittelstande zu, der ja in früheren Zeiten vor allen anderen Ständen dem Arzte seinen Lebensunterhalt geboten hat. Mit dem Zugrundegehen des Handwerks hat der kleinere Unternehmer, der Kleinmeister, nicht mehr

die Möglichkeit, nach seinen bisherigen Bedürfnissen zu leben. Er muß sich einschränken, auch in bezug auf sein Bedürfnis nach dem Arzte. — Der neue Mittelstand, der an Stelle des alten tritt, besteht aus Beamten. Diese sind auf fixe Bezüge angewiesen. Die Bestreitung außerordentlicher Ausgaben macht hier größere Schwierigkeiten. Der kleine selbständige Unternehmer konnte immer hoffen, durch erhöhte Tätigkeit, durch ein glückliches Geschäft, eine außerordentliche Ausgabe wieder wettzumachen. Für den Beamten existiert eine solche Möglichkeit nicht, und wenn er auch in seinem Budget von vornherein eine bestimmte Summe für den Arzt festsetzt, so trifft ihn ein Ueberschreiten dieses präliminierten Betrages — wie es ja im Falle einer ernstern Erkrankung stets stattfindet — doch hart und er sieht keine Möglichkeit, den Ausfall zu ersetzen. So ist der neue aus Beamten gebildete Mittelstand in bezug auf den Arzt weniger zahlungskräftig als es der frühere Mittelstand der selbständigen Unternehmer war, und wir sehen so den alten Mittelstand ersetzt zwar durch einen neuen, aber in bezug auf den Arzt weniger zahlungskräftigen. — Im Proletariat allerding's entsteht eine sehr gesteigerte Nachfrage nach dem Arzte, verbunden aber mit einer geringen Zahlungsfähigkeit. Darüber, wie das Proletariat seine Bedürfnisse nach dem Arzte befriedigt, soll später gesprochen werden.

Wir sehen also als Resultat der wirtschaftlichen Entwicklung ein Zugrundegehen zahlungsfähiger Klassen und dies muß ein Sinken des wirtschaftlichen Niveaus des Arztestandes zur Folge haben. Der Arzt wird für gleiche Arbeit weniger Lohn erhalten und im günstigsten Falle wird er imstande sein, durch vermehrte Arbeit den Ausfall wettzumachen. Heute allerdings bei der ungeheuren Differenz in der Honorierung bei Armen und Wohlhabenden wird ihm dies kaum möglich sein. Auch der gesteigerte Reichtum der Großbourgeoisie wird den Ausfall nur zum Teil wettmachen. Wie alle Errungenschaften moderner Kultur, so macht sich das Großbürgertum auch die Errungenschaft, die in der Entwicklung des Spezialistentums liegt, zuerst zunutze. Es wendet sich an die staatlich approbierten Spezialisten, die Professoren. Ihrem Beispiel folgt der wohlhabende Teil des Mittelstandes, und so kommt die Steigerung des Reichtums im Großbürgertum nicht dem gesamten Arztestande zugute, sondern nur einer dünnen Schichte von Professoren und Dozenten, und während der Arzt des Mittelstandes wirtschaftlich sinkt, steigt eine kleine Schichte von Spezialisten empor. Dies führt auch innerhalb des Arztestandes zu einem Schwinden des Mittelstandes, zu einer Verschärfung der Gegensätze innerhalb des Standes.

Unter diesen Verhältnissen erlangt es immer größere Bedeutung für den Arzt, welches Bedürfnis das Proletariat nach dem Arzte hat und wie es dies Bedürfnis befriedigt. Mit dem Erwachen des Proletariats gibt der Arbeiter seinen Fatalismus auf, er nimmt Krankheit und Elend nicht mehr als etwas von Gott gegebenes; er will im Krankheitsfall Hilfsmittel zur Genesung haben und er will während der Zeit seiner Krankheit vor Not geschützt sein. Und da der

Einzelne nicht selbst für diese Zeit der Not vorsorgen kann, so werden Organisationen geschaffen, die dies leisten sollen. Eine solche Organisation muß zweierlei leisten: sie muß für den Kranken selbst sorgen, indem sie ihn ärztlicher Behandlung teilhaftig werden läßt und ihn mit Medikamenten versorgt, dann aber muß sie ihn und seine Familie im Falle seiner durch Krankheit verursachten Erwerbsunfähigkeit vor materieller Not schützen. Diese beiden Aufgaben erfüllt die Krankenkasse. Sie gewährt dem Kranken Arzt und Medikament und gibt dem Erwerbsunfähigen Krankengeld. Durch dies beides wird die Krankenkasse ein wichtiges Institut der öffentlichen Gesundheitspflege und erlangt eine große sozialhygienische Bedeutung. Vor allem aber dadurch, daß sie Arzt und Medikamente beistellt, trägt sie bei zur Erhaltung der Arbeitskraft und zur Heilung des Kranken. Bei noch so hohem Krankengelde würde, wenn nicht von Seite der Kasse für ärztliche Hilfe gesorgt wird, stets auf Kosten der Gesundheit am Arzte gespart werden und deshalb kann die Beistellung von Arzt und Medikament in ihrer sozialhygienischen Bedeutung durch kein noch so hohes Krankengeld ersetzt werden.

Durch die Krankenkasse lernt der Arbeiter erst auf seine Gesundheit achten. Die Krankenkasse ermöglicht es ihm, schon bei kleineren Gesundheitsstörungen sich die nötige Pflege und Ruhe zu gönnen. Die Krankenkasse zwingt aber auch den Patienten, einen Arzt aufzusuchen, denn nur auf Anweisung des Arztes erhält er Krankengeld, und indem sie ihn so zum Arzte zwingt, erzieht sie in ihm das Bedürfnis und das Verlangen nach dem Arzte. Und diese Erziehung zum Arzte ist wohl eine der wichtigsten Funktionen, die die Krankenkasse zu erfüllen hat. Eine solche Erziehung erscheint auch dringend notwendig, wenn wir bedenken, daß der größte Teil der Kassenmitglieder vom Lande stammt, wo man den Arzt erst in der Sterbestunde, erst nach dem Pfarrer, zu rufen pflegt.

Wie weit die Krankenkassen bis jetzt ihre obenerwähnte erzieherische Aufgabe erfüllt haben, zeigen folgende Zahlen: ¹⁾

	Zunahme der Mitglieder	der Erkrankun- gen	der Krank- heitstage
Österreich 1890—1900	61·4%	64·7%	83%
Deutschland 1885—1899	69%	93%	139%

Die raschere Zunahme der Krankheitsfälle und der Krankheits-tage im Verhältnis zur Zahl der Mitglieder zeigt uns, wie die Mitglieder es gelernt haben, einerseits schon geringeren Erkrankungen Aufmerksamkeit zu widmen, andererseits sich gewöhnt haben, im Falle der Erkrankung früher sich krank zu melden und länger krank zu bleiben. Die allmähliche Erhöhung des Krankengeldes hat zur Entwicklung dieser Verhältnisse viel beigetragen.

¹⁾ Entnommen: Dr. Max Ellmann. Status praesens der Krankheitskosten und Arztekosten bei den Krankenkassen Österreichs. (Sozialärztliche Presse, Jahrgang I.).

Da aber die Krankenkasse ja an sich kein Erziehungsinstitut ist, sondern zunächst die Aufgabe hat, den Bedürfnissen ihrer Mitglieder zu genügen, da aber deren Bedürfnisse vor allem auf Krankengeld und nur wenig auf ärztliche Hilfe gerichtet sind, so ist es nicht zu verwundern, daß die Einrichtungen für ärztliche Hilfe recht primitiv sind, und daß sie eben nur primitiven Bedürfnissen entsprechen. Charakteristisch für die Behandlung durch den Kassenarzt sind ja die Massensordinationen, die flüchtigen Besuche, das Verordnen von Medikamenten, manchmal ohne den Kranken auch nur gesehen zu haben — alles Folgen der ungeheueren Ueberbürdung der Kassenärzte mit Arbeit. Wie überbürdet die Kassenärzte in Wien sind, mögen folgende Zahlen beweisen:

Von 106 Ärzten des Verbandes der Genossenschaftskrankenkassen hatten 1901 43 über 1000 Krankmeldungen im Jahr. Jeder Kranke war 1·9—3·4 Wochen krank. Außer diesen aber hatten die erwähnten 106 Ärzte noch zirka 80.000 arbeitsfähige Kranke zu behandeln.

Auch unter den Krankenkassen gibt es ja Unterschiede inbezug auf die Fürsorge für ärztliche Hilfe. Die Krankenkasse der Großstadt, die auch Spezialärzte anstellt, bietet gewiß mehr und ist besser eingerichtet, als diejenige der kleinen Stadt.

Zwischen dem Kassenarzt und seinem Patienten bestehen rein sachliche Beziehungen. Ebenso wie zwischen dem Wohlhabenden und dem ihn behandelnden Spezialarzt kaum ein persönliches Band besteht, so auch zwischen dem Kassenarzt und seinem Patienten. Wir sehen hier auf einer tieferen Entwicklungsstufe ein ähnliches Verhältnis, wie auf einer höheren, aber doch besteht ein wesentlicher Unterschied: Verbindet auch den wohlhabenden Patienten und den ihn behandelnden Spezialisten sonst kein persönliches Band, so sucht der Wohlhabende doch nur den Spezialarzt auf, zu dem er — nach dem was er über ihn gehört — Vertrauen gefaßt hat. Aber wie der Spezialarzt mit seinem Patienten nur durch sachliche Momente verknüpft ist, die dazu führen, daß er in ihm oft nur den „Fall“ sieht, so sieht der Kassenarzt in seinem Kranken häufig nicht eine bestimmte Person, nicht Herrn N. N., der erkrankt ist, sondern nur Kassenmitglied Nr. so und soviel. Die meisten Kassenmitglieder sind mit diesen Verhältnissen gar nicht unzufrieden; sie unterscheiden höchstens zwischen Arzt und Spezialarzt, nur selten zwischen Arzt und Arzt. Das persönliche Vertrauen spielt noch kaum eine Rolle.

Die Kasse macht den Arzt zum Angestellten, zu einem höheren Lohnarbeiter. Sie kauft die Arbeitskraft des Arztes (allerdings in der Regel nicht seine gesamte Arbeitskraft, sondern nur einen Teil derselben) und deshalb ist der Arzt — wenigstens der gegen ein Pauschale fix angestellte Arzt — der Kasse gegenüber Lohnarbeiter. Die Kasse stellt dann die Arbeitskraft des Arztes ihren Mitgliedern zur Verfügung. Die Kasse ist der Unternehmer, der die ärztliche Arbeitskraft kauft. Die Kassenmitglieder sind die Konsumenten. — Wenn Kautsky behauptet, daß nur der Arzt, der von der Kasse als Beamter angestellt ist (keine Privatpraxis treiben darf), sich ihr gegenüber in

der Stellung des Lohnarbeiters befindet, so ist dem gegenüber zu bemerken, daß jeder gegen ein bestimmtes Fixum angestellte Arzt sich in eben derselben Stellung befindet, wie ein „beamteter“; ob der Arzt seine ganze oder einen Teil seiner Arbeitskraft verkauft, ist ja gleichgültig. Der Kleinbauer, der auf dem Hofe der Gutsbesitzer arbeitet, ist dem Gutsbesitzer gegenüber Lohnarbeiter, mag er auch sonst selbstständiger Bauer sein.

Welche Bedeutung die Kassen erlangt haben, geht wohl am besten daraus hervor, daß von 1,648.000 Bewohnern Wiens 474.000 Kassenmitglieder sind.

Das Erwachen des Proletariats hatte aber noch eine zweite Wirkung inbezug auf die Fürsorge für arme Kranke, die sogar der Entstehung von Krankenkassen zeitlich vorangeht. Mit der Anerkennung eines Rechtes auf ein Existenzminimum entsteht das Armenrecht. Es ist die Pflicht der Gemeinde oder des Staates, für die Armen und für die armen Kranken zu sorgen. Es ist das Recht des armen Kranken, die Hilfe der Gemeinde in Anspruch zu nehmen. Was früher Caritas war, was in christlicher Nächstenliebe gegeben wurde und demütig und dankend in Empfang genommen werden mußte, das zu geben ist jetzt Pflicht und das zu beanspruchen ist Recht. Diese Wandlung in den Anschauungen führte zu einer Besserung der Fürsorge für arme Kranke. Es führte zu einer zahlreicheren Anstellung von Gemeinde- und Armenärzten. Es führte vor allem zur Gründung von Spitälern und zu einer besseren Einrichtung derselben. Die Anforderungen, die die Wissenschaft an die Spitäler stellt, die Verknüpfung von Spitälern mit den Universitäten, führt ebenfalls zu einer Verbesserung der inneren Einrichtungen der Krankenhäuser. Diese Besserung im Spitalswesen führt, wie schon oben erwähnt, dazu, daß die Scheu vor den Spitälern schwindet, und das Schwinden dieser Scheu führt wieder zu einem vermehrten Bedürfnis nach Spitälern und dadurch zu einer Vermehrung derselben.

In Deutschland kamen ²⁾

1876 1772

1894 2760 Spitalbetten auf eine Million Einwohner.

In Oesterreich ³⁾ 1848 1416·9

1896 630·7 Einwohner auf ein Spitalbett.

Die Vermehrung fand vor allem in jenen Ländern und Landesteilen statt, die früher mit Spitälern schlecht versorgt waren. In Niederösterreich blieb die Zahl der Spitalbetten im Verhältnis zur Einwohnerzahl fast unverändert. Es kam 1848 ein Bett auf 380·6, 1896 auf 371·4 Einwohner. Um wie viel häufiger jetzt als früher die Spitäler aufgesucht werden, geht auch daraus hervor, daß in dem Jahrzehnt 1890—1900, während dessen die Zahl der Kassenmitglieder

²⁾ Handbuch der Krankenversorgung und Krankenpflege, herausgegeben von Siebe, Jacobi und G. Meyer.

³⁾ Oesterreichs Wohlfahrts Einrichtungen 1848—1898. III. Kap. Krankenanstalten, bearbeitet von Ullmann.

um 61%, die der Krankentage um 83% gestiegen ist, die Ausgaben der Krankenkassen zur Begleichung von Spitalskosten um 191·8% stiegen.

Da die Scheu vor dem Spital schwindet, werden auch die Spitalsambulanzen zahlreicher besucht. Hier liegen mir nur Zahlen für die Jahre 1892—1899 vor. Im Jahre 1892 wurden die Wiener Spitals- und sonstigen unentgeltlichen Ambulanzen von 273.000, im Jahre 1899 von 417.000 Kranken aufgesucht, wenn die Angaben in den Berichten des Wiener Stadtphysikates⁴⁾ richtig sind.

Die Spitäler sind spezialistisch gegliedert. Der Spitalsarzt tritt dem Publikum als Spezialarzt gegenüber (ob er es nun sein mag — oder nicht) und es fällt auf ihn etwas von dem Nimbus des großen Namens desjenigen Spezialarztes, der der Spitalsabteilung vorsteht. In den Spitalsambulanzen lernt das Publikum das Spezialistentum kennen und lernt Vertrauen fassen zum Spezialisten und so erzieht das Spital zum Spezialisten, wie die Krankenkasse zum Arzt überhaupt erzieht. Die höher organisierte Kasse stellt • Spezialisten an und auch sie befördert dann die Erziehung zum Spezialisten.

Wie haben nun Krankenkasse und Spital auf den ärztlichen Stand und seine Stellung eingewirkt? Sie haben neue Klassen der ärztlichen Praxis zugeführt und darüber soll später noch gesprochen werden. Sie haben aber auch einzelne Bemittelte den Ärzten entzogen. Mag das Krankenkassengesetz wie immer sein, die Söhne und Töchter Wohlhabender werden, solange sie sich im jugendlichen Alter befinden und eine dementsprechend niedrige Stellung einnehmen, stets unter dieses Gesetz fallen. Das österreichische Gesetz ist aber weiter gegangen als zum Beispiel das deutsche und hat sämtliche Angestellte, alle Beamten in die Krankenkassenversicherung einbezogen. Ich glaube, daß die Einbeziehung dieser Schichte in die Krankenversicherung in ihrer heutigen praktischen Wirkung auf den ärztlichen Stand ärztlicherseits oft überschätzt wird. Solange die Kassen in Bezug auf ärztliche Hilfe primitiv eingerichtet sind und den verfeinerten Ansprüchen von Vessergestellten nicht genügen (wie es heute noch der Fall ist), so lange ist die praktische Wirkung dieser Einbeziehung gering. Je besser aber die Kasse organisiert ist, desto größer wird die Bedeutung dieser Einbeziehung. Auch wenn sich eigene Kassen für Beamte mit besser organisiertem ärztlichem Dienst, aber schlechter Bezahlung der Ärzte bilden, auch dann kann die Krankenversicherung dieser Bemittelten für den Arztstand bedrohlich werden. Auch die Spitäler entziehen dem Arzt einzelne Bemittelte, die im Krankheitsfalle das Spital oder die Ambulanz des Spitals aufsuchen.

Krankenkasse und Spital führen also zwar große Mengen wenig Zahlungskräftiger der ärztlichen Behandlung zu, entziehen aber dem praktischen Arzte eine allerdings kleine Zahl von Zahlungsfähigen. So verstärken Kassen und Spitäler die Tendenz der ganzen wirtschaftlichen Entwicklung, die ja dahin geht, zu einer Abnahme der gut be-

⁴⁾ Berichte des Wiener Stadtphysikates über seine Tätigkeit.

zahlten und einer Zunahme der schlecht bezahlten ärztlichen Arbeit zu führen. Ob es möglich sein wird, durch vermehrte Tätigkeit die schlechte Bezahlung weitzumachen, und auf das alte, oder doch wenigstens ein befriedigendes Niveau zu kommen, hängt, wie bereits erwähnt, von der Bezahlung der schlechtbezahlten und ihrem Verhältnis zur gut bezahlten Arbeit ab. Ehe wir auf die Bezahlung der Ärzte eingehen, wollen wir aber noch erwähnen, daß Spitäler und Kassen die ärztliche Tätigkeit rationeller verwerten, daß sie Ärzte-sparend wirken, wie die Maschine Arbeiter-sparend wirkt. Ein Arzt kann im Spital 20 bis 30 Schwerkranken behandeln; ein Kassenarzt innerhalb seines Rayons fast eine ähnliche Anzahl, während es einem Arzte, dessen Praxis über die ganze Stadt verstreut ist, nicht möglich ist, für so viele Kranke zu sorgen.

Was nun die Bezahlung selbst anbelangt, so sind in den Spitälern die Abteilungsvorstände nicht gut, die Hilfskräfte zum geringen Teile schlecht, zum allergrößten Teile aber gar nicht bezahlt. Die Spitäler treiben das, was man in anderen Betrieben „Lehrlingszuchterei“ nennt. Die Kassenärzte sind fast durchwegs schlecht bezahlt; ebenso die Gemeindeärzte. Sie erhalten alle ein geringes Pauschale. Die Kassen haben bei ihrer Gründung selbst nicht erwartet, daß sie so billig ärztliche Arbeitskraft erlangen würden. Da niemand die Verhältnisse kannte, da den Ärzten jede Organisation fehlte, und das Fixum — die Aussicht, eine gewisse Summe doch sicher zu haben — die Ärzte anlockte, so kam es oft genug zu einer förmlichen Minuendolizitation unter den Bewerbern um eine ärztliche Stelle. Selbst heute, wo die Verhältnisse doch schon etwas besser geworden sind, beträgt der Gehalt für die oben erwähnte Arbeitsleistung eines Kassenarztes in Wien selten mehr als fl. 800—1000. In Oesterreich⁴⁾ erhielt im Jahre 1899 der Arzt im Durchschnitt sämtlicher Krankenkassen pro Mitglied K 2·76, für jeden Krankheitsfall K 5·35, für jeden Krankheitstag 30 h. Im Verband der Genossenschaftskrankenkassen in Wien⁴⁾ erhielt im Jahre 1900 der Arzt pro Mitglied K 1·40, pro Krankheitsfall K 3·59, pro Krankheitstag 14 h. Seitdem haben sich die Verhältnisse etwas gebessert, so daß der Arzt pro Mitglied K 1·60—65 erhält. Daß die Steigerung in den Bezahlungsverhältnissen keine beträchtliche war, mag daraus hervorgehen, daß vom Jahr 1890 bis 1900 die Mitgliederzahl um 61, die Zahl der Krankheitstage um 83%, die Ärztekosten um 97·4% gestiegen sind.

Die verderblichste Wirkung hat aber das Kassenwesen und die Einrichtung des Sanitätsdienstes in der Gemeinde dadurch auf den ärztlichen Beruf ausgeübt, daß durch sie ein ungeheures Zufließen zu dem ärztlichen Berufe hervorgerufen wurde. Wenn normalerweise ein bestimmter Kreis für den Nachwuchs eines bestimmten Berufes sorgt, oder nur Leute mit einer speziellen Vorliebe für dieses Fach sich einem bestimmten Berufe zuwenden, so zieht die Aussicht auf baldige

⁴⁾ Zitiert nach Dr. Ellmann: Die Lage der Ärzte des Verbandes der Genossenschaftskrankenkassen Wiens. 1902, Selbstverlag. Separatabdruck aus klinisch-therapeutische Wochenschrift, 1902, Nr. 13, 14.

Versorgung große Scharen von von Haus aus materiell schlechter Gestellten in diesen Beruf. Dies allein schon muß zu einem Sinken in den materiellen Verhältnissen des Berufes führen. Dazu kommt noch folgendes: die Juden hatten von jeher eine Vorliebe für den ärztlichen Beruf und da gerade besonders viele arme Juden ihre Söhne studieren lassen, so hat ein starkes Zuströmen von armen Juden zum ärztlichen Beruf stattgefunden, umsomehr, da diesen ja eine ganze Menge von Berufen, wenn auch nicht de jure, so doch de facto verschlossen ist. Welche Wirkung dies Zuströmen von Juden zu dem Beruf hatte, werden wir noch später erwähnen.

In den vierziger Jahren gab es in Oesterreich verhältnismäßig sehr viel Ärzte, doch ist zu bemerken, daß unter diesen sehr viel Wundärzte waren (damals 62, heute nur 11 %), die weniger gut ausgebildet waren, nur ganz kurze Zeit studiert hatten und deshalb geringere Ansprüche an das Leben stellten. Auch ist zu bedenken, daß es in der Bevölkerung selbst weniger Proletariat gab, daß die Einkommen gleichmäßiger verteilt waren und daß so sich unter einer bestimmten Anzahl doch weniger Zahlungsunfähige befanden als heute.

Vom Ende der vierziger Jahre bis zum Jahre 1889 ist die Zahl der Ärzte ständig gesunken, wenigstens in ihrem Relativverhältnis zur Bevölkerung, aber auch die absolute Zahl der Ärzte war 1888 um etwas kleiner als 1870; sie betrug damals 7071 gegen 7083 im letzt-erwähnten Jahre. Wenn ein solches Sinken der Zahl der Ärzte im Verhältnis zur Zahl der Bevölkerung gewiß bedauerlich ist im Interesse der Gesundheitspflege, so mußte es doch auf die materielle Lage des ärztlichen Standes günstig einwirken.

Auf einen Arzt oder Wundarzt kamen Einwohner in:

	1849 ²⁾	1869	1889	1896	1900 ³⁾
Oesterreich . .	2612	2913	3295	2775	2488
Nieder-Oesterreich	1025	1277	1354	2105	1048
Wien				770	734
Wien (alte 9 Bezirke)		587	546 ⁴⁾		427
		(1874)	(1890)		

Mit Beginn der 80er Jahre setzte ein gewaltiges Zuströmen zum Studium der Medizin ein, verursacht wahrscheinlich durch die Einrichtungen im Landesjanitätsdienste — das Sanitätsgesetz war allerdings bereits 1870 erlassen worden, aber erst zu Beginn der achtziger Jahre schritt man in einzelnen Ländern zur Ausführung desselben, in anderen Ländern hat man noch heute mit derselben nicht begonnen — und durch die erwartete Einführung der Krankenversicherung der Arbeiter.

Im Jahre 1883 wurde in Deutschland das Gesetz über die Krankenversicherung erlassen, und wenn das österreichische Gesetz zwar

²⁾ Oesterreichs Wehlfahrts-Einrichtungen 1848—98, III. Kap., Sanitätspersonal, bearb. von Darnel.

³⁾ Berechnet nach Statistischem Jahrbuch der Stadt Wien.

⁴⁾ Das österreichische Sanitätswesen, 1903, Nr. 15, Beilage.

erst aus dem Jahre 1888 stammt, so wußte man doch schon zu Beginn der Achtzigerjahre, daß ein solches Gesetz nicht lange werde auf sich warten lassen. Daher drängte alles zu den medizinischen Studien, und während ⁹⁾ es 1877/78 nur 1265 Studenten der Medizin in Oesterreich gab, gab es im Jahre 1888/89 5277. Die Zahl der Aerzte ⁹⁾ begann Ende der Achtzigerjahre zu steigen und ist bis zum Jahre 1901 auf 10.511 gestiegen. Vom Jahre 1890—1900 stieg die Zahl der Aerzte in Oesterreich um 42·8, die der Bevölkerung um 9·4%, in Wien die Zahl der Aerzte um 39, die der Bevölkerung um 22·7%. In den Gemeinden über 20.000 Einwohner stieg die Zahl der Aerzte um 72·1%, in Gemeinden unter 2000 nur um 20%. Wir sehen also zu der ungeheuren Zunahme der Aerzte hinzutreten noch ein gewaltiges Zusammendrängen derselben in den großen und mittleren Städten. Hierbei mag auch wohl die Vorliebe für die Stadt eine gewisse Rolle spielen. Es tritt aber noch ein anderes Moment hinzu. Wir haben oben ausgeführt, daß und aus welchen Ursachen sich eine große Menge von Juden dem Studium der Medizin zugewandt hatte. Da aber für Juden heute auf dem Lande, wenn wir von Galizien absehen, nur die aller schlechtesten Posten (und selbst diese nicht immer) offen stehen, so sind eine große Menge Juden gezwungen, in der Stadt zu bleiben. In Wien sind unter den Aerzten 55·8% Juden.

Als Resultat also haben wir eine relativ ungeheure Zunahme des Aerztestandes, verbunden mit einer Anhäufung desselben in den großen Städten. Zur Verschlechterung ihrer Lage aber kommt noch etwas hinzu, dessen Erwähnung an dieser Stelle vielleicht merkwürdig erscheinen kann. Es ist ja die Aufgabe der Medizin, sich selbst überflüssig zu machen, und gewiß ist jede Vesserung in den Gesundheitsverhältnissen auf das freudigste zu begrüßen, zweifellos aber wirkt eine Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse ungünstig auf die materielle Lage des Aerztestandes. Und gerade in den Großstädten haben sich die Gesundheitsverhältnisse sehr gebessert. 1851—1860 starben in Wien ¹⁰⁾ 40·1 auf 1000 Einwohner, 1891—1900 betrug die Mortalität nur 22·6%. 1851—1860 starben jährlich an Typhus in Wien 1054, 1891—1900 92 Personen jährlich. Im Jahre 1877 kamen in Wien 1749 Blatternkrankungen vor, 1881 3290, 1903 nur 3.

Und so sehr wir ja mit dieser Vesserung der Gesundheitsverhältnisse zufrieden sein müssen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß auch dieser Umstand dazu beitrug, die materielle Lage des Aerztestandes zu verschlechtern.

Fassen wir also alles zusammen, so haben wir neben der Umwälzung innerhalb des Standes, die viele Aerzte zu Lohnarbeitern machte und andererseits die Klassengegensätze innerhalb des Standes

⁹⁾ Oesterreichisches Sanitätswesen 1903. Nr. 22. Der ärztliche Nachwuchs.

⁹⁾ Oesterreichisches Sanitätswesen 1903. Nr. 13. Beilage.

¹⁰⁾ Die Affanierung von Wien. — Medizinalstatistischer Teil von Dr. Grünberg. Herausgegeben von Wehl. Leipzig 1902.

selbst verschärfte, eine relative Abnahme des zahlungsfähigen Publikums, bedingt durch die gesamte wirtschaftliche Entwicklung, beschleunigt (wenn auch nur im geringen Maße) durch die Kassen und Spitäler; wir haben eine Besserung im Gesundheitszustand der Gesamtbevölkerung. Demgegenüber steht eine ungeheure Zunahme der Ärzte, die allein schon genügen würde, eine Notlage des Arztestandes zu erklären.

Es ist zwar heute schon eine ungeheure Menge von Arbeit vorhanden, eine gesteigerte Nachfrage nach ärztlicher Hilfe und ärztlicher Arbeitskraft. In weiten Landstrichen aber und unter weiten Bevölkerungsschichten, die ein gewaltiges Arbeitsfeld für den Arzt abgeben würden, ist das Bedürfnis nach ärztlicher Hilfe noch kaum erwacht, und dies Bedürfnis — auch dort, wo es erwacht ist — noch sehr primitiv.

Und gäbe es so auch, vom Standpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege aus betrachtet, Arbeit genug für alle, ja noch für viel mehr als die jetzt vorhandenen Ärzte, so reicht die Nachfrage — das subjektiv empfundene Bedürfnis nach dem Arzte — doch noch lange nicht heran an das objektiv vorhandene — im Interesse des Gesamtwohls, der öffentlichen Gesundheitspflege notwendige Bedürfnis.

Weite Schichten aber der Bevölkerung sind selbst bei ihren geringen Ansprüchen auf ärztliche Hilfe nicht zahlungsfähig, andere aber, die über Organisationen zur Erlangung ärztlicher Hilfe verfügen, schätzen heute noch die ärztliche Tätigkeit so gering, bezahlen sie so schlecht, daß es einer großen Anzahl von Ärzten nicht möglich ist, sich den entsprechenden Lebensunterhalt zu erwerben.

Wie stets in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung die scheinbare Ueberproduktion im Grunde genommen eine Unterkonsumtion ist, so ist auch die Ueberproduktion an Ärzten nicht wirklich Ueberproduktion an Ärzten, sondern ist Unterkonsumtion von Seite der Bevölkerung.

* * *

Wir haben uns bemüht, in dem Vorhergehenden die Kräfte, die auf eine Umgestaltung des ärztlichen Berufes hinwirken, zu untersuchen, und die Entwicklungstendenzen, die sich im Laufe der letzten Jahrzehnte geltend gemacht haben, darzulegen.

Es war vor allem die Entwicklung des Spezialistentums (und die mit ihr einhergehende Versachlichung der Beziehung zwischen Arzt und Patient), es war das Entstehen ärztlicher Großbetriebe, dann weiter die Organisation des Konsums durch Krankenkassen und Spitäler und schließlich die durch die öffentliche Gesundheitspflege hervorgerufene allgemeine Besserung der Gesundheitsverhältnisse, die unwägend auf den Arztestand eingewirkt haben. Es mag vielleicht auffallend erscheinen, daß wir die Fortschritte in der öffentlichen Gesundheitspflege flüchtiger als die übrigen Erscheinungen behandelt haben, aber für die Entwicklung des ärztlichen Standes war dieselbe, abgesehen von der durch sie erzielten Besserung der bestehenden Gesundheitsverhältnisse, nur von geringer Bedeutung. Denn die Zahl der

in ihrem Dienste angestellten Aerzte ist bis heute nur eine sehr geringe.

Wir wollen nun in den folgenden Ausführungen versuchen, darzulegen, wie weit die bisher wirksamen Entwicklungstendenzen auch in der Zukunft wirksam sein werden und welche Umgestaltung sie in der Zukunft im ärztlichen Berufe hervorrufen werden.

Wenden wir uns zunächst der Spezialisierung, der Entwicklung des Spezialistentums, zu. Dieses ist gewiß überall dort von größtem Vorteil, wo bei Untersuchung oder Behandlung großes Gewicht auf eine gut entwickelte Technik fällt. Der Glaube, daß gut ausgebildete praktische Aerzte das Spezialistentum aus dem Felde schlagen würden, ist wohl unrichtig, denn beste Ausbildung wird bald durch den Mangel an Uebung illusorisch gemacht und die erzielte Technik wird bei Mangel an Uebung in kurzer Zeit unvollkommen werden und verloren gehen. Ich verweise nur auf die bei der Handhabung des Augenspiegels, bei Ausübung der Chirurgie, der Ohrenheilkunde und der Laryngologie unbedingt nötige dauernd fortgesetzte Uebung, für die sich ja dem praktischen Arzt keine Gelegenheit bietet, ohne welche aber bald die hier so notwendige technische Fertigkeit verloren geht. Die Grundzüge aller Untersuchungsmethoden muß der praktische Arzt allerdings beherrschen. Aber nur so weit, als es nötig ist, um die Grenzen des eigenen Könnens zu erkennen und den Kranken an den Spezialarzt weisen zu können. Wo also, wie in den ebenerwähnten Fächern das Hauptgewicht auf die durch fortwährende Uebung erorbene und erhaltene Technik zu richten ist, überall dort wird der Spezialist von größtem Vorteil sein und die Versachlichung der Beziehungen wird unschädlich sein.

Bei den internen Erkrankungen — einem Gebiete, das ja so groß ist wie mehrere Spezialfächer zusammengekommen — handelt es sich nicht um eine komplizierte Technik; soweit mikroskopische und chemische Untersuchungen der Exkrete in Frage kommen, können diese in Laboratorien vorgenommen werden und die Technik der internen Untersuchung zu üben, findet sich wohl fast stets genügende Gelegenheit — dieses große Gebiet also wird wohl dem praktischen Arzt erhalten bleiben. Der Hausarzt wird immer mehr zum Spezialarzt für interne Medizin. Bei lang andauernden chronischen Erkrankungen tritt auch das persönliche Moment mehr hervor. Die Kenntnis der gesamten Konstitution, der Gewohnheiten und der Verhältnisse des Patienten kann durch keine noch so genaue Untersuchungsmethode ersetzt werden; und überall dort, wo der Arzt mehr Tröster als Helfer ist, überall dort wird es von größter Wichtigkeit sein, daß Arzt und Patient durch ein persönliches Band miteinander verbunden sind. Etwas von der alten Vertrauensstellung wird also wohl stets für den Spezialarzt für Interne, in den sich der frühere praktische Arzt umgewandelt hat, erhalten bleiben. Aber auch von dieser Vertrauensstelle machen ihm die übrigen Spezialisten viel streitig. Die Innigkeit des persönlichen Verhältnisses beruht ja auf den gemeinsam verlebten schweren Stunden, auf den wiederholten gemeinsamen Sorgen um ein

krankes Kind oder einen anderen kranken Familienangehörigen. Zwischen dem Patienten und dem Spezialarzte für Ohren- oder Kehlkopfkrankheiten oder dem Chirurgen, die alle man nur einmal oder nur für eine kurze Zeit des Lebens zu Rate zieht, wird sich ein solches persönliches Band nie entwickeln können. Zwei Spezialärzte aber werden schon nach der Natur ihrer Tätigkeit und da man sie während langer Lebensabschnitte zu wiederholtenmalen zu Rate zieht, dem Patienten auch menschlich näher treten. Es sind dies der Kinderarzt und der Frauenarzt. Freilich wird das Band, das den Patienten mit diesen Ärzten verbindet, kein so inniges sein, wie das, das zwischen dem alten praktischen Arzt und seinen Patienten bestanden hat, denn es ist ja jetzt nicht mehr ein Arzt, der in allen Nöten des Lebens zu Rate gezogen wird, sondern es sind drei Ärzte, die sich in diese Vertrauensstellung teilen. Auch der Umstand, daß schwere innere Erkrankungen häufiger als früher Sanatorien oder Anstalten aufsuchen, wird nicht wenig dazu beitragen, die Vertrauensstellung des „Arztes für interne Medizin“ zu verringern.

Aber auch bei gelockerten persönlichen Beziehungen wird es immer von größter Wichtigkeit für den Kranken sein — und je verfeinerter seine Bedürfnisse sind, von um so größerer Wichtigkeit wird es für ihn sein — daß er Vertrauen zu seinem Arzte habe. Bei primitiven Bedürfnissen wird der Kranke zu allen Ärzten gleich viel (oder gleich wenig) Vertrauen haben. Bei verfeinerten Bedürfnissen, bei höherem Stande der Bildung wird der Patient stets Unterschiede machen zwischen Arzt und Arzt, zwischen Spezialarzt und Spezialarzt und es wird für den Patienten stets von größter Wichtigkeit sein, gerade von dem Arzte behandelt zu werden, der ihm Vertrauen einflößt und deshalb wird er stets Wert darauf legen, sich den Arzt seines Vertrauens wählen zu können.

Eine noch weiter gehende Spezialisierung, das Entstehen von noch neuen Spezialfächern können wir in größerem Maßstabe wohl kaum erwarten, sicher aber ist es, daß das Spezialistentum auch in die tieferen Schichten des Volkes eindringen und auch hier den praktischen Arzt zwar nicht ganz verdrängen, aber doch sein Tätigkeitsgebiet ebenso wesentlich einschränken wird wie es heute unter dem Großbürgertum eingeschränkt ist. Der praktische Arzt wird auch hier zum Spezialarzt für interne Medizin werden, er wird etwas von seiner Vertrauensstellung in der Familie behalten, wird aber allerdings auch von dieser Vertrauensstellung etwas abgeben müssen; an den Kinder- und Frauenarzt. Je mehr aber auch in den unteren Volksschichten sich das Bedürfnis nach dem Arzte entwickelt und je mehr mit dem ganzen kulturellen Steigen dieser Volksschichten seine Bedürfnisse verfeinert werden, um so mehr wird auch in diesen Schichten das Bedürfnis erwachen, von dem Arzte behandelt zu werden, dem man Vertrauen entgegenbringt. Denn auch diese Schichten werden immer mehr und mehr lernen, zwischen Arzt und Arzt zu unterscheiden. Gewiß wird die Wahl des Arztes nicht stets auf den Tüchtigsten fallen, sowie ja auch im Bürgertum heute die Wahl nicht immer auf den tüchtigsten Arzt fällt, sondern

häufig auf einen Arzt von nur mittleren Kenntnissen und mittlerer Begabung. Wenn aber der Kranke zu dem Arzte Vertrauen hat, dann ist schon dadurch allein viel für den Patienten getan; dadurch allein wird ihm manche peinliche Situation erleichtert, viel psychische Qual erspart.

Was nun den ärztlichen Großbetrieb anbelangt, so können wir wohl sagen, daß die Entwicklung desselben immer weitere Fortschritte machen wird, daß immer mehr Sanatorien entstehen werden, daß sich auch Anstalten für den niederen Mittelstand bilden werden. Auch die Spitäler werden sich wohl noch immer weiter entwickeln; denn Spitäler, Sanatorien und andere Anstalten vereinen ja die Vorteile des Großbetriebs mit denen des Spezialistentums; und die Fortschritte, die in Krankenpflege und Krankenkomfort gemacht werden, die Anwendung physikalischer Heilmethoden, all dies drängt ja zu einer weiteren Entwicklung der Spitäler.

Die relative Billigkeit des Großbetriebs allein muß zu einer immer weiteren Entwicklung des Anstaltswesens führen. Mögen auch die Preise eines Sanatoriums uns oft sehr hoch erscheinen, es ist doch dem Einzelnen nicht möglich sich dieselbe Pflege zu Hause auch um einen viel höheren Preis zu verschaffen. Man bedenke nur, daß in einem Sanatorium dem Kranken jederzeit Arzt und Wärterin zur Verfügung stehen; eine permanente ärztliche Ueberwachung, die ja doch in vielen Fällen so sehr wichtig ist, ist aber in der Privatpflege doch nur mit den ungeheuersten Kosten durchführbar. Eine genaue dauernde Beobachtung eines Kranken ist ja nur in einer Anstalt durch das geschulte Wartepersonal und die stets zur Verfügung stehenden Hilfsärzte möglich. Auch die Mephit wird gewiß weiter zu einer Ausbreitung des Anstaltswesens beitragen, und die Zeit ist gewiß nicht ferne, wo Gebäranstalten für Wohlhabende entstehen werden.

Was nun die Organisation des Konsums betrifft, so bilden ja Anstalten und Spitäler bereits einen Teil dieser Organisation, ebenso die Spitalsambulanzen. In noch höherem Maße aber stellen ja die Krankenkassen eine Organisation des Konsums oder vielleicht richtiger eine Organisation der Konsumenten dar. Zweck der Krankenkassen war es ja zunächst, den Unbemittelten ärztliche Hilfe und Unterstützung im Krankheitsfalle zu sichern und in dieser Beziehung werden gewiß auch noch Fortschritte gemacht werden durch Einbeziehung der Diensthoten, der ländlichen Arbeiter in die Krankenversicherung und Einführung der Familienversicherung. Aber auch das zahlungsfähige Publikum, besonders der neue Mittelstand, die Beamten, die ja auf ihr Fixum angewiesen sind, auch sie werden das Bedürfnis fühlen, für den Krankheitsfall sichergestellt zu sein und für die ärztliche Hilfe vorgesorgt zu haben, und wenn in diesen Schichten auch in der Regel im Krankheitsfalle der Gehalt noch durch längere Zeit fortbezogen wird, so macht sich doch auch hier das Bedürfnis fühlbar, für die erhöhten Auslagen im Krankheitsfalle durch ein Krankengeld vorgesorgt zu haben. Auch hier würde selbst bei hohem Krankengeld — ohne Veistellung von Arzt und Medikamenten durch die Kasse — stets am Arzte gespart werden, und

wenn die Krankenkasse beim Proletariat ein Mittel darstellt, es zum Bedürfnis nach dem Arzte zu erziehen, so wird die Krankenkasse des Mittelstandes zu verhindern haben, daß hier das Bedürfnis nach dem Arzt sinke. Und ein solches Sinken des Bedürfnisses ist ja nach den oben angeführten Verhältnissen des Mittelstandes zu befürchten. Die Krankenkasse kann verhindern, daß dieses Bedürfnis zurückgeht, ja sie kann dazu beitragen, dieses Bedürfnis zu steigern. Allerdings wird diese Steigerung des Bedürfnisses nur dann auch dem Arzte zugute kommen, wenn der Mittelstand in eigenen Kassen organisiert ist und die Entlohnung des Arztes eine solche ist, daß mit dem steigenden Bedürfnisse auch eine Steigerung des ärztlichen Einkommens parallel geht oder daß zumindest dieses Einkommen (mit den jetzigen Verhältnissen verglichen) nicht sinke. Dafür hätten die ärztlichen Organisationen zu sorgen.

Die Krankenkassen des Proletariats entsprechen heute nur primitiven Bedürfnissen. Mit der Verfeinerung dieser Bedürfnisse, die ja mit der kulturellen Hebung des Arbeiterstandes notwendigerweise eintreten wird, wird auch eine bessere Ausgestaltung des ärztlichen Dienstes Hand in Hand gehen. Es wird zu einer Verkleinerung des kassenärztlichen Rayons, zu einer materiellen Besserstellung der Ärzte, zu zahlreicherer Anstellung von Spezialärzten kommen müssen. Die heutige Organisationsform des ärztlichen Dienstes weist jeden Patienten an einen bestimmten Arzt; dieses System wird aber immer nur primitiven Bedürfnissen genügen. Bei verfeinerten Bedürfnissen wird jeder darauf Wert legen, den Arzt auf Kosten der Kasse aufsuchen zu können, zu dem er gerade Vertrauen hat. Es wird also mit Notwendigkeit zur Einführung der freien Arztwahl kommen müssen.

Töricht ist es aber, heute immer und überall die freie Arztwahl zu verlangen oder gar auf ihre obligatorische, ihre gesetzliche Einführung hinzuwirken. Erst muß unter den Kassenmitgliedern das Bedürfnis, das Verständnis für diese freie Arztwahl vorhanden sein. Wo gar kein Bedürfnis nach dem Arzte des Vertrauens da ist, dort wird die Wahl stets auf jenen Arzt fallen, der der entgegkommendste in Bezug auf Krankmeldung und sonstige Begünstigungen ist. Denn dem Kassenmitglied gegenüber ist ja der Arzt nicht nur Arzt, sondern auch derjenige, der über Krankengeld und sonstige materielle Vorteile zu verfügen hat. Und während die Abhängigkeit des Arztes von seinen Privatpatienten im schlimmsten Falle nur dazu führen kann, daß der Arzt vielleicht allzu dienstbeflissen, allzuwenig auf seine eigene Würde bedacht ist und daß er in einzelnen Fällen, wo das Privatinteresse des einzelnen mit den Interessen der öffentlichen Gesundheitspflege in Konflikt gerät, zu Gunsten des ersteren entscheidet, so wird die Abhängigkeit des Arztes von seinen Kassenpatienten in vielen Fällen zu einer korrumpierenden werden und den Arzt gegenüber Simulation und ungerechtfertigten Ansprüchen des Patienten nachgiebig machen. Wären Ärzte und Kassenmitglieder Engel, von denen kein Mißbrauch nach irgend einer Richtung hin zu befürchten ist, dann könnte ja ohne weiters überall — selbst bei mangelndem Bedürfnisse — die freie Arzt-

wahl eingeführt werden; wären die Rassenleitungen fehlerlos und frei von menschlichen Schwächen, dann wäre allerdings auch die heutige Art der Raponierung und Pauschalierung unschädlich. Ein altes Sprichwort sagt: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand. Sicher ist: Wem Gott ein Amt gibt, den macht er auch bald zum Bureaukraten. Der Bureaukrat aber läßt sich oft von engherzigen fiskalischen Beweggründen leiten und diese erscheinen ihm wichtiger, als die Anforderungen der Billigkeit und Gerechtigkeit. Am raschesten aber wird sich ein solcher Bureaukratismus und Fiskalismus dann entwickeln, wenn die Vertreter desselben in ihrem Standpunkte noch durch das scheinbare Augenblicksinteresse ihrer organisierten Klassengenossen bekräftigt werden — wie dies bei den Rassenverwaltungen der Fall ist. Unter ganz idealen Menschen wäre es ja immer sehr leicht, fehlerlos funktionierende Organisationen zu schaffen. Eine Organisation aber, die sich heute praktisch bewähren soll, muß doch auch auf die schlechten Seiten des Menschen Rücksicht nehmen und muß die Möglichkeit bieten, zu verhindern, daß durch die egoistischen Wünsche und Bestrebungen der Einzelnen die Gesamtorganisation Schaden leide. Wir wollen nun die verschiedenen Organisationsformen des kassenärztlichen Dienstes, ihre Licht- und Schattenseiten betrachten.

Heute wird in den Krankenkassen Oesterreichs jeder Patient einem bestimmten Arzte zugewiesen und der Arzt für seine Gesamtleistung mit einem im vorhinein bestimmten Pauschale honoriert. Es wird also begreiflich sein, wenn manche Arzte das Bestreben haben, für ihr Pauschale möglichst wenig Arbeit zu leisten: wenig Besuche zu machen und rasch und flüchtig zu ordinieren. Gegen dieses Bestreben des Arztes wird der Wunsch der Patienten nach viel Besuchen und gründlicher Untersuchung ein gewisses Gegengewicht bilden, allerdings nur dann, wenn den Patienten ein genügendes Beschwerderecht gesichert ist und wenn sie selbst bereits auf einer so hohen Kulturstufe stehen, daß sie ein lebhafteres Bedürfnis nach dem Arzte empfinden. Bei nicht genügend geregelter Beschwerderecht und sehr primitiven Bedürfnissen wird das Gegengewicht, das die Patienten gegen das oben erwähnte Bestreben mancher Arzte, sich ihren Beruf möglichst leicht zu machen, in die Waagschale werfen können, ein allzu geringes sein; dann wird das Pauschale eine Prämie für die Gewissenlosigkeit. Wir sind in Wien zwei Arzte bekannt, die beide in sehr armen Bezirken dieselben Stellen innehaben. Der eine, ein sehr gewissenhafter Mensch, hat für sein Pauschale sehr viel zu tun, er macht täglich eine große Anzahl von Visiten und seine Ordinationsstunde ist von Kassenpatienten überlaufen; der andere, der dieselbe Stelle hat und das gleiche Honorar bezieht, hat es verstanden, sich die Patienten vom Leib zu halten. Er hat sehr wenig zu tun, hat eine sehr schwach besuchte Ordinationsstunde und ist mit seiner Stellung und deren Bezahlung natürlich viel zufriedener als der Ersterwähnte.

Bei dieser Art der Anstellung des Arztes ist der Arzt von den Patienten nur wenig abhängig, hingegen sehr abhängig von den Wünschen der Kassenverwaltung. Wären die Bedürfnisse nach dem

Ärzte nicht primitive, dann wäre, wie wir oben ausgeführt haben, ein derartiges System unmöglich.

Den Gegensatz zu dem Kassensarzt mit fixem Pauschale bildet die Durchführung der freien Arztwahl und die Bezahlung nach Visiten. Da wird der Arzt ein Interesse daran haben, viele Besuche zu machen, die Patienten lange krank gemeldet zu lassen. Die Wünsche des Patienten gehen nach derselben Richtung; je besser das Honorar auf der einen, je höher das Krankengeld auf der anderen Seite, um so größer wird die Versuchung für Arzt und Patienten sein. Bei diesem System sind die Ärzte von den Patienten abhängig. Ihre Abhängigkeit wird dazu führen müssen, daß sie nachsichtig gegen Uebertreibung und Simulation werden und Entgegenkommen gegen die sonstigen Wünsche der Patienten in Bezug auf andere Begünstigungen (Landaufenthalt, Medicamente u. s. w.) üben. Hier wird eine strenge Kontrolle notwendig sein. Da aber die Durchführung einer Kontrolle stets sehr schwierig sein wird, ist die Voraussetzung für dieses System ein hohes moralisches Niveau sowohl bei den Kassenmitgliedern als auch bei den Ärzten. Sind die Ärzte hier sehr abhängig von den einzelnen Kassenmitgliedern, so sind sie andererseits unabhängig von der Kassenleitung, was natürlich die Kontrolle in Bezug auf Verordnung von Medicamenten, Gewährung von Begünstigungen zc. zc. sehr erschwert.

Ein System der Organisation des ärztlichen Dienstes steht zwischen den beiden erwähnten in der Mitte. Es ist das System der freien Arztwahl mit Pauschale nach der Mitgliederanzahl. Die Krankenkasse schließt mit einem Verein von Ärzten einen Vertrag ab. Sie zahlt an den Verein eine bestimmte Summe pro Kopf der Mitglieder. Der Verein selbst zahlt die Ärzte — Mitglied des Vereines kann unter bestimmten Bedingungen jeder Arzt werden — nach Einzelleistungen. Aus dem Quotienten zwischen dem zur Verfügung stehenden Gelde und der Zahl der von allen gemachten Einzelleistungen wird berechnet, wie viel auf jede Einzelleistung an Honorar zu entfallen habe. Der Arzt erhält dann nach der von ihm ausgeführten Zahl von Einzelleistungen sein Honorar; doch darf er nicht mehr Einzelleistungen gemacht haben, als sich nach der Zahl der von ihm behandelten Kranken und dem Durchschnitt der auf einen Kranken entfallenden Einzelleistungen (der Durchschnitt berechnet aus der Gesamtzahl aller Kranken und der Gesamtzahl der Einzelleistungen aller Ärzte) ergibt. Was er über diesen Durchschnitt hinaus an Einzelleistungen vollbracht hat, wird nicht honoriert. Dieses System hat den Vorteil, daß es einerseits das Bestreben, allzuviel Besuche zu machen, einschränkt, da der Wert, der für jede Einzelleistung an Honorar entfällt, umso geringer ist, je größer die Gesamtzahl der Einzelleistung ist. Andererseits verhindert der Wunsch, nicht unter dem Durchschnitt an Einzelleistungen zurückzubleiben, ebenso wie die Abhängigkeit vom Kassenmitglied den Arzt, allzuwenig Besuche zu machen. Auch hier wird eine strenge Kontrolle von Seite der Kasse in Bezug auf Simulation usw. notwendig sein, unterstützt aber wird die Kasse durch die von Seite des Ärztevereins geübte Kontrolle. Voraussetzung allerdings auch für dieses System ebenso wie das vorher erwähnte wird es

sein, daß die Mitglieder selbst ein Bedürfnis nach freier Arztwahl empfinden, daß sie für die freie Arztwahl reif sind. Sehr empfehlen wird sich das System gewiß auch schon heute, für die Klassen der höheren Angestellten und die Klassen des Mittelstandes.

Eine ganz andere Frage ist es, ob die freie Arztwahl für den Arztstand selbst vorteilhaft ist. Es spielt bei Beurteilung dieser Frage stets eine große Rolle ein gewisses manchesterliberales Ideal von der freien Konkurrenz, das sich hier vereinigt mit dem Wunsche, die Zustände vergangener Zeiten wieder zurückzuführen. Und diese Momente an sich würden schon das günstige Vorurteil vieler Ärzte für die freie Arztwahl erklären. Ob es wirklich für die Ärzte vorteilhaft ist, die freie Arztwahl einzuführen, das scheint mir höchst fraglich. Ueberall fast, wo freie Arztwahl besteht, hat dieselbe zu einer sehr ungleichmäßigen Verteilung des aus der Klasse bezogenen Einkommens unter die Ärzte geführt. Es haben sich die sogenannten Klassenkönige entwickelt, die ein sehr stattliches Honorar von den Klassen beziehen, währenddem auf die Mehrzahl der Ärzte nur recht geringe Summen entfallen. Das Ziel einer vernünftigen Reorganisation eines jeden Standes oder Berufes aber muß stets nicht nur darauf gerichtet sein, das Gesamteinkommen zu erhöhen, sondern es auch richtig zu verteilen. Was die freie Arztwahl aber heute unter den Ärzten so beliebt gemacht hat, das ist ihre Verquickung mit der Honorarfrage; und in der Tat stellt die freie Arztwahl ein ziemlich taugliches Mittel dar, um bessere Honorierung zu erlangen. Es ist bei ihr leichter, präzise Forderungen zu stellen, und es ist leichter, Lohnkämpfe mit den Klassenverwaltungen auszufechten, denn bei der freien Arztwahl ist der einzelne Arzt wenig abhängig von der Klassenverwaltung. — Heute findet in der Tat eine Ausbeutung der Ärzte durch die Krankenkassen statt. Es ist den Krankenkassen gewiß nicht zu verübeln, daß sie zur Zeit, als die Klassen eingerichtet wurden, die ärztliche Arbeitskraft zu dem Preise kauften, zu dem sie sich ihnen anbot. Heute aber sollten sich die Klassen doch mehr entgegenkommend gegen die Forderungen der Ärzte zeigen, sie sollten sich vor Augen halten, daß eine schlechte materielle Lage mit Notwendigkeit auch das moralische Niveau des Standes herabdrücken muß und daß gerade Klassen mehr noch als Private einen moralisch hochstehenden Arztstand brauchen.

Sie sollten im Lohnkampf der Ärzte sich nicht ganz auf den Unternehmerstandpunkt stellen. Wenn Fräzendorf in der „Neuen Zeit“ ausrechnet, wieviel Honorar die deutschen Krankenkassen den Ärzten zahlen, so erinnert er mich dabei an manche Fabrikanten, die sich für die großen Wohltäter ihrer Arbeiter halten, weil sie eine so und so große Summe an Arbeitslohn hergeben. Fräzendorf zieht nicht in Betracht, daß ja trotz der großen Gesamtsumme doch der Lohn für die geleistete Arbeit ein schlechter ist. Später scheint auch er zuzugeben, daß die Ärzte besser gezahlt werden sollten als es heute geschieht. Einem Arbeiter aber für eine Leistung geringeren Lohn zahlen als ihm eigentlich gebühren würde, das nennt man „Ausbeutung“; und der Arzt ist der Krankenkasse gegenüber, wie wir oben ausgeführt

haben, Lohnarbeiter, da er seine Arbeitskraft an sie verkauft. Daß aber die Krankenkasse nicht auf Profit berechnet ist, macht keinen Unterschied in der Stellung des Arztes als Lohnarbeiter und in der Verwerflichkeit der Ausbeutung.

Noch ein System der Beschaffung der ärztlichen Hilfe für die Krankenkassen wurde vorgeschlagen. Die Beamtung von Ärzten durch Krankenkassen: der Arzt wird von der Kasse angestellt und übernimmt die Verpflichtung, keinerlei Privatpraxis zu treiben, sondern sich ganz der Kassenpraxis zu widmen. In einer solchen Beamtung des Arztes durch den Staat sehen ja viele das Ideal und die Zukunft. Ich glaube aber, daß die ärztliche Tätigkeit keineswegs sich dazu eignet, vom Beamten ausgeübt zu werden. Alles Beamtentum, alles Sitzen auf einer Pfründe verleitet zu einer gewissen Bequemlichkeit. Den Ansporn für die Beamten bildet das Avancement auf Grund guter Leistungen. Die Vorgesetzten üben eine gewisse Kontrolle über die Tätigkeit ihrer Untergebenen und diese können hoffen, durch gute Leistungen die Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten und ein rascheres Vorwärtstommen zu erlangen. Dieser Ansporn ist bei den meisten Beamten allerdings doch nicht imstande, sie wirksam zu einer erhöhten Tätigkeit anzutreiben. Beim Arzt aber ist eine Kontrolle durch die Vorgesetzten fast unmöglich. Es ist nicht möglich, die Tätigkeit eines Arztes nach ihrer Qualität zu beurteilen; der Kranke vermag dies nicht, noch weniger aber ein außenstehender, der in irgend einer Form Kontrolle üben soll. Da also die Beurteilung der Qualität der ärztlichen Leistungen fast unmöglich ist, ist auch ein Avancement auf Grund besonders guter Leistungen nicht möglich. Dabei erfordert gerade der ärztliche Beruf ein fortwährendes Mitarbeiten, ein fortwährendes Studium, um bei dem raschen Fortschreiten der Wissenschaft nicht zurückzubleiben. Fällt aber jede Aussicht fort durch solches Arbeiten, Studieren sich Vorteile zu verschaffen, sich die Patienten, die man hat, zu erhalten und neue zu erwerben, dann ist die Gefahr nahe, daß der Arzt nachlässig wird und daß er geistig versumpft. Die einzigen Ärzte, die wir heute in Beamtenstellung haben, sind die Militärärzte und es wäre gewiß nicht wünschenswert, den ganzen Stand der Ärzte auf dasselbe Niveau zu bringen, auf dem heute das Gros unserer Militärärzte steht. Die sonstigen Ärzte, die sich in sogenannter Beamtenstellung befinden, die Bezirksärzte und andere sind doch immer nur zum Teil Beamte, beziehen aber den größten Teil ihres Einkommens aus der Privatpraxis. Scheinbar drängt sehr vieles dazu, den Arzt zum Beamten zu machen. Die Fortschritte der öffentlichen Gesundheitspflege eröffnen ein weites Feld für wissenschaftliche und praktische Tätigkeit. Wir lernen es immer mehr, Wert auf die Prophylaxe zu legen und wissen, daß solch eine wirksame Prophylaxe nur von der Gesamtheit der Gemeinde oder dem Staat geübt werden kann; und zweifellos ist es, daß eben diese öffentliche Gesundheitspflege dazu führen wird, daß eine gewisse und zwar eine wachsende Zahl von Ärzten zu Beamten wird. Die Tätigkeit dieser Ärzte aber ist eine wesentlich anders geartete, als die des heutigen praktischen Arztes. Ihre Tätigkeit, die auf Abstellung sanitärer Uebel-

stände, auf Leitung des öffentlichen Gesundheitswesens gerichtet ist, ist leichter kontrollierbar als die des praktischen Arztes und sie ist wertbar nach ihren Erfolgen. Bis heute allerdings sind solche Ärzte, deren Tätigkeit nicht auf Behandlung der Kranken, sondern eben auf Verhütung von Krankheiten gerichtet ist, nur in geringer Zahl angestellt und dies ist ja begreiflich, denn der Arzt braucht nur die Richtung anzugeben, in der vorgegangen werden soll. Die Ausführung seiner Anordnungen obliegt anderen Berufssachmännern. Wenn der Arzt eine gute Kanalisation der Stadt für notwendig hält, so sind es die Techniker und Ingenieure, die für die Ausführung derselben zu sorgen haben. — Künftig zwar wird die Zahl der an der öffentlichen Gesundheitspflege angestellten Ärzte immer größer werden: ich verweise nur auf die Notwendigkeit von Schulärzten, von ärztlichen Gewerbeinspektoren u. s. w. Diese Ärzte werden allerdings Staatsbeamte sein, aber ihre Tätigkeit ist ja, wie bereits erwähnt, eine ganz verschiedene von der des heutigen Arztes. Und die Zeit ist ja noch sehr ferne, wo die Prophylaxe so weit vorgeschritten sein wird, daß in ihrer Tätigkeit, in der Tätigkeit der Gesundheitsbeamten sich die ganze ärztliche Tätigkeit konzentriert. Noch auf sehr lange Zeit hinaus wird die weitaus überwiegende Mehrzahl der Ärzte für die individuelle Prophylaxe und für die Heilung der Kranken zu sorgen haben. Da die Tätigkeit dieser aber für eine Verstaatlichung nicht geeignet ist, so muß uns noch für lange Zeit als erstrebenswertes Ideal vorschweben eine Organisation der Konsumenten, die für sie im Krankheitsfalle sorgt, bei möglichster Rücksichtnahme auf die verfeinerten Bedürfnisse des einzelnen Kranken (also mit freier Arztwahl) und guter Bezahlung des Arztes; die freie Arztwahl ist also das anzustrebende Ideal, keineswegs aber die heute und zunächst und überall erreichbare Forderung.

Die Organisationen des ärztlichen Standes haben ja bis jetzt in Oesterreich nur geringe Bedeutung erlangt; sie haben zum Teil ein Programm, das dem Programm der christlich-sozialen Gewerbetreter nachgebildet ist. Sie versprechen sich das Heil des Standes von Zunftzwang, künftigen Ehrengerichten, Vorschriften gegen unlautere Konkurrenz und energischem Vorgehen gegen die Bönhasen. In vielen ärztlichen Kreisen findet man einen gewissen Haß gegen die Kassen als Urheber des wirtschaftlichen Niederganges des Arztstandes. Das Ziel der ärztlichen Organisationen sollte aber parallel mit der Entwicklung gerichtet sein und nicht gegen diese Entwicklung. Man sollte anstreben einen weiteren Ausbau der Spitäler mit Anstellung von zahlreichen und gutbezahlten Ärzten. Einen weiteren Ausbau des öffentlichen Gesundheitswesens, eine Verbesserung der Kassen, die ja nur einen Teil des öffentlichen Gesundheitswesens darstellen. Hier wäre die freie Arztwahl als Endziel zu betrachten, nicht als die unmittelbare und nächste Forderung — wenigstens für Arbeiterkrankenkaassen. Bei den Kassen des Mittelstandes und einzelner intellektuell hochstehender (Konzipienten, Buchhandlungsgehilfen, Bankbeamte) wäre schon heute eine beschränkte freie Arztwahl zu verlangen.

Wie der moderne Kapitalismus das Proletariat geschaffen und in tiefstes Elend gestürzt hat, dabei aber doch in sich die Quelle und die Verheißung für eine bessere Zukunft trägt, so haben die wirtschaftlichen Umwälzungen des letzten Jahrhunderts zunächst zwar verschlechternd auf die materielle Lage des Arztstandes gewirkt. Gerade aber das Emporkommen des Proletariats und die Entwicklung des Klassenwesens wird zu einer Besserung in der Lage des Arztstandes führen. Ein solcher Ausbau des Klassenwesens aber wird umso rascher und gründlicher erfolgen, je mehr sich die wirtschaftliche und damit auch die intellektuelle Lage des Proletariats hebt. Ist einmal das gesamte Proletariat auf eine hohe wirtschaftliche und intellektuelle Stufe gelangt und hat es seine Organisation dann geschaffen und ausgebaut dieser hohen kulturellen Stufe entsprechend, dann wird — während früher nur den Wohlhabenden ärztliche Hilfe zugänglich war — das Gebiet der ärztlichen Tätigkeit alle Menschen umfassen; alle werden ein Bedürfnis nach ärztlicher Hilfe im Krankheitsfalle haben und allen wird ärztliche Hilfe zur Verfügung stehen.

So ist das Schicksal des Arztstandes auf das innigste verknüpft mit dem Schicksal des Arbeiterstandes.

Steuermoral.

Von M. P—S.

Mit dem im Jahre 1897 in Wirksamkeit getretenen Personal-Einkommensteuergesetz ist in unserem Staatsgebiete eine vollkommen neue steuerpolitische Ära inanguriert worden. Erst mit diesem Gesetze trat eine allgemeine Einkommen-Versteuerung, unabhängig von der Einkommensquelle, ein, durch die der Staat in direkten, quasi persönlichen Verkehr mit der besteuerten Bevölkerung gelangte, welche sich bis dahin nur indirekt, sei es in Form des Realbesitzes, des Gewerbes u. dergleichen, versteuert fühlte. Schon in mehreren Ländern waren Personal-Einkommensteuer und Vermögenssteuer, in Kraft getreten, ohne daß die dortige Bevölkerung darin mehr wie eine dura lex erblickte. Empfindet aber die Bevölkerung diese direkte Besteuerung nicht nur als eine mehr oder minder harte, sondern geradezu als eine ungerechte, trotzdem die Besteuerungssätze bei gleichartigen Einkommenverhältnissen nicht größer, oft sogar kleiner sind als anderwärts, so müssen ohne Zweifel schwere administrative Schäden vorhanden sein. Daß in Oesterreich die Beziehungen zwischen Staat und Staatsangehörigen, das heißt zwischen Steuerbehörden und Steuerträgern zu den allererschlechtesten gehören, ja daß die Steuerträger in der Steuerbehörde nicht nur ihren ausgesprochenen Feind, sondern nur allzuoft — und nicht mit Unrecht — einen illoyalen Feind erblicken, ist jedem Kenner unserer Verhältnisse leider nur zu gut bekannt. Diese administrativen Schäden und unerquicklichen Zustände mußten sich naturgemäß mit dem durch das neue Personal-Einkommensteuergesetz eigentlich erst geschaffenen direkten

Kontakt zwischen Behörde und Bevölkerung in ihrer ganzen Schärfe bekunden. Selbst bei einer politisch einsichtigeren, in Zeiten materiellen Aufschwunges lebenden Bevölkerung bedurfte es gerade bei der Personal-Einkommensteuer-Veranlagung einer wohl akkreditierten und einsichtigen Steueradministration, wollte man erhebliche Reibungen vermeiden. In seiner trefflichen, der Gewerbebefragung gewidmeten Schrift sagt Eigmund Mayer:¹⁾

„Die Richtigkeit in der Austeilung des Rechtes, in der Handhabung des Gesetzes, hängt, soweit der Beamte selbst hierbei in Betracht kommt, von zwei persönlichen Momenten desselben ab: von seiner Integrität und seiner Kapazität. Die erste und unbedingte Forderung, die der persönlichen Integrität, zu diskutieren, sind wir beim österreichischen Beamtenstand glücklicherweise entzogen. Sie ist eine zweifellos anerkannte und unangefochtene. Aber genügt es, um die Rechtsprechung zu einer nach jeder Richtung integren zu machen, daß der Richter durch seine Ehrlichkeit davor bewahrt ist, sein Urteil etwa durch ein persönliches Interesse beeinflussen zu wollen? Keineswegs. Der Richter muß auch ganz sicher sein, daß nicht allgemeine Stimmungen und Strömungen, soziale Sympathien und politische Antipathien unbewußt auf seine Entscheidung einwirken, er muß im Kampfe der vor ihm stehenden Streitparteien kaltes Blut bewahren.“

Wenn ja, so müssen wir uns hier fragen, ob nicht diese Worte auf die Organe der österreichischen Steuerverwaltung ganz besonders anwendbar sind, ob gerade sie jene Eigenschaften besitzen, die zu den unbedingten Korrelaten unabhängiger Tätigkeit gehören. Gleichzeitig aber müssen wir uns fragen, ob denn nicht große, selbst höher stehende Schichten der österreichischen Bevölkerung die einfachsten Postulate der Steuermoral beiseite lassen. Das erste darf wohl mit Fug und Recht verneint, das zweite muß ohneweiters zugegeben werden.

Betrachtet man die Steuerverhältnisse des letzten Jahrhunderts in Oesterreich, so kann man unausgelekt konstatieren, daß sich die Anforderungen des immer bedürftigeren Staatsschatzes infolge der vielen unglücklichen Kriege, der inneren Wirren und der vielen wirtschaftlichen Krisen stets schmerzlich genug fühlbar machten. Um so unerträglicher wurden sie aber, da sie von den mit der Steuer- und Gebühreneinhebung betrauten Organen in einer alles eher als loyalen Weise zur Ausführung gelangten. Statt den harten, nun einmal bestehenden gesetzlichen Bestimmungen gemäß vorzugehen, statt sich vor Allem zum Standpunkte zu bekennen, daß die Steuerbehörde niemals Partei, sondern Behörde ist, wurde hinein- und heruminterpretiert, wurden die vergilbtesten Hofdekrete herangezogen, die unerhörtesten Strafen auferlegt und in dubio — um die persönliche Integrität zu erweisen — stets der schärfste Prozeßstandpunkt eingenommen. Inmitten von Zuständen, welche es

¹⁾ „Die Aufhebung des Befähigungsnachweises in Oesterreich.“ Von Eigmund Mayer. Verlag Duncker & Humblot, Leipzig, pag. 182 ff.

bulden, daß Finanzorgane korrekt vorzugehen glauben, falls sie dem Fiskus — auch auf ungesetzliche Weise — Einnahmen zuführen, während der Steuerträger in berechtigter Abwehr zu handeln glaubt, wenn er die Unwahrheit sagt und eventuelle behördliche Retrimationen erst abwartet, trat nun das neue Personal-Einkommensteuergesetz in Kraft. Und deshalb darf man sich denn auch nicht wundern, daß es auf beiden Seiten versagte.

Wiederum zeigte es sich, daß die Handhabung der Gesetze, weit mehr als diese selbst, jene „ewige Krankheit“ bedeuten und daß drakonische Strafen allein unwirksam bleiben müssen. Wohl sind die Ergreiferanteile verschwunden, der Geist der Ergreiferanteile aber ist geblieben und es ist klar, daß die unteren Behörden niemals den Mut hätten, so vorzugehen, wie sie es unverändert tun, wüßten sie nicht, daß sie bei den obersten Stellen der Finanzverwaltung auf Gutheißung rechnen können. Am 14. Juni 1901 sagte der Ministerpräsident von Rueter anläßlich der Ansprache des Gremiums der böhmischen Statthalterei in Prag:

„Meine Herren! Ihre Instruktion ist Ihr Eid. Sie sind die Wächter des Gesetzes und haben immer und immer wieder nur an das für alle gleich gerechte Gesetz zu denken. So wahren Sie Ihre eigene, unbedingt erforderliche Unbefangtheit und die unantastbare Ehre Ihres Amtes am zuverlässigsten. Sie sind auch die Verater der Bevölkerung und die Hüter ihrer Interessen, schützen Sie diese, indem Sie am Geiste des Wohlwollens festhalten. Bringen Sie berechtigten Wünschen eine rasche Förderung entgegen, dann werden Sie allezeit des schönsten Dankes gewiß sein.“

Gibt es nun in unserer Finanzverwaltung — die doch auch zur politischen Verwaltung gehört — auch nur einen einzigen Beamten, der sich als „Hüter und Verater der Bevölkerung“ in Steuerangelegenheiten betrachtet oder wird nicht vielmehr von ihnen allen im Verkehr mit der Bevölkerung der schärfste Prozeßstandpunkt eingenommen?

Wer Gelegenheit gehabt hat, die Anschauungen der maßgebenden Organe unserer Finanzverwaltung kennen zu lernen, der wird mit Schrecken gewahr geworden sein, wie es am grünen Holze aussieht. Selbst erleuchtete Beamte bekunden, sowie der Fiskus in Frage kommt, eine Auffassung, die all' ihren Lebensanschauungen, ihrer ganzen Erziehung und Gesittung direkt ins Gesicht schlägt. Männer von ausgeprochenem Gerechtigkeitsgefühl, von zarterster menschlicher Empfindung, anerkannte Vertreter der Wissenschaft verlieren vollkommen den Begriff für Recht und Sitte, sowie sie die Schwelle ihres Amtes übertreten. Derselbe Hofrat, der schlaflose Nächte verbringen würde, wenn er sich bewußt wäre, als Geschworener nicht alle notwendigen Erforschungen behufs Exkulpierung eines Angeklagten angestellt zu haben, derselbe Hofrat glaubt es seinen beschworenen Dienstpflichten schuldig zu sein, daß er den Fiskus wie ein bißiger Rötter bewacht. „Right or

wrong, my—treasury“. Selbst der Staatsanwalt beim Strafgericht waltet — wenigstens instruktionsgemäß — ebenso zugunsten wie zu Lasten des Angeklagten, da auch der Angeklagte Mitglied dieses Staates ist. Nun haben aber die Steuerbehörden keineswegs die Mission der Ankläger, sondern sollen, wie wir oben gehört haben, „Verater und Behüter des Besteuernten“ sein. Tatsächlich aber haben wir noch eher Staatsanwälte, die eine Anklage fallen lassen, wenn sie sich nach deren persönlicher Ueberzeugung nicht halten läßt, als Steuerorgane, die ungerechtfertigte Ansprüche aus eigener Ueberzeugung aufgeben. Bezeichnend ist, daß einer unserer höchsten Richter erst vor kurzem sagen mußte: „Eine wohlthätige Wirkung des bloßen Bestandes der beiden Gerichtshöfe des öffentlichen Rechtes besteht darin, daß die Verwaltungsbehörden nicht selten sich dazu entschließen, den Kläger klaglos zu stellen, um dadurch das gerichtliche Verfahren zu vermeiden.“²⁾ Diese „wohlthätige Wirkung des Bestandes der beiden Gerichtshöfe“ wird aber leider dadurch paralytisiert, daß die unteren Finanzbehörden im Gegensatz zum pflichtbewußten Richter, der unbekümmert um die Rekursinstanz nach bestem Wissen und Gewissen jubiziert, in vollkommener Verkennung des Wesens einer Rekursinstanz die Berechtigung erblicken, um in dubio — und auch nicht in dubio — zugunsten des Fiskus entscheiden zu dürfen. Erfolgt nun die Schadloshaltung nicht, dann ist der Steuerträger gezwungen, die ungerechtfertigterweise zu viel eingehobene Steuer beim Verwaltungsgerichtshof einzulagen und erhält oft erst nach 5 bis 6 Jahren — vom Einzahlungstage an gerechnet — den zu viel gezahlten Betrag ohne Rücksicht auf den erlittenen wirtschaftlichen Schaden oder den Zinsverlust³⁾, obendrein gekürzt um die erheblichen Prozeßkosten, zurück, da man durch fast illimitiert ermöglichte „Erhebungen“ der Steuerbehörden, sowie durch die spärlichen Sitzungen der Berufungskommissionen oft 2 Jahre braucht, bis man überhaupt die Klage beim Verwaltungsgerichtshof einbringen kann. Am allertraurigsten aber ist, daß es begreiflicher Weise nur wenigen Steuerträgern einfallen wird, zu klagen, falls der ungerechtfertigt vorgeschriebene Steuerbetrag nicht im Verhältnis zu den Kosten der Rekurse und Beschwerden steht. Verzichtet aber die Partei auf die gerechtfertigte Beschwerde — und da es sich hier um eine rein materielle Frage handelt, so sollte der Parteivertreter eigentlich dazu inraten — so gibt sie noch mehr von ihrem „guten Rechte“ auf, als bei jenem Vergleich, gegen den der Leiter unseres Justizministeriums erst vor kurzem in so entschiedener Weise Stellung genommen hat.

Ein kürzlich in Wien vorgekommener Fall, in welchem der Verwaltungsgerichtshof eine Ordnungsstrafe aufhob, welche die Steuerbehörde 1. Instanz einem Jenseiten auf die unwahren Mitteilungen eines Journalen hin auferlegte, hat wieder einmal die öffentliche Mei-

²⁾ Josef Unger: „Ueber die Haftung des Staates für Verzugs- und Vergütungszinsen.“ (Grünhuts Zeitschrift für das Privat- und öffentliche Recht, 31. Band, Heft 1.)

³⁾ In dieser Beziehung hat die inzwischen erfolgte reichsgerichtliche Entscheidung vom 26. April d. J. Remedur geschaffen, indem darin ausdrücklich gesagt wurde, daß „Zinsvergiütung ein untrennbares Zugehör der Restitutionspflicht bildet“.

nung aufgerüttelt. Solche und weit ärgere Dinge sind aber bei uns an der Tagesordnung und werden nur deshalb nicht publik, weil der Steuerträger bei der landesüblichen Gemütlichkeit ungerechtfertigte Steuervorschreibungen fast immer ruhig hinnimmt, nur „um sei' Ruah' zu haben“. Welcher Qualität die von der Steuerbehörde akzeptierten Mitteilungen und Gewährsmänner sind, sofern sie genehm kommen, spottet jeder Beschreibung. Unerhört ist das Mißtrauen, das ein blutjunger Beamter, wenn er sich durch den grünen Aufschlag gedeckt fühlt, den angesehensten Steuerträgern seines Bezirkes ruhig ins Gesicht äußern darf. Demonstriert aber der Steuerträger gegen das Behmverfahren und verlangt mit den „Zeugen“ konfrontiert zu werden, so wird ihm dies auf Wunsch des Zeugen — die Vollzugsvorschrift sieht bezeichnenderweise in diesem Wunsche einen „triftigen Grund“ — verweigert. Nun sitzen in den Steuerschätzungskommissionen allerdings Mitglieder, die von den Besteuerten gewählt sind. Naturgemäß kann aber der gewählte gegenüber dem vom Finanzministerium ernannten Teil, worunter sich obendrein noch Steuerbeamte befinden, nicht aufkommen, ganz abgesehen davon, daß dem Vorsitzenden Rechte eingeräumt sind, die durch den Einfluß seiner Stellung an und für sich noch erhöht werden. Und überdies befinden sich ja unter den ernannten Mitgliedern oft Leute, die alles eher als einwandfrei sind, und die gerade jenen Schichten nicht angehören, zu deren Schutz sie auf den oberflächlichen Blick hin ernannt zu sein scheinen. Man sollte gar nicht glauben, wie schlau unsere Behörden zu sein verstehen, trotzdem sie auch die plumpesten Blamagen — siehe die mißlungene Besteuerung der im Ausland aus Oesterreich bezogenen Kontokorrentzinsen aus dem laufenden Bankgeschäft — nicht scheuen.

Es dürfte nun niemand leugnen, daß all die Ungehörigkeiten unmöglich wären, wenn sie an den obersten Stellen entsprechend gebrandmarkt würden. Nicht bei den Dingen, resp. bei den mehr oder minder guten Gesetzen, sondern bei den Männern liegt eben die Schuld. Auch hier heißt es daher: „men not measures“, falls man Besserung erhoffen will. Ganz besonders aber sollte man endlich dagegen Stellung nehmen, daß unsere höchsten Finanzorgane zu höchst deplacierten „Krozzeleien“ ihre Zuflucht nehmen, wenn die Betroffenen berechnigte Beschwerden und Mißstände zur Sprache bringen. Aeußerungen, wie „es kommt ja der Allgemeinheit zugute“ oder „die Steuerträger sind in ihrer Gesellschaft der sogenannte Fiskus“, welche letztere der Finanzminister v. Böhm in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 30. April 1901 machte, sind an der Tagesordnung. Zum Schaden noch den Epott. Daß die Interessen des Einzelnen zugunsten der Allgemeinheit verletzt werden müssen, das wissen wir wahrlich schon seit des großen Stagiriten Zeiten. Ganz etwas anderes aber ist es, wenn das Recht des Einzelnen verletzt wird, womit ja implizite das Recht der Allgemeinheit verletzt wird. Zu dieser primären und sittlichen Erkenntnis hat sich nun unsere Finanzverwaltung bis zum heutigen Tage nicht aufschwingen können.

Noch lehrreicher waren übrigens einige weitere Bemerkungen, welche der Finanzminister in der zitierten Sitzung machte. Sagte er

doch, daß sich bei uns „ein aus gewissen historischen Gründen entstandenes kulturhistorisches Moment gebildet hat, wodurch es eine Menge Leute gibt, die es nicht für ehrenrührig halten, dem Fiskus ein Schnippchen zu schlagen, und die es auch mit der Personaleinkommensteuern-Jassion nicht genau nehmen“. Mit Zug und Recht und bei aller Verwerflichkeit einer laxen Bevölkerungsteuermoral kann man wohl behaupten, daß bei gewissenhafter Erforschung dieser Ursachen gerade die österreichische Steuerverwaltung sowohl in „kultureller“ als in „historischer“ Hinsicht am allerschlechtesten abschneiden würde. Es ist durchaus keine Empfehlung für die Auffassung der Steuerbehörden, wenn sie sich, wie der Vertreter der Wiener Handelskammer einige Jahre vor Einführung der Personaleinkommensteuer im Abgeordneten-hause sagte, zu Vergleichen herbeilassen, resp. zu einem Handel hergeben. „Wehe dem österreichischen Steuerverkommisär“, sagte damals Abgeordneter Mauthner, „der richtig einschätzt. Dann geht man zur Steuerbehörde hin und — gleicht sich aus.“

In solchen, von einem Rechtszustand sicherlich weit entfernten Verhältnissen liegt eben die Wurzel des bestehenden Übels. Nulla in lege sine moribus! Mores muß aber vor allem der Staat lehren, beziehungsweise durch seine Organe bekunden, d. h. auf der Zahlung begründeter Vorschriften rücksichtslos bestehen, unbegründete Steuervorschriften aber ebenso streng ahnden und es dem Beamten nicht noch hoch anrechnen, wenn er an der Hand eines ausgegrabenen, dem Fiskus günstigen Hofdekrets oder mit ungesetzlichen Mitteln für den Staatsschatz etwas herauszuschlagen verstanden oder versucht hat.

Unbedingt notwendig und höchst wirksam wäre es, wenn man die richterliche Syndikatslage und die Mutwillensstrafen auch auf die Organe der politischen, beziehungsweise Steuerverwaltung ausdehnen und dem Fiskus wie jeder anderen unterliegenden Partei im Zivilprozeß den Kostenersatz auferlegen würde. Allerdings wäre es dann auch ein Gebot der Billigkeit, daß zur Beseitigung des Chaos in der Judikatur des Verwaltungsgerichtshofes eine Plenissimarentscheidung vorgehen würde.

Mag man nun auch den österreichischen Finanzbehörden infolge des eigenen Vorgehens das Recht abstreiten, von der Bevölkerung gute Sitten zu verlangen, so ist dies trotzdem keine Entschuldigung für deren laxen Steuermoral. Am allerwenigsten darf sie bei der Personaleinkommensteuer gutgeheißen werden, ist diese doch auf dem Wege der Selbstjassion vertrauensvoll in die Hände der Bevölkerung gelegt und ihr Bestand ausschließlich daran geknüpft. Wohl dürfte es überall in der menschlichen Natur liegen — und auch bei hohen Funktionären soll es vorgekommen sein —, daß man seine staatsbürgerlichen Pflichten dem Staatsfädel gegenüber lange nicht so genau nimmt, wie vor den Gerichts- oder politischen Behörden, ja, daß man sich sogar noch rühmt, Zigarren oder verzehrungssteuerpflichtige Gegenstände „geschwärzt“ zu haben. Auch die weniger rühmliche wissenschaftliche Hinterziehung indirekter Steuern soll selbst großen österreichischen Industriellen zum Vorwurf gemacht werden können. Eine Bevölkerung, die eine solche Moral nicht

unbedingt verurteilt, dürfte wohl wenig Sinn für Steuerreformen haben, noch weniger aber in der Lage sein, gegen ein ihr fallweise angetanes Steuerunrecht energisch und mit dem notwendigen reinen Gewissen vorzugehen. Ganz und gar nicht darf es gutgeheißen werden, daß Steuerfaktionen „nach bestem Wissen und Gewissen“ unterschrieben und auch nur die geringste Einkommensquelle verschwiegen wird. Daß dabei nur die ehrlichen Leute zu Schaden kommen, während man jene laufen läßt, denen man nicht beikommen kann oder will, braucht einen dann nicht zu wundern, ebenso wie es dahingestellt bleiben soll, ob gerade beim viel gelästerten mobilen Kapital und bei der Bevölkerung der Großstädte eine geringere Steuermoral vorhanden ist wie beim ländlichen Kleinen wie großen Grundbesitz. Nicht uninteressant wäre es, an der Hand des statistischen Materials die Namen und Berufsstellung der beanstandeten Jeniten zu gruppieren. Allzuviel Feudalherren, Geheimräte, Sektionschefs, Großgrundbesitzer dürften sich schwerlich darunter befinden, dafür um so mehr Personen, die dem mobilen Kapital, der Industrie, der Kaufmannschaft angehören. Daß die Steuerbehörde einem Landeschef den eingestellten Betrag für eine Dienstwohnung nicht passierte, was als bedeutames Zeichen für ein unbeeinflusstes Vorgehen hingestellt wurde, dürfte wohl auch nicht allzu tragisch genommen werden.

zieht man nun das Schlusssazit für das steuerrechtliche Verhältnis zwischen Staat und Bevölkerung, so bleibt sicherlich auf beiden Seiten viel Schuld vorhanden. Die Hauptschuld aber liegt, wie bei jeder Fehde, auf Seite des Angreifers, und das ist bei uns ohne Zweifel seit jeher die Finanzverwaltung gewesen, nicht weil sie die Steuern — und mögen sie noch so hart sein — fordert, sondern weil unsere Steuerbehörden ebensowenig auf ihrem Recht bestanden, wie sie sich auf ihr Recht beschränkten, weil sie vor allem bei Beurteilung der Verhältnisse zwischen Fiskus und Steuerträger die sonst auf allen anderen Gebieten befolgten Gebote von Moral, Recht und Sittlichkeit gänzlich beiseite lassen, weil sie statt Behörde, zur Partei geworden sind.

„Kein Unrecht,“ sagt Jhering, „das der Mensch zu erdulden hat, und wiege es noch so schwer, reicht von weitem an das heran, welches die von Gott gesetzte Obrigkeit verübt, indem sie selber das Recht bricht.“ Und diese von Gott gesetzte Obrigkeit, wie immer man sich zu diesem Begriffe stellen mag, bleibt in einem geordneten Staatswesen, im Rechtsstaate, die staatliche Behörde. Geordnetes Staatswesen und Rechtsstaat bestehen aber nur dann, wenn das geschriebene Gesetz nach Treu und Glauben gehandhabt wird, wenn vor allem die Obrigkeit selbst nicht contra bonos mores verstößt. Dann — aber nur dann — ist diese Obrigkeit berechtigt, diese guten Sitten mit aller Strenge auch von der Bevölkerung zu verlangen.

Literarische Anzeigen.

80. Weltgift. Roman von Peter Kosegger. 6. Tausend. Leipzig. L. Staackmann. 1903. 402 S.

Dieses Buch Koseggers gehört zu seiner wertvollen Produktion. Die Gegensätze von Menschen und Leben der Natur und der Kultur bilden das Thema. Ein haltloser Mann steht im Mittelpunkt der Geschichte, die in Erfindung und Ausführung von schlichter Einfachheit, doch den Künstler bezeugt. Sie erhält uns in leichter Spannung und ist dabei tief und sinnvoll.

81. Die stumme Mühle. Roman von Otto von Leitgeb. Berlin. E. Fleischel & Co. 1903. 381 S. Mk. 5.

Einer der besten deutschen Romane der letzten Jahre. Der Verfasser, schon durch frühere Veröffentlichungen bekannt, legitimiert sich in diesem Buche als echter Dichter, der in die Tiefen der menschlichen Seele zu steigen fähig ist. Ueber den Schilderungen der Natur und der Menschen liegt ein Hauch echter Poesie. Ein stilles, aber eindringliches Buch!

82. Aus großen Höhen. Alpenroman von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin. F. Fontane & Co. 1903. 249 S. Mk. 3-50.

Ein Alpenroman, der spannend und interessant die Schicksale dreier Menschen schildert. Er darf zur besseren Unterhaltungslektüre gezählt werden.

83. Pastor Klinghammer. Roman von Wilhelm Hegeler. Berlin. E. Fleischel & Co. 1903. 494 S. Mk. 6.

Der Verfasser hat heute schon einen guten Namen. Dieser umfangreiche Roman, der zwei Brüder von gegensätzlichem Charakter zeichnet, ist mit großer Kraft gearbeitet und beweist ein nicht gewöhnliches Talent, das, wie es scheint, erst im Anfange seiner Entwicklung steht.

84. Der moderne Mensch. Versuche über Lebensführung. Von F. Carneri. Volksausgabe. 13.—20. Tausend. Stuttgart. Emil Strauß Verlag (A. Kröner). 180 S. Mk. 1.

Dieses Buch Carneris hat bereits in vielen Tausenden von Exemplaren Verbreitung gefunden. Es will das sittliche Leben des Menschen auf der Grundlage monistischer Weltanschauung ausgestalten. Es vermeidet alles Theoretische, betont dagegen die praktischen Gesichtspunkte aufs stärkste. Damals, als man noch schauderte, die sittlichen Konsequenzen aus Darwins Lehre der natürlichen Entwicklung zu ziehen, hat Carneri es versucht, mit umfassendem Blicke, unerschrocken eine Umgestaltung der ethischen Gedankenwelt auf der Grundlage der naturwissenschaftlichen Einsichten zu unternehmen. Er hat wie wenige das Gebiet der Ethik im Sinne der neuen Geistesrichtung gründlich und formvollendet behandelt. Carneris Persönlichkeit, die aus allen seinen Schriften, am meisten aber aus der oben genannten, dem Leser entgegentritt, ist von herzgewinnender Liebesswürdigkeit. Seine unbestechliche Wahrhaftigkeit, seine Lebensfreudig-

keit, die edeln Vorstellungen über Welt und Mensch sind es, die uns fesseln und überzeugen. Carneri gesteht in der Vorrede, daß er — „von Leiden über das gewöhnliche Maß heimgesucht — das Leben schön gefunden hat und es heute im 70. Jahre noch schön findet“. Diese Freude seiner Lebensauffassung verdankt er der Erkenntnis der beiden höchsten sittlichen Werte des Daseins: der Arbeit und der Liebe. Sein Glück in Uebereinstimmung mit dem seiner Nebenmenschen zu finden, erscheint ihm als das oberste Prinzip, und in der Arbeit hat er ein Narkotikum gewonnen, das ihn alle Schmerzen vergessen läßt!

85. Friedrich Preller d. Ae. Von Julius Gensel. Mit 134 Abbildungen und einem Titelbilde. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Knaack. 1904. 134 S. Mf. 4. (Künstler-Monographien. In Verbindung mit anderen herausgegeben von H. Knaack. LXIX.)

Gerade rechtzeitig zum hundertsten Geburtstage Friedrich Prellers, 25. April 1904, ist dieses Lebensbild des Künstlers erschienen, den seine Zeitgenossen und die Nachwelt meist nur als den „Meister der Obyssseelandschaften“ kennen und bewundern gelernt haben. Julius Gensel, der seine Kenntnis aus nahem, persönlichem Verkehr mit Preller geschöpft hat, gibt uns dagegen ein viel umfassenderes Bild von dem Umkreis seiner Tätigkeit. Der Großmeister der heroischen Landschaft hatte auch ein fein entwickeltes Gefühl für den Zauber des Waldfriedens in seiner thüringischen Heimat, für das Fischer- und Schifferleben der Seeküsten, für die düstere Romantik der nordischen Meere und für die idyllischen Reize des Hirtenlebens in der römischen Campagna, und nur seiner Abneigung gegen das Ausstellungsweesen ist es zuzuschreiben, daß aus diesen Gebieten seines Schaffens nur wenig bei seinen Lebzeiten in die Öffentlichkeit gekommen ist. Um so dankenswerter sind die zahlreichen Reproduktionen von nordischen Strandlandschaften und Marinen, von deutschen Waldbildern und römischen Campagnamotiven, die uns hier geboten werden. Auch als Bildniszeichner hat Preller ein ungewöhnliches Geschick entfaltet. Ihm verdanken wir das letzte Bildnis Goethes, der die ersten Schritte des Kunstjüngers mit Wohlwollen, Rat und Tat gefördert hatte, das lorbeerumfränzte Haupt des Altmeisters auf dem Totenbette. So sind Prellers Name und Kunst untrennbar mit der klassischen Epoche unserer Dichtung verbunden, und seine Werke werden dauernd einen Ehrenplatz in der Geschichte unserer geistigen Kultur behaupten!

86. Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von Friedrich Theodor Vischer. Volksausgabe in einem Bande. Erstes bis fünftes Tausend. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. 1904. 540 S., Mf. 4, geb. Mf. 5.

Ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seitdem dies humorvolle Werk des berühmten schwäbischen Aesthetikers, das man mit Recht eines der geistreichsten, gebaltvollsten und persönlichsten Bücher unserer Literatur genannt hat, zum erstenmal erschien. Seitdem hat unser Schrifttum manche Wandlungen erfahren und die literarische Tagesmode bald diese, bald jene Richtung begünstigt, um jedesmal die

vorhergegangene als „veraltet“ abzutun. Wischers Schöpfung aber ist fünfundsiebenzig Jahre hindurch jung geblieben, und der darin niedergelegte Reichtum an Geist und Gemüt hat immer mehr Verständnis und Würdigung gefunden. Dabei ist das Buch, das den in seiner Tragik gefaßten Kampf eines Idealisten mit dem „Objekt“, den kleinen Zufallsstücken des Daseins, im Lichte des Humors schildert, durchaus keine gewöhnliche Unterhaltungslektüre. Es wendet sich an tiefer angelegte Naturen und will mit Hingabe gelesen werden, trotzdem oder vielleicht gerade deswegen ist die Nachfrage nach „Auch Einer“ mit den Jahren immer lebhafter geworden, wie der Vermerk „10. Auflage“ auf dem Titelblatt der zweibändigen Ausgabe beweist. Das Erscheinen dieser Volksausgabe in einem einfach aber würdig ausgestatteten Bande zu einem mehr als doppelt niedrigeren Preise wird sicherlich dazu beitragen, die Popularität und Verbreitung dieses befreiend und kräftigend wirkenden Buches noch beträchtlich zu steigern. Jeder, der es mit Verständnis liest, wird sich von dem tiefsinnigen Humor erheitert und erquickt fühlen, zugleich aber auch ergriffen und erschüttert werden von der grausen Tragik in dem Leben der „Reisebekanntschafft“ des Dichters, der er zuerst nur ausschläsweise die Bezeichnung „A. E.“ = Auch Einer gibt, bis er den richtigen Namen Albert Einhart erfährt. Man darf die Gestalt dieses Kämpfers gegen Heuchelei und Philistertum, den immerfort der Gegensatz zwischen seelischem Aufschwung und physischer Unzulänglichkeit peinigt, in ihrer Mischung von Schrullenhaftigkeit und gewaltigen Ernst, von polternder Rauheit und selbstloser Güte als eine der wunderbarsten Schöpfungen unseres neueren Schrifttums bezeichnen. Das ganze Buch aber gehört mit seiner köstlichen Pfahlbau-novelle, seinen feinen und tiefsinnigen Betrachtungen über Kunst und Volkstum, seinen eingestreuten lyrischen Gedichten und seiner glühenden patriotischen Begeisterung zu den wertvollsten und erfreulichsten Erscheinungen der deutschen humoristischen Literatur.

87. Ein Uebermensch. Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Podsilipski. Von Josef Baron Weyssenhoff. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. Mk. 2, geb. Mk. 3.

In diesem Werke behandelt der polnische Verfasser eines der brennendsten Probleme unserer Zeit, nämlich den sozial-ethischen Individualismus, der in der meisterhaft gezeichneten Figur des Helden, Herrn von Podsilipski, zur Darstellung kommt. Auf dem Hintergrunde einer höchst fesselnden, mit großer Lebhaftigkeit und Spannung sich entwickelnden Handlung rollt sich die merkwürdige Lebensgeschichte des Uebermenschen vor unseren Augen ab, der erhaben über alle „gemeine Menschlichkeit“, über die geltenden moralischen Grundsätze und die überlieferten sozialen Prinzipien durch das Leben schreitet.

88. Melancholie. Von K. Przerwa-Tetmajer. Deutsch von J. v. Immenborn. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 1904. 243 S. Mk. 3.

Der Inhalt des Buches bietet mehr, als sein Titel verspricht. Melancholie — das ist die Wehmut der Einsamkeit, die Sehnsucht des Geistes, der umherischweift in all den dunklen und verborgenen Gängen

des Werdens und Seins, des Denkens und Fühlens, umherschweift laufend, sinnend, lehnend, schauend. Der raffinierteste Kulturgenießer verquickt sich in unmittelbarer Weise mit dem Naturkenner und Naturfreund, um auf die zartesten und schweigsamsten Regungen der modernen Zeit- und Menschenseele zu horchen, ihnen näher zu kommen und sie uns näher zu bringen. Den noch jungfräulichen Boden der logisierenden Poesie betritt hier der Dichter. Seine Erzeugnisse knüpfen an keine bestimmte Form oder Gattung an, noch halten sie sich an einen bestimmten Stoff oder an ein bestimmtes Thema. Der Stoff ist mannigfaltig, unendlich mannigfaltig. Und seine spezifische Eigenart schafft sich wie von selbst die Form. Und diese ist das Streben, den Rhythmus der unendlichen Melodie dessen, was um uns und in uns lebt und webt, zu fassen. Rhythmisch ist das große Entstehen und Vergehen, dem die Natur und wir mit ihr unterworfen, rhythmisch ihre und unsere zeitbeschränkten Siegestriumphe, die Feierlichkeiten des Daseins und der Ernst des unabwendbaren Scheidens, rhythmisch die große Verschwiegenheit, die schließlich doch über alles Endliche und Unendliche dahinschwebt. Mit bewunderungswürdiger Kunst zaubert uns Przerwa-Tetmajer seine Stimmungen und seine Gedanken hervor. Von den Dichtern der slavischen Welt ist kaum ein zweiter zu nennen, dem alles Leben so sonnenbeschieden erscheint.

89. Einleitung in die Philosophie. Von Friedrich Paulsen. Zwölfte Auflage. Stuttgart und Berlin. 1904. XVIII, 466 S.

Die 1. Auflage dieses Buches ist im Jahre 1892 erschienen. Das gibt bisher auf jedes Jahr eine Auflage. Man muß zugeben, daß das ein ganz ungewöhnlicher Erfolg ist. Er spricht für die Güte und Brauchbarkeit des Buches, ist aber auch ein Beweis für die Tatsache, daß das Interesse für Philosophie von Jahr zu Jahr steigt. In welchem Sinne diese Einleitung geschrieben ist, erhellt aus folgenden Sätzen der Vorrede zur 1. Auflage: „Versuche ich die philosophische Lage der Gegenwart, die in ihr hervortretenden Richtungslinien noch etwas genauer zu bezeichnen, so finde ich die folgenden. Die Philosophie der Gegenwart ist: 1. phänomenalistisch-positivistisch; ihr erkenntnistheoretisches Bekenntnis lautet: es gibt keine absolute Erkenntnis der Wirklichkeit: am wenigsten haben wir eine solche in der Physik: die Körperwelt ist Erscheinungswelt. — Sie lehnt sich hiermit in Deutschland vor allem an Kant an. 2. Sie ist idealistisch-monistisch. Ihr metaphysisches Bekenntnis lautet: sofern eine Bestimmung des Wesens des Wirklichen an sich versucht werden kann, ist sie der Welt der inneren Erfahrung zu entnehmen; in der geistig-geistlichen Welt entfaltet die Wirklichkeit für uns am verständlichsten oder vielmehr allein verständlich ihren eigentlichen Gehalt. Der letzte Gedanke, auf den wir, den Spuren der Tatsachen nachgehend, geführt werden, ist der: die Wirklichkeit, die in der Körperwelt unseren Sinnen sich als einheitliches Bewegungssystem darstellt, ist Erscheinung eines geistigen Alllebens, das als Verwirklichung eines einheitlichen Sinnes, als Verwirklichung eines Ideen verwirklichenden Willens zu deuten ist, von

welchem Willen uns in dem eigenen, vernünftigen, von Ideen angezogenen Willen eine Spur wenigstens gegeben ist. — Auch in diesem Stück hält die Philosophie der Gegenwart an der von Kant gepflanzten Weltanschauung fest, sich darin beugehend mit den tiefsten Gedanken aller spekulativen Philosophie seit Plato. 3. Sie wendet sich von der intellektualistischen zu einer voluntaristischen Auffassung. Zunächst in der Psychologie; hierin ist erstens der Einfluß Schopenhauers, zweitens das zunehmende Gewicht der neuen biologischen Betrachtung zu erkennen. Sodann aber bringt diese Auffassung auch in der Metaphysik und Weltanschauung vor. Gedanken und Ideen haben ihre Wurzeln immer und überall in einem Willen. Auch hier ist Kant der Ausgangspunkt, mit der Gegenstellung seiner gesamten Denkweise gegen den einseitigen Intellektualismus des älteren Rationalismus, mit seiner Betonung des „Primats der praktischen Vernunft“ in der Weltanschauung. Auch die protestantische Theologie ist unter diesen Einflüssen in dem Uebergang vom Intellektualismus zum Voluntarismus begriffen. 4. Sie wendet sich einer evolutionistisch-teleologischen Betrachtungsweise zu. Die Wirkungen der neuen Kosmologie und Biologie strahlen, wie auf die Psychologie und Naturphilosophie, so auch auf die Metaphysik aus; hier kommt ihnen der idealistische Monismus entgegen. Sodann haben sie begonnen, die praktische Philosophie zu durchdringen: Ethik und Soziologie. Rechts- und Staatslehre sind im Begriff die alte logisch-formalistische Behandlung abzuschütteln und an ihre Stelle die voluntaristisch-teleologische Betrachtungsweise durchzuführen: Der Zweck beherrscht das Leben, also wird auch die Wissenschaft vom Leben, sowohl des Einzelnen als der Gesamtheit, dieser Kategorie sich bedienen müssen. 5. In Zusammenhang steht dieses Moment endlich noch mit einem Zug, welcher der ganzen Philosophie des 19. Jahrhunderts im Gegensatz zu der vorausgegangenen Periode das Gepräge gibt: der Richtung auf die Geschichte. Die ältere Philosophie ruht auf mathematisch-naturwissenschaftlicher Betrachtung der Wirklichkeit; sie ist abstrakt-rationalistisch. Die spekulative Philosophie geht aus von der Konstruktion der geistig-geschichtlichen Welt; sie versucht dann auch die Natur gleichsam geschichtlich zu konstruieren, wenigstens in einem logisch-genetischen Schematismus. Die Naturwissenschaften sind diesem Zuge gefolgt und haben in der kosmischen und biologischen Entwicklungstheorie die Natur wirklich geschichtlich behandelt. Es ist augenscheinlich, wie sie hierdurch der alten Bemühung der Philosophie, die physische und die geistig-geschichtliche Welt in eine einheitliche Gesamtanschauung zusammenzubiegen, in die Hände arbeiten. Das ist die Richtung, in der mir die Philosophie gegenwärtig zu bewegen scheint; auf jeden Fall ist es die Richtung, in der die hier vorgetragenen Gedanken sich bewegen.“ Jedem, der sich in ernsterer Weise mit Philosophie beschäftigen will, kann diese „Einleitung“ aufs wärmste empfohlen werden.

90. Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte der neueren Zeit. Von Louis P. Bez. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten & Loening. 1902. 365 S.

Der leider unlängst gestorbene Verfasser war ein Meister auf

dem Gebiete der vergleichenden Literaturforschung. Sein eigentümlicher Lebensgang, der anfangs in keiner Weise auf die Wissenschaft gerichtet war, ermöglichte ihm, sich die genaueste Kenntnis der deutschen, französischen und englischen Sprache zu erwerben. Das vorliegende Buch enthält Essays, die zum Teil schon in Zeitschriften erschienen sind: Einleitung. Literaturvergleichung. 1. Edgar Poe in der französischen Literatur. 2. Gérard de Nerval. Ein Dichterbild aus Frankreichs deutschfreundlichen Tagen. 3. Heinrich Leuthold. Der Dichter und Dichter-Dolmetsch. 4. Emile Montégut. Ein französischer Vermittler der Weltliteratur. 5. J. J. Bodmer und die französische Literatur. 6. Benjamin Constant's „Abolphe“. Ein westschweizerischer Wertherroman. 7. Gottfried Keller in der Pariser Sorbonne. 8. Die Schweiz in Schaffels Leben und Dichten. 9. Heinrich Heine. Ein Weltdichter und ein Dichter der Welt. 10. Internationale Strömungen und kosmopolitische Erscheinungen. Ein Namen- und Sachregister ist dem Buche beigegeben. Einzelne der Abhandlungen erschöpfen geradezu ihren Gegenstand, wie der über Edgar Poe. Alle aber gewähren neue Einblicke und beruhen auf fleißigstem Studium und ungewöhnlicher Einsicht. Der große literarische Geschmack des Verfassers läßt ihn die Ergebnisse einer oft mühsamen und trockenen Arbeit in interessanter, ja spannender Weise vortragen, so daß die Lektüre dieses Buches nicht allein dem Fachmanne Neues bietet, sondern auch den literarisch interessierten Laien fesselt und gewinnt.

91. Multatuli. Ideen. Uebersetzen aus dem Holländischen von Wilhelm Epöhr, Berlin. Fleischel & Co., 1903. XIV, 278 S., 4 Mk.

Dieses Buch bietet uns die Essenz des Besten aus dem siebenbändigen Lebenswerk Multatuli's, Stoffe und Darstellungsarten in bunter Mannigfaltigkeit: Parabeln, Erzählungen, fingierte Briefe, wissenschaftliche Beiträge in der diesem Dichter eigenen packenden Form, einen vor Studenten gehaltenen Vortrag über „Freie Forschung“, tausendfältige Lebensweisheit, in knappe Aphorismen gebannt, hier Kentenischlägen gleich, dort das Feinste, für unsagbar Gehaltene durch die Sprache enthüllend — und zwischen all diesem Gaben eines Humors, der alle Bitterkeit hinter sich ließ und wärmend auf uns ausstrahlt. So reich wie das Leben, das Multatuli hier in künstlerische Formeln faßt, so reich ist auch die Weise seiner Darstellung. Diese Kunst strotzt von Leben, denn gerade das, was für uns Menschen ewig brennende Aktualität besitzen wird, das hat sie zum Gegenstande. In den „Ideen“ sucht Multatuli den Fluch zu beschwören, der auf uns ruht; er schreibt an seinen Verleger: „Es soll nicht gesagt werden, daß niemand die Krankheit anrührte, an der das Volk leidet: die Lüge. Ich werde tun, was ich kann. Ich werde in meinem Werk trachten nach Wahrheit. Dies ist mein Programm. Dies ist mein einziges Programm . . . Schreiben Sie obenan: Es ging ein Säemann aus zu säen.“ Diese Ankündigung ging des Säemanns Arbeit, ging den „Times“ seiner Seele“ voran. Man verschlang die Kost mit Heißhunger; „ich habe keine Zeit zu essen, soviel Bestellungen“, klagt und jubelt zugleich der

Verleger. Klage und Jubel war der Wiberhall überall, je nachdem man in dem Autor einen „modernen Herostratus“ oder einen „neuen Jesus“ sah. Die Menschen der Gegenwart, und nicht zuletzt wir Deutsche, bewundern seine Sendung und die Macht seines apostolischen Wortes. Besonders auch die „Ideen“ zeigen die Vorzüge Multatulis, sie zeigen vor allem, wie nahe er unserm Leben steht, und zeigen zugleich die Kraft seines unnachahmlichen Ausdrucks. Sie werden überall gute Saat streuen.

92. Ästhetischer Kommentar zu den Tragödien des Sophokles. Von Dr. Adolf Müller, Professor an der Gelehrten-Schule zu Kiel. Mit einem Lichtdruckbild. Paderborn. Ferdinand Schöningh. 1904. VIII, 517 S. Mf. 5-60.

Im Vorworte spricht sich der Verfasser über Art und Zweck seines Buches folgendermaßen aus: „Der grammatischen Methode, welche im abgelaufenen Jahrhundert der klassischen Philologie wesentlich Richtung und Ziel gab, verdankt die gesamte Altertumswissenschaft kritisch gesichtete Texte. Der Ertrag dieser schwierigen, entlagungsvollen Arbeit ist nicht gering anzuschlagen, denn er bedeutet das Fundament, dessen Quadern erst einen sicheren Bau verbürgen. Trotzdem hat die mißbräuchliche Anwendung dieser Methode auf den Unterricht der höheren Schulen und ihre oft ausschließliche Alleinherrschaft unendlichen Schaden angerichtet, ja zeitweilig den Bestand des Gymnasiums in Frage gestellt. Denn so gewiß das Verständnis der antiken Schriftwerke solides grammatisches Wissen erfordert, ebenso sicher ist dieses nur die Vorstufe für das eigentliche Ziel des Unterrichts, die Einführung in den Geist des klassischen Altertums. Wie vielen Jünglingen werden auf Gymnasien und Universitäten Steine statt Brot gereicht! Für die Erreichung jenes Zieles möchte der vorliegende ästhetische Kommentar einen Beitrag liefern. Er möchte aber nicht allein der Schule dienen, sondern auch den Gebildeten unseres Volkes, denen der Trieb zu der stillen Schönheit hellenischer Dichtung noch nicht verdorrt ist. Und Sophokles wird der Tragiker bleiben, welcher den Modernen am ehesten einen Blick in die Seele des ethischen Dramas gestattet, trotz aller Anstrengungen des gegenwärtig größten Meisters auf diesem Gebiet, Aeschylus und Euripides dem modernen Geschmack durch glänzende Nachdichtungen und Kommentare zu gewinnen. Ob oder wie weit es dem Verfasser gelungen ist, seinem Ziele nahezukommen, wird das Urteil der sachverständigen Kritik entscheiden. Jedenfalls darf er versichern, daß er sich seiner Verantwortung und der Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl bewußt gewesen ist und sich bemüht hat, die Forderung strenger Wissenschaftlichkeit und lesbarer Darstellung zu vereinen. Denn nur so wird die Philologie im besten Sinne populär wirken können. Um den Leser in den Stand zu setzen, den Wert der gewonnenen Resultate selbst zu prüfen oder auch sich über Spezialfragen eingehender zu unterrichten, hat er überall die Hauptquellen seiner Darstellung, klassische wie moderne, angegeben. Was er einem Welker, Schneidewin, v. Wilamowitz verdankt, ist in dem Buche hoffentlich sichtbar; die ganze, schier unübersehbare Literatur

auf diesem Gebiete in ihrem vollen Umfange lückenlos zu beherrschen, dürfte nur wenigen Sterblichen gegeben sein. Jedenfalls hofft der Verfasser, nichts Wesentliches übersehen zu haben, würde aber für jede Nachweisung dankbar sein. Denn es ist sehr wohl möglich, daß von dem, was er Neues zu bringen glaubt, manches, vielleicht vieles schon andere gesehen haben. Wie sich denn manche merkwürdige Uebereinstimmung ergeben kann, wenn zwei denselben Gegenstand behandeln. So hatte der Verfasser den Passus über die Schuldfrage des Oedipus und der Antigone schon niedergeschrieben, als er die Programmschrift von H. F. Müller: Was ist tragisch? (Blankenburg a. H., 1887) las und zu seiner Ueberraschung fand, daß einige Stellen aus ihr bis auf dieselben Zitate aus Lessing und Freytag seiner Darstellung ähnelten. Diese nur deshalb zu streichen, um dem Verdachte des Abschreibens vorzubeugen, fühlte er sich nicht veranlaßt. Man muß es ihm schon auf sein ehrliches Wort glauben, daß er sich nirgends stillschweigend den Ertrag fremder Arbeit angeeignet hat, z. B. auch nicht in der Szenerie der Aias, die ihm so, wie sie dargestellt ist, schon vor Jahren feststand, ehe noch der schöne Aufsatz von Robert im Hermes erschien. Die Uebersetzung der Zitate, auch der nicht sophokleischen sind ausnahmslos Eigentum des Verfassers, er trägt also für sie auch die Verantwortung.“ Das reichhaltige und interessante Buch gliedert sich in fünf Abschnitte: I. Sophokles als Mensch und Künstler. II. Stoff und Bau der Tragödien. III. Charaktere. IV. Die thyrischen Teile und die Tragödie als Gesamtkunstwerk. V. Elemente einer Tragödienaufführung im fünften Jahrhundert.

93. Die Zukunft Ostasiens. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis der Ostasiatischen Frage, von M. v. Brandt, Kaiserl. deutscher Gesandter a. D. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart. Strecker & Schröder. 1903. 118 S., Mk. 2.50.

Die erste Auflage dieser Schrift erschien im Jahre 1895, ehe der chinesisch-japanische Krieg durch den Frieden von Shimonojoki seinen Abschluß gefunden hatte; seitdem haben die vielen, von der chinesischen Regierung erteilten Eisenbahn- und Bergwerks-Konzessionen, der Boxeraufstand und das Vorgehen des Auslandes vor und nach demselben für das Reich der Mitte ganz neue ökonomische und politische Bedingungen geschaffen, während zwei neue Faktoren, Japan und die Vereinigten Staaten, als politische Mitbewerber auf dem ostasiatischen Schauplay erschienen sind. Es ist dadurch dort auch für das Ausland nach mehr als einer Richtung hin eine vollständig neue Lage entstanden und wenn die von manchen Seiten ausgesprochene Ansicht, daß das Bassin des Stillen Ozeans im 20. Jahrhundert die Rolle spielen werde, die bis dahin dem des Mittelländischen Meeres zugefallen war, den Ereignissen vielleicht etwas vorgehen dürfte, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß Ostasien weit mehr als dies bisher der Fall gewesen, in das Getriebe der Weltpolitik hineingezogen werden und damit auch einen Einfluß auf dieselbe ausüben wird. Unter den Umständen muß es als im Interesse jedes auf politische Bildung Anspruch machenden Deutschen liegend bezeichnet werden, sich ein Bild von dem,

was in Ostasien war, ist und werden kann, zu verschaffen, um auf Grund desselben beurteilen zu lernen, welche Interessen das Deutsche Reich dort besitzt und welche Politik von demselben dort befolgt werden muß, um diese Interessen zu wahren, ohne Gefahr zu laufen, näherliegende, wichtigere zu schädigen. Der ausgezeichnete Kenner der ostasiatischen Verhältnisse liefert in der vorliegenden Arbeit dazu das Material, das „sine ira et studio“ nur mit dem Wunsche der Wahrheit möglichst nahe zu kommen, zusammengestellt worden ist.

94. Novellen. Von Gļieb Uspenskiĭ. (Internationale Novellen-Bibliothek, Bd. XI.) München, Dr. J. Marchlewski & Co. 222 S. Mk. 1.50, geb. 1.75.

Vom „erkrankten Gewissen“ handelt dieses Bändchen. In die schlichteste Seele, in das einfältigste Herz schleicht es sich hinein, auf ungekannten Wegen, und beginnt seine Arbeit: zäh und rücksichtslos die dunkle, nagende, tobende, schöpferische Arbeit. Die raffinierte Reflexion des verfeinerten Verstandes und der geschärften Sinne ist ihr nicht vorausgegangen. Es ist die Unruhe, mit der die Seele des Russen überhaupt zum Bewußtsein ihrer selbst kommt, die Unruhe, die all ihren Äußerungen zuborkommt, sie bedingt und erzwingt. Und diese innere Unruhe schafft Wunder. Inmitten der scheinbaren Grabesstille, Schweigsamkeit und stummen Schlassheit, bildet sie Zug um Zug, tropfenweise, langsam, unhörbar die verschüchterte, vergessene und sich selbst vergessende Seele in eine neue um — und das im Namen der strengsten Wahrheit und der geläutersten Gerechtigkeit. Uspenski, der von unverkennbarem Einflusse auf die Entwicklung der russischen Literatur während der letzten vier Jahrzehnte erscheint, ist der Interpret der verborgensten Prozesse des Seelenlebens. Er ist der Urheber einer ganzen literarischen Strömung, die das Leben des Volkes und die Volksseele zum Mittelpunkt hat.

95. Richard Feverel. Eine Geschichte von Vater und Sohn. Von George Meredith. Autorisierte Uebersetzung von Julie Sottek. 2. Aufl. Berlin. S. Fischer. 1904. 677 S. (George Merediths gesammelte Romane. 1. Band.) Geh. Mk. 4, geb. Mk. 5.

George Meredith gilt in seiner Heimat als ein Klassiker des Romans im 19. Jahrhundert. Aber er hat das patriarchalische Alter erreicht, ehe man auf dem Festlande auf ihn aufmerksam wurde. Diese Verspätung des Interesses wird indessen dem Verständnis des ganz eigenartigen, oft eigenjinnigen Mannes dienlich sein. Meredith ist eine so ausgeprägte Persönlichkeit, sein Blick in die Menschenseele und in die soziale Welt ist so unbestochen und charaktervoll, daß die Schätzung seiner Produktion mit der oberflächlichen Entwicklung nicht in gleichen Schritt kommen konnte. Erst jetzt, da die Arbeit der besten Männer des 19. Jahrhunderts beginnt, unsere Kultur und Geistesverfassung seelischer zu machen, wird auch Meredith das rechte Gehör bei uns finden. „Richard Feverel“ ist sein erster größerer Roman; ein Werk aus reizvollster Zusammengesetztheit aus der Spannung äußerer Geschehnisse und der Vertiefung der psychologischen Einsicht. Es ist eine Erziehungsgeschichte im doppelten Sinne. Den Richard

Feverel will sein Vater nach einem System erziehen, indes das Leben ihn nach seiner Kraft bewegt und vorwärts treibt. Humor, Poesie und ein unverrückbares ethisches Grundgefühl, das an Kraft der Intuition demjenigen Tolstois nichts nachgibt, nur daß es von aristokratischer Natur ist, machen diesen Roman zu einer der seltenen belletristischen Erscheinungen, die ein tieferes Interesse beanspruchen.

96. Die Mütter. Beitrag zur Erziehungsfrage von Hedwig Dohm. Berlin, E. Fischers Verlag. 1903. 224 S. Geh. Mk. 3, geb. Mk. 4.

Das Buch hat folgende Abschnitte: Die Mutter und die Babies. Sind Mutterschaft und Hausfrauentum vereinbar mit Berufstätigkeit? Anregungen zur Erziehungsfrage. Die Mutter der erwachsenen Tochter. Die Schwiegermutter der Zukunft. Die alte Frau. — Die Verfasserin stellt sich mit diesem Buche an die Seite Ellen Key's. Sie bekämpft dieselben Mißstände, kämpft für dasselbe Ideal und hofft auf dieselbe Zukunft. Hedwig Dohm ist die tapfere Streiterin geblieben, als die sie sich ihr Leben lang getummelt hat; auch ihre Waffen hat sie jung erhalten; frisch und lebendig lieft sich ihr Buch. Sie legt weniger Gewicht auf streng logische Beweisführung, als auf Anschauung und Erlebnis, und liebt Anekdoten als am kräftigsten überzeugend. Wis., Sarkasmus, ironische Laune beflügeln das Tempo ihrer Ausführungen. Besonders praktische Bedeutung haben die Kapitel über Erziehung; ein stiller Reiz liegt auf dem über die alten Frauen.

97. Alkoholfreie Getränke und Erfrischungen für Gesunde und Kranke, Herstellung, Wert und Gebrauch derselben. Von Johannes Schneider. 1904, Dresden. D. V. Buchm. VIII und 142 S.

Die Zahlen über Bier, Wein und Branntweinverbrauch mindern sich zwar noch nicht sichtlich, trotz aller Arbeit gegen den Alkohol, aber die Erkenntnis seiner Schädlichkeit bricht sich doch Bahn und es mehrten sich Mäßige und Abstinenten.

Man muß aber namentlich für letztere doch einen Ersatz für die alkoholischen Getränke und Erfrischungen bieten und darf sie auch unbedingt nicht etwa Kaffee- und Teemißbraucher werden lassen wie sie und andere etwa Alkoholmißbraucher waren und sind. Da kommt in vorliegender Schrift eine ausgezeichnete Hilfe, indem dieselbe auch die nichtalkoholischen Getränke auf Nutzen und Schaden untersucht und beides beleuchtet. Die Schrift bespricht insbesondere auch den Wert des Obstes und der Fruchtsäfte und gibt Anleitung zur Vereitung unzähliger Getränke und Erfrischungen ohne Alkohol; solcher mit Milch, mit Fruchtsäften, mit Wasser oder Eis und mit viel oder wenig Nährwert.

Das Büchlein ist so vielseitig und die Besprechungen der nützlichen oder schädlichen Getränke sind gestützt auf die neuesten wissenschaftlichen Ermittlungen.

Wir können die Schrift allen Alkoholgegnern, aber auch jeder Haushaltung empfehlen, und es wird jeder etwas darin finden, das die Anschaffung der Lektüre reichlich bezahlt macht.

M. M.

98. Literarische Porträts aus dem modernen Frankreich. Von Arthur Clouffer. Berlin. S. Fischer. 1904. 300 S. M. 4.

Der Verfasser gibt neun Bilder unter dem Titel Theater: Henri Becque. Paul Hervieu. Henri Lavedan. Maurice Donnay. Georges Courteline. François de Curel. Georges de Porto-Riche. Edmond Rostand. Francisque Sarcey. Unter dem Titel Roman: Honoré de Balzac. Émile Zola. Anatole France. Maurice Barrès. Joris Karl Huysmans. Léon Bloy. Hellenen und Lateiner. Der Verfasser ist bekannt als gebildeter und geistreicher Feuilletonist, dessen Skizzen wohl verdienen, den Tag zu überleben.

99. Henrik Ibsens sämtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias und Paul Schlenther. Vom Dichter autorisiert. Zweite Auflage. Berlin, S. Fischer. 1903. Vollständig in 9 Bänden geh. à M. 3.50, geb. M. 4.50. 1. Bb. LIX, 681 S.

Diese neue Auflage ist nicht nur eine verbesserte und vermehrte, sondern auch eine endgültige, zumal was den ersten Band betrifft, der in Inhalt und Form nunmehr so dasteht, wie er von den Herausgebern geplant und entworfen ist. Der biographische Abriß freilich mußte fortbleiben, weil einerseits der Band zu sehr belastet worden wäre, andererseits eine größere biographische Arbeit in Aussicht genommen ist, die sich organisch an den Schluß der Gesamtausgabe stellen wird. Dafür ist die Zahl von Ibsens „Prosachriften“, deren literarische Bedeutung Schlenther in der Einleitung charakterisiert, durch neue Entdeckungen vermehrt und bezüglich des Umfangs definitio abgerundet worden; dafür ist ferner die Zahl der Nachträge zu Ibsens Gedichtsammlung ansehnlich vermehrt durch eine Reihe unbekannter oder verschollener lyrischer Arbeiten. Eine wertvolle Uebersetzertätigkeit haben hier an der Seite Christian Morgensterns und Ludwig Julius die Münchner Dichterin Emma Klingsfeld und Max Bamberger entfaltet. Auf die lyrische Frühzeit Henrik Ibsens fällt manches aufklärende und interessante neue Licht. Endlich ist ein Material an Anmerkungen hinzugekommen, das in sich einen wichtigen Beitrag nicht nur zur Beurteilung von Ibsens Lebenswerk, sondern auch zur gesamten Literaturgeschichte des Nordens im 19. Jahrhundert darstellt. Der Plan und Inhalt der übrigen Bände hat sich natürlich für die zweite Auflage nicht verändern können, dagegen sind die Uebersetzungen einer erneuten und abschließenden Revision unterworfen worden und haben nunmehr wohl im sprachlichen Ausdruck das Maß innerer Vollenendung erreicht, das den Herausgebern vorgeschwebt hat.

100. Kunst. Roman von Auguste Hauschner. München. Albert Langen. 1904. 424 S.

Das Buch einer ernst strebenden Schriftstellerin! Wenn auch die männliche Hauptperson des ganzen Werkes nicht völlig gelungen ist, so fehlt doch wenig. Und daneben gibt es so vieles Reize und Satte, daß man auf die Verfasserin wohl die besten Hoffnungen setzen kann. Es ist in ihr so viel Echtes und Tüchtiges, dabei so viel

technisches Können, daß einem nicht darum bange zu sein braucht, daß sie ihren Weg gehen wird. Da sie im allgemeinen guten Geschmack zeigt, ist es um so verwunderlicher, wenn sie so häßliche Worte, wie „beeindrucken“ gebraucht. Ueberhaupt ist ihr zu empfehlen, daß sie dem Sprachlichen und Stilistischen die intensivste Aufmerksamkeit schenke. Da wäre ab und zu ein ernstes Wort zu sagen. Aber vielleicht sind das nur schlechte Gewohnheiten, die abzulegen die Verfasserin wohl noch jung genug ist.

101. Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist. Von Dr. Michael Per. München. C. H. Beck, 1904. IV, 314 S., 4 Mt.

In der Einleitung untersucht der Verfasser, was man überhaupt unter „Idee im Drama“ zu verstehen habe. Er kommt dazu, „die dramatische Idee als die durch Anschauung geoffenbarte Wahrheit menschlicher Schicksale zu erklären“. In der Ausführung seiner Aufgabe bedient sich der Verfasser der ästhetisch-kritischen Methode. Doch auch der historisch-genetische Weg wird beschritten, wo es die Sache erfordert. Das Buch ist sehr verständig, voll von belehrenden Fingerzeigen und fruchtbaren Anregungen.

102. Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. Von Albrecht Wirth. Zweite vermehrte Auflage. München. Verlagsanstalt J. Bruckmann A.-G. 1904. XVI, 244 S. Mt. 4.50.

Dieses sehr bedeutsame Werk behandelt in einer Einleitung die Stufen der Weltgeschichtsschreibung, die Elemente geschichtlichen Lebens und die Einteilung der Weltgeschichte. Sodann gliedert es seinen Stoff in sechs Abschnitte: I. Mesopotamische Zeit. II. Klassische Zeit. Westsemiten: Phönizier, Karthager, Juden; Arier: Inder, Iranier, Griechen, Römer, Kelten; Turanier: Urartu, Erusker, Chinesen; Die Imperien. III. Zeitalter der Doppelbildungen. Die Nord- und Südrassen. Die Germanen. Die Slaven. Die Nordasiaten. Die Malaien. Die Araber. Die Doppelreiche und ihre gegenseitigen Verührungen. Christentum, Buddhismus, Islam. IV. Ozeanische Zeit. Das Erwachen der Volkstümer. Volkstum und Glaubentum. Die morgenländischen Nationen. Die abendländischen Nationen. Juden und Zigeuner. Vorbringen der Europäer. V. Die Gegenwart. Die Weltreiche. Weltraise und Weltvölker. Ausdehnung und Wanderung. Gegenfäße der Uebergangszeit. Die Volksbünde: All-Angelsachsentum, All-Slawentum, All-Deutschtum, All-Romanentum. Die Glaubensbünde: Panislamismus, Panbuddhismus, Zionismus. VI. Ergebnisse und Ausführungen. Lehren der Geschichte. Rasse und Kultur. Volkstum und Entvollklichung. Volkstum und Boden. Volkstum und Stadt. Volkstum und Volksbund. Volkstum und Erwerb. Volkstum und Weltmacht. Deutsche Kultur und Politik. — Diese zweite Auflage ist wesentlich gleichlautend mit der ersten. Nur das Schlußkapitel „Deutsche Kultur und Politik“ ist neu und ebenso das sieben Seiten umfassende polemische Vorwort. Die Lektüre des Buches ist für jeden,

der sich mit den neuen Rassen-theorien beschäftigt, die ja heute mit dem Aufwand vielen neuen Materiales arbeitet, geradezu unerlässlich.

103. Die Varias. Erzählung aus dem Leben der russischen Juden. Von S. Juschlewitsch. Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 1904. 198 S. Mt. 2, geb. Mt. 3.

Mit der Zerlegung der sozialen Verhältnisse in Rußland geht notwendigerweise auch eine Umgestaltung der Lebensbedingungen der jüdischen Bevölkerung vor sich. Bis in die neueste Zeit hinein waren die Juden vor allem Kleinräumer und Handwerker, in den letzten Jahrzehnten aber hat Rußland ein viel tausendköpfiges jüdisches Proletariat. Juschlewitsch schildert nun das Leben dieser jüdischen Proletarier, das qualvolle Ringen nach menschenwürdiger Existenz, den hoffnungslosen Kampf gegen das Elend, einen Kampf, der hier noch kompliziert wird durch die Rassenfrage. Es liegt eine überwältigende Tragik darin, wenn diese Verfolgten und Geächteten sich zu allgemeinen humanitären Idealen emporringen und dann sehen müssen, wie der blinde Haß eines fanatisierten Pöbels sich gegen ihre Stammesgenossen richtet. Das Schlußkapitel der Erzählung schildert uns einen solchen Ausbruch des Rassenhasses mit furchtbarer Eindringlichkeit. — Es ist das Werk eines scharf beobachtenden Künstlers, ein Buch, das mit Blut und Tränen geschrieben ist und den Leser in seinen Pann zwingt, aber gleichzeitig ist es im wahren Sinne des Wortes ein „menschliches Dokument“.

104. Alt- und Neu-Wien. Geschichte der österreichischen Kaiserstadt und ihrer Umgebungen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Zweite, vollkommen neu bearbeitete Auflage von Karl Eduard Schimmer. Mit über 500 Abb. Das reich illustrierte Werk ist vollständig in 30 Lieferungen zu 60 h oder in 2 Bänden geb. für zusammen K 24. Wien. A. Hartlebens Verlag.

Mit den nunmehr vorliegenden Heften 26 bis 30 kommt dieses Werk zum Abschluß. Durch seine übersichtliche Anlage, die konsequent durchgeführt erscheint und durch die bei aller Gründlichkeit gefällige Darstellungsweise eignet sich dieses Buch besonders dazu, weiteren Leserkreisen über alle wichtigen Thaten der vielgestaltigen Geschichte Wiens erschöpfende Auskunft zu geben. Der historische Gang der Ereignisse wird an passenden Stellen durch Abschnitte über die räumliche Entwicklung Wiens, die Rechts- und Verwaltungszustände, über Kultur- und Volksleben unterbrochen. Auch Tradition und Legende finden, soweit ihnen eine Anknüpfung an Thaten innewohnt, gebührende Beachtung und eine erschöpfende Charakteristik der für die Stadtgeschichte wichtigeren Persönlichkeiten mit manchen anekdotischen Zügen gibt der historischen Erzählung Wärme und Farbe. In dieser Reichhaltigkeit, die aber ein Zusammenfassen des Stoffes nach gemeinsamen Grundsätzen nicht ausschließt, eignet sich dieses Werk gewiß zu einer angenehmen Lektüre für alle, welche sich für das schöne Wien interessieren und sich über dessen bewegte Vergangenheit unterrichten wollen. Ein reicher illustrativer Schmuck begleitet als willkommene

Erläuterung den Text und schließt mit einer prächtigen Vogelperspektivansicht des allerjüngsten Wien, welche die Verlagsbandlung nach einem vom Maler Erwin Penzl zu diesem Zweck hergestellten Bild anfertigen ließ.

105. Essays zur vergleichenden Literaturgeschichte. Von Karl Federn. München und Leipzig. Georg Müller. 1904. 188 S. Mk. 3. Geb. Mk. 4.

Federn versteht es, auch einem oft behandelten Thema neue Seiten abzugewinnen. Er spricht in diesem Band über: Dante und der Subjektivismus. Vom Uebersetzen. Die Teufelichen. Englische Poesie im 19. Jahrhundert. P. V. Shelley. Die Geschichte der jungen Renate Fuchs. Gabriele Reuter. Die Romane Emmv von Egibys. Francesca da Rimini. Englisches Theater. George Meredith. Hofmannsthals Electra und die griechische Tragödie. — Der Verfasser beurteilt künstlerisch abgegrenzt nicht nur das einzelne Werk, sondern stellt die tieferen menschlichen und kulturhistorischen Strömungen, die sich in ihnen offenbaren dar — das, was sich durch Generationen fortsetzt und im einzelnen zum vollen Ausdruck kommt, das Ungreifbare und geheimnisvoll Gemeinsame vieler Menschen, ganzer Gesellschaften, ja Nationen. Doch meint der Verfasser selbst, daß er diese Aufgabe in keinem Aufsatz vollständig gelöst habe. Es sind Versuche. Aber gerade weil sie nichts Abschließendes geben wollen, regen sie den Leser an. Es ist ein Vergnügen, sich von dem Verfasser durch alte und neue Literatur führen zu lassen und auch der Kenner wird noch wieder Neues lernen. Besonders sei auf die prächtigen Essays über englische Poesie und englische Dichter hingewiesen.

106. Die deutsche Steuerleistung und der öffentliche Haushalt in Böhmen. Von Dr. Friedrich Freiherrn von Wieser, Professor an der Universität Wien. Leipzig. Duncker & Humblot. 1904. 93 S. Mk. 2.

Dieses Buch ist aus Aufsätzen entstanden, die zuerst in der Monatschrift „Deutsche Arbeit“ erschienen sind. Es untersucht mit größtmöglicher wissenschaftlicher Genauigkeit und auf Grund vielfachen Materials sowohl als auch unter Anwendung einer besonders sorgfältigen Methode den Anteil, den die deutsche Bevölkerung Böhmens an der Gesamtleistung direkter Steuern hat. Dieser Anteil erweist sich als so groß, daß der Verfasser schon allein darauf hin die Berechtigung der in der Minderzahl sich befindlichen Deutschen, in Böhmen als vollständig gleichwertiger Faktor zu gelten, ableitet. Der Verfasser macht aus seiner gut nationalen Gesinnung kein Hehl, ist aber frei von jedem Chauvinismus. Er schreibt in verständlichem Geiste.

107. Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe. 4. Bd. Von Carlos. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard Weissenfels. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta's Nachf. XLIV, 332 S.

Dieser Band ist wieder durch eine vorzügliche Einleitung ausgezeichnet. Die Säkular-Ausgabe schreitet rüstig vorwärts, so daß sie bis zum Frühjahr nächsten Jahres fertig sein wird.

108. Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger.

Von ihm selbst erzählt, nach Aufzeichnungen von H. C. Bredell, Privatsekretär des Präsidenten Krüger, und Piet Grobler, gew. Unterstaatssekretär der südafrikanischen Republik, herausgegeben von A. Schowalter. Deutsche Originalausgabe. München. J. F. Lehmann. 1902. 309 S. Geb. Mk. 6.

109. Die Transvaaler im Kriege mit England. Kriegserinnerungen von Ben Viljoen. Deutsche Original-Ausgabe von A. Schowalter und H. A. Gremer. Mit vielen Abbildungen von Fritz Berger und Anton Hoffmann und einer mehrfarbigen Karte von Südafrika. München. J. F. Lehmann. 404 S. Geb. Mk. 8.

110. Präsident Steijn. Ein Lebensbild von Frederik Rompel. Mit Abbildungen nach Originalphotographien und nach Vorlagen von Anton Hoffmann. Deutsche Originalausgabe. Herausgegeben von A. Schowalter. München. J. F. Lehmann. 76 S. **Mit den Burenkommandos im Felde** von J. D. Kestell, Feldprediger im Gefolge von Präsidenten Steijn und General Christian de Wet. Mit vielen Abbildungen nach Originalphotographien und nach Vorlagen von Fritz Bergen und Anton Hoffmann, 2 Kartenskizzen und 2 Tafeln mit Unterschriften. Deutsche Originalausgabe. Herausgegeben von A. Schowalter. München. J. F. Lehmann. 380 S. Geb. Mk. 8.

111. Die Buren in der Kapkolonie im Kriege mit England von Kommandant A. de Wet, Adjutant H. v. Doornik und G. C. du Plessis, mit Benutzung der Aufzeichnungen von Hauptkommandant Vategan und anderer Kommandanten, sowie nach den amtlichen Berichten von General Smuts. Mit 48 Abbildungen nach Originalphotographien und nach Vorlagen von Anton Hoffmann. Herausgegeben von A. Schowalter. München. J. F. Lehmann. VIII, 286 S. Geb. Mk. 6.

Diese vier Bände, von denen wir die ersten zwei schon einmal angezeigt haben, sind für die Geschichte der letzten Jahre des Burenvolkes ein unerläßliches Denkmal. Die hervorragendsten Namen der heldenmütigen Kämpfer ergreifen zum Teil selbst das Wort, um die große Phase des Unabhängigkeitskrieges zu erzählen. Es sind also Quellenchriften, die da vor uns liegen, aber keine trockenen, die bloß Stoff liefern, sondern selbst lebendige Darstellungen der Geschichte einer großen Zeit und einer großen Tat. Die Ausstattung der Bände ist prächtig, der Preis wirklich sehr gering.

112. Träume. Von Friedrich Huch. Berlin. E. Fischer. 1904. 68 S. Mk. 1, geb. Mk. 1.75.

Friedrich Huch, der Dichter der „Geschwister“, bietet eine höchst eigenartige und reizvolle Gabe: Träume. Es sind Träume, wie er sie wirklich gehabt hat, nicht Erfindungen der Phantasie. Er hat sie mit Treue und Schlichtheit aufgeschrieben und dabei doch ihren Reichtum mit der Grazie seiner Sprache eingefangen. So erregen diese Träume ein zwiefaches Interesse: ein psychologisches, weil man in ihnen die

rätselhaft souveränen Bewegungen der unbewußten Seele gewahrt — und ein poetisches, weil eben doch ein Dichter sie träumt, bei dem die Schönheit der Anschauung im Unbewußten nur noch gesteigert ist.

113. Johann Gabriel Seidl. Von Dr. Karl Fuchs, f. f. Professor i. R. Mit dem Bilde des Dichters. Wien und Leipzig. Karl Fromme. 1904. XIX, 154 S. K 2.

Gelegentlich der Wiederkehr des 100. Geburtstages J. G. Seibls hat man zu Ehren dieses harmlosen und schlichten Dichters allerhand übertriebene Festlichkeiten veranstaltet, die nur geeignet waren, lebhaftere Opposition zu erwecken. Und das alles wesentlich deshalb, weil Seidl der Dichter des Kaiserliebes ist, dessen Text wirklich nicht ein hervorragendes Produkt ist. Auch der Verfasser der hier vorliegenden Biographie wird bisweilen zum überschwenglichen Lobredner. Aber im Buche des für seinen Helden begeisterten Biographen vertragen wir gern, was wir als den Ausdruck der großen Öffentlichkeit haben tadeln müssen. Der Biograph darf wohl auch Apologet sein, ja bisweilen steht es ihm gut. Die liebenswürdige, wenn auch spießbürgerliche Art J. G. Seibls ist der Erinnerung nicht unwert. Nur darf man ein bescheidenes Blümlein nicht als ein Wundergewächs ausschreien wollen. Mit dieser Verwahrung kann man die vorliegende Gabe dankbar annehmen und die fleißige Arbeit uneingeschränkt anerkennen.

114. In letzter Stunde! Ansichten und Vorschläge zur politischen Lage Oesterreichs. Von Baron Hermann Tinti. Wien und Leipzig. Wilh. Braumüller. 1904. 29 S.

Der Verfasser empfiehlt für Oesterreich die Suspendierung der Verfassung, den zeitweiligen Absolutismus und die Einsetzung Luegers als unverantwortlichen Diktator. Sonst ist uns über den Gesundheitszustand des Verfassers nichts bekannt.

115. Ferdinand Sauter. Ein Lebensbild des wienerischen Dichters, nach Mitteilungen seiner Zeitgenossen zusammengestellt von Ludwig Wegemann. Mit mehreren Illustrationen und einem zum ersten mal abgedruckten Gedicht Sauters: „Zur blauen Flasche.“ Ein Gedenkblatt zum Andenken an den 100. Geburtstag Sauters. Wien. Selbstverlag des Verfassers, VIII. Roter Hof 16. 1904. 23 S. K 1.

Das Büchlein bietet einiges Neue und ist in jeder Wiener Buchhandlung zu haben.

116. Hygiene des Herzens im gesunden und kranken Zustande. Von Professor Dr. med. Hermann Eichhorst, Direktor der kantonalen Klinik der Universität Zürich. Mit 6 Tafeln. Stuttgart. E. H. Moritz. 1904. 94 S. Mk. 1.20, geb. Mk. 1.50.

117. Hygiene des Geschlechtslebens, dargestellt für Männer. Von Dr. med. Max Gruber, Professor der Hygiene an der Universität in München. Mit 17 Figuren auf 2 Tafeln. Stuttgart. E. H. Moritz. 1904. 84 S. Mk. 1.20, geb. 1.50.

Gewöhnlich muß man vor medizinischen Büchern, die für Laien bestimmt sind, warnen, weil sie häufig bei diesen nur hypochondrische Vorstellungen auslösen. Anders ist es mit den hier angezeigten. Sie sind von hervorragenden Fachmännern geschrieben und geben eine gründliche, sachgemäße Belehrung. Sie behandeln ihre Stoffe mit größter Nüchternheit und Gewissenhaftigkeit und sind wirklich dem Publikum aufs wärmste zu empfehlen.

118. Der Sonderbündler. Roman von Karl Albrecht Bernoulli. Berlin, S. Fischer. 1904. 336 S. Mf. 4., geb. Mf. 5.

Bernoulli ist Schweizer, ein Nachkomme der berühmten Familie des Namens. Die Heimat hat ihm die vorzüglichen Elemente seines Buches gegeben. Der Bürger in dem kleinen freien Land ist unmittelbar mit der Geschichte des Landes verknüpft als in den größeren Staaten. Er ist überlegender, der Verantwortung bewußter, zum Theoretisieren und zur Praxis besser begabt. Der Patriotismus ist echt geblieben; das Volk feiert seine Feste aus der Notwendigkeit des Zusammengehörens; die Politik erfordert persönlichen Einsatz und wird leidenschaftlich bis zum Bürgerkrieg. Dieses alles ermöglicht ein Werk, das über den üblichen Roman hinausstrebt. Der Verlauf des Lebensschicksals, das Bernoulli erzählt und das von der mannbaren Jugend eines Schweizer Glaubenskämpfers bis zu seinem Hiobsalter führt, ist von epischer Fülle. Bernoullis Sprache ist körnig und bodenwüchsig und aus dem Dialekt feinfühlig bereichert.

119. Die Wilderer. Von Ludwig Thoma. München. A. Langen. 1904. 89 S. Mf. 1. (Kleine Bibliothek Langen. Bd. 70.)

Es ist eine kleine, nicht sehr bedeutende Geschichte, die uns hier L. Thoma erzählt. Und doch, es weht einem aus dem Büchlein so würzige Waldbesluft entgegen, es ist so frisch, wahr und natürlich geschrieben, daß es sich wohl der Mühe lohnt, auf die Kleinigkeit besonders hinzuweisen.

120. Ueber einige Grundfragen der Sozialpolitik und der Volkswirtschaftslehre. 1. Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft. 1874—75. 2. Die Gerechtigkeit in der Volkswirtschaft. 1881. 3. Die Volkswirtschaft, die Volkswirtschaftslehre und ihre Methode. 1893. 4. Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten im Gebiete der Staats- und Sozialwissenschaften und die heutige deutsche Volkswirtschaftslehre. 1897. Von Gustav Schmoller. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig. Duncker & Humblot. 1904. IX, 393 S., Mf. 7-20.

Es genügt wohl, auf die zweite Auflage dieser wichtigen Sammlung hinzuweisen. Das erste Stück derselben ist von großer historischer Wichtigkeit. Es trägt den Untertitel: Ein offenes Handschreiben an Herrn Professor Dr. Heinrich von Treitschke.

121. John Ruskin. By Frederic Harrison. London. Macmillan & Co. 1903. VIII, 216 S.

122. Rossetti. By Arthur C. Benson. London. Macmillan & Co. 1904. IX, 238 S.

123. Robert Browning. By G. K. Chesterton. London. Macmillan & Co. 1903. 207 S.

124. Tennyson. By Sir Alfred Lyall. London. Macmillan & Co. 1902. 200 S.

Diese vier Bände gehören dem Sammelwerke an, das den Titel hat: English men of letters. Sie führen uns vier berühmte Namen des 19. Jahrhunderts vor. Ruskin, der geistvolle Essayist, ist in der letzten Zeit durch vielfache Uebersetzungen auch in Deutschland sehr bekannt geworden. Die anderen drei Bände beschäftigen sich mit Dichtern, unter denen Tennyson auch oft ins Deutsche übersetzt worden ist. Auch von Browning sind in neuester Zeit einige Werke deutsch erschienen. Am wenigsten sind Rossettis Werke in deutscher Sprache bekannt. Sie setzen auch Uebersetzungen größere Schwierigkeiten entgegen. Diejenigen, die englisch verstehen, werden diese vorzüglichen Lebensbilder mit Genuß und Nutzen lesen.

125. Hofusai. Von Fr. Perzyński. Mit 97 Abbildungen und 6 farbigen Einschaltbildern. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. 1904. 96 S., Mt. 4 (Künstler-Monographien. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von H. Knackfuß. LXVIII.)

Seitdem Japan, seine Kunst und sein Kunstgewerbe, in den Vordergrund des europäischen Interesses getreten sind und insbesondere die japanische Malerei einen tiefgreifenden Einfluß auf die moderne europäische geübt hat, haben Engländer, Franzosen und Deutsche miteinander in der literarischen Darstellung und Bewertung dieser an den feinsten und duftigsten Blüten überreichen Kultur gewetteifert. Am gründlichsten die Deutschen, die sich nicht mit schönggeistigen Phrasen begnügten, sondern diese Kultur auch in allen Stadien ihrer Entwicklung zu begreifen und zu erklären suchten. Wie die deutsche Forschung in dieser ebenso schwierigen wie lohnenden Arbeit gediehen ist, lehrt uns ein Blick in diesen Band. Wenn diese Monographie schon dadurch ein ungewöhnliches Interesse beansprucht, daß sie die erste deutsche über einen japanischen Künstler ist, so hat ihr Verfasser, Fr. Perzyński, sich noch das andere Verdienst erworben, daß er, ebenfalls zum erstenmale in deutscher Sprache, der Charakteristik Hofusais einen Ueberblick über die gesamte Geschichte der japanischen Malerei auf Grund der neuesten Forschungen vorausgeschickt hat. Viele irrige, in Europa geläufige Anschauungen über japanische Kunst, von der die Exportware eine grundfalsche Vorstellung gibt, werden hier berichtigt. Vor allem aber tritt uns die Persönlichkeit eines trotz seiner ungeheuren Fruchtbarkeit immer anziehenden und geistreichen Künstlers, der es auf 90 Jahre gebracht hat († 1849), in hellstem Lichte entgegen, in Wort und Bild gleich vortrefflich zur Anschauung gebracht.

126. Die Lage der Arbeiter in der Holzindustrie. Nach statistischen Erhebungen des Deutschen Holzarbeiterverbandes für das Jahr 1902 im Auftrag des Verbandsvorstandes bearbeitet und heraus-

gegeben von Theodor Leipart. Stuttgart. J. H. W. Diez Nachf. 1904, 96 S. Mk. 1.50.

Wer das über 100 Seiten starke Heft in Großoktavformat durchblättert, wird sich die Frage vorlegen müssen, was mehr Bewunderung verdient: der Entschluß, diese umfassende, eine gute wissenschaftliche Vorbildung erfordernde Arbeit vorzunehmen, oder die Ausführung selbst, die durchweg von dem Vorstand des Holzarbeiterverbandes und dessen Organen, ohne jede Beihilfe von Berufsstatistikern, glänzend durchgeführt worden ist. Die Erhebungen erstrecken sich: 1. Auf das in Frage kommende Industriegebiet nach Orten, Zahl der Geschäfte und der beschäftigten Personen, Prozentsätzen der gelernten Arbeiter und Arbeiterinnen, sowie der Kleinmeister. 2. Auf die Verhältnisse in den Betrieben selbst. Zahl der Werkstätten mit Maschinen- und ohne Maschinenbetrieb. Prozentsatz und Durchschnittszahl der Gehilfen usw. in den Geschäften mit und ohne Maschinen. Zahl der Lehrlinge. Dauer der Lehrzeit. Familienstand. Organisationszugehörigkeit. Unfallgefahr. Lohn- und Akkordwerkstätten. Kost- und Logis-Werkstätten. Arbeitszeit. Akkordtarif. Maximallohn. Hygienische und Schutzvorrichtungen. 3. Arbeiterverhältnisse. Altersklassen und Durchschnittsalter. Familienstand. Kinderzahl. Mitarbeit von Frauen und Kindern. Krankheit und Arbeitslosigkeit. Art der Lohnberechnung. Selbsthalten von Werkzeug, Kleinmaterial, Beleuchtung. Wochenverdienst. Kost- und Logis-Arbeiter. Zahltagsperioden. Wohnungsverhältnisse. Anhang: Die für die Erhebung benützten Formulare. Eingegangen sind insgesamt 667 Ortsfragebogen, 10.277 Werkstattfragebogen, 71.054 Personenfragebogen. Der Herausgeber sagt in seinem Vorwort zum Schluß: „Wir können zu unserer Freude konstatieren, daß im allgemeinen die Beantwortung der Fragebogen eine korrekte und vollständige war, und daß namentlich gegenüber den früheren Erhebungen ein großer Fortschritt in Bezug auf das Verständnis und das Interesse der Kollegen für die Statistik nicht zu verkennen ist. . . . Mögen nun besonders unsere Verbandsmitglieder die großen Kosten und Mühen dieser Arbeit durch ein fleißiges Studium lohnen.“ Das dürfte nicht nur für die Holzarbeiter, sondern für die Arbeiter aller anderen Berufe gelten, ebensowohl aber auch für jeden ernsten Sozialpolitiker — ihnen allen sei die vorliegende Arbeit aufs wärmste empfohlen.

127. Die Juden. Von Eugen Tschirikow. Schauspiel in 4 Aufzügen. Deutsch von Georg Polonskij. München. Dr. J. Marchlewski & Co., 1904. 112 S. Mk. 2.

Es ist ein soziales Drama, das der russische Dichter bietet, die verfolgten, noch heute in einer Art Ghetto eingeschlossenen russischen Juden bilden das Milieu. Da sind die „Alten“, die es gelernt haben sich zu ducken, unter den Schlägen sich krümmen und allen Verfolgungen zähnen, jedoch rein passiven Widerstand entgegenzusetzen; ihnen gegenüber stehen die „Jungen“, die alles Ungemach ihres Stammes mit glühender Seele empfinden. Aber während die Einen das Heil einzig in dem starren Festhalten an alten Ueberlieferungen des Judentums sehen wollen und begeistert den „Zionismus“ predigen, die Rückkehr

in das Heimatland Israels, bauen die Anderen, die von modernen Ideen Beseelten, auf die großen Ideen der Völkerverbrüderung, der sozialen Gerechtigkeit, den gemeinsamen Kampf aller Unterdrückten gegen das Unrecht. Dieser Zwiespalt der Meinungen zerstört selbst den Frieden in der Familie, läßt dramatische Konflikte entstehen. Dann bricht das Verhängnis herein: der Pöbel richtet ein Blutbad unter den Juden an. Aber während die entfesselten Bestien wüten, der Rassenhaß neue, furchtbare Opfer fordert, erscheinen die Träger des neuen Menschheitsglaubens auf der Bildfläche: die revolutionären russischen Arbeiter eilen den Verfolgten zu Hilfe. Dieser Stoff wird durch echt dramatische Mittel, die Tschirikow zu Gebote stehen, zu erschütternder Wirkung gestaltet.

128. Geschichte der Philosophie in übersichtlicher Darstellung von Prof. Dr. Adolf Mannheimer. Zweiter Teil: Von der Entstehung des Christentums bis Kant. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1904. 120 S. M. 1.50.

Auch in diesem zweiten Teile seiner Geschichte der Philosophie hat der Verfasser seinen Standpunkt beibehalten, eine auf das allgemeine Verständnis berechnete geschichtliche Darstellung zu geben, durch welche der Leser zugleich in das Wesen der Philosophie eingeführt wird. Doch unterscheidet sich der zweite Teil von dem ersten durch die Tendenz, die großen Probleme einheitlich darzustellen und tiefer in sie einzudringen, um so der gestellten Aufgabe näher zu kommen, durch die Geschichte der Philosophie sowohl die Systeme der einzelnen Denker, als auch die großen philosophischen Prinzipien in ihrer fortschreitenden Entwicklung bis zur Gegenwart zum geistigen Eigentum des Lesers zu machen. Die Philosophie seit der Entstehung des Christentums bis zur Renaissance wird unter dem einheitlichen Gesichtspunkt der Herrschaft des Idealismus zusammengefaßt, in welcher das Denken den Versuch machte, die gesamte Daseinswelt nach Grundätzen zu gestalten, die in einer alle mögliche Erfahrung übersteigenden Weltanschauung wurzeln. Das Christentum ist den großen idealistischen Systemen des letzten Jahrhunderts der Antike eingeordnet und sein philosophischer Gehalt namentlich am System Augustins erläutert. Von der Renaissance aus verfolgt der Verfasser die Wendung des Denkens zur gegebenen Welt, die englische Erfahrungsphilosophie, die großen begrifflichen Denksysteme von Descartes, Spinoza und Leibniz, sowie der Rechts- und Gesellschaftstheorie bis zur Vernichtung sowohl des Empirismus als der reinen Begriffsphilosophie durch den skeptischen Kritizismus von Hume und durch den idealistischen Naturalismus eines Rousseau. Der in Vorbereitung befindliche dritte Teil des Buches soll die Geschichte der Philosophie von Kant bis zur Gegenwart behandeln. Der von dem Verfasser in der Vorrede aufgestellte Grundsatz, daß die Maßhaltigkeit in der Darstellung die Grundbedingung der Verständlichkeit sei, sein Verfahren, nur allmählich zum Schwereren fortzuschreiten in der Weise, daß auf ein vorher in leichterem Fassung behandeltes Thema wieder zurückgegriffen wird, versetzt den Leser in die Möglichkeit, auch die schwierigen Probleme der Philosophie zu begreifen, ohne daß diese verflacht und entstellt werden.

Für den Inhalt verantwortlich: **Eugelsbert Fernerhoffer.**

Genossenschafts-Buchdruckerei, Wien VIII. Breitenfeldergasse 22.

Marx und Kant.

Vortrag, gehalten in Wien am 8. April 1904 von Dr. Karl Vorländer (Erlangen).

Marx und Kant! — Welche Flut entgegengesetzter Gedanken rufen diese beiden inhaltschweren Namen in uns wach! Dort der Begründer des modernen Sozialismus, der Gelehrte, der durch die Schärfe seines Denkens und den Umfang seines Wissens auch in den Reihen seiner wissenschaftlichen Gegner eine immer steigende Anerkennung sich errungen hat, und zugleich der Urheber einer gewaltigen, welthistorischen Bewegung, die heute Millionen in allen Kulturländern bis Japan hin zu ihren Bekennern zählt, zu dem ungezählte Tausende in gläubiger Bewunderung aufschauen. Und im Gegensatz zu dem von Land zu Land getriebenen leidenschaftlichen Revolutionär — auf der anderen Seite der ruhig heit're Weise im weltabgelegenen Königsberg, der nie aus seiner heimatlichen Provinz herauskam, der fast phlegmatisch erscheinende deutsche Professor, dessen Leben wie nach der Uhr verlief, und der dennoch eine Revolution im Reiche der Geister hervorbrachte, die noch heute — nach mehr als hundert Jahren — aufs lebendigste nachwirkt, der auf den verschiedensten Gebieten der Philosophie so schöpferisch sich erwies, daß noch Jahrhunderte von seinen Gedankenschätzen werden zehren können. Doch nicht darum kann es sich für mich handeln — und so reizvoll es ist, es wäre auch im Rahmen einer kurzen Stunde ganz unmöglich —, Ihnen ein Bild des Gesamtwerkes und -wirkens der beiden Großen zu entrollen, ja auch nur eine ausführliche Charakteristik ihrer Persönlichkeit zu entwerfen. Auf den Kern ihres Wesens, mindestens ihrer wissenschaftlichen Persönlichkeit werden wir dennoch stoßen, wenn wir die Frage miteinander erwägen, die allein unser heutiges Thema bilden soll: Worin besteht die Bedeutung beider Denker für die philosophische Grundlegung des Sozialismus?

Vielleicht wird mancher von Ihnen schon vorhin bei der Formulierung meines Themas, bei der Zusammenstellung der beiden Namen „Marx und Kant“, ungläubig den Kopf geschüttelt haben und mir entgegengehalten: Wie sollte zwischen zwei Männern von so entgegengesetztem Lebensgang und Charakter, die in so verschiedener Zeit, unter so verschiedenen Bedingungen und in so grundverschiedener Weise gelehrt und gewirkt haben, ein Zusammenhang oder gar eine innere Verbindung

möglich sein? Weiß doch jedermann, daß die Wirksamkeit Immanuel Kants beinahe zwei Menschenalter vor diejenige von Karl Marx und in eine Zeit fällt, in der von theoretischem wie praktischem Sozialismus noch nicht ernstlich die Rede sein konnte; und ist es doch andererseits kein Geheimnis, daß der große Sozialist des 19. den großen Philosophen des 18. Jahrhunderts zwar gekannt hat, aber, so viel wir wissen, nie von ihm im Innersten seiner Seele gepackt und beeinflusst worden ist. Wir müssen jenen Zusammenhang also tiefer als in den persönlichen, wir müssen ihn in den sachlichen Beziehungen zu ergründen suchen.

Zuerst ein paar einleitende Erwägungen allgemeinsten Art. Daß zunächst ein Zusammenhang zwischen Sozialismus und Philosophie überhaupt besteht und bestehen muß, das wird, hoffe ich, niemand von Ihnen im Ernst bestreiten. Ich bin gewiß der letzte, zu leugnen, daß man auf den verschiedensten Wegen zu sozialistischen oder sagen wir weitherziger zu sozialen Anschauungen gelangen kann. Der eine wird durch die Notlage des Proletariats, die er entweder am eigenen Leibe spürt oder klar vor Augen sieht und in ihrer Gefahr für den Bestand der Gesellschaft erkennt, dazu getrieben. Ein anderer kommt vielleicht durch nationalökonomische, der dritte durch historische Studien, der vierte durch ethische Betrachtungen dazu, wieder einen anderen treibt die Konsequenz seiner politischen-demokratischen Anschauungen, noch andere endlich ihre religiöse Stellung oder gar künstlerische oder poetische Motive. Und ebenso wie die Wege durchaus verschieden sind, auf denen die einzelnen dazu gelangen, so werden sie sich auch je nach ihrer individuellen Veranlagung, Temperament und Charakter in verschiedener Weise betätigen.

Es ist durchaus nicht notwendig, daß jeder Sozialist Philosoph sei, wie ja auch umgekehrt — mag man das begrüßen oder bedauern — beileibe nicht alle Philosophen Sozialisten sind.

Aber daß zwischen Sozialismus und Philosophie geschichtlich wie systematisch ein natürlicher, notwendiger Zusammenhang besteht, das brauche ich vor Ihnen wohl kaum näher zu begründen. Würde doch der Sozialismus sich selber ins Gesicht schlagen, wenn er, der mit vollem Recht eine Weltanschauung zu sein beansprucht, es versäumen wollte, ein Verhältnis zu demjenigen zu gewinnen, was die bedeutendsten Philosophen aller Zeiten in der Kraft methodischen Denkens geleistet haben. Er würde damit seine eigene Geschichte, genauer gesagt, die Geschichte seiner eigenen Theorie verleugnen, die, um nur die Hauptgestalten herauszugreifen, mit dem „göttlichen“ Plato beginnt und mit dem Hegelianer Marx einen vorläufigen Abschluß gefunden hat. „Einzelne Gegenstände des Wissens oder der Wissenschaft“, sagt der Arbeiter-Philosoph Josef Dietzgen, „mögen wir Sachleuten überlassen, aber das Denken im allgemeinen ist eine allgemeine Angelegenheit, die niemand kann erlassen sein“.

Doch kehren wir zu unserem engeren Thema zurück und fragen wir: Worin besteht der philosophische Beitrag von Marx und andererseits der von Kant zur Begründung des Sozialismus? Ist Marx' Me-

thode die allein zum Heile führende? Oder etwa eine zeitgemäße Erneuerung, bezw. Umgestaltung des Kant'schen Kritizismus? Oder sollte vielleicht ein drittes, nämlich die Verbindung von marxistischer und kritischer Methode, das Richtige sein? Stoßen Sie sich dabei nicht an dem etwas nüchtern und langweilig klingenden Wort „Methode“. Denn Methode, d. i. Denkverfahren, Untersuchungsweise, ist das Zentrum und der Mittelpunkt aller Philosophie, alles wissenschaftlichen Denkens überhaupt. Echte Philosophie, echte Wissenschaft, besteht — darin stimmen auch unsere beiden großen Denker überein — nicht in einer bestimmten Summe von Lehrsätzen oder Dogmen, die man allenfalls auswendig lernen kann wie einen Katechismus, sondern in der schöpferischen Kraft, Gedanken zu erzeugen, die in lückenloser Kette aneinander schließen. Philosoph sein heißt nicht: auf ein bestimmtes System schwören — starre Orthodoxie ist auf philosophischem Gebiet nicht minder gefährlich als auf kirchlichem und vielleicht auch auf . . . politischem —, sondern philosophieren, d. i. streng methodisch denken. Das soll man lernen, darauf allein kommt es an.

Versuchen wir es jetzt, uns in die zentrale, Richtung gebende Denkweise beider Männer hineinzuversetzen. Wir beginnen, entgegen der chronologischen Reihenfolge, mit Marx; denn dieser ist nun einmal — auch wer ihn bestreitet, muß das zugeben — der anerkannte Begründer, der leitende Geist des heutigen theoretischen Sozialismus. Erst später wird dann zu prüfen sein, ob Marx' Methode den philosophischen Gehalt des Sozialismus völlig erschöpft, oder ob eine Ergänzung derselben möglich oder gar geboten ist.

Marxens sozialphilosophische Methode aber läßt sich nur dann klar erkennen, wenn wir uns einen Ueberblick über seinen philosophischen Werdegang verschaffen. Den philosophischen allein. Mit seinen politischen und nationalökonomischen Leistungen haben wir es hier nicht zu tun.

Sie alle kennen sicherlich das vielzitierte Wort, das Marx' geistiger Zwillingsbruder Friedrich Engels in seinen letzten Lebensjahren einmal unter sein Bild geschrieben hat: „Wir deutschen Sozialisten sind stolz darauf, abzustammen nicht nur von St. Simon, Fourier und Owen, sondern auch von Kant, Fichte und Hegel.“ Und ebenso das andere, in das seine bekannte, 1886 niedergeschriebene Schrift über Ludwig Feuerbach ausklingt: „Die deutsche Arbeiterklasse ist die Erbin der deutschen klassischen Philosophie.“ Nach beiden Sätzen würde man ein sehr inniges Verhältnis der beiden Koryphäen des wissenschaftlichen Sozialismus zu der Philosophie des deutschen Idealismus, die man sich gewöhnlich in jenem philosophischen Dreigestirn verkörpert denkt, anzunehmen geneigt sein. Dem gegenüber werden wir nun bald sehen, daß diese Erbschaftsantretung denn doch eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einer völligen Depositionierung des Erblassers an sich trägt. Aber zunächst müssen wir ein anderes feststellen. Unter dem „klassischen“ Philosophen versteht Engels (der in diesem Falle mit seinem Freunde Marx identisch ist) im Grunde nicht denjenigen Denker, der unseres Erachtens allein diesen

Namen verbient, dessen Prinzipien insbesondere auch unseren beiden großen klassischen Dichtern zur Richtschnur gebient haben,¹⁾ nämlich Immanuel Kant, sondern dessen Epigonen, den philosophischen Romantiker Georg Fr. Wilh. Hegel.

Zwar hat — um diese historischen Beziehungen gleich hier zu erledigen — der junge Marx als Berliner Student, wie er in einem für die Kenntnis seiner geistigen Entwicklung höchst interessanten Brief²⁾ vom 10. November 1837 seinem Vater nach Trier berichtet, anfangs dem Idealismus angehangen und ihn „mit Kantischem und Fichtischem verglichen und genährt“, aber er hat sich doch schon sehr bald wieder davon entfernt, um, wie er sich ausdrückt, „im Wirklichen selbst die Ideen zu suchen“. Daß er sich auch bis zum Ende seiner Studienzeit mit Kant nicht eingehender beschäftigt hat, lassen Ton und Inhalt seiner neuerdings von Franz Mehring im ersten Bande des „Literarischen Nachlasses“ zum erstenmale veröffentlichten Doktor-dissertation über Demokrits und Epikurs Naturphilosophie mit ziemlicher Sicherheit vermuten, in der Kants nur an einer Stelle und noch dazu in (wie der Herausgeber selbst zugibt) mißverständlicher Weise gedacht wird.³⁾ Mit Hochachtung spricht der junge Marx von Kant ferner in einem Artikel der „Rheinischen Zeitung“ vom 9. August 1842, wo er in geistvoller, seine spätere geschichtsmaterialistische Auffassung schon ankündigenden Weise Kants Philosophie als „die deutsche Theorie der französischen Revolution“ bezeichnet.⁴⁾ Sonst aber hat Marx, soviel bisher bekannt, nirgendwo an Kant bewußt angeknüpft. Und nicht viel anders steht es mit seinem Freunde Engels. Auch dieser bezeugt zwar vor dem Königsberger Philosophen stets eine gewisse Hochachtung, beschäftigt sich auch mit ihm im „Feuerbach“ wie im „Antibüchring“ an mehreren Stellen, zeigt sich aber nirgendwo tiefer von ihm berührt, sondern sieht ihn ebenfalls ganz durch die Hegelsche Brille.

Und ebenso hat auch Fichtes machtvolle Persönlichkeit bekanntlich zwar auf Ferdinand Lassalle, nicht aber auf Marx und Engels philosophischen Einfluß geübt. Ist also bei ihnen von klassischer Philosophie die Rede, so ist in erster Linie jedesmal Hegel gemeint, auf dessen Bedeutung für die Entstehung der Marxschen Geschichtsphilosophie wir daher zuerst unseren Blick richten müssen.

Wie war es doch möglich, so fragen wir Nachlebende uns erstaunt, daß gerade Hegel, dieser Verfechter des Bestehenden, der in der Vorrede zu seiner „Rechtsphilosophie“ den berühmten Satz drucken ließ: „Was wirklich ist, das ist vernünftig“, der in der geheiligten Person des erblichen Monarchen die „lebendig gewordene Gattungsvernunft“ verkörpert sah, und der sein Staatsideal im Hin-

¹⁾ Ueber das Verhältnis von Kant, Schiller, Goethe, vgl. meine eingehenden Aufsätze in „Philosoph. Monatshefte“ Bd. XXX und „Kantstudien“ Bd. I bis III.

²⁾ Veröffentlicht von seiner Tochter Eleanor in: „Neue Zeit“, Bd. XVI 1, S. 6—12.

³⁾ H. a. D. Seite 117 f.; vgl. dazu Mehring S. 127 f.

⁴⁾ H. a. D. S. 271.

blick auf den bestehenden preußischen Bureaokratenstaat des Jahres 1821 entwarf — wie war es möglich, sage ich, daß dieser tgl. preußische Staatsphilosoph der philosophische Ausgangspunkt für die revolutionären Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus geworden ist?

Nun, einmal beherrschte in eben dem Jahrzehnt, in dem Marx und Engels ihre ersten tiefergehenden Bildungseindrücke empfangen, Hegels Philosophie trotz ihres Urhebers Tod durchaus noch die Zeit. Selbst die Gegner waren, nach Engels Ausdruck, „von der Hegelei angesteckt“. Dann aber besaß dieser Hegelianismus neben all seiner spekulativen Verstiegtheit, mit deren trübsinnigem Tiefsinn ich Ihnen dieser Stunde schönes Gut nicht verkümmern will, und bei allem politischen und kirchlichen Konservatismus seines Urhebers, doch eine sehr revolutionäre Seite. Und sie ist es, mit der wir uns hier allein zu beschäftigen haben, weil sie es war, die das Mittelglied zu der späteren eigenen Philosophie von Marx und Engels bildete. Sie lag in der sogenannten „dialektischen Methode“, die durch Hegels ganzes System ging, aber erst von dem radikal gesinnten Teil seiner Schule, den sogenannten Junghegelianern, von ihren „spekulativen Verdrängungen“ befreit, in verständliches Deutsch übersetzt ward. Eben deshalb brauche ich Sie nicht in die tiefsten Geheimnisse dieser berühmten Methode einzuweißen, deren verwirrende Wirkung auf seinen gesunden Menschenverstand der Abgeordnete Auer einmal vor ein paar Jahren in Hannover in seiner humoristischen Art mit den Worten schilderte: „Da ist schwarz weiß und weiß schwarz, und in der höheren Einheit entwickelt sich dann ein graues Gemisch, bei dem einem die Augen übergehen!“ Röst man jedoch ihren Kern von der spekulativ-mythischen Hülle los, die er bei Hegel trägt, so ist sie gar nicht so schwer zu begreifen. Denn da bedeutet sie im Grunde nichts anderes als den jedem von selbst einleuchtenden Satz: Alles, was in den Bereich der Menschengeschichte gehört, ist einer fortlaufenden Entwicklung unterworfen. Ueberall steht neben dem „Sein“ der Gegenwart ein „Nicht-mehr-sein“ der Vergangenheit, ein „Noch-nicht-sein“ der Zukunft. Um ein Beispiel zu nehmen: das ancien régime der französischen Bourbonen war im Jahre 1789 so „unwirklich“, so „unvernünftig“, so aller geschichtlichen Notwendigkeit bar geworden daß eine inzwischen in seinem Schoße herangereifte neue, lebensfrohe Wirklichkeit, nämlich die französische Revolution, an die Stelle des absterbenden Alten trat und treten mußte. Jede Stufe der geschichtlichen Entwicklung war einmal „vernünftig“, d. h. für ihre Zeit berechtigt, und „wirklich“, d. h. aus den Bedingungen ihres Ursprunges mit unausweichlicher Notwendigkeit hervorgegangen, und insofern hat auch jener oben erwähnte berühmte Satz von der „Vernünftigkeit alles Wirklichen“ seinen guten Sinn. Jede dieser Stufen mußte einmal durchgemacht werden, ja bis zur Einseitigkeit sich ausleben. Aber je stärker die Einseitigkeit war, um so sicherer und rascher stürzte sie dann auch zusammen, schlug sie in ihr Gegenteil um, und aus dem Gegensatz beider entwickelte sich dann — das ist das eigentliche Geheimnis der „dialektischen Methode“ — eine neue, höhere Ein-

heit, die sich dann später wieder entzweit, so daß sich dasselbe Spiel bis ins Unendliche wiederholt. Auf die geschichtliche Wirklichkeit übertragen, heißt das im wesentlichen nichts anderes als: Alles Bestehende und augenblicklich Vernünftige wird im Laufe der Zeit „unvernünftig“ und deshalb schließlich auch unwirklich; um mit Faust zu reden: „Alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht.“ Und umgekehrt: Die neue, aufstrebende Wirklichkeit, die sich inzwischen in dem Schoße des absterbenden Alten gebildet hat, die zunächst nur erst, in den Köpfen der Menschen steckt, ist bestimmt, ans Licht zu treten, „sobald ihre Zeit erfüllt ist“. „Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit und — neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Ueberblicken wir noch einmal diesen ganzen Gedankenkomplex, so erkennen wir: diese berühmte dialektische Methode bedeutet im letzten Grunde nichts anderes als die uralte Idee des ewigen Werdens, die schon vor 2½ Jahrtausenden Heraklit der „Dunkle“ von Ephejus in seinem *Núvτα ἐστὶ* (alles ist im Flusse begriffen) verkündet, und die hier nur in modernerer und komplizierterer Form erneuert wird. Mit dem Unterschiede allerdings, daß bei Hegel dies ununterbrochene Werden im großen und ganzen einen sichtbaren Fortschritt zum Höheren zeigt, während Heraklit die Ewigkeit einmal einem Brettspielenden Knaben vergleicht, der die Steine aufbaut und dann zwecklos wieder zusammenwirft. Uns Menschen des 20. Jahrhunderts braucht dieser Gedanke der Entwicklung vom Niederen zum Höheren nicht mehr in dem Gewande der Hegelschen Spekulation vermittelt zu werden. Er ist uns vielmehr durch die Erfahrungsphilosophie des vor wenigen Monaten dahingeshiedenen Herbert Spencer, vor allem aber durch die Naturforschung Darwins so vertraut, ja, ich möchte sagen, zu Fleisch und Blut geworden, daß wir gar nicht mehr von ihm los können. Freilich tritt entsprechend der vorzugsweise naturwissenschaftlichen Denkweise, vielleicht auch der Volkszugehörigkeit der beiden letztgenannten Denker bei ihnen die Entwicklung fast ausschließlich als eine langsame, allmähliche, kaum merkbare, kurzum, wie wir heute sagen, als Evolution auf, während bei Hegel, dem naturwissenschaftlich weniger Gebildeten, die gewaltigen Bewegungen oder Revolutionen einen größeren Spielraum beizien, was denn, verbunden mit der politischen Zeitlage, auf die anfänglichen Bahnen von Marx und Engels wohl nicht ohne Einfluß gewesen ist.

Wie kam es nun, daß diese beiden ihre zunächst aus der Hegelschen Geschichtsauffassung entsprungene neue Anschauung vom Werden der menschlichen Gesellschaft nicht einfach als Entwicklungsphilosophie charakterisiert, vielmehr mit Namen und Gedanken des Materialismus verquickt haben? Nun, es rächte sich hier die Vernachlässigung der Natur, des Körperlichen, des Materiellen durch Meister Hegel. Wie konnte eine Anschauung gleich der Hegelschen, welche die gesamte Natur bloß als — „Entäußerung des absoluten Geistes“ auffaßte, Leute von gesundem Menschenverstand befriedigen? Zumal, da es mit dem vorwiegend ästhetisch-literarischen Leben, das dem alten Deutschland im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die Signatur ge-

geben hatte, zu Ende ging, und das neue Zeitalter der naturwissenschaftlichen Entdeckungen (der Zelle, der Erhaltung der Kraft), der Eisenbahnen, der Maschinenindustrie bereits angebrochen war. So mußten die Junghegelianer — der philosophische Ausdruck des politisch und religiös radikalen Bürgertums der damaligen Zeit — sich auch ihrerseits, um im Jargon ihres Meisters zu reden, zur „Negation der Negation“, d. h. also zu einer um so lebhafteren Bejahung der materiellen Welt getrieben fühlen. Und da der Hegelische Idealismus so einseitig wie nur möglich gewesen war, sahen sie sich, eben jenem Gesetz der dialektischen Entwicklung zufolge, dem entgegengesetzten Extrem, dem Materialismus und Sensualismus des 18. Jahrhunderts, zugebrängt. Da kam ihnen nun, während sie in solchem inneren Umbildungsprozeß begriffen waren, die Erneuerung dieses sensualistischen Materialismus durch einen anderen Junghegelianer recht gelegen. Ludwig Feuerbach war es, der in seinem 1841 erschienenen, mächtige Sensation erregenden Buch „Wesen des Christentums“ mit begeistertem Mund verkündete: „Es gibt nichts außer der Natur; diese besteht unabhängig von aller Philosophie, und das einzige Mittel zu ihrer Erkenntnis ist die sinnliche Anschauung.“ Mochte dieser Naturalismus, auf dessen philosophischen Wert oder Unwert wir jetzt nicht näher eingehen können, noch so dogmatisch und noch so gefühlsmäßig auftreten: er wirkte, vielleicht gerade deshalb, eine zeitlang ungeheuer auf die radikale Jugend. „Die Begeisterung war allgemein,“ schreibt Engels, „wir waren alle momentan Feuerbachianer.“

Nur momentan! Denn auch Feuerbach konnte den jungen Stürmern und Drängern nicht lange genügen. Marx fühlte sich vor allem durch das bloß theoretische Denken des Einsiedlers von Bruckberg nicht befriedigt; das zeigen aufs deutlichste seine im Frühjahr 1845 „zur Selbstverständigung“ niedergeschriebenen elf Thesen, die Engels nach dem Tode des Freundes als Anhang zu seinem „Feuerbach“ veröffentlicht hat. Marx verlangt darin, daß Feuerbachs sinnliche Anschauung sich in die Praxis umsetze, daß der Mensch in der Praxis die Wahrheit, d. h. die Wirklichkeit und Macht, die Diebsseitigkeit seines Denkens beweise (These II). Und mit dem Schritt von der Theorie zur Praxis hängt der andere vom individuellen zum sozialen Menschen zusammen. Das „menschliche Wesen“, in welches Feuerbach das religiöse Wesen aufgelöst hatte, ist, sagt Marx, kein isoliertes Abstraktum, sondern das Produkt, das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse (These VI und VII). Ganz ausdrücklich scheidet er schon hier seinen neuen „Materialismus“ von dem alten ab. Das Objekt des alten Materialismus war die in eine Masse einzelner Individuen atomistisch zerfallene, „bürgerliche“ Gesellschaft, der Standpunkt des neuen ist die menschliche Gesellschaft oder die vergesellschaftete Menschheit (These IX und X). Das Endfazit zieht die Schlußthese: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern“.

Wie die beiden Freunde hieraus die praktische Konsequenz für

ihre eigene Person zogen, wie sie im Laufe der 40er Jahre aus dem philosophischen ganz ins politische Lager übergingen, haben wir hier nicht weiter zu verfolgen. Theoretisch aber bedeutet diese Wendung eine Abkehr von der Kritik des Himmels, der Religion, der Theologie (die die Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer u. a. Junghegelianer bis dahin hauptsächlich gepflegt hatten) und den Uebergang zu einer Kritik der Erde, des Rechtes und der Politik. Es galt, die Hegelsche Philosophie, welche die Welt im eigentlichsten Sinne auf den Kopf — nämlich des Menschen — gestellt, d. h. aus den Ideen der Philosophen abgeleitet hatte, sozusagen „umzustoßen“, wieder auf die Füße zu stellen. Die dialektische Methode, d. i. mit andern Worten, wie wir jetzt wissen, der Entwicklungsgedanke mußte aus den begrifflichen Konstruktionen Hegels befreit, auf die geschichtliche Wirklichkeit angewandt werden, um in dieser und aus ihr die tatsächlich treibenden Kräfte zu entdecken, die hinter den Beweggründen der geschichtlich handelnden Menschen stehen. Damit ist nicht nur — und, wie uns dünkt, mit vollem Recht — Hegels spekulativer Idealismus, sondern auch der, auch später von beiden Dioskuren stets mit ziemlicher Geringschätzung behandelte, vulgäre naturwissenschaftliche Materialismus der Moleschott, Vogt und Büchner aufgegeben zugunsten eines neuen, des historischen Materialismus, der dann im kommunistischen Manifest von 1847 bereits fertig und unge schminkt hervortritt.

Es würde weit über den Rahmen meines heutigen Vortrages hinausgehen, wollte ich Ihnen die Hauptsätze dieses historischen Materialismus, die der großen Mehrzahl von Ihnen zudem bereits bekannt sein dürfte, hier im einzelnen entwickeln. Uns kommt es nur auf seine philosophische Bedeutung an. Ich möchte Ihnen vor allem zeigen, wie wenig diese sich als „materialistisch“ bezeichnende Theorie im Grunde mit dem Materialismus im gewöhnlichen naturwissenschaftlichen oder gar im ethischen Sinne zu tun hat, daß sie dagegen durchaus vereinbar ist mit derjenigen Art des philosophischen Idealismus, dessen methodische Grundlinien von Kant zuerst gezogen worden sind.

Die neue Geschichtsphilosophie birgt diejenigen Elemente in sich, auf die meines Erachtens jede wahrhaft methodisch vorgehende Theorie der Gesellschaft sich stützen muß. Ihr gebührt vor allem das große Verdienst, zum erstenmale zwischen der sogenannten materiellen und der sogenannten geistigen Welt eine Brücke geschlagen, eine wissenschaftliche Verbindung hergestellt zu haben. Denn sie denkt beide in einem großen einheitlichen Zusammenhang, der von den untersten, in der äußeren Natur gelegenen Bedingungen des sozialen Lebens bis hinauf zu seinen obersten Spitzen in ununterbrochener Kette aufsteigt. Die unterste Stufe bilden selbstverständlich die sogenannten materiellen Dinge, die uns umgebende äußere Natur. Und nun geht die große Stufenleiter der sozialgeschichtlichen Entwicklung und zugleich des gegenwärtigen sozialen Körpers in kontinuierlicher Reihe fort. Die rein materiellen Faktoren der äußeren Natur werden infolge der wachsenden Naturerkenntnis in immer stärkerem Maße beherrscht durch die mensch-

liche Technik, die dann ihrerseits ganz bestimmte Wirkungen auf die wirtschaftlich-sozialen Lebensbedingungen der menschlichen Gesellschaft (Betriebsform, Arbeitsteilung, Klassenbildung usw.) ausübt. Wir brauchen uns in unserem Zeitalter der Maschinen, der Elektrotechnik, der mannigfachen Industrien jeder Art ja nur umzuschauen: jeder Blick in unsere Umgebung bringt uns eine Fülle von Beispielen zurück. Die so entstandene „ökonomische Struktur“ schafft sich sodann von selbst ihren „ideologischen Ueberbau“, d. h. zunächst die ihr angemessenen politischen und Rechtsformen, aus denen schließlich auch, wenngleich in sehr komplizierten, oft im einzelnen für uns nicht mehr entwirrbaren Zusammenhängen, die sittlichen und religiösen, künstlerischen und philosophischen Anschauungen der jeweiligen Zeitperioden hervorgehen.

Es war ein geradezu großartiger Gedanke von Marx, durch seine soeben nur aus allerknappste skizzierte Theorie einen einheitlichen Gesichtspunkt in die Betrachtung und Erforschung der ohnedies schier unentwirrbaren, wie eine rohe, ungeordnete Masse vor uns liegenden sozialen Geschichte hineinzutragen. Um so fruchtbarer, wenn er eben nicht als feststehendes Dogma, sondern als Gesichtspunkt, als Leitfaden aufgefaßt wird, als regulative Idee im Sinne Kants, als wissenschaftliche Hypothese im Sinne Darwins, die uns ein bestimmtes Gebiet der Wissenschaft klarer und begreiflicher zu machen vermag. In diesem Sinne aber haben den historischen Materialismus Marx und Engels stets betrachtet und verstehen ihn auch heute noch die theoretisch Führenden unter den jüngeren Marxisten. So bezeichnet Marx selbst bereits 1859 in der Vorrede zu seiner Kritik der politischen Ökonomie das neu gewonnene Prinzip ausdrücklich als — „Leitfaden“ für seine „Studien“. Und ähnlich haben sich neuerdings so gute Marxisten wie Karl Rautsky und Antonio Labriola ausgesprochen. Ich möchte diejenigen von Ihnen, die sich für die philosophische Seite des Marxismus interessieren, ganz besonders auf den vorzüglich geschriebenen Essay des letztgenannten, leider vor zwei Monaten der Wissenschaft zu früh entzogenen, geistvollen italienischen Gelehrten über den „Historischen Materialismus“⁵⁾ aufmerksam machen. Dieser überzeugte, um die Verbreitung der materialistischen Geschichtsauffassung in Italien hochverdiente Marxist erklärt ausdrücklich: Der historische Materialismus will nichts weiter als eine bessere Erklärung der Aufeinanderfolge der menschlichen Ereignisse sein (S. 104), ist nichts anderes als ein Versuch, die Entstehung und Entwicklung, die das soziale Leben im Laufe der Jahrhunderte erfährt, gedanklich zu begreifen (106). Unter ausdrücklicher Bezugnahme auf jenes Marx'sche Wort vom „Leitfaden“ hebt auch Labriola hervor, daß der historische Materialismus bloß eine Untersuchungsmethode und darin dem Darwinismus (141), oder, nach einer anderen von Engels gebrauchten Analogie, dem

⁵⁾ In französischer Uebersetzung in 2. Aufl. 1902 zu Paris als III. Band der Bibliothèque socialiste internationale erschienen.

Prinzip von der Erhaltung der Kraft (167) verwandt sei. Er biete ein neues Forschungsprinzip, ein präzises Orientierungsmittel, einen bestimmten Gesichtspunkt, der neues Licht über die sozialen Geschehnisse verbreitet (249), aber er könne nur ein Schema liefern, das durch ausgedehnte historische Spezialforschungen erst ausgefüllt werden müsse, denn er stehe nicht am Ende, sondern erst am Anfang seiner eigenen Entwicklung (104). Und der Franzose Paul Lafargue, Marxens Schwiegersohn und begeisterter Anhänger, schrieb noch vor drei Wochen in der „Neuen Zeit“ den Satz nieder: „Marx hat seine Theorie der Geschichtsauffassung nicht in einem Lehrgebäude mit Axiomen, Theoremen, Haupt- und Hilfsätzen vorgebracht, sie ist für ihn nur ein Forschungsmittel“, „ein neues Werkzeug, um eine gewisse Ordnung in die Unordnung der historischen Tatsachen zu bringen“, das er im Lapidarstil formuliert, das aber der Probe durch die Tatsachen bedarf.⁹⁾

Ferner haben die bedeutenderen Theoretiker der Marx'schen Schule fast ebenso einmütig eine einseitige und übertriebene Hervorhebung der ökonomischen und materiellen Momente, wie sie zuweilen im Eifer für die neue Lehre von begeisterten Anhängern gepredigt wurde, von sich abgelehnt. Hier ist vor allen Dingen Engels selbst zu nennen, der sich in einem vom 21. September 1890 datierten Briefe¹⁰⁾ folgendermaßen äußerte: „Daß von den Jüngeren zuweilen mehr Gewicht auf die ökonomische Seite gelegt wird als ihr zukommt, haben Marx und ich teilweise verschulden müssen. Wir hatten den Gegnern gegenüber das von diesen geleugnerte Hauptprinzip zu betonen, und da war nicht immer Zeit, Ort und Gelegenheit, die übrigen an der Wechselwirkung beteiligten Momente zu ihrem Recht kommen zu lassen. . . Es ist leider nur zu häufig, daß man glaubt, eine neue Theorie vollkommen verstanden zu haben und ohne weiteres handhaben zu können, sobald man die Hauptsätze sich angeeignet hat, und das auch nicht immer richtig. Und diesen Vorwurf kann ich manchem der neueren Marxisten nicht ersparen und es ist denn da auch wunderbares Zeug geleistet worden.“ So weit Engels. Dem gegenüber stellt er als seine und — was ich besonders unterstreichen möchte, weil es vielfach unbeachtet geblieben ist — auch als die Ansicht seines verstorbenen Freundes Marx, und zwar von jeher, folgende zwei Punkte fest: 1. Die ökonomische Lage ist nicht das einzige, sondern nur das in letzter Instanz bestimmende Moment der sozialgeschichtlichen Gesamtentwicklung; 2. die sogenannten ideologischen Faktoren, nämlich der politisch-rechtliche und der philosophisch-religiös-künstlerische „Ueberbau“, wirken ihrerseits auf die rein ökonomischen Momente zurück, so daß zwischen beiden eine ständige und mit Erhöhung der Kultur immer mehr wachsende und sich komplizierende Wechselwirkung entsteht.

Dieser Marx-Engels'schen Interpretation haben sich, soviel ich sehe, alle bedeutenderen Vertreter des historischen Materialismus an-

⁹⁾ „Neue Zeit“ XXII 1, S. 781 f.

¹⁰⁾ Veröffentlicht im Sozialistischen Akademiker 1895, S. 351.

geschlossen: so neben Labriola u. a. auch Karl Rautsky und Heinrich Cunow, die bei verschiedenen Gelegenheiten aufs bestimmteste erklärt haben, daß der historische Materialismus gar nicht behauptet, alles und jedes, z. B. etwa die Philosophie, in ihrem ganzen Umfange, direkt oder indirekt aus rein wirtschaftlichen Momenten ableiten zu können oder auch nur zu wollen, sondern lediglich, insofern sie — im letztgenannten Falle die praktische Philosophie — mit den sozialwissenschaftlichen Zuständen und der gesellschaftlichen Entwicklung der Menschheit zusammenhänge.

Ich wüßte wahrhaftig nicht, was ein vernünftiger, sozusagen realistischer, an Kant gebildeter Idealismus gegen eine solche Gesellschaftstheorie einwenden könnte, warum er sie nicht vielmehr, um mich eines vielgebrauchten Schlagwortes zu bedienen, „voll und ganz“ akzeptieren sollte. Und so sehen wir denn auch, daß diejenigen Sozialphilosophen von heute, deren wissenschaftliche Methode durch die Kantische Erkenntniskritik bestimmt ist — ich erinnere an den Philosophen Paul Natorp in Marburg (Hessen), den Juristen Stammler in Halle a. S., den Professor Franz Staubinger in Darmstadt — den historischen Materialismus als einen bedeutenden wissenschaftlichen Fortschritt anerkennen. Er ist auch vom Standpunkt des sozialen Idealismus aus betrachtet in der Tat ein vortreffliches methodisches Hilfsmittel zur immer tieferen Erforschung der sozialen Zusammenhänge und Entwicklungen der Vergangenheit, wie zur Erklärung der Gegenwart; in bedingtem Sinne auch zur Beurteilung der Zukunft, obwohl hier außerordentliche, von manchen übereifrigen Anhängern zu wenig beachtete Schwierigkeiten und Komplikationen vorliegen. Gewisse allgemeine Tendenzen können indes sicherlich in vielen Fällen auch hier erkannt werden.

Was der wissenschaftliche Idealismus von seinem Standpunkte aus vermißt, ist ein Punkt, der mit Marx' sozialer Theorie an sich gar nichts zu tun hat, daher unseres Erachtens durchaus mit ihr vereinbar ist. Ich meine den verschiedenen philosophischen Ausgangspunkt, der für den idealistischen Philosophen in der Grundannahme liegt: daß alle, auch die sogenannten materiellen Dinge im letzten Grunde für uns doch nur in unserem und durch unser Bewußtsein existieren, weil eine andere Wirklichkeit als diejenige, die wir denken und empfinden, für uns überhaupt unvorstellbar ist. Allein das leugnen im Grunde auch die Väter des historischen Materialismus nicht. „Alle Dinge“, sagt Engels einmal, „müssen durch unseren Kopf hindurchgehen, und insofern ist jeder Mensch ein geborener Idealist“. Der „materialistische“ Standpunkt besteht für ihn eigentlich nur darin, daß man sich, um seine eigenen Worte zu gebrauchen⁵⁾, entschließt, „die wirkliche Welt — Natur und Geschichte — so aufzufassen, wie sie sich selbst einem jeden gibt“ und „jede idealistische Schrulle unbarmherzig zum Opfer zu bringen, die sich mit

⁵⁾ Feuerbach S. 43.

den in ihrem eigenen Zusammenhang und in keinem phantastischen, aufgefaßten Tatsachen nicht in Einklang bringen läßt. Und weiter heißt Materialismus überhaupt nichts.“ — Ich darf wohl annehmen, verehrte Anwesende, daß wir alle, die wir in diesem Saale sind, in diesem Sinne „Materialisten“ sind und bleiben wollen. Auch Sätze wie der bekannte: „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt“, können uns in unserer Ansicht von der Vereinbarkeit der Marx-Engels'schen Theorie mit dem kritischen Idealismus nicht irre machen. In dem Sinn, wie hier „Bewußtsein“ offenbar zu verstehen ist, nämlich als die seelische Gesamtverfassung eines Menschen oder einer Menschenklasse, haben wir gegen ihn, trotz seiner etwas einseitigen Zuspitzung, gar nichts einzuwenden. Denn diese Gesamtverfassung ist in der Tat von dem sozialen Milieu im stärksten Maße bestimmt. Im übrigen aber ist die Frage nach dem Verhältnis von Denken und Sein nicht, wie Engels unter dem Einfluß seiner hegelianisierenden Jugendbildung einmal behauptet, „die große Grundfrage aller Philosophie“; sondern diese allerdings durch die Geschichte der Philosophie Jahrhunderte lang sich hinziehende Frage ist eine leidige Erbschaft aus dem Mittelalter, eine rein scholastische Frage, mit deren eingebildeter Beantwortung wir in Wirklichkeit keinen Fuß breit weiterkommen, keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken können, mit der die Philosophen daher endlich einmal aufräumen sollten, um an ihre Stelle die berechtigtere Frage zu setzen: Wissenschaftliche oder nicht-wissenschaftliche Methode?

Doch ich darf mich bei der kurzen Spanne Zeit, die mir gesteckt ist, nicht weiter in erkenntnistheoretische Erörterungen vertiefen, die uns auf die Dauer von unserem eigentlichen Thema abführen würden. Ich glaube vielmehr, schon jetzt als Resultat unserer letzten Erwägungen die Folgerung feststellen zu können: Die materialistische Geschichtsauffassung ist trotz ihres Namens an sich mit dem kritischen Idealismus, wie wir sogenannten Neukantianer ihn vertreten, durchaus vereinbar. Wir können im Gegenteil im Interesse der Wissenschaft nur wünschen, daß die sachlichen und persönlichen Vorurteile baldmöglichst fallen, die einem weiteren Ausbau dieser höchst fruchtbaren geschichtsphilosophischen Methode durch zahlreiche historische Spezialuntersuchungen einzelner Geschichtsperioden, Länder, Stadtgebiete, Bevölkerungsklassen oder Arbeitszweige, zur Zeit, insonderheit bei den politisch argwöhnischen Regierungen und Universitäten der meisten Kulturländer, noch im Wege stehen. Vom Standpunkt des kritischen Idealismus bedarf sie, wie gesagt, keiner Bestreitung, sondern nur einer, und zwar zweifachen, Ergänzung: einmal einer gewissermaßen hinter ihr liegenden: der bereits angedeuteten zuverlässigeren philosophischen Unterlage, und zweitens einer vorwärts führenden: nämlich der Fortsetzung durch eine wissenschaftlich begründete soziale, wenn Sie wollen sozialistische Ethik.

* * *

Berehrte Anwesende! Ich knüpfe wieder an die materialistische Geschichtsauffassung an und möchte Ihnen zunächst zeigen, wie dieselbe für eine Ethik im Sinne Kants durchaus Platz läßt, ja — ich meine mehr sagen zu dürfen — sogar darauf hindrängt.

Wir haben bisher noch gar nicht gesehen, wie Marx und Engels auf ihre geschichtsphilosophische Auffassung ihren Sozialismus gründeten, der an und für sich mit dem historischen Materialismus noch keineswegs gegeben ist. Für unseren Zweck genügt es, wenn wir uns nur eben die springenden Punkte ihres Beweisganges vergegenwärtigen, die sich vielleicht auf folgende kürzeste Form bringen lassen: Auf einer gewissen Stufe der sozialen Entwicklung gerät jener oben erwähnte „Untergrund“, weil sein Charakter sich im Laufe der Zeit wesentlich verändert hat, notwendig in Widerspruch mit dem noch immer bestehenden, aber tatsächlich überlebten politisch-ideologischen „Ueberbau“. So gegenwärtig die veränderte, immer mehr sozialisierte Produktionsweise, die sich namentlich in Handel und Industrie immer weiter ausdehnt, mit der veralteten Rechtsordnung des Privateigentums an den Produktionsmitteln. Da nun aber, wie wir sahen, das Ueberlebte überall dem Lebendigen, die veraltete Form dem neuen Inhalt weichen muß, so wird und muß die privatkapitalistische Hülle, die heute zu einer Fessel der Produktionsweise geworden ist, eines Tages (natürlich nicht im buchstäblichen Sinne des Wortes!) gesprengt werden. Die heutige planlose Anarchie der Wertzerzeugung wird und muß dann umschlagen in ein planmäßig organisiertes zentral geleitetes Zusammenwirken, dessen erste Voraussetzung die Besitzergreifung der Produktionsmittel (also des Grundes und Bodens, der Rohstoffe, der Maschinen, der Verkehrsmittel usw.) durch die Gesellschaft ist.

Was uns an dieser Ihnen allen bekannten Theorie, über deren Richtigkeit und Verwirklichungsfähigkeit wir an dieser Stelle nicht zu urteilen haben, vom philosophischen Standpunkt einzig und allein interessiert, ist das, daß hier neben dem Gesichtspunkt des bloßen Werdens, der Verkettung von Ursachen und Wirkungen, die sich in endloser Reihe zum gewaltigen Ringe der Entwicklung aneinander schließen, mit einem Male, wenn auch ein wenig versteckt, ein völlig neues Moment erscheint. Es liegt in den beiden unscheinbaren Worten: „planmäßig organisiert“. Pläne machen, bewußt organisieren — das kann nur ein Wesen, das sich Zwecke setzt. Damit tritt zu dem bloß durch seine Instinkte getriebenen oder durch die Macht der Verhältnisse vorwärts geschobenen Menschen der bewußt wollende, zu dem bloß erkennenden der nach selbstgesetzten Zwecken handelnde Mensch. Zu der bloßen Erklärung der sozialen Geschehnisse in Vergangenheit und Gegenwart tritt das Schaffen, das Mittherbeiführen-Wollen der sozialen Zukunft, das ganz gewiß an das Gesetz der Kausalität, an die Naturgesetzmäßigkeit in jeder Weise gebunden ist, aber doch einen neuen, von ihr prinzipiell verschiedenen Gesichtspunkt darstellt. Denn es ist etwas grundsätzlich Verschiedenes, ob ich irgend ein soziales Ereignis aus der Gesamtheit seiner Ursachen zu erklären suche, oder ob ich es, natürlich unter Be-

nutzung aller mir bekannten Umstände und aller mir zu Gebote stehenden Hilfsmittel, herbeiführen will. Es kommt dem Sozialisten, wie wir es von dem jungen Marx vernahmen, nicht in erster Linie darauf an, die Welt zu interpretieren, sondern sie — zu verändern! Und, um weiter mit dem Marx von 1845 zu reden: „Die materialistische Lehre, daß die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung . . . sind, vergißt, daß die Umstände eben von den Menschen verändert werden, und daß der Erzieher selbst erzogen werden muß.“ Und Engels schreibt noch 1888 (im „Feuerbach“ S. 51 f.) im gleichen Sinne: Die Menschen machen ihre Geschichte; in ihr „geschieht nichts ohne bewußte Absicht, ohne gewolltes Ziel“.

Wer aber Zwecke setzt, die über ein bloßes individuelles Belieben hinausgehen, wird folgerichtig auch zur Ethik kommen. Damit nicht alle Einzelzwecke bei ihm kunterbunt durcheinanderlaufen, wird er zunächst bei sich selbst Einheit der Zwecksetzung erstreben. Nun kann freilich jemand kommen und beispielsweise sagen: Ich habe es mir zum alleinigen Lebenszwecke gemacht, ein großes Vermögen zu erwerben und bin entschlossen, alle meine sonstigen Zwecke diesem meinen obersten Ziele unterzuordnen. Nun, er wird sehr bald mit den Bestrebungen anderer kollidieren, die das nämliche Ziel wie er verfolgen, und so zur Modifikation mindestens seiner Einzelmittel und -wege, zu einer — wenn auch vielleicht nur erzwungenen — Rücksichtnahme auf die anderen sich genötigt sehen. Ohne solche Rücksichtnahme ist ein vernünftiges Zusammenleben oder gar Zusammenwirken von Menschen überhaupt undenkbar. Wollen wir nicht alles dem blinden Spiel des Zufalls überlassen und ein bellum omnium contra omnes statuieren, so müssen wir — und das ist auch von jeher, man könnte sagen: beinahe von Anfang der Menschengeschichte an, bewußt oder unbewußt, tatsächlich der Fall gewesen — die Notwendigkeit einer Ordnung der Zwecke, somit der Unterordnung der niederen unter die höheren, bis man bei gewissen obersten, allgemeinsten Zwecken anlangt, anerkennen. Nichts anderes aber ist und will — recht verstanden — die Ethik.

Wie das Ziel der Wissenschaft im Grunde nichts anderes ist als Einheitlichkeit im Denken, somit Beseitigung der uns quälenden Gedankenwidersprüche, so geht die Ethik auf Beseitigung der Widersprüche im Wollen und Handeln, im weiteren Sinne, als Sozial-Ethik, auf die Beseitigung der Widersprüche in den gesellschaftlichen Einrichtungen. Wie ein wissenschaftlicher Satz nur dann wahr ist, wenn er sich ohne Widerspruch in den einheitlichen Zusammenhang aller Erkenntnisse einfügen läßt, so ist gut eine Handlung oder ein Wollen nur dann, wenn sie sich ohne Widerspruch in eine einheitliche Ordnung der Zwecke einordnen läßt. Das ist der Sinn des kantischen Sittengesetzes, das, in die Form des kategorischen Imperativs, d. i. des unbedingten, an alle Vernunftwesen gerichteten ethischen Gebotes gekleidet, bekanntlich lautet: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ Oder in einer anderen, an unseren Töben ver-

folgten Gedankengang noch besser anschließenden Formulierung: „Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“ „Jedes vernünftige Wesen“, also auch der armseligste Tagelöhner, das elendeste Proletariatsweib, existiert nach Kant als Zweck an sich selbst, ist keine Maschine, kein „Mittel zum beliebigen Gebrauch für diesen oder jenen Willen“, mit einem Worte, keine „Sache“, sondern eine „Person“, in der uns die Menschheit heilig sein soll. Ich frage Sie: Kann die Grundtendenz des Sozialismus, d. h. der Gemeinschaftsgedanke, einfacher ausgesprochen, deutlicher verkündet werden?

Man hat an Kants Formulierung ihren imperativen und rigoristischen Charakter getabelt.⁹⁾ Allein jenes Gebot geht von keinem Gott und keinem Monarchen, von keiner Kirche und keinem Staate aus, sondern es stammt lediglich aus der eigenen Brust, dem eigenen Willen des Menschen. Der Mensch ist nach Kant autonom, d. h. sein eigener Gesetzgeber.

Man hat ihr weiter Künstlichkeit und kalte Abstraktion vorgeworfen, und dabei ist sie doch so einfach und selbstverständlich, daß sie, um mit Kant zu reden, „für den gemeinsten Verstand ganz leicht und ohne Bedenken einzusehen ist“; denn „die Stimme der Vernunft mit Beziehung auf den Willen“ ertönt für das gemeinste Ohr „so vernehmlich“, „so unüberschreibbar“, daß — o grausame Ironie! — nur „Philosophie die Entscheidung dieser Frage zweifelhaft machen“, nur „die kopfverwirrenden Spekulationen der Schulen dreist genug sind, sich gegen jene himmlische (Vernunft-) Stimme taub zu machen“.

Man hat endlich — und das ist der wichtigste Punkt — den Formalismus der Kantischen Ethik gescholten. Und doch besteht gerade in ihm, in seiner Unabhängigkeit von bestimmten, wie Kant sagt, materiellen Einzelmotiven, wie paradox es auch zunächst klingen mag, ihr größter Vorzug, ihre beste Kraft.¹⁰⁾ Der lebendige Inhalt kann einer Ethik stets nur von ihrer Zeit gegeben werden. Aus diesem Grund konnte auch Kant selbst unmöglich schon Sozialist im heutigen Sinne des Wortes sein. Denn zu seiner Zeit war keine Maschinenindustrie, kein Kapitalismus im heutigen Sinn, kein moderner Arbeiterstand vorhanden. Sein oberstes sittliches Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung, eines idealen Reichs der Zwecke, in dem jeder Mensch jederzeit zugleich Selbstzweck ist, kann vielmehr nur den Leitstern oder, um mich eines im Verneinstreite vielgebrauchten Ausdrucks zu bedienen, das „Endziel“ bedeuten, auf das hin die ethische „Bewegung“ der Menschheit ihren Lauf nehmen soll. Daß Sitte und Sittlichkeit in verschiedenen Ländern, zu verschiedenen Zeiten, bei

⁹⁾ Näheres über diesen Gegenstand in meinen Artikeln „Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit, mit besonderer Berücksichtigung von Kant und Schiller“. Philosoph. Monatshefte Bd. XXX (7. bis 10. Heft), 1894.

¹⁰⁾ Die nähere Begründung bringt meine Dr.-Dissertation „Der Formalismus der Kantischen Ethik in seiner Notwendigkeit und Fruchtbarkeit“. Marburg (Hefen) 1893.

verschiedenen Menschenklassen und -rassen und schließlich auch bei den einzelnen Individuen auf dieser schönen Erde von jeher sehr verschieden gewesen sind und noch sind, — diese Einsichtswahrheit ist dem Königsberger Weisen selbstverständlich auch nicht verborgen geblieben. Gerade er hat vielmehr gern und oft, in seinen Vorlesungen wie in seinen Schriften, auf die Zusammenhänge der sittlichen Anschauungen der Völker und Zeiten mit ihrem physischen und psychischen Mutterboden hingewiesen. Aber er nannte das Menschenkunde (Anthropologie), nicht Ethik. Die Ethik dagegen war für ihn eine gesetzgebende, eine Normwissenschaft, wie Logik, Physik und Metaphysik auch. Wie diese drei die Gesetze festzustellen suchen, nach denen wir das Denken selbst, das Naturgeschehen und die Welt des Schönen in einheitlichem Zusammenhange zu begreifen vermögen, so hat die Ethik die Gesetze zu erforschen, welche die Menschheit sich selbst für ihr soziales Zusammenleben gibt oder vielmehr geben soll.

Wie Sie sehen, habe ich zur Ergänzung der marxistischen Begründung des Sozialismus nach der ethischen Seite hin nur die Methode Kants, nicht sein System herangezogen. Und das geschah mit voller Absicht. Denn wir bedürfen zu diesem Zwecke weder des gesamten Kantischen Systems noch auch seiner persönlichen Ansichten über Gott, Welt und Unsterblichkeit, die er in den bekannten drei Postulaten zwar nicht als Grundlage, aber doch als Anhang zu seiner Ethik niedergelegt hat. Kants Philosophie ist in der Tat infolge ihrer oft recht verlausulierten Ausdrucksweise in manchen Punkten nicht ganz eindeutig, und so haben denn von jeher alle möglichen, zum Teil die entgegengesetzten Richtungen, sich auf Aussprüche von ihm berufen, unter seinem philosophischen Mantel Deckung gesucht. Ich erinnere mich z. B. noch gut eines älteren Kommilitonen aus meiner Studentenzeit, der der schwärmerischen Sekte der Irvingianer angehörte und sich zur Begründung seiner religiösen Anschauungen nicht bloß auf das 3. Kapitel des Propheten Joel, sondern auch auf den bekannten Satz Kants und der 2. Vorrede zur Kr. d. r. V. berief: „Ich mußte das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen.“ — Und — was uns hier näher angeht — in politischer Beziehung ist Kant im wesentlichen ein Liberaler, dessen staatsphilosophisches Hauptwerk, die „Rechtslehre“, den sogenannten „Rechtsstaat“ als Ideal betrachtet. Mit einer in der Theorie ziemlich radikalen Gesinnung, die ihn bekanntlich auch die große französische Revolution mit unverhohlener Sympathie begrüßen ließ, verbindet er doch wieder eine gewisse, vielleicht durch sein Preußentum bedingte, konstitutionell-monarchische Staatsgesinnung.

Trotzdem bieten seine geschichts- und staatsphilosophischen Schriften auch für den Sozialismus manche interessante Anknüpfungspunkte, von denen ich Ihnen wenigstens einige andeuten will.¹¹⁾ So hat vor kurzem

¹¹⁾ Diejenigen, welche sich dafür näher interessieren, verweise ich auf meine beiden Schriften: „Kant und der Sozialismus“ (Berlin 1900) und „Die neu-kantische Bewegung im Sozialismus“ (1902).

Ronrad Schmidt in den „Sozialistischen Monatsheften“ mit Bezug auf Kants kleine Schrift „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ (1784) erklärt, daß gerade diejenigen Züge der Hegelschen Geschichtsphilosophie, die für Marx' eigenes umgestaltendes Denken am fruchtbarsten gewesen seien, „weit einfacher und klarer bereits von Kant herausgearbeitet und merkwürdig frei von aller Einmischung schwärmender Ideologie begründet worden sind“.¹²⁾ Und das will umsomehr heißen, als Schmidt Marxist und im allgemeinen Gegner der Neukantischen Bestrebungen ist. — Als sein Staatsideal bezeichnet Kant „eine Verfassung von der größten menschlichen Freiheit nach Gesetzen, welche machen, daß jedes Freiheit mit der anderen ihrer zusammen bestehen kann“. Dies Ideal müsse man nicht bloß der Staatsverfassung, sondern „allen Gesetzen“ zu Grunde legen. Von unserer heutigen klugtuehenden, sich immer so gerne auf die Erfahrung berufende „Realpolitik“ würde Kant sagen, daß sie nur mit „Maulwurfsaugen“ zu sehen vermöge. „Nichts kann Schädlicheres und eines Philosophen Unwürdigeres gefunden werden, als die pöbelhafte Verurteilung auf vorgeblich widersprechende Erfahrung, die doch gar nicht existieren würde, wenn jene Anstalten zu rechter Zeit nach den Ideen getroffen würden.“ Diese Worte schrieb er an bedeutamster Stelle, in seinem Hauptwerk: Die Kritik der reinen Vernunft, im Hinblick auf — nicht eine beliebige Staatsverfassung seiner Zeit, sondern auf die erste große sozialistische Utopie: die Republik Platon's. Auch noch in seiner spätesten Schrift, dem „Streit der Fakultäten“, verteidigt er die Utopien von Plato, Morus u. a. gegen den Vorwurf, bloße Hirngespinnste müßiger Denker zu sein, mit den Worten: „Ein Staatsprodukt, wie man es hier denkt, als dereinst . . . vollendet zu hoffen, ist ein süßer Traum, aber sich ihm immer zu nähern, nicht allein denkbar, sondern, soweit es mit dem moralischen Gesetze zusammen bestehen kann, Pflicht.“ Unser Philosoph würde auch heute kaum ein Freund von sogenannten „Glicks-Reformen“ sein. Er spöttelt über das „am Staate flicken“, wie es „alle sich so nennenden Praktiker gewohnt sind“, dieselben Politiker, die stets davon sprechen: „Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind, nicht, wie der Welt unkundige Pedanten oder gutmütige Phantasten träumen, daß sie sein sollten“, während sie doch selbst „durch ungerechten Zwang, durch verräterische, der Regierung an die Hand gegebene Anschläge“ zu dem, was sie sind,

¹²⁾ A. a. O. VII. Jahrgang (1903), Bd. II, S. 684. Im übrigen wäre gerade über diesen Punkt, nämlich den inneren Zusammenhang von Kants und Marx' geschichtsphilosophischer wie erkenntnistheoretischer Methode überhaupt, noch manches zu sagen, wie dies auch in der an meinen Vortrag sich anschließenden Diskussion von geschätzter Seite bemerkt worden ist. Ich habe mich absichtlich von einem näheren Eingehen auf diese schwierige Materie ferngehalten: einmal, um den Umfang meines Vortrags nicht noch stärker anschwellen zu lassen, vor allem aber, um ihm nicht den populären Charakter zu rauben, den ich meiner Zuhörerschaft schuldig zu sein glaube. Auch meine anfänglich gehegte Absicht, hier, in den „Deutschen Worten“ einen kurzen Nachtrag zu geben, habe ich bei weiterer Ueberlegung aufgegeben, weil ein bloßes Streifen dieser Probleme nicht genügt. Vielleicht finde ich an anderer Stelle Gelegenheit und Zeit, das Gewünschte nachzuholen.

„gemacht haben“, nämlich „halsstarrig und zur Empörung geneigt“. Das Volk verlange von der Regierung nicht Wohlthätigkeit, sondern sein Recht, denn „mit Freiheit begabten Wesen genügt nicht der Genuß der Lebensannehmlichkeit . . . sondern auf das Prinzip kommt es an, nach welchem es sich solche verschafft“. — Dabei ist der Begriff der natürlichen Gerechtigkeit dem der bürgerlichen oft geradezu entgegengesetzt. „Wenn ich“ — so lautet eine Stelle seiner von B. Erdmann herausgegebenen „Reflexionen“ — „von einem Reichen erbte, der sein Vermögen durch Erpressung von seinen Bauern genommen hat, und dieses auch an die nämlichen Armen schenkte, so tue ich im bürgerlichen Verstande eine sehr großmütige Handlung, im natürlichen aber nur eine gemeine Schuldigkeit.“

Besonders schöne Worte findet unser Philosoph, wenn es sich um die Freiheit in politischen, sozialen und religiösen Dingen handelt. Ich möchte mir erlauben, Ihnen eine längere Stelle vorzulesen, die sich in einer Schrift findet, wo man sie zunächst nicht vermuten sollte und die deshalb vielleicht nicht die verdiente Beachtung gefunden hat. Sie steht in der „Religion innerhalb u.“, gegen Ende und lautet:

„Ich gestehe, daß ich mich in den Ausdruck, dessen sich auch wohl kluge Männer bedienen, nicht wohl finden kann: Ein gewisses Volk (was in der Bearbeitung einer gesetzlichen Freiheit begriffen ist), ist zur Freiheit nicht reif: die Leibeigenen eines Gutseigenthümers sind zur Freiheit noch nicht reif: und so auch, die Menschen überhaupt sind zur Glaubensfreiheit noch nicht reif. Nach einer solchen Voraussetzung aber wird die Freiheit nie eintreten; denn man kann zu dieser nicht reifen, wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt worden ist (man muß frey seyn, um sich seiner Kräfte in der Freiheit zweckmäßig bedienen zu können). Die ersten Versuche werden freylich roh, gemeinlich auch mit einem beschwerlicheren und gefährlicheren Zustande verbunden seyn, als da man noch unter den Befehlen, aber auch der Vorsorge anderer stand; allein man reift für die Vernunft nie anders, als durch eigene Versuche (welche machen zu dürfen, man frey sein muß). Ich habe nichts dawider, daß die, welche die Gewalt in Händen haben, durch Zeitumstände genöthigt, die Entschlagung von diesen drei Fesseln“ (gemeint sind die politische, die wirtschaftliche und die religiöse) „noch weit, sehr weit aufschieben. Aber es zum Grundjage machen, daß denen, die ihnen einmal unterworfen sind, überhaupt die Freiheit nicht tauge, und man terechtiert sei, sie jederzeit davon zu entfernen, ist ein Eingriff in die Regalien der Gottheit selbst, der den Menschen zur Freiheit schuf. Requiem ist es freilich im Staat, Hause und Kirche zu herrschen, wenn man einen solchen Grundjag durchzusetzen vermag. Aber auch gerechter?“

Uebrigens ist auch Kants „Rechtslehre“ keineswegs so individualistisch und liberalistisch, wie man gewöhnlich annimmt. Jenes Ideal einer „vollkommen gerechten bürgerlichen Verfassung“, in der die Freiheit eines jeden nur durch die Bedingung ihrer Zustimmung mit der Freiheit aller anderen eingeschränkt ist, erinnert doch, wie wir noch sehen werden, an Marx' Formulierung des sozialen Ideals

und soll überdies durch ein „gesetzmäßiges Zwangsprinzip“ hergestellt werden. Und der ursprüngliche Kommunismus von Grund und Boden erscheint ihm, wenn auch historisch nicht nachweisbar, so doch als ein richtiges Prinzip, „nach welchem allein die Menschen den Platz auf Erden nach Rechtsgesetzen gebrauchen können“. — Der von ihm ersehnte weltbürgerliche Zustand endlich ist ein solcher, wo man nicht mehr „Vorteile genießt, um deren willen andere desto mehr entbehren müssen“. In ihm sollen vielmehr alle natürlichen Anlagen der Menschheit frei sich entwickeln können. Ich glaube, mehr verlangt auch der entschiedenste Sozialist nicht.

In *praxi* zieht dann freilich unser Philosoph vielfach noch nicht die vollen Konsequenzen solcher Aussprüche, sondern bleibt er, wie es auch nicht anders zu erwarten war, in den Begriffen seiner Zeit und seiner Klasse hängen. Er übernimmt z. B. aus der Gesetzgebung der französischen Revolution die Unterscheidung von Aktiv- und Passivbürgern, oder, wie er sagt: von Staatsbürgern und bloßen Staatsgenossen, zu welchen letzteren alle Handwerksgejellen, Dienstboten, Tagelöhner, Zinsbauern, dazu auch „alles Frauenzimmer“ gehört! Rechtliche Gleichheit und persönliche Freiheit sollen zwar auch diese Staatsgenossen genießen — denn ohne solche kann kein Volk ein Staat heißen! — nicht aber politische Gleichheit. Grund: weil ihnen die dazu erforderliche wirtschaftliche Selbständigkeit fehlt. Die logische Konsequenz seines kategorischen Imperativs, daß dieselbe gerade deshalb allen zu verschaffen ist, fällt ihm noch nicht bei. — Ein anderes Beispiel. An derselben Stelle, wo er die Utopien lobt, schiebt er die Pflicht, sich ihnen allmählich anzunähern, nicht einmal seinen Staatsbürgern, sondern dem — Staatsoberhaupt zu, wie er denn überhaupt die aufklärende Stimme der „freien Rechtslehrer d. i. Philosophen“ nicht „vertraulich ans Volk — als welches davon und von ihren Schriften wenig oder gar keine Notiz nimmt“ (!), sondern ehrerbietig an den Staat gerichtet wissen will.

Allein, wenn wir an diesem Beispiele die Wahrheit der marxistischen Geschichtsauffassung erkennen, daß auch die größten Denker gerade in ihren sozialen Anschauungen von ihrer Zeit abhängig sind: was hindert uns, die wir in einer ganz anderen Zeit leben, in der das Volk von sozialphilosophischen und sozialpolitischen Schriften recht viel Notiz nimmt, in der es zum Bewußtsein seiner staatsbürgerlichen Rechte erwacht ist oder doch zu erwachen beginnt, die vollen, d. h. sozialistischen Konsequenzen von Kants kategorischem Imperativ zu ziehen, um ihn — wie er es einmal von Plato sagt — besser zu verstehen, als er sich selbst verstand? Der Weg vom Liberalismus (im echten Sinne des Wortes) führt nicht bloß historisch, sondern auch logisch zum Sozialismus. Die Freiheit des Einzelnen ist nur eine scheinbare, solange die erdrückende Herrschaft des Privatkapitals ihn tatsächlich zu einem bloßen Arbeitsmittel in der Hand des Besitzenden macht. Sie wird in der Tat gewährleistet erst durch einen Zustand, in dem auch wirtschaftlich keiner mehr schlechthin von dem anderen ab-

hängig ist, sondern aus freiem Willen dem Ganzen, den anderen dient, wie er von ihnen gefördert wird. Nur, wenn einem jeden nicht bloß in Worten, sondern durch tatsächliche Institutionen die freie Entwicklung seiner Anlagen ermöglicht ist, nur dann sind wir bei Kants Reich der Zwecke angekommen, in dem kein Mensch mehr bloß Mittel, sondern stets zugleich Selbstzweck ist, jenem Zustande, der, wenn er auch niemals völlig erreicht würde, uns doch immer als leuchtendes Endziel vor Augen schweben muß: sei es, daß wir es als Neufantianer formulieren als die „Gemeinschaft frei wollender Menschen“, sei es, daß wir es mit Marx bezeichnen als den „Verein freier Menschen“, als die „Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung der freien Entwicklung aller ist“.¹³⁾ Echter Individualismus und echter Sozialismus sind nicht bloß keine Gegensätze, sondern sie ergänzen, ja mehr, sie bedingen und fordern sich gegenseitig: Erhebung zur Gemeinschaft bedeutet nicht Beschränkung oder Eindämmung des eigenen Selbst, sondern Erweiterung und weitestente Entfaltung seiner Kräfte.

Ich hoffe, Ihnen jetzt einigermaßen verdeutlicht zu haben, welchen Beitrag Marx und Kant vom philosophischen Standpunkt aus zur Begründung des Sozialismus geliefert haben. Um es noch einmal ganz kurz zusammenzufassen: Marx bedeutet die historisch-ökonomische, Kant die ethische Begründung. Lassen Sie uns zum Schlusse betrachten, welche Stellung beide Methoden bisher zu einander eingenommen haben und welche sie in Zukunft einnehmen könnten oder sollten.

Auf den ersten Blick scheint der Sozialismus von Marx und Engels dem ethischen Gesichtspunkt völlig gleichgültig, ja ablehnend gegenüberzustehen. Wenn es auch nicht wahr sein sollte, was wir einmal ein Herr, der mit Marx noch persönlich verkehrt hat, erzählte: daß Marx, sobald man ihm von Moral zu reden angefangen habe, laut gelacht habe, so hält sich doch ihre Begründung des Sozialismus absichtlich ganz — verzeihen Sie den despektierlichen Ausdruck — „moralisfrei“. So erklärt z. B. das kommunistische Manifest ganz offen Geleze, Moral, Religion für „ebensoviele bürgerliche Vorurteile, hinter denen sich ebensoviele bürgerliche Interessen verstecken“. Die theoretischen Sätze der Sozialisten beruhen, so wird ausgeführt, nicht auf Ideen, die dieser oder jener Weltverbesserer erfunden oder entdeckt habe, sondern seien nur allgemeine Ausdrücke der tatsächlichen Verhältnisse eines existierenden Klassenkampfes. Nicht bloß die Schrift gegen Proudhon, sondern auch noch eine Anmerkung im „Kapital“ (S. 62 f.) spottet über die Idee der „ewigen Gerechtigkeit“. Und jeder, der das „Kapital“ oder die andere Hauptschrift zur theoretischen Begründung des wissenschaftlichen Sozialismus, den Engelschen Antidühring, gelesen hat, weiß, mit welcher Absichtlichkeit beide — ethische Gesichtspunkte von ihren Deduktionen fernhalten.

¹³⁾ Marx, Das Kapital. 2. Auflage. S. 56. — Das kommunistische Manifest. 5. Aufl. S. 24.

Wie ist diese uns zunächst seltsam anmutende Abneigung gegen den ethischen Idealismus, aus dem doch der Sozialismus tatsächlich seine beste Kraft zieht, zu erklären? Nun, sie ist historisch und psychologisch uns schwer zu verstehen. Es zittert darin zunächst noch die Antipathie gegen den spekulativen Idealismus der Dichte, Schelling, Hegel überhaupt nach, von dem beide sich nicht hatten narren lassen wollen. Dann aber hatten sie in der sozialistischen Bewegung ihrer Zeit, speziell der 40er Jahre, von wohlmeinenden, aber unklaren Köpfen, die sich noch dazu als die „wahren“ Sozialisten aufspielten, Moralpredigten, fromme Wünsche und ideale Verbesserungsvorschläge zur Genüge gehört, so daß sie von dieser Moral der bloßen Worte genug und übergenug hatten. Ja, sie hatten Schlimmeres erfahren. Sie hatten oft erlebt, daß man mit schönen Moralsätzen von öffentlicher Wohlfahrt, Pflichterfüllung, gleichem Recht für alle, innerem Glück und innerer Zufriedenheit das Volk, den „großen Lärmel“ (nach Heinrich Heine), einzulullen, die Energie des sozialen Befreiungskampfes zu lähmen versucht hatte. Sie waren sich ihrerseits bewußt, jenen „Moralpausen“ gegenüber, wie sie wohl geringschätzig sagten, den Schritt „vom Utopismus zur Wissenschaft“ getan zu haben. Sie wollten nicht mehr ein aus ihren Köpfen herausgesponnenes Ideal den Menschen vorpredigen, sondern zeigen, wie die tatsächliche geschichtliche Entwicklung die sozialistischen Tendenzen begünstige, die neuen Zustände gewissermaßen von selbst schaffe, so daß die Menschen nur die Geburtshelfer der schon vorher im Schoße der alten, bürgerlichen Gesellschaft herangereiften sozialistischen Zukunftsgesellschaft zu sein, höchstens sich auf die eines Tages doch kommende Umwälzung vorzubereiten brauchten.

Und doch war gerade in dieser scheinbaren Opposition gegen die Ethik und den Idealismus eine tiefere ethische Anschauung latent. Und der Sozialismus kommt weder historisch noch logisch, weder theoretisch noch tatsächlich von der Ethik los. Ich muß, der Kürze der Zeit wegen, davon absehen, Ihnen zu zeigen, wie der junge Marx und der junge Engels offensichtlich durch ethische Gesichtspunkte von ihren bürgerlich-radikalen zu kommunistischen Anschauungen getrieben worden sind. Zudem können Sie dafür in den Büchern von Dr. Voltmann und Prof. Masaryk, vor allem aber in den jetzt von Mehring neu herausgegebenen Jugendschriften von Marx-Engels selbst die Belege in Fülle finden. Aber auch in denjenigen Schriften, worin beide gerade gegen den „wahren oder philosophischen“ Sozialismus zu Felde ziehen, wie im kommunistischen Manifest, oder in einem fast rein nationalökonomischen Werke wie „Das Kapital“, das doch ausgesprochenenmaßen nur „das ökonomische Bewegungsgeß der modernen Gesellschaft enthüllen“ will — können sie der Ethik nicht entfliehen. So operiert das „Manifest“ mit einer Reihe von ethischen Ausdrücken wie: „Unterdrücker und Unterdrückte“, „unverschämte Ausbeutung“ u. ä., wirft der Bourgeoisie vor, sie habe „die persönliche Würde in Tauschwert aufgelöst“, sie „im eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt“ und eine „gewissenlose“ Handelsfreiheit eingeführt, um schließlich jenes oben erwähnte Ideal der freien „Assoziation“

aufzustellen. — Im „Kapital“ sind zwar die ethischen Ausdrücke verhältnismäßig seltener, allein sie fehlen auch dort nicht. So spricht allein die Vorrede von „schlechten“ Zuständen, von „Exploitation“, von den „Furien des Privatinteresses“, von „brutaleren und humaneren“ Formen des Klassenkampfes. Und wenn wir die berühmten Kapitel von der im Gefolge der industriellen Entwicklung Englands einhererschreitenden Not, dem Jammer und dem Elend der arbeitenden Klassen gelesen haben, so werden wir mit Woltmann von einem „ethischen“ Standpunkt des „Kapitals“ sprechen, „der freilich nicht in der Manier eines Moralpredigers, sondern in der Form der Satire und eines in der Tiefe des Herzens qualdurchzuckten Spottes und Hohnes zum Ausdruck kommt.“¹⁴⁾

Wie mit Marx und Engels, ebenso verhält es sich auch mit den heutigen Marxisten. Wie gleichgültig, wie ablehnend sie öfters einer moralischen Begründung des Sozialismus gegenüberzustehen scheinen, — in ihrem innersten Herzen kommen sie doch nicht von dem ethischen Ideale los. Ich verzichte darauf, Ihnen Äußerungen von so guten Marxisten wie Diezgen, Kautsky, Mehring, Fabriola, Konrad Schmidt als Beleg hierfür anzuführen. Brauchen Sie doch nur auf die gesamte praktische Agitation des Sozialismus hinzublicken, um zu erkennen, wie — ich möchte sagen — bis zum Rande gefüllt er mit ethischer Kritik, mit ethischem Pathos ist. Jede Agitationsrede, jedes Parteiprogramm (das Hainfelder so gut wie das Erfurter!), jeder Wahlauf Ruf, jede sozialistische Zeitung liefert Ihnen den Beweis dafür. Kurzum, ich wage, ohne daß ich bei Ihnen ernstlichen Widerspruch befürchten zu müssen glaube, den Satz: Ohne Ethik, d. h. ohne die Verfolgung selbstgesteckter, bewußt antiegoistischer Ziele lebt kein Sozialist, kommt kein Sozialismus der Welt aus.

Wenn sich dies aber so verhält, wenn, wie sogar Mehring mir zugab, die Marxische Ethik dem Sinne nach mit der Kantischen identisch ist,¹⁵⁾ so hat der Sozialismus meines Erachtens nicht den mindesten Grund, sich gegen eine wissenschaftliche Begründung und Behandlung dieser Ethik, die seine Vertreter, wenn auch in verschiedenem Grade ihrer bewußt, ja doch im innersten Herzen tragen, zu sträuben. Und zwar, nach Kantischem Muster, einer Ethik als selbständiger Normwissenschaft, die nach eigenem methodischen Gesichtspunkt verfährt. Denn es genügt dazu nicht, daß man zeigt, wie auch die höchsten sittlichen Gedanken, nach der Seite ihres Entstehens hin, sich im letzten Grunde auf ökonomische und andere natürliche Momente¹⁶⁾ zurückführen lassen. Das ist die Lehre des historischen Materialismus, und wir haben bereits gesehen, daß sie auf

¹⁴⁾ Woltmann, Der historische Materialismus. S. 207.

¹⁵⁾ Neue Zeit, XVIII 2, S. 36: „Dem Sinne nach ist die Ethik bei Kant und Marx also dieselbe.“

¹⁶⁾ J. B. biologische, wie einer der Diskussionsredner wünschte. Solche, festzustellen, ist gewiß höchst interessant und fruchtbar, gehört aber nicht in den obigen Gedankenzusammenhang.

ihrem Gebiete fruchtbar und berechtigt ist. Aber man muß sich klar machen, daß der Sozialismus nicht restlos in solcher (im weiteren Sinne des Wortes) naturwissenschaftlichen Erklärung des Vergangenen und Gegenwärtigen oder Vermutung des Zukünftigen aufgeht, sondern daß daneben auch eine wissenschaftliche Durcharbeitung der teleologischen oder Zweckgedanken, eine Feststellung der Grundzüge und Ziele einheitlichen sittlichen Wollens erfordert. Die materialistische Geschichtsauffassung als solche kann uns von den Endzielen des Sozialismus überhaupt nichts sagen. Sie kennt nur eine endlose Abwicklung von sozialen Geschehnissen, die sich aneinanderreihen und im günstigsten Falle die Tendenz haben, eine Verwirklichung der sozialistischen Ideale als möglich oder wahrscheinlich erscheinen zu lassen. Diese selbst aber können nun und nimmermehr aus dem entwicklungs-geschichtlichen Standpunkt allein herausdestilliert werden.

Es würde meines Erachtens mit dieser notwendigen Ergänzung zugleich eine Vertiefung und Festigung der philosophischen Grundlagen des wissenschaftlichen Sozialismus eintreten, die dieser recht wohl gebrauchen könnte. Denn es heißt nicht Vorwürfe machen, sondern nur eine Tatsache aussprechen, wenn wir feststellen, daß die bedeutendsten gegenwärtigen Häupter desselben, die sich auf dem ökonomischen und sozialhistorischen Gebiete die größten Verdienste erworben haben, philosophisch weit weniger durchgebildet sind. Nicht etwa ich oder ein anderer Neufantianer, sondern ein Ihnen allen sehr bekannter Wiener Vertreter des marxistischen Sozialismus war es, der vor wenig mehr als zwei Jahren über diesen Punkt in der „Neuen Zeit“ die Worte niederschrieb: „Ich gestehe, daß ich außer etwa von Konrad Schmidt und Eadi Gunter wenig Philosophisches in unserer neueren Parteiliteratur gelesen habe, das mir nicht geradezu schmerzhaft gewesen wäre. Das gilt von Plechanow bis Bernstein und von Bernstein bis Plechanow“.¹⁷⁾ Der Verfasser dieses „Unmaßgebliche Betrachtungen“ überschriebenen Artikels, der sich viel schärfer ausdrückt, als ich es jemals gewagt hätte, ist kein anderer als — Viktor Adler in Wien. Und obendrein zählt von den beiden Ausgenommenen, deren Philosophie ihn am wenigsten schmerzhaft berührt hat, der eine (Eadi Gunter) zu meiner nicht geringen Genugtuung zu den ausgesprochenen Neufantianern.

Andererseits würde eine Abjichwächung oder auch nur Minder-schätzung der Marxischen Prinzipien auf dem Gebiete der Ökonomie und der Geschichtsauffassung mit ihrer Ergänzung nach der philosophischen und ethischen Seite keineswegs verbunden zu sein brauchen. Im Gegenteil. Denn jene formale Ethik Kants würde ja völlig in der Luft schweben, wenn sie nicht aus der Wolkenhöhe des abstrakten Gedankens zur Erde herniederstiege, um auf dieser ihre Verwirklichung anzustreben. Zu diesem Zwecke aber bedarf sie des engsten Zusammenhanges mit einer Geschichtstheorie, die uns so tief, wie keine andere je zuvor, die innersten Triebkräfte der sozialen Entwicklung kennen

¹⁷⁾ N. 3 XIX 2, S. 779.

gelehrt hat. Kennen und benutzen. Denn alle ethischen Grundsätze sind machtlos, sobald die historischen Bedingungen zu einer sittlichen Erneuerung der Gesellschaft fehlen. Die edelsten Gedanken eines Marc Aurel konnten das römische Reich nicht vor seinem Untergang bewahren, weil sie nicht als die lebensvollen Triebkräfte einer großen Massenbewegung auftraten. Um festen Fuß im tatsächlichen sozialen Leben zu fassen, bedürfen Kants ethische Prinzipien einer auf alle Lebensgebiete sich erstreckenden praktischen Anwendung, in erster Linie des sozialökonomischen, sozialrechtlichen und sozialpädagogischen Ausbaues. Anlässe dazu sind von verschiedenen deutschen Gelehrten schon gemacht. Ich darf Sie an Stammers „Wirtschaft und Recht“ und „Lehre vom richtigen Recht“, an Matorps „Sozialpädagogik“, an Staubingers „Ethik und Politik“, in gewissem Sinn auch an Ihres Landsmannes Anton Wenger „Neue Staatslehre“ erinnern, bei welchem letzteren freilich meines Erachtens die ökonomische Geschichtsauffassung zu gering bewertet wird.

Und ebenso wenig wie eine Abchwächung der theoretischen Grundsätze des wissenschaftlichen Sozialismus steht von Marx' Ergänzung durch Kant, wie der Neufantianismus sie versteht, eine von manchen befürchtete Erlahmung des praktischen Kampfes für die sozialen Ideale, den heute in erster Linie die Arbeiterklasse führt, zu erwarten. Im Gegenteil, ich sollte eher meinen: eine Beflügelung desselben, eine Verstärkung der Kampffreudigkeit und eine immer stärkere Anteilnahme auch der Intellektuellen an diesem Kampfe. Ich kann mich darüber kaum besser ausdrücken, als indem ich Ihnen wiederum Worte Viktors Adlers aus den nämlichen „Unmaßgeblichen Betrachtungen“ anführe, Worte, die bei ihm freilich mehr polemisch gemeint sind. „Ist der Sozialismus wirklich“, so schreibt er da, „vornehmlich eine Forderung des sittlichen Ideals . . ., dann ist es doppelt notwendig, daß dieses Ideal mit Feuerzungen gepredigt, daß unablässig und mit rücksichtsloser Schärfe das Bewußtsein des Gegensatzes zwischen diesem unserem Ideal und dem kapitalistischen Klassenstaat geweckt werde, daß die Schlafenden aufgerüttelt, die Erschlaffenden in ihrem Glauben an sich und an ihre Kraft, das Endziel zu erreichen, gestärkt werden.“ Das ist in der Tat auch meines Erachtens die unabweisbare Konsequenz, die der ethische Sozialismus, auch abgesehen von dem von Adler gemeinten Parteinne, für die Praxis ziehen muß. Nur braucht er deshalb die geschichtlich-ökonomische Entwicklung der Tatsachen nicht zu verachten; ja, er darf es nicht, falls er nicht ein leeres Phantom bleiben will. Es verhält sich für den philosophischen oder ethischen Sozialisten nicht so, wie Adler es in einem (eben von mir ausgelassenen) Zwischenfalle — allerdings nicht uns Neufantianern, sondern den deutschen Revisionisten — zuschreibt, daß wir „nur uns und so gar nicht der Entwicklung“ vertrauten; sondern wir wollen bloß nicht nur einer von selbst, ohne all unser Zutun sich vollziehenden Entwicklung, sondern in erster Linie uns selbst vertrauen, daß wir diese Entwicklung zu benutzen, zu fördern und, soweit es in Menschenkraft steht, zu leiten vermögen.

Erfreulicherweise hat die Annäherung des Sozialismus an die Ethik, die Verbindung von Marx und Kant in den letzten 7—8 Jahren bedeutsame Fortschritte gemacht. Es gibt heute eine nicht unbeträchtliche Zahl sozialisierender Kantianer und kantisierender Sozialisten. Belege dafür aus den verschiedensten Ländern habe ich in meinen beiden kleinen Schriften von 1900 und 1902: „Kant und der Sozialismus“ und „Die neukantische Bewegung im Sozialismus“ beigebracht und will mich hier nicht wiederholen. Daß auch seitdem diese Bewegung nicht stillgestanden hat, wenngleich sie ihrer im Grunde philosophischen Natur nach weniger an die Oberfläche tritt, haben u. a. die zahlreichen Jubiläumsartikel gerade in der sozialistischen Presse zum 12. Februar d. J., dem Todestage des großen Königsberger Philosophen, gezeigt, die, wenigstens bei uns im Deutschen Reich (ein Bekannter von mir hat sie gesammelt und stellt sie Interessenten gewiß gerne zur Verfügung) — mit einigen wenigen, für den Kenner erklärlichen Ausnahmen — in ihrer großen Mehrzahl, von den Artikeln Kurt Eisners im „Vorwärts“ und Prof. Staubingers in den „Sozialistischen Monatsheften“ bis zu den kleinsten Provinzblättern, in kantfreundlichem Sinne gehalten waren und vielfach auf den inneren Zusammenhang des Sozialismus mit der Kantischen Ethik hinwiesen. Als ein besonders charakteristisches Zeichen der Zeit aber glaube ich es betrachten zu dürfen, daß der einzige Abgeordnete, der auch im Deutschen Reichstage an die Bedeutung des Kant-Tages zu erinnern den Gedanken hatte, ein Sozialist war. Es war der auch Ihnen, wie ich höre, vom vorigen Jahre her wohlbekannte Abgeordnete Dr. Eduard David, der unter dem lebhaften Beifall seiner Parteigenossen — wie in einem Bericht stand, speziell auch August Rebels — folgende denkwürdigen Worten sprach (Sie erlauben mir, daß ich sie wörtlich verlese):

„Meine Herren! Wir feiern in den nächsten Tagen das Andenken eines der größten Denker Deutschlands, ja der ganzen Welt, das Andenken an Immanuel Kant. Der Kerngedanke seiner sozialen Ethik war der, daß niemand einen anderen als bloßes Mittel zum Zwecke brauchen darf, weil jede menschliche Persönlichkeit Selbstwert, Selbstzweck in sich sei. Die ganze kapitalistische Gesellschaft beruht darauf, daß in der Tat der größte Teil der Menschen nur zum Zwecke anderer dient, daß sie hands sind, Hände, die nur dazu da sind, um mit ihnen zu produzieren, Reichtümer zu sammeln. Dieser Auffassung erklären wir den Krieg. Wir wollen den Selbstwert und die Selbstwürde jeder menschlichen Persönlichkeit zur Anerkennung gebracht wissen. — Wir wollen einen Volkskörper haben, der sich nicht spaltet in Besitzende und Elende, in Bildung und Unbildung, in Freiheit und Knechtschaft, sondern wir wollen einen Volkskörper haben, der sich zusammensetzt aus sozial ebenbürtigen Persönlichkeiten.“

Und von der anderen Seite schrieb Professor Natorp zu Kants Gedentag die Worte:

„Es ist doch mehr zufällig, daß der wissenschaftliche Sozialismus historisch aus der Hegelschen Philosophie herangewachsen ist . . .

Der Hegelianismus war für die großen Sozialisten im Grunde nur die damals gegebene Form des Evolutionismus... Auch in der Sozialphilosophie muß Kant unser Führer sein, obgleich er zu dieser nicht mehr als einige allgemeine Sätze beigesteuert, deren Konsequenzen (Natorp verlangt insbesondere „eine genaue Methodik der Wirtschafts- und Rechtslehre“) allseitig zu entwickeln uns als große und dankbare Aufgabe zugefallen ist.“¹⁴⁾

* * *

Meine verehrten Damen und Herren! Ich komme zum Schluß. Ich danke Ihnen, namentlich den ersteren, für die Geduld, mit der Sie meine zuweilen notgedrungen etwas abstrakten und in jedem Fall sehr unvollständig gebliebenen Ausführungen angehört haben. Mein Zweck wäre erreicht, wenn ich Sie zu der klaren Erkenntnis gebracht hätte, daß Sie in den durch die beiden Namen „Marx“ und „Kant“ repräsentierten Weltanschauungen nicht mehr unveröhnliche Gegensätze erblicken, die ihre beiderseitigen Befenner in verschiedene Heerlager spalten müßten. Marx und Kant sind keine Gegensätze, sondern sie gehören zusammen, wie zu der entwicklungsgeschichtlichen die Zweck- oder Wertbetrachtung. Wie es einer meiner Freunde, Professor Staudinger in Darmstadt, einmal formuliert hat: „Sobald der Marxismus sich bewußte und planmäßige Umgestaltung des Gegebenen zum Ziel macht, kommt er, in konsequenter Verfolgung seines eigenen Prinzips, zu Kant.“ Und umgekehrt: „Sobald der Kantianer seine Ideale für die Praxis des Lebens fruchtbar machen will, sobald er klar erkennt, daß die Gesetze der Zweckbildung ein leeres Schema bleiben, wenn nicht die Naturgesetze des tatsächlichen Lebens, die Gesetze der bisherigen wirtschaftlichen Entwicklung, die Grundlage darbieten, so kommt er in folgerechter Entwicklung seiner eigenen Grundgedanken zu Marx.“¹⁵⁾

Und die beiden entgegengesetzten Heerlager heißen nicht: Marx hüben — Kant drüben! Sondern in dem einen stehen diejenigen beati possidentes, die in krassem Egoismus der sozialen Bewegung unserer Tage bewußt entgegenarbeiten wollen, samt denen, die zu stumpfsinnig sind, um sie verstehen zu können; in dem anderen alle diejenigen, welche, mögen sie einer Parteirichtung angehören, welcher sie wollen — und sei es auf den Gebieten der Wissenschaft, des Rechtes und der Erziehung oder auf denen der Politik, des Gewerkschafts- und Genossenschaftswesens —, ihre Kräfte der Vorwärtsbewegung der Gesamtheit zu weihen sich entschlossen haben. Es war ein Fehler, daß man vor ungefähr fünf Jahren in gewissen sozialistischen Kreisen die stärkere Annäherung an den kritischen Philosophen in den Ruf kleidete: Zurück zu Kant! Dieser Ruf war berechtigt, als er vor etwa 4 Jahrzehnten in der philosophischen Welt erscholl; denn da-

¹⁴⁾ „Zum Gedächtnis Kants“, Artikel in der Zeitschrift „Deutsche Schule“ (Leipzig, Altmhardt) 1904, Heft II. S. 20.

¹⁵⁾ F. Staudinger, Ethik und Politik. 1899. S. 159.

mals hatte die allgemeine Philosophie in der Tat es nötig, von der spekulativen Ueberschwenglichkeit und dem weltfremden Dogmatismus der Fichte-Schelling-Hegelschen Periode zurückgerufen zu werden, zurück zu dem besonnenen Kritizismus des Königsberger Denkers. Auf dem sozialen Gebiete aber darf es für die Menschheit, theoretisch wie praktisch, kein „Zurück!“, darf es nur ein „Vorwärts!“ geben. Nicht „Zurück von Marx zu Kant!“ soll deshalb unsere Forderung lauten, sondern „Vorwärts mit Marx und Kant!“, vorwärts zu klarer theoretischer Erfassung des sozialen Geschehens wie des sozialen Zieles, vorwärts auch zu dem entsprechenden Handeln!

Literarische Anzeigen.

129. Auf Java und Sumatra. Streifzüge und Forschungsreisen im Lande der Matogen von Dr. K. Giesenbagen, Professor der Botanik an der Universität München. Mit 16 farbigen Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Texte, sowie einer Kartenbeilage. Leipzig. B. G. Teubner. 1902. X, 270 S. Ganzleinen originell geb. Mk. 10.

Dieses Buch ist ganz prächtig zu lesen. Wer Sinn hat dafür, sich wenigstens durch Schilderungen in ferne Länder versetzen zu lassen, der findet hier einen Führer, der ihm fremdes Leben so eindringlich abkonterfeit, daß er förmlich selbst alles miterlebt zu haben glaubt, wenn er mit dem Buche fertig ist.

130. Sommerbuch. Altweimariſche Geſchichten von Helene Böhlau (Frau al Naſchid Bey). Berlin. J. Fontane & Co. 1903. 224 S.

131. Die Kristallfugel. Ein altweimariſche Geſchichte von Helene Böhlau (Frau al Naſchid Bey). Berlin. E. Fleiſchel & Co. 1903. 135 S.

Die liebenswürdige Verfaſſerin zeigt auch in dieſen Büchern alle ihre Vorzüge. Es geht durch ihre Schriften eine leuchtende Wärme. Gerade die beiden hier angezeigten gehören vielleicht zu ihren beſten.

132. Sebald Soefers Pilgerfabrt. Ein Roman von G. Duckama Knoop. Leipzig. Juſel-Verlag. 1903. 541 S.

Ein ſeltſamer Roman, der aber nicht an des Verfaſſers frühere, ſo bedeutſame Bücher heranreicht. Der Verfaſſer hat bis zu dieſem Buche nicht allein durch eine vornehme Einfachheit des Stiles, ſondern auch der Einſtandung ſich ausgezeichnet. Hier verſucht er einen krauſen Einſall dichterisch zu verwerten. Es gelingt ihm aber nicht völlig und ſagt ſcheint es, als ob die Kompliziertheit des Stoffes auch die ſonſt kläſſiſche Simplicität des Stiles beeinträchtigt hätte. Doch iſt das Buch hochinteressant und verleugnet nicht den geistreichen und gedankenvollen Verfaſſer.

133. Macht. Ein ſoziales Schauſpiel in vier Akten von J. Wiegand. Berlin. E. Fleiſchel & Co. 1903. 164 S. Mk. 2.

Der Verfasser ist unseres Wissens bisher nicht bekannt. Er tritt gleich mit einem Drama in die Literatur, das in seinem Problem sehr anspruchsvoll ist. Daß der Verfasser dabei in Ehren besteht, ist schon genug und ein Zeichen dafür, daß etwas in ihm steckt. Das Stück ist auch bereits aufgeführt worden und hat Beifall errungen.

134. Hans der Träumer. Von Rudolf Huch. Leipzig. Insel-Verlag. 1903. 383 S. Mk. 4.

Mit einer schönen Begabung gibt der Verfasser das Lebensbild eines stillen scheuen Menschen, den das Leben hart anfaßt, weil er nicht hart zuzugreifen versteht. Der Roman ist sehr lesenswert.

135. Die Treulosen. Roman von Karl von Verfall. Berlin. E. Fleischel & Co. 1903. 314 S. Mk. 4.

Ein flotter, interessanter Roman, bei dessen Lektüre man sich vorzüglich unterhält und der doch nicht bloß wohlschmeckendes Lesefutter ist.

136. Deutsche Schriften. Von Paul de Lagarde. Vierte Auflage. (Fünftes bis siebentes Tausend.) Gesamtausgabe letzter Hand. Mit einem Bildnis des Verfassers. Göttingen. Rüber Horstmann. 1903. 420 S. Mk. 4.

Daß nun von de Lagardes „Deutschen Schriften“ schon die 4. Auflage erschienen ist, muß unsere Freude erwecken. Wenn auch der originelle Mann bisweilen unseren heftigen Widerspruch erweckt, er ist doch so fesselnd und anregend, daß seine Lektüre immer genussreich bleibt. Er darf auch wohl einer der selbständigsten und eigenartigsten Stilkünstler genannt werden.

137. Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntnis von David Friedrich Strauß. Volksausgabe in unverfälschter Form. 16. Auflage. Bonn. Emil Strauß. 1904. 116 S. Mk. 1.

138. Das Leben Jesu. Für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß. Volksausgabe in unverfälschter Form. 13. Auflage. Bonn. Emil Strauß. 1904. 1. Teil 164 S., 2. Teil 162 S. Mk. 2.

Diese billigen Neuauflagen sind schon deshalb zu begrüßen, weil durch sie Bücher, die für die geistige Entwicklung des deutschen Lebens im 19. Jahrhundert von großer Wichtigkeit waren, allgemeiner zugänglich werden.

139. Im Spinnenwinkel. Roman aus einer kleinen Stadt von Georg Meißner. Berlin und Leipzig. Schuster & Poeschl. 1903. 322 S.

Das ist wohl einer der besten deutschen Romane der letzten Jahre. Wie in einer kleinen Stadt, in einem recht verlorenen und verstaubten Winkel, die Fäden zwischen zwei Menschen sich hin- und herspinnen, bald stärker, bald schwächer werden, bis sie endlich reißen, das hat der Verfasser sehr reizvoll darzustellen gewußt. Der Verfasser hat noch verhältnismäßig wenig veröffentlicht, aber dieses wenige ragt sehr hervor aus dem Strome der täglichen Produktion.

140. Im dunkelsten Wien. Von Max Winter. Umschlag von Emil Ranzenhofer. 1.—5. Tausend. Wien und Leipzig. Wiener Verlag. 1904. 152 S.

Der Verfasser dieses Büchleins ist Lokalredakteur der Wiener „Arbeiter-Zeitung“. Als solcher hat er, wie vielleicht kein zweiter, diese Stadt durchforstet nach allen Richtungen hin. Es ist ihm oft gelungen, die Behörden zu täuschen und unter allerlei Verkleidungen die Dinge durch eigenste Beobachtung kennen zu lernen. Einen Ausschnitt aus den vielen, vielen Beobachtungen, die der Verfasser schon gemacht und in der „Arbeiter-Zeitung“ in vortrefflichen Skizzen veröffentlicht hat, gibt das vorliegende Büchlein. Sein bester Vorzug ist wohl die schlichte Wahrheitsliebe, die unbestechliche Rechtschaffenheit des Verfassers. Schmucklos fast und vielleicht gerade dadurch so wirkungsvoll erzählt er uns seine Erlebnisse. Das Buch wird seinen Weg machen und den Namen des Verfassers, der in der Wiener Journalistik einen guten Ruf seit lange hat, auch in weiteren Kreisen bekannt machen.

141. Mein Lieberbuch. Von Karl Hendell. Ausgewählte Gedichte. I. Mit Bild des Dichters. Leipzig und Berlin. K. Hendell & Co. X, 200 S.

142. Neuland. Von Karl Hendell. Ausgewählte Gedichte. II. Leipzig und Berlin. K. Hendell & Co. V, 161 S.

In zwei geschmackvoll ausgestatteten Bändchen gibt der Dichter eine kleine Auswahl seiner Gedichte, aus denen sich sehr wohl seine Eigenart erkennen läßt. Es lohnt der Mühe, sich in die zwei zierlichen Büchlein zu versenken.

143. Aufwand und Erfolg der Mittelschule vom Standpunkte der Mutter. Vortrag, gehalten am 25. Jänner 1904 von Marianne Hainisch. Wien. J. Deuticke. 1904. 27 S.

Die allbekannte und allverehrte Frau, die hier ein kräftiges Wort für die Reform der Mittelschule spricht, stellt sich auf den Standpunkt der Mutter, die vor allem anderen ihre Kinder gesund erhalten will. Sie vertritt diese mütterliche Anschauung, wie wir nicht verhehlen wollen, mit einer gewissen Einseitigkeit, deren volle Berechtigung aber ohne weiteres anerkannt werden soll. Es wäre zu wünschen, daß es den Müttern gelänge, die Beachtung der physischen Entwicklung der Schüler in der Mittelschule mehr in den Vordergrund zu schieben. In der Tat sind die Gefahren eines pedantisch-schematischen Schulbetriebes heute sehr groß.

144. Vorträge und Besprechungen über das Wesen der Begriffe (Iwardowski, v. Kralik, Kreibitz, v. Sternck). **Ueber die Axiome der Geometrie** (Gerstel). **Natur und Kulturwissenschaft** (Wenzel). **Ueber die Beeinflussung subjektiver Gesichtsempfindungen** (Urbantschitsch). Leipzig. J. A. Barth. 1903. 139 S. Mk. 3.60. (Wissenschaftliche Beilage zum sechzehnten Jahresbericht, 1903, der Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien.)

Dieser Jahresbericht der Wiener Philosophischen Gesellschaft legt einen schönen Beweis von der regen und wertvollen Tätigkeit dieser Vereinigung ab. Es sind lauter tüchtige Männer, deren in dem Verzeichnis gehaltenen Referate hier abgedruckt sind.

145. Musterbilder und Künstlermappen. Herausgegeben vom Kunstwart. München. Georg D. W. Callweg.

Von diesen Sammlungen liegt wieder eine größere Reihe vor, aus der besonders hervorzuheben seien die Heilige Nacht von J. v. Uhde, Philipp IV. von Valasquez, Georg Gipe von Hans Holbein d. J., Die unbesiegte Empirangnis von Murillo, Der Morgen und der Abend von Claude Lorrain, Sog. van der Geest von Wandyck, Die Künstlerwerkstatt von A. van Ostade, Himmelfahrt der Maria von Tizian, Edymion von Hans Thoma, Selbstbildnis von 1658 von Rembrandt, Der heilige Hieronymus von L. Cräch d. Ne., Bildnis eines älteren Herrn von Holbein d. J., Hendrickje Stoffels von Rembrandt, Rembrandt-Mappe, Holbein-Mappe, Alfred Mehel: Auch ein Totentanz, Moriz von Schwind: Die schöne Melusine und das Märchen von den sieben Raben, Friedrich Preller d. Ne.: Nordische Landschaften, Bilder zur Ilias und Bilder zur Odyssee. Der Preis eines Meisterbildes beträgt 25 Pfg., der Preis einer Mappe, je nachdem, Mk. 1½ bis 3. Was geboten wird, ist allerersten Ranges. Das sind wirklich Volksbildungsmittel der besten und edelsten Art. Ihre Massenverbreitung läge im höchsten Kulturinteresse.

146. Der König aller Sünder. Von Laurids Bruun. Roman. Stuttgart. Axel Juncker. 1904. 339 S. Mk. 4.

147. Die Krone. Von Laurids Bruun. Roman. Stuttgart. Axel Juncker. 1904. 212 S. Mk. 3.50.

Der Name des Verfassers ist bisher in Deutschland nicht bekannt gewesen. Er führt sich durch diese beiden historischen Romane gleich sehr gut ein. Es sind freilich nicht historische Romane in der bisher üblichen Form. Sie haben einen eigentümlichen Charakter. Der Verfasser ist eine starke künstlerische Natur. Sein Landsmann Hermann Bang sagt von ihm: „Es ist stets eine reiche Freude, den Leser auf eines jener seltenen Werke hinzuweisen, die von dem ersten Tage ihres Entstehens das unauslöschliche Gepräge des Dauernden tragen — und es gibt keine unerlässlichere Pflicht als diese: sich grüßend neigen vor dem Werk, auf welches große Begabung ihren glücklichen und siegreichen Stempel drückte.“ Diesen Worten schließen wir uns ganz an. Wir zweifeln auch nicht, daß der Name Bruun bald auch in Deutschland einen guten Klang haben wird.

148. Von Dresden bis Münchengräß. Von Friedrich Regensberg. Mit Illustrationen und zwei Karten von Georg Lebrecht. 4. Auflage. Stuttgart. Franckh. 1903. 78 S. Mk. 1.

149. Königgräß. Ein Schlachtenbild von Fr. Regensberg. Mit Illustrationen von R. Gutschmidt, zwei Karten und einigen

an Ort und Stelle aufgenommenen Ansichten von L. Burger. 11. Aufl. Stuttgart. Franckh. 1903. 96 S. M. 1.

150. Cusizza und die Verteidigung von Südtirol 1866.

Von Friedr. Regensberg. Mit Illustrationen von Georg Lebrecht und zwei Karten. 1. Aufl. Stuttgart. Franckh. 1904. 126 S. M. 2.

Diese drei Bändchen liefern flottgeschriebene Bilder aus der Geschichte des Jahres 1866. Der niedrige Preis, die nette Ausstattung, die historische Genauigkeit empfehlen sie dem Publikum, zumal sie eine Zeit behandeln, die für die Entwicklung der Geschichte Europas von besonderer Wichtigkeit war.

151. Die städtische Bodenfrage. Eine Uebersicht von Dr. K. v. Mangoldt. Göttingen, bei Vandenhoeck & Ruprecht. 1904. 30 S. 50 Pfennig.

Diese Schrift, einem Vortrag vor dem Verbandstag der deutschen Mietervereine zu Dresden entsprossen, gibt in knappen Zügen in sehr verständlicher Form das Wesentliche der Bodenfrage in Beziehung zur Wohnungsfrage. Sie ist das 8. Heft der Sammlung der Schriften des Vereines Reichswohnungsgesetz, der ja auch die Anregung zu einem Wohnungskongreß in Frankfurt a. M. für den Herbst 1904 gegeben hat. Die kleine Schrift vermag manche Aufklärung in weite Kreise zu tragen und sie wird deshalb in Partien von 20 und mehr Exemplaren erheblich unter dem Ladenpreis abgegeben. M. M.

152. Die Juden als Rasse. Von Dr. J. M. Judd. Eine Analyse aus dem Gebiete der Anthropologie. Mit 24 Abbildungen, 1 Karte und mit im Text abgedruckten Tabellen. Deutsche Ausgabe. Berlin. Jüdischer Verlag. IV, 243 S.

Das bedeutende Werk hat sechs Abschnitte: I. Die Juden als Rasse im Lichte der herrschenden Anschauungen. II. Daten aus der physischen Anthropologie der Juden. III. Der Einfluß des Milieus auf den physischen Typus der Juden. IV. Die Rassenmischung der Juden in der vorchristlichen Epoche. V. Die Rassenmischung der Juden in der Zeit der Diaspora. VI. Schlußfolgerungen. — Das Buch hat entschieden wissenschaftlichen Wert. Der Verfasser kommt zu teilweise ganz neuen Ergebnissen, die für das Studium der Rassentheorien von großer Bedeutung sein können. Auf alle Fälle ist die große Gelehrsamkeit des Verfassers und seine Genauigkeit und Unbefangenheit nach jeder Richtung hin anzuerkennen.

153. Junge Haren. Eine Sammlung jungjüdischer Gedichte. Herausgegeben von Berthold Feiwel. Berlin. Jüdischer Verlag. 76 Seiten.

Eine Anthologie nationaljüdischer, zum größten Teil zionistisch gesinnter Dichter. Es sind vielfach unbekannte Namen, die uns da begegnen. Es sind vertreten: Otto Abeles, Mathias Acher, Israel Auerbach, Max Barber, Richard Beer-Hofmann, S. M. Blalik, J. C. Boruchowitsch, Martin Buber, Adolf Donath, Berthold Feiwel, Max Fleischer, Martin Friedländer, Ephraim Grisch, S. Frug, Georg Hirschfeld, Ignaz Kohn, Anselm Lutwak, J. P. Perez, Leo Rafaeles, Abraham

Reijen, Morris Rosenfeld, Hugo Salus, Siegmund Werner, Karl Wolfskehl, Israel Zangwill, Theodor Zlocisti, Stefan Zweig. Viele Gedichte sind aus dem Jargon vom Herausgeber übersetzt. Es ist viel starke und echte Poesie in dieser Sammlung. Dumpfer Gegenwarts-schmerz und jauchzende Zukunftshoffnung quillt aus diesen Blättern, die, abgesehen von ihrem künstlerischen Wert, eine gewisse kultur-geschichtliche Bedeutung haben. Wer nicht gerade ein verbohrtter Antisemit ist, wird sie mit Interesse lesen, und jeder Edle wird von sympathischen Reizungen ergriffen werden, wenn er diese echten Herzenstöne vernimmt.

154. Schauen und Glauben von Henry Thode. 1. bis 3. Tausend. Heidelberg. C. Winter. 1903. 15 S. 40 Pf.

155. Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern? Vortrag, gehalten am 13. Februar 1903 in der Philharmonie zu Berlin. 1. bis 3. Tausend. Heidelberg. C. Winter. 1903. 31 S. 40 Pfennige.

Henry Thode gehört heute zu den angesehensten und populärsten Professoren in Deutschland. Sein Fach der Kunstwissenschaft ist ja das auch nichtakademische Kreise am meisten beschäftigende, aber er hat sich neben seinem wissenschaftlichen Forscherberuf, dessen Früchte er uns in seinem großen Werke über Franz von Assisi und Michelangelo geschenkt hat, im besondern eine soziale Aufgabe gestellt. Sein Glaube, daß für die deutsche Volksseele ein Weg durch die Kunst zu Religion und Kultur führe, hieß ihn seine Kräfte in den Dienst weiterer Kreise zu stellen, um an der Verbreitung deutscher Ideale zu arbeiten. In „Schauen und Glauben“ deutet der Verfasser die Zeichen der Zeit in Dichtung, Tonkunst und bildenden Künsten als Symptome einer Zeit des Verfalls: „Charakteristisch gerade für Verfallzeiten ist der hochmütige Wahn, jetzt erst gewinne die Kunst ihre volle Freiheit . . .“ Eine große Kulturepoche liegt nach Beethoven, Goethe, Richard Wagner abgeschlossen hinter uns. Nach dieser Periode des Schauens liegt die Zukunft und Lösung aller ihrer Fragen in einer Periode des Glaubens: „Erkennen und verehren wir, was wir besitzen! Der Weg ist uns gewiesen: er führt vom Schauen zum Glauben!“

Dem reichen Inhalt des zweiten Hestes wird der Titel „Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern?“ nicht genügend gerecht. Der Verfasser greift zurück bis auf die Tragödie der Hellenen und erklärt die Kunstformen früherer Zeiten und ihr Entstehen aus dem Wesen der Völker. Durch die gesetzmäßige Verbindung der Künste wird die vollkommenste Kunstform von Richard Wagner erreicht. Wie ist nun dieser zu feiern? Durch eine „Feier des Genies der Dichtkunst und der Tonkunst der christlichen Epoche überhaupt, und Richard Wagner würde in ihr, wie er es in seinen Schriften getan, alle ihm vorangegangenen Meister mit sich ehren“. Zum Schlusse gibt der Verfasser ein schönes Programm für ein Richard Wagner-Gedenkfest.

156. Kunst, Religion und Kultur. Ansprache an die Heidelberger Studentenschaft, gehalten bei der anläßlich seiner Ablehnung des Rufes an die Berliner Universität veranstalteten Feier von Henry Thode. Heidelberg. C. Winter. 1901. 15 S. 60 Pf.

Die Worte des berühmten Kunsthistorikers verdienen wegen ihres pädagogischen Wertes besonders unter der deutschen Jugend weiteste Verbreitung. Die Rede zeigt, wie die Kunst uns aus der modernen Philosophie des Pessimismus heraus zu besseren Idealen zu führen geeignet ist.

157. Einheiten und Relationen. Eine Skizze zur Psychologie der Apperzeption von Theodor Lipps. Leipzig. J. A. Barth. 1902. IV, 106 S. Mk. 3.60.

Diese Schrift und desselben Verfassers Buch „Vom Fühlen, Wollen und Denken“ (derselbe Verlag) gehören zusammen. Dieses will die reiche Mannigfaltigkeit der Gefühle und Gefühlsmodifikationen aufzeigen. Da Gefühle nichts Selbständiges sind, sondern Begleitererscheinungen der psychischen Vorgänge, Bewußtseins Symptome ihrer Eigenart und Beziehungen, insbesondere Begleitererscheinungen des Apperzipierens, Wollens und Denkens, so ergibt es sich von selbst, daß die Skizze der Gefühlstheorie zugleich eine Skizze der Lehre vom Apperzipieren, Wollen und Denken wird. Das „Streben“ tritt sogar in die Mitte der Betrachtung. Die Gefühle, von denen einige Psychologen einzig und allein zu berichten wissen, nämlich Lust und Unlust, stehen, als Färbungen, die alle Gefühle annehmen können — nicht am Anfang, sondern am Schluß. Die Skizze will genommen sein als einheitliches Ganzes, in dem alles mit allem innerlich zusammenhängt: Sie erstrebt Vollständigkeit in den Grundzügen. Auch das Pathologische ist hereingezo-gen.

158. Das Problem der Willensfreiheit in der neuesten deutschen Philosophie von Dr. Leo Müffelmann. Leipzig. J. A. Barth. 1902. IV, 116 S. Mk. 3.60.

Der Verfasser schlägt einen ganz neuen Weg bei der Behandlung des noch immer nicht zu Ende geführten Problems der Willensfreiheit ein. Es wird hier zum erstenmal versucht, durch eine kritische Betrachtung der gesamten modernen Literatur über die Freiheitsfrage und durch eine kritische Analyse der Freiheitsanschauungen fast aller modernen Denker zu einem Resultate über die Freiheit zu kommen. Und durch diese Beleuchtung der Freiheit von allen nur möglichen Seiten stellt sich die Lösung des Problems der Willensfreiheit als eine sehr einfache dar. Als Grundlage ergibt sich für den Verfasser der Determinismus. Zugleich bietet die vorliegende Schrift einen Ueberblick über die gesamte Literatur zur Freiheitsfrage, wie er trotz des dringendsten Bedürfnisses in keinem anderen Werk sich findet. Sie wird damit zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für jede Orientierung über das Problem der Willensfreiheit.

159. Aus den letzten Jahren. Memoiren von Géz a Mattachich. Leipzig. Kultur-Verlag. 1904. 207 S.

Das Schicksal Mattachichs, das so eng verknüpft war mit dem der Prinzessin Luise von Sachsen-Koburg-Gotha, ist weitesten Kreisen bekannt geworden durch die Aktion, die die Wiener „Arbeiter-Zeitung“, unterstützt durch den Abg. Daszynski im Parlamente, eingeleitet hat und deren unmittelbare Folge die Begnadigung Mattachichs war. Wie

schade, daß der gewesene Oberlieutenant so gar keine schriftstellerische Begabung hat. Er hätte leicht ein Buch zusammenstellen können, das durch den gebotenen Stoff wirklich ein interessantes Kulturdenkmal hätte werden können. So haben wir leider nur in dem Buche ein ungeschicktes Stammeln vor uns. Leiblich interessant ist noch die Schilderung seiner Gefangenschaft in Möllersdorf.

160. Thomas Hodgskin (1787—1869) par Elie Halévy. Paris. Société nouvelle de librairie et d'édition. 223 S. Fr. 2.50.

Th. Hodgskin, zuerst Seeoffizier, dann Journalist und Schriftsteller, hat eine Reihe ökonomischer und sozialer Arbeiten geschrieben, die gewiß der Beachtung sehr wert sind. Ob des Verfassers Behauptung, daß K. Marx seine Ideen aufgenommen und weitergebildet hat, festgehalten werden kann, ist doch sehr zweifelhaft. Marx hat so viele seiner Vorgänger mit Anerkennung genannt, daß es gar nicht einzusehen wäre, warum er gerade Hodgskin hätte verschweigen sollen. Er war ja unter ihnen gewiß nicht der bedeutendste. Außerdem hat er sich, soweit er überhaupt sozialistische Ideen hatte, späterhin so sehr von ihnen abgewendet, daß er nicht für einen Sozialisten angesprochen werden kann. Immerhin ist die Arbeit als eine sorgfältige Zusammenstellung des Materials sehr dankenswert.

161. Friedrich Nietzsche und die Religion. Vier Vorträge von Dr. phil. Fr. Kittelmeyer, Pfarrer in Nürnberg. Ulm. Heinrich Kerler. 1904. 95 S. Mk. 1.80.

Diese kleine Schrift gehört wohl zu den besten und inhaltsreichsten, die über Nietzsche geschrieben worden sind. Der Verfasser, ein gläubiger Christ, weist in liebevoller Verlenkung in das Wesen Nietzsches nach, daß dessen Urgrund tiefe Religiosität ist, wenn man das leidenschaftliche Sehnen nach Erkenntnis so nennen kann, und sehr wohl kann der nichtdogmatische Gottesgläubige in dem Drängen nach dem Urgrunde alles Seins Religiosität erblicken.

162. Neclams Universal-Bibliothek: Der Krieg um den Wald. Eine Erzählung von Moriz Hartmann. 178 S. 48 h. Mein Onkel Don Juan. Eine Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert von Hans Hopfen. Neue vom Verfasser durchgesehene Ausgabe. 387 S. 96 h. Nimbus. Drei lose Blätter von Wagh. 87 S. 24 h. — Wie Po-Ta unter die Rebellen kam. Ein komischer Roman von Shi Kai Nyan. Aus dem Chinesischen übersetzt von Maximilian Korn. 109 S. 24 h. — Die Reden Kaiser Wilhelms II. in den Jahren 1896—1900. Gesammelt und herausgegeben von J. Penzler. 256 S. 72 h.

163. Die Krise des Dualismus und das Ende der Realistischen Episode in der Geschichte der Habsburgischen Monarchie. Eine politische Skizze von Rudolf Springer. Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1904. K 1.50.

Es liegt hier ein erweiterter Separataabdruck jener Artikel vor, die im XXIII. Jahrgang der „Deutschen Worte“ in Nr. 11 und 12 erschienen sind.

164. Japan. Land und Leute. Von J. Hitomi. Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal. Mit 10 Illustrationen und einer Karte. Berlin. Eisenach. Leipzig. Hermann Hillger. 112 S. 30 Pf. (Hillgers illustrierte Volksbücher. Eine Sammlung von gemeinverständlichen Abhandlungen aus allen Wissensgebieten. Nr. 2.)

Eine kurze, gute und billige Orientierung über Japan.

165. Die „Wilden“. Aus dem Leben der Odeßjaer Hafenarbeiter von Armen. Einzig berechtigte Uebersetzung von Julie Goldbaum. Dresden und Leipzig. H. Minden. 206 S. Mk. 2.

Der Verfasser, ein Journalist in Odeßja, hat sich in diesen realistischen Skizzen als ein echter Poet erwiesen. Die Schilderungen haben nicht bloß einen Wert für den Tag, sie verdienen gesammelt und übersezt zu werden.

166. Nachmann Krochmal, ein Segelianer. Von Dr. J. P. Pandau. Berlin. E. Calvary & Co. 1904. 69 S. Mk. 1.50.

Nur ganz speziellen Fachleuten dürfte der Name, der an der Spitze des Titels steht, bekannt sein. Der Verfasser hat sich ein Verdienst erworben, indem er in einer gedrängten Darstellung die nicht geringe geistige Leistung eines fast Unbekannten schildert. Es fällt ein eigentümlich helles und warmes Licht auf das geistige Ringen der östlichen Judentum, denn Krochmal ist keine vereinzelte Erscheinung.

167. Aufgaben der Gemeindepolitik. („Vom Gemeindegemeinschaftssozialismus“.) Von Adolf Damaschke, Vorsitzender des Bundes der deutschen Bodenreformer. Fünfte, wesentlich erweiterte Auflage. Dreizehntes bis zwanzigstes Tausend. Jena. G. Fischer. 1904. XII, 288 S. Mk. 1.50.

Dieses ganz vortreffliche Buch, dessen stets neue Auflagen schon das günstigste Vorurteil erwecken, muß nicht allein jeder Politiker lesen und studieren, es sollte sich vornehmlich auch in den Händen aller befinden, die sich mit aktiver Gemeindepolitik zu befassen haben. Es ist für sie unentbehrlich.

168. Gräfin Julie. Einige Kapitel Liebeswahnsinn von August Weißl. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 1903. 200 S. Mk. 2.

Dieser Roman wurde in Oesterreich konfisziert. Vergeblich fragt man sich, warum. In der Tat gibt er eine eindringliche Darstellung der verheerenden Macht einer sinnlosen Sinnesleidenschaft und soweit gewagte Situationen vorkommen, fließen sie mit Notwendigkeit aus der Handlung und sind organische Bestandteile der Dichtung. Der Roman ist ohne Zweifel eine starke Talentprobe.

169. Oesterreichisches Staatswörterbuch, herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von den Professoren Dr. Ernst Wiskler, Universitätsprofessor in Graz, und Hofrat Dr. Josef Ubrich, Universitätsprofessor in Prag. 2., wesentlich vermehrte und umgearbeitete Auflage. Wien, Alfred Hölder. 1904.

Welch dringendem Bedürfnisse die Herausgabe des „Oesterreichischen Staatswörterbuches“ entgegenkam, welche allseitige Würdigung dieses Handbuch des gesamten österreichischen öffentlichen Rechtes fand, zeigt

der Umstand, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit eine neue Auflage notwendig erscheint. Die soeben ausgegebene 1. Lieferung des auf 20 Lieferungen mit je 10 Bogen veranschlagten Werkes enthält die Artikel: Abfahrtsgehd, Abfindung und Verpachtung, Abgaben, Abrechnungssstellen, Adelsrecht, administrative Erkenntnisse in Militärsachen, Advokatur, Agenten, und vom Artikel Agrarverfassung die Abschnitte: Grundherrschaft, Urbarial- und Untertänigkeitsverhältnisse, Grundentlastung, Ablösung und Regulierung der Servituten, sowie den Beginn des Abschnittes Agrarische Gemeinschaften. In der ersten Auflage umfaßten diese Artikel 36 Seiten gegen 80 in der zweiten; man sieht also schon in der ersten Lieferung, daß eine wesentliche Erweiterung der einzelnen Artikel stattgefunden hat. Das Mitarbeiterverzeichnis umfaßt etwa 150 der besten Namen aus der Theorie und Praxis des österreichischen Staats- und Verwaltungsrechtes.

Die zweite Hälfte der ersten Lieferung bringt den Schluß des Sammelartikels „Agrarverfassung“ mit Erörterungen über Höferecht, Auerbenrecht, Rentengüter und Bauernschutz, sowie in einem interessanten Anhang: „Immobilienrecht und Agrarverfassung in Bosnien und der Herzegowina.“ Weiter sind in dieser Lieferung enthalten die Artikel Akademien, Aktiengesellschaften, Altkatholiken, Amortisationsgesetze, Amtsdelikte, Anklage, Anliegerrechte, Antrags- und Ermächtigungsdelikte, Apotheken. Sodann beginnt in dieser Lieferung der umfangreiche Sammelartikel „Arbeitsrecht“, welcher die zum allgemeinen Teile dieses modernen Gebietes gehörigen Materien behandelt und in dieser Form eine allen Fachmännern erwünschte Zusammenfassung dieser in zahlreichen Einzelvorschriften und Gesetzen zerstreuten, schwierigen Materie bildet; und zwar wird dieser Sammelartikel mit einer allgemeinen Uebersicht des Stoffes und dem Artikel „Arbeitsvertrag“ eröffnet. Die Darstellung in einem Sammelartikel ist neu und bisher noch nicht versucht worden.

170. Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafteu, des Falscheu und des Häßlicheu. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Von Gustav Wustmann. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1903. XX, 473 S. Ganzleinen Mt. 2.50.

Diese neue Auflage tritt in dem Augenblick auf den Markt, wo die Einführung einer einheitlichen Rechtschreibung weite Kreise veranlaßt hat, sich mit Sprachdingen zu beschäftigen. So dankenswert es aber ist, daß endlich auf diesem Gebiet eine feste Ordnung angestrebt wird, so handelt es sich dabei doch nur um eine Aeußerlichkeit; viel wichtiger, als orthographisch richtig zu schreiben, ist es, seine Gedanken richtig auszudrücken, seine Muttersprache klar und verständig zu handhaben und ein Gefühl dafür zu haben, was schön und was häßlich ist, was lebendig und was papieren. Aber darüber sind die Leute vielfach im Unklaren; in allen Stilfragen herrscht große Unsicherheit und Verwirrung — hier hat der Staat noch nicht mit väterlicher Hand eingegriffen; in den Schulen lernt man vieles und

alles, nur nicht die Geleise seiner Muttersprache — die zu suchen überläßt man jedem Einzelnen! Aber wieviel Menschen sind imstande, sich in dem Gestrüpp und Unkraut zurecht zu finden, das jedes Jahr neu aufsprießt im deutschen Sprachgarten? Es bedarf eines kundigen und sicheren Führers, und das will dieses kleine Buch sein.

Es ist auch in dieser dritten Auflage wieder vielfach verbessert und vermehrt worden. Einzelne sprachgeschichtliche Irrtümer sind beseitigt, einzelne Regeln richtiger gefaßt worden. Einige Abschnitte sind neu hinzugekommen, in den bisherigen hier und da neue Beispiele zugelegt, die Modewörter um einige der auffälligsten aus den letzten Jahren vermehrt worden. Unverändert geblieben ist aber auch diesmal wieder die berbe, deutliche und bestimmte Sprache des Buches. Mit Entscheidungen, wie sie manche andere geben: ja, das läßt sich schwer sagen, schließlich ist beides richtig — oder: ja, im Grunde ist keins von beiden schlechthin zu verwerfen — mit solchen unsicheren, ängstlichen, achselzuckenden Auskünften ist Leuten, die Belehrung in Sprachdingen suchen, nicht gebient. Wenn ihnen solche Weisheit genügte, so würden sie nicht streiten und nicht um Entscheidung bitten. Aber auch der Sprache selber ist nicht damit gebient. Denn entweder handelt sichs um offenbare Fehler — dann entscheidet einfach die Sprachgeschichte und der Sprachgebrauch. Oder es handelt sich um zweifelhafte und schwankende Fälle, dann kommt zur Sprachgeschichte und zum Sprachgebrauch ein drittes Entscheidungsmittel: der gute Geschmack. Und er allein, weder die Sprachgeschichte noch der sonst so gern zu Hilfe gerufene tyrannus Sprachgebrauch hat zu entscheiden, wenn sichs um ästhetische, um Stilfragen handelt, um die eigentliche Sprachkunst.

Die „Sprachbummheiten“ sind kein Sprachknecht, der auf jede grammatische oder stilistische Frage die gewünschte Antwort bereit hat, sondern ein Buch für denkende Leser, das im Zusammenhange studiert und gehörig verarbeitet sein will. Wer Nutzen davon haben will, muß sich den Geist des Buches zu eigen machen. Gewiß soll es auch der herrschenden Fehlerhaftigkeit und Unsicherheit unseres Sprachgebrauchs steuern, aber vor allem soll es doch das Sprachgefühl schärfen und dadurch das Aufkommen neuer Fehler verhüten, und seine Hauptaufgabe ist eine ästhetische: es soll der immer ärger werdenden Steifheit, Schwerfälligkeit und Schwülstigkeit unserer Sprache entgegenarbeiten und ihr wieder zu einer gewissen Einfachheit und Natürlichkeit verhelfen, die, gleichweit entfernt von Gassenprache wie von Papierdeutsch, die Freiheit einer feineren Umgangssprache mit der Gelegemäßigkeit einer guten Schriftsprache vereinigt.

Man hat sich anfangs vielfach feindlich gegen das Buch gestemmt, und so ist es gekommen, daß es in viele Hände, die es recht notwendig brauchten, überhaupt nicht gekommen ist, daß viele meinen, für sie sei das Buch nicht bestimmt, sie könnten daraus nichts lernen. Das gilt nicht bloß von dem großen Haufen derer — im Zeitungsgewerbe zählen sie nach Tausenden —, für die alle Sprachweisheit mit dem Worte Orthographie erschöpft ist, die sich unter „richtig schreiben“ gar nichts anderes denken können als orthographisch richtig schreiben. Auch

bei solchen, die das Buch mit Freuden als einen wertvollen Kampfgenossen hätten begrüßen sollen, hat es vielfach umsonst angellopft, nur weil man sich nicht wollte „schulmeistern“ lassen.

Es ist aber auch heute noch ein ebenso notwendiges Hilfsmittel wie je zuvor.

Im ganzen sind unsere Sprachzustände nicht besser, sondern schlimmer geworden. Fehler und Geschmacklosigkeiten, auf die das Buch vor zwölf Jahren als neu auftauchende hingewiesen hat, haben sich inzwischen festgesetzt und werden schwerlich wieder ganz zu beseitigen sein. Aus unserem Sprachelend werden wir nicht eher herauskommen, als bis wir einen ordentlichen deutschen Unterricht haben. Solange es keinen planmäßigen deutschen Sprachunterricht gibt, solange die, die in Zukunft vor der Nation das Wort und die Feder führen sollen, für die Auszubildung hierzu auf sich selbst und den Zufall angewiesen bleiben, solange ist keine Besserung zu erwarten. Bis zum Ueberdruß ist in den letzten Jahren von der „künstlerischen Erziehung“ des Volkes geredet worden. Dabei denkt man aber immer nur an die bildenden Künste und vielleicht ein wenig an die Musik. Daß die höchste und wichtigste Kunst die Kunst der Sprache ist, und daß die ganz darnieder liegt, das sieht man gar nicht.

Dieses Buch wird manchem die Augen dafür öffnen, wo es fehlt: es wird Liebe zu unserer Muttersprache erwecken und jeden, der sich mit ihm beschäftigt, dazu führen, über sie nachzudenken und ihren Schönheiten nachzugehen. Es ist kein trockenes Lehrbuch, im Gegenteil, es ist frisch und unterhaltend geschrieben, und wenn es auch auf der einen Seite etwas Geistesarbeit verlangt, so ist es auf der anderen doch höchst ergötlich; man wird bei manchem stutzen, bei manchem sich vielleicht etwas schämen, aber bei vielem gerade herauslachen. Möge es vielen Freude bereiten — ohne Nutzen wird es keiner aus der Hand legen.

171. Ist das Tier unvernünftig? Neue Einblicke in die Tierseele von Dr. Th. Zell. Stuttgart. Franckh. 198 S. Mk. 2.

Die besten und ältesten Freunde des Menschen, seine ersten und wirksamsten Gehilfen und Mittel im Kampfe um die Herrschaft über die Erde, waren die Haustiere. Man sollte meinen, daß er zum mindesten sie im Laufe der mehrtausendjährigen gemeinsamen Arbeit gründlich kennen gelernt hätte, ganz abgesehen von den zahlreichen wilden Tieren, zu denen er im Verhältnis von Jäger zu Wild gestanden hat. Und nun beweist uns Zell in seinem neuesten zoologischen Werke, daß wir uns vielfach noch über die wesentlichsten Eigenschaften von Hund, Pferd, Kind, von Bär, Löwe usw., ja sogar über die Organisation und die Fähigkeiten ihrer Sinne im unklaren und in gröblichem Irrtum befinden.

Der Grund aber für diese fast unglaubliche Erscheinung und die Korrektur der irrtümlichen Auffassung, wie sie uns Zell entwickelt, ist so lächerlich einfach, daß man diese Lösung als das Ei des Kolumbus bezeichnen muß; der Fehler liegt in der Hauptsache in dem anthropozentrischen Standpunkt, d. h. in der Beurteilung des Tieres vom

Standpunkte des Menschen aus. Wie also die Menschen den Göttern, die sie sich vorstellen, ihre eigenen Tüge leihen, so setzen sie andererseits auch bei den Tieren menschliche Sinnesorganisation und menschliche Beweggründe voraus. Es fällt eben den Herren der Schöpfung unter allen Umständen schwer, die eigene Haut abzustreifen und vom Maßstab des Ichs, des vermeintlichen Weltzentrums, abzugehen.

Auf das Unangemessene und Fehlerhafte eines solchen Standpunktes, der ein tierisches Tun unter der Voraussetzung menschlicher Eigenschaften erklären will, weist Zell in treffender Weise hin, indem er sagt: Man konstruiere sich zum Beispiel folgenden Fall: Ein Gelehrter wird im Laube der Hunde von diesen aufgegriffen, um auf seine Intelligenz untersucht zu werden, und wird zu diesem Zwecke in einen Käfig gebracht. Im Laube der Hunde findet natürlich, da das Gebiß das Hauptglied ist, die Öffnung des Käfigs dadurch statt, daß man auf eine bestimmte Stelle beißt. Der Professor kommt auf diesen Gedanken nicht und wird allgemein für sehr dumm gehalten.

Demgemäß versetzt sich Zell in die Seele des handelnden Tieres und forscht dort nach den Gründen dieses oder jenes (vom menschlichen Standpunkt aus vielleicht unbegreiflichen) Tuns. Indem er ferner der Macht der Gewohnheit Rechnung trägt, die ja auch im menschlichen Handeln eine große Rolle spielt, fragt er danach: Wie ist das frühere Leben des betreffenden Tieres in seiner Freiheit gewesen?

So gelangt er zu ganz überraschenden, von den landläufigen weit abweichenden Feststellungen und Erklärungen. Hier sei nur kurz seine auf scharfer Beobachtung beruhende grundlegende Unterscheidung von „Nasentieren“ — Hund, Rind, Pferd, Bär u. — und „Augentieren“ — Katze, Löwe, Tiger, Affe, Vogel u. — auch der Mensch würde zu dieser, das Auge als Hauptsinne besitzenden, des Witterns unfähigen Gruppe zu rechnen sein — erwähnt.

Mit der Fabel von der dummen, unvernünftigen Kreatur wird gründlich aufgeräumt. Wie alles in der Natur zweckmäßig ist, so auch im Leben der ihr völlig untertänigen Tierwelt. Auf der anderen Seite schwindet durch Zells Aufklärungen der ebenfalls anthropomorphe Nimbus, der von poetisch veranlagten Menschen um den überschaulen Reinecke oder den großmütigen König der Tiere usw. gewoben ist.

Weshalb glockt die Kuh das neue Tor an? Warum scheuen die Pferde? Warum zeigen die Hunde so häufig an gewissen hervorstechenden Punkten ihre Fähigkeit, auf drei Beinen zu stehen? Warum bellt der Mops den Mond an?

Diese und andere ähnliche Fragen werden vom Verfasser im Laufe und auf Grund seiner scharfsinnigen Untersuchungen geistreich und vielfach mit zwingender Logik beantwortet. Ob in jedem Falle die richtige Erklärung gefunden ist, steht dahin; einige, der landläufigen Meinung zu sehr zuwiderlaufenden Behauptungen werden sicher Veranlassung zu interessanten Kontroversen geben. So viel aber scheint gewiß, daß Zells Standpunkt und Ergebnisse nicht nur jedem Freunde unserer vierbeinigen Hausgenossen und Arbeitsgehilfen, wie auch dem Jäger, Landwirt und Zoologen Genugtuung bereiten und jeden denkenden

Menschen anregen, sondern daß sie auch wertvolle Fingerzeige zur rechten Behandlung und Erziehung der Tiere geben werden zum Nutzen und zur höheren Ehre des homo sapiens.

172. Das Koalitionsrecht der Arbeiter in Deutschland und seine Reformbedürftigkeit. Von Dr. jur. Lorenz Brütt, Referendar. Berlin. J. Guttentag. 1893. (Abhandlungen des kriminalistischen Seminars an der Universität Berlin. Herausgegeben von Dr. Franz von Liszt. Neue Folge. Zweiter Band. IV. Heft.)

Völlig objektiv werden in dieser Studie in höchst dankenswerter Weise die vielen Mängel aufgedeckt, an denen besonders die richterliche Praxis des Koalitionsrechtes der Arbeiter in Deutschland leidet.

173. Der Meister. Komödie in drei Akten von Hermann Bahr. Berlin. S. Fischer. 1904. 108 S.

Zum erstenmale ist Bahr mit dieser Komödie ein wirkliches Theaterstück gelungen. Zwar mangelt auch dem „Meister“ die Vollendung, denn der Held ist in seinem Charakter so widerspruchsvoll gekennzeichnet, daß er einer strengeren Analyse nicht standhalten kann. Immerhin aber hat die Handlung Sinn und eine gewisse Konsequenz und ist dramatisch aufgebaut und zugestutzt.

174. Quer durch die Mandschurei in den Kämpfen gegen China 1900/01. Feldzugs Erinnerungen und Erzählungen von Alexander Wereschtschagin. Aus dem Russischen von Ulrich Mühlheim am Rhein. C. G. Künstler Wwe. 1903. 209 S. Mk. 2.

Der Verfasser ist der Bruder des berühmten Malers. Als aktiver Militär zur Dienstleistung berufen, bereiste er Gebiete, die heute, angesichts des russisch-japanischen Krieges, das aktuellste Interesse erregen. Er beschreibt lebendig und anschaulich, so daß man sein Buch mit Vergnügen liest. Dabei lernt man noch sehr vieles, was wohl den meisten Lesern bisher unbekannt geblieben ist.

175. Das Deutschtum in Ungarn. Von Dr. S. N a d o. Berlin. Puttkammer & Mühlbrecht. 1903. 95 S. Mk. 1.50.

Man kann es nicht verstehen, daß ein sog. „vornehmer“ deutscher Verlag eine Schrift unter seine Hittiche nimmt, die, unter dem Vorwande, von deutschfreundlichen Gesinnungen auszugehen und bloß die Berechtigung der ungarischen Staatsidee darlegen zu wollen, auch die gehässigste deutschfeindliche Maßregel der ungarischen Regierung verteidigt und jedes, auch das berechtigste Bestreben der Deutschen in Ungarn, das auf Erhaltung und Pflege ihrer Muttersprache ausgeht, begeistert. Die vorliegende Schrift ist ein erzessives Zeugnis des tollhäuslerischen magyarischen Chauvinismus.

176. Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. D. Weise. Zweite verbesserte Auflage. Mit 37 Abbildungen im Text. Leipzig. V. W. Teubner. 1903. 154 S. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 4. Bändchen.)

Diese zweite Auflage des empfehlenswerten Büchleins ist wirklich verbessert und stellt ein kleines Kompendium des kurz, aber eindringlich auseinandergesetzten Gegenstandes dar

177. Die Eisenbahntarife in ihren Beziehungen zur Handelspolitik. Von Dr. Ernst Seidler und Alexander Freund. Leipzig. Duncker & Humblot. 1904. VI, 189 S. Mk. 3.60.

Die Verfasser erörtern den handelspolitischen Charakter und die handelspolitische Ausgestaltung des Tarifwesens. Ihr Buch darf als eine vortreffliche Einführung in den behandelten Gegenstand bezeichnet werden.

178. Der Ausbau des heutigen Schutzollsystems in Frankreich und seine Wirkungen im Lichte der Handelsstatistik. Von Dr. Bernhard Franke. Leipzig. Duncker & Humblot. 1903. XII, 148 S. Mk. 4. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von Gustav Schmoller und Max Cering. 22. Bd. 1. Heft. Der ganzen Reihe 101. Heft.)

Die Abhandlung beschäftigt sich mit der Handelspolitik Frankreichs von 1860 bis in die neunziger-Jahre. Sie berücksichtigt auch die Agrarpolitik der letzten Jahre und hat ein eigenes Kapitel über die moderne Entwicklung der französischen Handelsmarine.

179. Die deutsche Sprache. Was können wir beitragen zu ihrer Erhaltung in diesem Lande? Von F. G. Lohmann, Comfort, Texas. Chicago. Ill. Koelling & Klappenbach. 1904. 48 S.

Der Verfasser tritt mit warmer Liebe für die Erhaltung und Pflege der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein. Sein Büchlein ist für die Millionen Deutschen in Nordamerika geschrieben, die die deutsche Sprache wenigstens noch in der Familie und im gesellschaftlichen Verkehr gebrauchen, und muntert sie auf, dieses hohe Gut nicht preiszugeben. Seine Verbreitung in Nordamerika ist natürlich sehr zu wünschen. Den in Europa lebenden Deutschen ist es ein schöner Gruß aus der Ferne, den sie aus treuem Herzen erwidern.

180. Die Kartelle und die Rechtsordnung. Von Adolf Menzel, Professor an der Universität Wien. Leipzig. Duncker und Humblot. 1902. 79 S. Mk. 2.

Diese Schrift, die die Frage der Kartelle vom juristischen Standpunkte aus in glänzender Weise beleuchtet, teilt sich in drei Teile: I. Die wirtschaftlichen Kartelle und die Rechtsordnung. Referat, erstattet für die Generalversammlung des Vereines für Sozialpolitik im Herbst 1894. II. Ergänzungen zu vorstehendem Referat. III. Mündliches Referat, erstattet am 11. September 1902 in der 3. Abteilung des 26. deutschen Juristentages zu Berlin.

181. Biblische Geschichtslügen. Ein Beitrag zur Bibel-Bibel-Frage und eine volkstümliche Anleitung zur Bibelbeurteilung. Von Bruno Sommer. Bamberg. Handelsdruckerei. 63 S.

Eine populäre Darstellung der an die Bibel-Bibel-Frage sich anknüpfenden Streitfragen.

182. Der keimesgeschichtlich-stammesgeschichtliche Beweis für das Dasein Gottes. Neu bearbeitet von Robert Hugo Hertzsch. Leipzig. R. H. Hertzsch. 1904. 31 S. Mk. 1.60.

Auf dem Titelblatte verkündet der Verfasser: „Mit dem Erscheinen dieses Büchleins ist der bereits Jahrtausende währende Streit, ob es einen Gott gibt oder nicht, endgültig entschieden.“ Wie schon der Titel sagt, im bejahenden Sinne. Der Verfasser ist von der Stichhaltigkeit seines Beweises, den er für einen streng mathematischen hält, so überzeugt, daß er einen Preis für dessen Widerlegung aussetzt. Der Preis besteht aus 500 Mark, die bei der Deutschen Kreditanstalt in Leipzig deponiert sind und aus dem Reingewinn dieser Schrift, der sich, „wie es wohl sicher kommt“, auf viele Tausende von Mark belaufen wird!!

183. Die Belastung des Arbeiterbudgets durch den Alkoholgenuß. Eine sozialstatistische Studie auf dem Gebiete der Alkoholfrage von Dr. H. Bleher und Dr. J. Vandmann. Basel. J. Reinhardt. 1903. 54 S. Mk. 1.

Bei steigendem Einkommen wächst die Belastung des Budgets durch Ausgaben für Alkohol absolut und relativ. Das ist das Ergebnis dieser dankenswerten Arbeit, die wieder die Notwendigkeit einer starken Antialkoholbewegung predigt.

184. Hillgers Illustriertes Frauen-Jahrbuch 1904/1905. Kalender, Werk- und Nachschlagebuch für die Frauenwelt. Herausgegeben von Hermann Hillger. Mit vielen Illustrationen. Berlin, Eisenach, Leipzig. H. Hillger.

Dieser Kalender zeichnet sich durch große Reichhaltigkeit aus. Eine ganze Menge von Aufsätzen, die die moderne Frauenfrage nach allen Seiten behandeln, sind da, die alle durchzulesen, wirklich lange Zeit beansprucht. Für Frauen ist der Kalender wirklich empfehlenswert.

185. Lieutenant Gustl. Novelle von Arthur Schnitzler. 9. Aufl. Berlin. S. Fischer. 1904. 64 S. Mk. 1.

Der begabte Verfasser hat infolge dieser Novelle seinen Offiziersrang ablegen müssen. Ein Beweis für die engherzige Auffassung militärischer Kreise. Die Novelle ist eine ganz vorzügliche Satire auf eine gewisse Sorte bramarbasierender Heldenjünglinge und auf den modern-militärischen Ehrbegriff.

186. Handwerks Art und Handwerks Recht. Von Gustav Koeppe, Sekretär der Handwerkskammer zu Coblenz. Gotha. Friedrich Emil Perthes. 1904. 156 S. Mk. 2.40.

Das Buch gibt auf gedrängtem Raume ein Bild jener Bestrebungen, die man gemeiniglich als zünftlerische zu bezeichnen pflegt. Es steht trotz seiner vielfach engen Auffassung der Handwerkerfrage gegenüber den parallelen literarischen Erscheinungen Oesterreichs auf einer unvergleichlich höheren Stufe als diese.

187. Der demokratisch-nationale Bundesstaat Oesterreich. Betrachtungen von Rich. Charnatz. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurturter Verlag. 1904. 71 S. Mk. 1.

Der Verlag begleitet die Schrift mit folgenden Worten: „Richard Charnatz weist in dieser Brochüre auf den verfehlten Zentralismus der Schmerling'schen Verfassung als den Quell aller Uebel hin und fordert die Umwandlung Oesterreichs in einen nationalen Bundesstaat. Die einzelnen Nationen müssen in ihre eigenen Hände ihr

kulturelles, materielles und politisches Wohlergehen gelegt erhalten, damit sie den Ansturm nach außen aufgeben und an die innere Festigung schreiten. Wenn die Völker ihr nationales Heim selber bestellen dürfen, werden sie aus freien Stücken in ihrem eigenen Interesse für den engeren Anschluß des Gesamtstaates an den Kulturwesten eintreten und aus Zweckmäßigkeitsgründen der Einführung der deutschen Staatsprache für die auf ein Minimum herabgedrückten Arbeitsverrichtungen des Bundesstaates zustimmen. Ebenso wird sich der Schutz der sprachlichen Minderheiten organisieren lassen, wenn die Frage der nationalen Majoritäten gelöst ist. Die Schrift enthält eine Anzahl diesbezüglicher Vorschläge. Allein Oesterreich erheischt nicht bloß die Nationalisierung, es fordert auch gebieterisch die Demokratisierung des Staatslebens. In dem interessanten Kapitel über das Wahlrechtsproblem zeigt Richard Charnay die besondere Schwierigkeit dieser Frage für Zisleithanien. Hier handelt es sich nicht nur um den Bruch mit der „Interessenvertretung“, es muß gleichzeitig ein Damm gegen die klerikale Ueberflutung aufgerichtet werden. Zu diesem Zwecke wird eine Verbindung des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechtes mit einer auf breiter Grundlage errichteten Intelligenzkurie empfohlen. Die Schrift dürfte überall berechtigtes Interesse hervorrufen. In Oesterreich wird sie den Freunden der nationalen Autonomie neue Waffen bieten und die Gegner derselben zu ernstem Nachdenken zwingen; den reichsdeutschen Lesern eröffnet sie die ganze Größe der Fragen, die sich hinter dem täglichen Kleinkriege in Zisleithanien verbergen.“ Diese Darlegungen geben in der Tat den Hauptinhalt der Schrift. Sie verschweigen aber, gleich dem Verfasser, daß die von ihm entwickelten Ideen seit einigen Jahren von einem Schriftsteller, der insbesondere unter den Pseudonymen „Synoptikus“ und „Dr. Springer“ (auch in ausgezeichneten Artikeln der „D. W.“) schreibt und dessen Persönlichkeit in den interessierten Kreisen wohl bekannt ist, systematisch und methodisch erörtert werden. Daß der Verfasser aus diesen Arbeiten geschöpft hat, ist zweifellos und es wäre wohl seine Pflicht gewesen, auf sie mit allem gebührenden Nachdruck hinzuweisen.

188. Nostra maxima culpa! Die bedrängte Lage der katholischen Kirche, deren Ursachen und Vorschläge zur Besserung. Von Anton Vogrinac, Pfarrer in Leifling, Kärnten. Wien und Leipzig. Karl Fromme. 1904. X, 339 S.

Ein tapferes Buch! Der Verfasser steht durchaus auf dem Boden gläubigsten Christentums. Er sieht die Gefahren, die den Katholizismus trotz mancher äußerer Erfolge mehr als je bedrängen, nicht so sehr in den Gegnern, die ihn bestürmen, als vielmehr in inneren Organisationsfehlern und in der Verödung des geistigen Inhalts der Religion. Er wird sich überzeugen, daß seine gut und ernst gemeinten Ratschläge kein dauerndes Echo finden werden. Das wird für ihn sehr schmerzhaft sein, aber als „guter“ Katholik wird er sich schließlich sogar dazu bequemen müssen, weiterhin zu schweigen. Die immanenten Gesetze des Katholizismus wirken gegen jede innere Reformation und so wird er, diesen Gesetzen folgend, den Weg des

Verfallens konsequent gehen. Darüber darf die Tatsache nicht täuschen, daß er sich heute noch als eine mächtige Institution darstellt. Der Verfall wird viel weniger eine Folge des Ansturmes seiner Feinde sein, als vielmehr eine innere Notwendigkeit, die aus seiner Erstarrung zu erklären ist. Zeitungsnachrichten aus den letzten Tagen melden, daß das Buch schon auf den Index gesetzt worden ist.

189. Der Schlachtenlenker. Komödie in einem Akt von Bernard Shaw. Deutsch von Siegfried Trebitsch. Berlin. S. Fischer. 1904. 100 S. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.

Shaw ist einer der geistreichsten heutigen Dichter in England, der einzige Dramatiker, der in Deutschland im Begriff ist, festen Fuß zu fassen. „Der Schlachtenlenker“ ist ein verwegener Akt, zweideutig in seiner Psychologie, skeptisch, mit welthistorischem Blick, voll Witz und Sarkasmus. Im Mittelpunkt steht Napoleon, der uns am Anfang seiner großen Laufbahn geschildert wird. In einem italienischen Wirtshaus hat er ein Abenteuer, das das Gemisch von Kraft und Niedrigkeit seiner gewaltigen Natur enthüllt und ihn ohne die Patina des Ruhms und seiner späteren Größe in dem wilden Hunger seiner Jugend zeigt.

190. Die Grenzgebiete der Zurechnungsfähigkeit und die Kriminal-Anthropologie. Für Juristen, Ärzte und gebildete Laien dargestellt von Dr. Hans Kurella. Mit 20 Illustrationen. Halle a. S. Gebauer-Schweitzke. 1903. VI. 123 S. Mk. 3.

Der durch sein Eintreten für eine bessere Würdigung der natürlichen und der sozialen Faktoren der Kriminalität seit Jahren bekannte Autor wendet sich in dieser Schrift zwar an das große Publikum der Gebildeten aller Verufe, aber er will doch zugleich den Sachmännern, den Ärzten, Juristen, Strafanstaltsbeamten und Kriminalpolitikern kurz ein klares Gesamtbild der prinzipiellen Fragen geben, die aus der heutigen Wissenschaft, der Lehre von der Zurechnung gegenüber erwachsen sind; kurz und in den Hauptzügen, unter Aufführung markanter Einzelfälle, behandelt er, mit Ausschluß des Schwachsinnes, diejenigen Zustände, welche die Zurechnung ausschließen können, ohne doch zu den Erscheinungen derjenigen Bewußtlosigkeit oder derjenigen krankhaften Störungen der Geistestätigkeit zu gehören, welche nach dem heute geltenden Strafrechte die Straffähigkeit ausschließen: die geschlechtlichen Anomalien, die Bewußtloseinstörungen, die Störungen des Gedächtnisses, die Entartungszustände; letztere führen ihn zu einer kritischen Darstellung der Kriminal-Anthropologie, wesentlich auf Grund eigener Untersuchungen an schlesischen Zuchthausinsassen, die durch eine größere Zahl von Bildern illustriert wird. Eine kurze Darstellung der praktischen Folgerungen, die sich aus einer kritischen Untersuchung der Grenzen der Zurechnungsfähigkeit für das Strafrecht, den Strafvollzug und die Sozialpolitik ergeben, macht den Schluß der Schrift.

191. Kreienfeuer und Herdflammen. Neue Gedichte von Arthur von Wallpach. Linz. Wien. Leipzig. Oesterreichische Verlagsanstalt. 121 S.

Arthur von Wallpach ist ein starkes lyrisches Talent, dessen Bedeutung wohl infolge seiner ausgesprochenen politischen Parteirichtung

noch nicht genügend gewürdigt ist. Die hier gebotene Sammlung enthält eine Reihe ausgezeichneter Gedichte, wie sie nur ein gottbegnadeter echter Sänger schreiben kann. Eines sei hier mitgeteilt, das bei seinem ersten Erscheinen dem Staatsanwalte zum Opfer fiel, aber durch eine in der 57. Sitzung der 17. Session des österreichischen Abgeordnetenhauses eingebrachte Interpellation immunisiert wurde. Es hat das Motto: „Im mittäglichen Tirol, wo die Herrschaft der Römekirche am mächtigsten ist, verstummt das Lied des Volkes vollständig“ und hat den Titel: „Frühling ohne Lieder“:

Nun kam der Mai mit seinen langen Tagen,
Das Wunder blüht im goldenen Sonnenschein —
Und fleißig wie die Bienen Honig tragen,
Sammelt das Menschenherz sich Freude ein.
Das erste Lied, das Menschen je gesungen,
Es ward erdacht dereinst im Monat Mai,
Ist einem jungen Sommerglück entsprungen
Und nahm vom Amielichlag die Melodei.
Die Lerche jubelt und die Drossel flötet —
Das Lied des Volkes aber ist getötet.

Stumm geht der Pflüger hinter dem Gespanne,
Es hat der Schmied kein Lied zum Hammerichlag,
Und ohne Jubel folgt die Braut dem Manne
An ihres Lebens höchstem Ehrentag.
Kein Jodler jauchzt zum Tanz, zum Ringen fordert
Kein Kobler mit dem hellen Truglied auf.
Selbst wenn im Mannesang' die Freude lodert,
Im Schützenstand singt nur der Büchse Lauf.
Die Lerche jubelt und die Drossel flötet —
Das Lied des Volkes aber ist getötet.

Sanglos, verstohlen schleicht der Buh zur Dirne —
Wer weiß es, wo der Pfarrer lauernd steht;
Der Sonntagsjäger oben hoch am Firne,
Er schweigt, damit kein Laut sein Tun verrät.
Auf allem Volke liegt die Jenseits-Trauer,
Das Fein des Lebens machtet ihr zum Fluch,
Ihr bannt das Lachen mit des Grabes Schauer:
Der Kirche Banner ist ein Leichentuch.
Die Lerche jubelt und die Drossel flötet —
Das Lied des Volkes habt, Heuchler ihr, getötet.

Es hebt das Lied auf seinen Adlerschwingen
Uns aus der Trübsal, aus der Niedertracht,
Und die Verkündigung der Freiheit klingen
Hört ihr im Lied durch eurer Herrschaft Macht.
Deshalb der Haß! Drum darf Gesang nur hören
Das Volk, wenn wälich er durch die Mehle tönt,
Drum macht den Reigen ihr zu Nonnenchören,
Habt aus der Gotteswelt das Lied verpönt.
Die Lerche jubelt und die Drossel flötet —
Das Lied, des Volkes Seele, ist getötet.

Arm ist das Volk — es macht das Lied zum Freien
Den Armen, macht die Arbeit zum Genuß,
Ihr aber wollt nur Kriecher, Frömmeler, Laien,
Ihr Knechte, zitternd unter eurem Fuß.

Ihr raubtet Freiheit, Glauben, Gut, ihr Frommen —
So füllt denn euren Sack mit gieriger Sucht —
Doch daß ihr selbst das Lied dem Volk genommen,
Den letzten Trost ihm stahlt, daß seid verflucht!
Die Lerche jubelt und die Drossel flötet —
Das Glück des Volkes habt, Heuchler ihr, getötet.

192. Im Schatten. Novelle von Elisabeth Dauthenay. Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler. 1903. 107 S.

Hätten wir wirklich tiefe, innere Kultur, so würde von diesem kleinen Buche mehr gesprochen worden sein, als in Wahrheit gesprochen worden ist. Es ist von einer Innigkeit und Zartheit, die aus Innerste rühren. Es ist aber leider nur ein Buch für die sehr Wenigen, denen es gegeben ist, die feinsten und subtilsten Empfindungen verwandter Seelen mitzufühlen.

193. Otto Julius Bierbaum von Eugen Schick. Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler. 1903. 65 S.

Ein begeisterter Freund der Muse Bierbaum gibt hier eine gedrängte Skizze des Schaffens dieses Dichters. Sie verdient eine wohlwollende Erwähnung.

194. E. Fallot, ancien chef du commerce et de l'immigration à Tunis. *L'Avenir colonial de la France. Etudes pratiques de la colonisation et la situation économique des colonies françaises et étrangères.* Avec une préface de M. René Millet, ambassadeur. Ouvrage accompagné de 12 cartes en couleurs. Paris. Ch. Delagrave. VIII, 550 S.

Dieses Buch gibt wirklich einen erschöpfenden Bericht über den gegenwärtigen Zustand der französischen Kolonien und erörtert nach allen Richtungen deren Entwicklungsfähigkeiten. Eine Fülle von Tatsachen lernen wir aus dem Buche kennen. Es ist außerdem elegant und anziehend geschrieben. Es verdient die wärmste Empfehlung.

195. Lehrbuch für den religiös-sittlichen Unterricht in freireligiösen Gemeinden. Im Auftrage und nach dem Entwurf des Vorstandes der deutschkatholischen und freireligiösen Gemeinden Süddeutschlands verfaßt von Georg Schneider, Prediger der freireligiösen Gemeinde zu Mannheim. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurt-Verlag. 1904. 1. Teil 111 S., 2. Teil 200 S., 3. Teil 168 S.

Der erste Teil ist wesentlich ein Lesebuch, dessen einzelne Stücke von sehr ungleichem Werte sind. Der zweite Teil bringt hauptsächlich eine Geschichte des Christentums, der dritte religionsphilosophische und religionsgeschichtliche Betrachtungen. Soweit die drei Bände Positives enthalten, sind sie gut, die moralisch-erzählenden und moralisch-räsonnierenden Stücke sind nicht einwandfrei.

196. Das junge Bräuerchen. Von Gustaf af Geijerstam. Roman einer Ehe. 1902. 302 S. Mk. 3.50.

197. Die Komödie der Ehe. Von Gustaf af Geijerstam. Roman. 1903. 280 S. Mk. 3.50.

198. Nils Lufveffson und seine Mutter. Bauernroman von

Gustaf af Geijerstam. Autorisierte Uebersetzung von Gertrud Ingeborg Klett. 1904. 331 S. Mk. 3.50.

199. Frauenmacht. Roman von Gustaf af Geijerstam. Autorisierte Uebersetzung von Therese Krüger. 1904. 255 S. Mk. 3.50.

Vier Romane, die des Verfassers Eigenart nach allen Seiten darstellen. Er versteht es, seine psychologische Schilderungen zu geben, die von tief ans Herz greifender Zartheit sind, und ebenso zwingend und stark realistisch steigt er in die dunkelsten Tiefen der Menschenseele, wie im letzten Buche, dessen grauererregender Stoff er kräftig, ohne roh zu werden, bewältigt.

Die vier Bände sind bei E. Fischer in Berlin erschienen.

200. Japan wie es wirklich ist. Von Kinza Kiugé M. Hirai. Deutsch von M. Klittke. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Anhang: Vom Hofe des Mikado. Leipzig. Hans Hedewigs Nachfolger, Curt Ronniger. 40 S. Mk. 1.20, geb. 1.50.

Vor einem Menschenalter noch war Japan gegen das Ausland streng abgeschlossen. Als dann aber seine Grenzen eröffnet wurden, bot das Land den Augen der Welt ein Schauspiel, wie es im Laufe der Geschichte noch kein zweites gegeben hat: im Zeitraum von dreißig Jahren entwickelte sich das japanische Volk um Jahrhunderte. So ist es nicht zu verwundern, daß heute noch in Japan die schroffsten Gegensätze aufeinanderplayen und daß die europäischen Reisenden oft in der denkbare verschiedensten Weise über Land und Leute berichten. Unter diesen Verhältnissen ist es besonders interessant, einen hochgebildeten Japaner, einen buddhistischen Priester, über Nationalcharakter, Frauenfrage, Hochzeitsgebräuche, Volksschule, Nationalbelustigungen, Nationalanschauungen seines Volkes und vieles andere reden zu hören. Das klingt anders, als man es sonst oft in Reisebeschreibungen lesen kann. Das Buch ist mit 12 Kunstbeilagen geschmückt.

201. Allerlei Erlebtes von Richard Voß. Mit einem Jugendporträt des Verfassers. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1902. 188 S. Mk. 2.

Es sind acht Skizzen, alle autobiographischen Inhalts. Auch von seinem Aufenthalte in Oesterreich erzählt der Verfasser. Die Sachen sind anspruchslos, aber angenehm und interessant zu lesen.

202. Die Organisation und Bedeutung der freien öffentlichen Arbeitsnachweisämter in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Dr. Brainerd und Warner jun. Leipzig. Jäh und Schunke. 1903. 99 S. Mk. 2.50. (Volkswirtschaftliche und wirtschaftsgeschichtliche Abhandlungen. Herausgegeben von Prof. W. Stieda. 8. Heft.)

Eine reichhaltige Studie, die für jeden, der sich mit dem Arbeitsnachweise beschäftigt, wichtig ist.

203. Das bürgerliche Recht und die bestellten Volksklassen. Von Dr. Anton Wenger. Dritte verbesserte und ver-

mehrte Auflage. (Viertes Tausend.) Tübingen. H. Laupp. 1904. XII, 231 S. Mk. 2.50.

Auf die neuerliche Auflage des berühmten Buches braucht bloß hingewiesen zu werden.

204. Christian Hieronymus Esmarch und der Göttinger Dichterbund. Nach neuen Quellen aus Esmarchs handschriftlichem Nachlaß. Von Adolf Langguth. Mit 60 Schattenrissen aus Esmarchs Sammlung und seinem Bilde. Berlin. Hermann Paetel. 1903. 372 S.

Das ist eine sehr beachtenswerte Spezialuntersuchung. Sie ist mit einem geradezu erschrecklichem Fleiße und mit der pedantischsten Genauigkeit gearbeitet. Sie ist literarischer Natur und hat zum Mittelpunkt einen Mann, der eigentlich kein dichterisch-produktiver Kopf war. Aber um ihn gruppieren sich eine ganze Reihe von mehr oder weniger, meist literarisch hervorragenden Persönlichkeiten und so gewinnt die Darstellung eine merkwürdige Lebendigkeit. Alles, was geschieht, alle Personen, die vorkommen, bewegen sich im Norden Deutschlands und in Dänemark. Eine Menge bisher unbekannten Materials hat der Verfasser aufgefunden und er verwebt alles in ein Gesamtbild, das doch, trotz aller Pedanterie und Akribie, auf den literarisch interessierten Leser wirkt. Es ist also ein Buch, das nicht allein dem Literaturforscher unentbehrlich ist, sondern das auch dem Laien in der Literaturforschung, wenn er nur ein ernsterer Leser ist, vieles Interessante bietet. Wer sich insbesondere gerne versenkt in eine längst vergangene Zeit und uns fremd gewordene Verhältnisse, der wird manchen heimlichen Zauber aus dem scheinbar trockenen Buch auf sich wirken fühlen.

205. Die Judenmassacres in Kischinew von Told. Mit einem Beiblatt von E. M. Lilien und Illustrationen. Berlin. Jüdischer Verlag. 103 S. Mk. 1.

Diese Darstellung gibt ein getreues Bild der schrecklichen Schlägereien in Kischinew. Sie sammelt alles erreichbare Material, wobei gewiß noch vieles verborgen geblieben ist und verborgen bleiben wird.

206. Meine wälschen Ahnen. Kleine Erzählungen von Felix Dahn. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1903. 770 S. Mk. 1.50.

Man mag sich zu dem Dichter Felix Dahn stellen, wie man wolle, das eine wird man ihm nicht abprechen können, daß er eine lebhaft und fruchtbare Phantasie hat. Diesen Vorzug zeigt er auch in diesem Büchlein. Dahns Großvater mütterlicherseits war ein Franzose. Und nun beginnt in seinem Kopfe die Phantasie zu rumoren und er erfindet Geschichten von seinen Vorfahren. Die erste dieser Geschichten beginnt hier und zwar mit dem Jahre 58 vor Christus. Sie endet mit dem 13. Jahrhundert nach Christus. Ich habe gesagt, die erste dieser Geschichten, denn es sollte mich sehr wundern, wenn sich die „Familienchronik“ im Kopfe des Dichters nicht weiter spinnen sollte. Die Geschichte dieser „wälschen Ahnen“ ließt sich sehr anmutig und lieblich.

Für den Inhalt verantwortlich: **Eugelsbert Bernerkorfer.**

Genossenschafts-Buchdruckerei, Wien VIII. Breitenfeldergasse 22.

Genesis und Volkswirtschaft.

Von Dr. Arthur Mülberger (Graisheim).

Ich erinnere mich noch lebhaft, wie wir als angehende Jünglinge aufhorchten, als uns der Lehrer des Hebräischen — der würdige Vorstand einer protestantischen Klosterschule in Schwaben — bei der Einführung ins Alte Testament erklärte, er wolle es dahin gestellt sein lassen, ob wir in der jüdischen Schöpfungsgeschichte eine göttliche Offenbarung über tatsächlich Geschehenes oder nur die poetisch ausgestaltete Ueberlieferung des israelitischen Volkes vor uns haben. Wir standen noch alle in jenem glücklichen Alter, wo der Zweifel mehr als Unbequemlichkeit empfunden, denn als Eingangspforte zur Wahrheit gewürdigt wird. Gleichwohl fühlte ich selbst ganz deutlich, daß diese Auffassung im Munde des Lehrers mit ihren zwei Möglichkeiten den Keim zu einem ganzen großen System der Kritik in sich barg, das nicht bloß bei der Genesis Halt machen, sondern das gesamte religiöse Gebiet überhaupt in Mitleidenschaft ziehen würde. Als ich älter und reifer wurde, enthüllte sich das Problem immer klarer und deutlicher vor meinen Augen, bis ich schließlich in der Schule Feuerbachs und Proudhons jene festen unerschütterlichen Grundlagen finden durfte, die uns mit der endgiltigen Beseitigung aller Mystizismen auch den religiösen und den religionsgeschichtlichen Fragen gegenüber die volle Unbefangenheit sichern. Trotzdem, ja gerade deshalb steht jene Zeit, da ich die Genesis im Urtexte las, bei mir in so lebhafter und schöner Erinnerung, daß ich sie niemals missen möchte.

Die Stellung, die der mosaische Schöpfungsbericht in dem religiösen Empfinden der christlichen Welt noch heute einnimmt, ist eine ganz eigenartige und wird auch in freibekennenden Kreisen vielfach verkannt. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß der größte Teil echter gläubiger Frömmigkeit, die noch heute im Volke lebt, ganz wesentlich auf jenen Eindrücken ruht, die wir im Kindesalter über die Entstehung der Welt und die Urgeschichte der Menschheit in uns aufgenommen haben. Die Kirche ist sich dessen sehr wohl bewußt. Aber auch wir anderen, denen die Symbolik nichts mehr, der reale Inhalt alles ist, werden von der unvergleichlichen Wucht und Größe dieser Urkunden mächtig angezogen. So sah sich auch ein Schiller veranlaßt, in seinen universalhistorischen Vorlesungen auf diese Fragen zurückzugreifen. In seinem Vortrage „über die erste Menschengesellschaft nach dem Zeit-

faden der mosaischen Urkunde“ streift er beim Sündenfall die Gegen-
sätzlichkeit von Symbol und Realität in überaus anziehender Weise und
deutet damit gleichzeitig an, daß hier Dinge vorliegen, die noch der
Lösung harren. „Der Volkslehrer hat ganz recht,“ heißt es, „wenn er diese
Begebenheit als einen Fall des ersten Menschen behandelt und, wo es
sich tun läßt, nützliche moralische Lehren daraus zieht; aber der Phi-
losoph hat nicht weniger recht, der menschlichen Natur im Großen zu diesem
wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünschen. Der erste hat
recht, es einen Fall zu nennen — denn der Mensch wurde aus einem
unschuldigen Geschöpf ein schuldiges, aus einem vollkommenen Zögling
der Natur ein unvollkommenes moralisches Wesen, aus einem glück-
lichen Instrumente ein unglücklicher Künstler.“ Neben den Philosophen
sind dann der Reihe nach auch die Männer der exakten Wissenschaften,
die Astronomen, die Geologen, die Ethnographen, die Sprach-
forscher u. s. w., zum Worte gekommen, um den genetischen Bericht
zu prüfen. Das Resultat dieser Prüfung ist bekannt. An tatsächlichen
Geschehnissen ist aus dem mosaischen Schöpfungsberichte, von den
Geologen abgesehen, die die große Flut wenigstens als Teilercheinung
auf der Erde gelten lassen, so gut wie nichts übrig geblieben.

Was aber lehrt uns das Symbol? Die orthodoxe und die
liberale Theologie, die ganze und die halbe Philosophie haben es, jede
in ihrer Weise, weiblich ausgeschlachtet. Gleichwohl kann sich niemand,
der die gewaltige Urkunde unbefangen auf sich einwirken läßt, des
Eindrucks erwehren, daß hier große Rätsel vorliegen, für die noch
nicht einmal der Anfang einer Lösung gefunden ist. Da die Religion
selbst nichts ist als das System der sozialen Ideen, dargestellt unter
einer symbolischen Form, so liegt die Vermutung nahe, ob es nicht
eben die soziale Idee ist, die, rückwärts blickend und in voller
 Klarheit erfassend, den Schlüssel zu dieser wichtigsten Urkunde der re-
ligiösen Menschheitsgeschichte liefern könnte. Von einem solchen Ver-
suche möchte ich dem witzbegierigen Leser berichten.

Unter dem Titel „Naturgeschichte des menschlichen
Verkehrslebens“ erschien vor längerer Zeit ein Werk,¹⁾ dessen
Verfasser von Graß-Klanin, so viel mir bekannt, bisher nur
mit zwei kleineren, die Agrarfrage mit großer Klarheit und Tiefe
behandelnden Schriften²⁾ vor die Öffentlichkeit getreten war. Leider
ist der Titel des Buches nicht glücklich gewählt. Es ist schwer zu
erraten, daß der Verfasser unter „menschlichem Verkehrsleben“ die
Gesamtheit der das menschliche Zusammenleben bewegenden Kräfte
versteht, und noch schwerer, daß er die Absicht hat, diese lebendigen
Zusammenhänge der menschlichen Gesellschaft an dem Beispiele der
mosaischen Urkunde in großspurigen, lapidaren Zügen darzustellen.
Das Werk ist nämlich in seinem ersten Teile nichts anderes, als eine

¹⁾ Naturgeschichte des menschlichen Verkehrslebens von Graß-Klanin, Mit-
glied des preussischen Herrenhauses. Berlin. P. Parey. 1902. 239 S.

²⁾ Die wirtschaftliche Bedeutung der Kornzölle und die Möglichkeit ihrer
Herabsetzung. Berlin. P. Parey. 1891. 48 S. Kornhaus kontra Kaniz. Berlin.
P. Parey. 1895. 56 S.

kritische Betrachtung der Grundlagen einer wahren Volkswirtschaftslehre und in den drei noch folgenden Teilen eine sozialphilosophische Exegese der neun ersten Kapitel der Genesiß. Als Ganzes betrachtet gibt es unverkennbar das Fazit einer langjährigen, ausgereiften Gedankenarbeit, bei der die ökonomischen Tatsachen und die treibenden Ideen in ebenbürtiger Weise zu Worte kommen.

Von dem ersten Teil des Werkes, den der Verfasser selbst als eine Art Vorrede verstanden wissen will, nehme ich aus naheliegenden Gründen hier Abstand, so sehr es mich reizt, darauf einzugehen. Ein Volkswirt, der statt, wie üblich, mit öden abstrakten Begriffen, mit lebendigen Kräften rechnet, ist eine gar seltene Erscheinung. Im übrigen wird uns seine Würdigung der Genesiß zeigen, wo die Waffen zu holen und wie sie zu brauchen sind, um über tausendjährige Irrtümer und Vorurteile Herr zu werden.

Der Verfasser beginnt im zweiten Teil des Werkes seine kritische Betrachtung mit den drei ersten Worten der Bibel. Sie geben ihm den Hebel in die Hand, um alle hergebrachten Anschauungen zu erschüttern und eine neue Auffassung der genetischen Erzählung vorzubereiten. Er weist nach, daß *bereschit* nicht „im Anfang“, sondern „zuerst“ oder „vorher“ bedeutet, daß dara nimmermehr „schaffen“ d. h. ein materielles Hervorbringen, sondern vielmehr ein „geistiges Vorbereiten“ bezeichnen will, und endlich, daß *elohim* nicht „Gott“, sondern die „ursprüngliche schöpferische Kraft“ ist, durch die und in der eben jene *bara*-Tendenz sich betätigt. Es wird also nicht die Zeit angegeben, in welcher Gott Himmel und Erde geschaffen hat, sondern nur darauf hingewiesen, was der realen Schöpfung vorausgegangen, was sie eingeleitet hat. Der Dichter bringt „die Keimlegung der Tendenzen des Schöpfungswillens“ zur Darstellung. Demzufolge gliedert sich die Genesiß in zwei Akte, in den Zweck und Plan der Schöpfung einerseits und in den Fortgang und die Entwicklung des Planes andererseits oder nach der modernen philosophischen Terminologie in einen *radizierenden* und einen *evolutionierenden* Teil. Wie das Kind, dem die Frucht eines Baumes in den Schoß fällt, auch nach seinem kindlichen Vorstellungsvermögen sich plötzlich bewußt wird, daß es mit seiner Hand nicht bloß diese unscheinbare Frucht, sondern etwas Neues, Großes, nämlich das, woraus der ganze herrliche Baum entstanden ist, umfaßt, so gibt sich die *naiv-erhabene* Darstellung der Genesiß. Die reine Wahrheit, sagt Schiller, ist ein Besitztum derer, welche Natur haben. Indem nun der zielbewußte Wille *Elohim*s mit den Worten „wir wollen Menschen machen“ eben die Menschheit aus der Reihe der Lebewesen zu besonderer Veranlagung heraushebt, wird ihr „ein Prärogativ im Schöpfungswillen mitgegeben“ oder „anradiziert“. Dieses Prärogativ, dieser Vorrang ist eben das, daß die Menschen nach dem Bilde *Elohim*s entstehen, daß *Elohim* sie „nach seinem Bilde, nach seiner Ähnlichkeit“ macht. Das heißt aber nicht, daß wir Menschen das Wesen der Göttlichkeit umfassen, sondern daß uns nur der Weg gemiesen ist, auf dem allein wir zur Goterkenntnis gelangen können. Das Göttliche selbst bleibt

uns verschlossen, weil uns die Aufnahmefähigkeit für die Offenbarung des Ueberfinnlichen fehlt. Wenn wir uns Gott nähern wollen, so ist dies ein Vorgang in uns selbst, d. h. „die Tätigkeit der in uns liegenden Aufnahmeorgane“. Wir müssen also die Gottheit in uns aufbauen, sie uns ähnlich machen. „Wir müssen eine Eigenschaft, die wir selbst haben, in der Göttlichkeit wiederzufinden suchen; wir müssen das, was wir in winzigem Umfange besitzen, zur unendlichen Fülle der Gotteswesenheit erweitern.“ Die Eigenschaft aber, die uns hiezu allein befähigt, ist „die in der bara-Schöpfung zum Ausdruck gekommene schöpferische Elohimkraft“. Diese muß dem Menschen anrabiiziert sein. Die bei jeder einzelnen Schöpfung wiederkehrende Formel „und Gott sah, daß es gut war“, bestätigt eben diese Rabi-zierung und das jedesmal folgende „und Gott segnete sie“ will besagen, daß die Ausrüstung der Menschen auf dem vorauszusehenden Lebenswege diejenigen Eigenschaften verbürge, die nötig sind, um den zielbewußten Elohimwillen durchzuführen.

Mit dem Wortel „Seid fruchtbar und mehret Euch“ stellt der Schöpfer den Menschen zunächst in Reih und Glied mit den übrigen Lebewesen. Er soll sich, wie diese, erhalten und vermehren. Mit der schöpferischen Kraft ist ihm somit auch der *Egoismus* und der *Altruismus* in die Wiege gelegt. Aber Elohim spricht weiter: „Unterwerfet die Erde und herrschet über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und über alles Getier, das sich auf Erden regt.“ Elohim ist Herr über das „Al“, weil er alles geschaffen hat. Auch der Mensch also kann seine Herrscherfähigkeit nur durch die Fähigkeit „zu schaffen, zu arbeiten“ erreichen. „Und Elohim sprach“, heißt es in der Strackschen Uebersetzung: „Hiemit gebe ich euch alle samentragenden Pflanzen, die auf der ganzen Erde sind, und alle Bäume, welche Baumfrüchte tragen und die Samen tragen — das diene euch zur Nahrung; aber allem Getier der Erde und allen Vögeln des Himmels und allem kleinen Getier auf Erden, in dem eine lebendige Seele ist, habe ich alles grüne Kraut zur Nahrung gegeben.“ Schon Dillmann hatte, die Uebersetzung Luthers „ich gebe euch“ richtigstellend, betont, daß es vielmehr heißt, „ich werde euch gegeben haben“ (*dedero*), daß es sich hier „um Anbahnung eines dauernden Zustandes“ handelt. Daraus folgt, daß es sich bei den Samen ausjährenden Pflanzen nicht um eine materielle Gabe, sondern eben um diese Fähigkeit des *Aussäens* handelt. Der Mensch soll sich, wie der Lert aufs deutlichste sagt, vom Tiere durch die Fähigkeit des *Säens* unterscheiden. Dem letzteren gehört das Weiden, die Aufnahme der sprossenden Kräuter. Das *Säen* ist eine zielbewußte Handlung, die vornehmste Betätigung des Herrscherrechtes über die Natur, das mit den Worten „alle samentragenden Pflanzen“ noch ganz ausdrücklich betont wird.

Der rabiizierende Schöpfungsplan der Genesiß kommt nicht mit dem ersten Kapitel, sondern mit den ersten drei Versen des zweiten Kapitels zum Abschluß. Gerade der Umstand, daß die bara-Tendenz bisher nicht verstanden wurde, daß man also nicht wußte, was abgeschlossen werden

fol, ist der Hauptgrund des gänzlichen Mißverstehens der Sabbathruhe. Die letztere zu einem ausgesprochenen Gottesbefehl machen, heißt einfach die Menschheit dem Eingriffe des heidnischen Deus ex machina unterwerfen. Diese Ruhe, die nicht einmal im Gleichnis dem menschlichen Erholungsbedürfnis an die Seite gestellt werden darf, hat keine andere Bedeutung, als die der Beendigung, des Abschlusses der Arbeit. Die Radizierung war vollendet, sie war „sehr gut“. Jetzt ruht Elohim, d. h. er radiziert nicht weiter ober, wie es ganz wort- und sinngetreu in der Uebersetzung heißen muß: „Elohim ruhte von dem, was er vorbereitet hatte, um daraus zu machen.“ Damit stellt sich die bara-Schöpfung gleichzeitig als eine vom materiellen Hervorbringen losgelöste Reihe von Vorgängen dar, als eine reine Aeußerung schöpferischer Kraft.

Der Mensch war also radiziert, d. h. die Keime göttlicher Schöpfungskraft waren in ihn verpflanzt. Der zweite Akt des Weltgebichtes, die Evolution konnte beginnen. Plötzlich und ganz unvermittelt tritt mit dem vierten Verse des zweiten Kapitels statt Elohim der neue Name Javeh-Elohim auf, den Luther bekanntlich mit „Gott der Herr“ übersetzt. Diese Tautologie kann uns nichts lehren. Es ist vielmehr unzweifelhaft, daß die Unterscheidung beider Namen auf eine tiefer liegende Erkenntnis zurückgeführt werden muß, die „bereits Jahrtausende vor uns ein Gemeingut der Menschheit gewesen ist, auf die Erkenntnis des Unterschiedes der radizierenden und evolutionierenden Gotteskraft“. Beide Bezeichnungen decken also nicht denselben Begriff; sie suchen vielmehr die göttliche Kraft durch ein Auseinanderlegen dem menschlichen Vorstellungsvermögen anzupassen. Der Name Elohim verschwindet ganz, Javeh d. h. der evolutionierende, der die Entwicklung führende Gott hat ihn abgelöst. Auch der Begriff bara versinkt, an seine Stelle tritt das materielle, körperliche Schaffen (wajizer). Javeh bildet und schafft, aber nicht bloß jetzt, in diesem Augenblick, sondern immer, für alle Ewigkeit. Auch die Philologie bezeugt, daß Javeh der dritten Person des Futurums von Sein entspricht und sich wörtlich gar nicht anders wiedergeben läßt als mit „Ich bin der Seinwerdende.“ Noch entschiedener spricht sich Lagrange auf Grund ethnologischer Untersuchungen aus und legt dem Worte Javeh die Bedeutung bei: „Verheißenes in das Dasein rufen.“ Kurz, im Javismus handelt es sich um nichts anderes, als um den immer fortbauenden Entwicklungszustand der unendlichen in uns gelegten Schöpfungskeime, d. h. um den Begriff der Göttlichkeit im fortbauenden Werden. Und wohlgemerkt, Javeh bildet den Menschen aus der Materie! Die Evolution selbst aber ist das Streben nach dem Ausgleich zwischen den zahllosen Schöpfungskeimen, woraus wiederum folgt, daß die Annahme einer zielbewußten Tendenz bei diesem Streben notwendig die weitere Vorstellung einer zu überwindenden Kraft oder Gegenkraft hervorruft. Nach meinem Dafürhalten haben wir die allegorische Andeutung desjenigen Begriffes vor uns, den die erwachsene Philosophie heute mit dem Worte Antinomie zu bezeichnen pflegt.

Ehe wir weiterschreiten, haben wir vor allem festzuhalten, daß in der Genesiß nicht Vorgänge, sondern ein fortdauernder Entwicklungszustand zu unserer Anschauung gebracht werden soll. An diesem Punkte ist die gesamte bisherige Bibelerregese geseitert. Der Bibeltext kann aber erst dann verstanden werden, wenn wir begriffen haben, daß die vorgebrachten Gleichnisse nur eine episch-didaktische Darstellung von Einzelfällen sind, zu dem Zwecke erfunden, aus dem Einzelvorgang die Notwendigkeit der Vielheit solcher Fälle und aus ihr heraus auf die Erkenntnis von Entwicklungszuständen hinzuleiten. Der genetische Darsteller ist Dichter und Lehrer zugleich. Seine Zuhörer und Schüler waren, wie noch heute die Orientalen, für die Aufnahme von Gleichnissen besonders empfänglich. Ihm selber stand die dialektische Methode begrifflicher Entwicklung noch nicht zu Gebote; er konnte den Entwicklungsvorgang nur in der Form von Aneinanderreihen der Einzelvorgänge schildern. Freilich hatte er hiemit auch den Vorzug, „eben diese Hörer dahin zu führen, die Wahrheiten, welche sie erkennen sollten, selbst zu erwerben“.

Die Evolution beginnt. Die in den Menschen gelegten Schöpfungskeime sollen sich entwickeln. Javeh bringt alles Getier des Feldes und alle Vögel des Himmels, so er aus dem Erbreich gebildet hatte, zum Menschen, um zu sehen, „was er ihm zurufen würde“, und alles, was der Mensch irgend einem lebenden Wesen zurufen würde, „das sollte sein Name sein“. Er bringt also zunächst den Menschen in fortdauernde Beziehung zur Tierwelt. Wozu? Damit der Mensch sein Herrscherrecht durch direkte Unterwerfung unter seinen Willen, etwa mit Gewalt, ausübe? Mit Nichten. Der Mensch soll sie durch Zuruf und Sprache unterwerfen, er soll jedem Tier seinen Namen geben, d. h. er soll in das Wesen dieser Geschöpfe eindringen und den ersten Schritt in der Erkenntnis überhaupt, im Wissen machen. Es ist also das erste Aufleuchten der Wissenschaft, was das Gleichnis lehrt, zusammen mit der bedeutsamen und tiefen Wahrheit, daß Wissen und Erkenntnis die Vorbedingung des Herrschens sind. Ja, die Identität von Sprache und Vernunft — eine Errungenschaft, die wir erst der neuesten Zeit verdanken, ich erinnere an die Forschungen Lazar Geigers — wird hier in genialer Intuition vorweggenommen.

Und Javeh spricht weiter: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Dieses Alleinsein entspricht der Elohim-Tendenz nicht, die festgestellt hatte, daß alles „sehr gut“ war. Der Altruismus muß in ihm evolutioniert werden; ein anderer, ein alter muß entstehen. Wir kommen an den bekannten Stein des Anstoßes, an die Doppelschöpfung des Weibes. Bei der ursprünglichen Nabizierung waren Männlein (zakar) und Fräulein (nekebah) gebildet worden und damit war der geschlechtliche Unterschied festgelegt. Jetzt handelt es sich um die Entstehung des Weibes (Ischah) aus dem Manne (Isch), d. h. nicht um eine nochmalige Erschaffung des geschlechtlichen Weibes, sondern um etwas ganz anderes. Ich lasse dem Verfasser selber das Wort. „Die Jungfrau soll zum Weibe, zur Mutter werden. Durch die Befruchtung, durch die Empfängnis, durch die Konzeption nimmt

sie eben jene so unverständlich mit dem Worte Rippe übersehte Zelle der Befruchtung als einen Teil des Isch in sich auf und in dieser ihrer Neuerschaffung nicht als Weib, sondern als Ischah, als Teil des Mannes tritt sie — und wir dürfen gar nichts anderes annehmen — als Frau und als Mutter in Erscheinung. Es muß uns hier ein jedes Wort des Gleichnisses zu der Erkenntnis hindrängen, daß es sich um nichts anderes, als um eine ungemein keusche Darstellung des menschlichen Fortpflanzungsvorgangs handelt und daß es sich zugleich mit und durch diese Darstellung im Gleichnis nur um die Evolution jenes gewaltigen Triebes, den wir bereits im ersten Teil als eine Urkraft des menschlichen Daseins anerkannt haben, jener Fähigkeit, altruistisch mitzuempfinden, handle!“ Mit anderen Worten: Der Dichter will mit dem ewig dauernden Beziehungszustand zwischen Isch und Ischah, mit dem innigen Aneinanderhängen von Mann und Weib nur jenes das Weltgetriebe zusammenhaltende Etwas zur Anschauung bringen — die menschliche Liebe!

Mit der Paradiesfabel im zweiten und dritten Kapitel der Genesis erreicht das von Graß'sche Werk seinen Höhepunkt. In ihr, d. h. in ihrer theologischen Ausdeutung haben sich alle Momente für diejenigen gleichsam verdichtet, welche an der Schuldbelastung der Menschheit ein Interesse haben. Hier läßt sich „das Gelüste einer herrschsüchtigen Hierarchie bei der plumpen Uebersetzung der biblischen Darstellung in flagranti ertappen“, während vom Standpunkt des Sozialphilosophen aus gerade aus dieser Fabel das herrlichste Licht der Erkenntnis ausstrahlt. Javeh pflanzte also „einen Garten in Eden, im Osten und setzte den Menschen, den er gebildet hatte, dorthin“. Dillmann gibt sich bekanntlich große Mühe, festzustellen, an welcher Stelle des Ostens dieser Garten gelegen hatte! Dann gibt Javeh sprachlich übermittelte Befehle, fragt den Menschen aus, ruft ihn aus dem Versteck, wird auf ihn eifersüchtig, wird zornig, flucht ihm und stößt ihn schließlich in das schreckliche Elend der Sünde. Einmal auf dieser schiefen Ebene des persönlichen Eingreifens gibt es für diesen Javeh der Theologen keinen Halt und die biblische Darstellung sinkt zu einer bloßen „Paraphrase des Gözentums“ herunter. In Wahrheit wollte aber Javeh nicht nur die Menschheit an bestimmte Ausgangspunkte versetzen, sondern er setzt zu allen Zeiten und wird, solange das Menschengeschlecht besteht, heute und immer jeden einzelnen Menschen in und durch sein Entstehen in die Uranfänglichkeit eines Edenzustandes versetzen, d. h. „eben in jenen Zustand, in welchem das willen- und tatunfähige Kind bei seiner Geburt in die erhaltende und uranfänglich entwickelnde Fürsorge seiner Eltern tritt“. Das Paradiesgleichnis stellt somit nicht allein die anthropologische Entwicklung der Menschheit, sondern auch diejenige des in seiner Kindheit begriffenen Einzelmenschen dar. Nach dem zielbewußten Gotteswillen muß also der Mensch zur Erfüllung seines Daseins eben jene vermeintlichen Paradiesgefilde verlassen.

Die Vorgänge im Garten stellen nach der theologischen Auffassung aber noch ganz andere Anforderungen an unser Denken. Javeh,

der „im Werden Ewige, der fortdauernd Entwickelnde“, soll den Menschen zu einem ungeheuerlichen Eingriff in seinen Entwicklungsang zu führen! Luther übersetzt unrichtig: „Von allerlei Bäumen im Garten sollst du essen, aber vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen.“ Es heißt vielmehr: „Du wirst essen und du wirst nicht essen“, ganz in dem Sinne des 17. Verses „Du wirst des Todes sterben“. Es kommt an dieser Stelle überhaupt gar kein Gebot zum Ausdruck, sondern nur die im Verdezustand des Menschen leicht ersichtliche Tatsache, daß der Mensch im rohen Urzustande gänzlich abgeneigt ist, sich um die Erkenntnis des Guten und Bösen zu bemühen. „Die Absicht der genetischen Darstellung,“ sagt der Verfasser wörtlich, „dem Gedanken Ausdruck zu geben, daß die Menschheit, wenn sie nur im Garten Eden verblieb, und wenn sie (Vers 15) nur von allerlei Bäumen des Gartens essen würde (Vers 9), von dem inmitten des Gartens stehenden Baume der Erkenntnis aber nicht — dann auch nichts weiteres als ein tierisches Dasein fristen würde, muß einem jeden, der dem Darstellungsang unbefangen zu folgen bereit ist, in sich selbst zwingend werden.“ Nun aber der Höhepunkt theologischer Unbegreiflichkeiten — die Erkenntnis soll verboten sein! Wer denkt nicht an die gerabezu schwindelhaften Konstruktionen der theologischen Exegese! Und doch liegt alles so klar vor unseren Augen. Schon nach den Worten der Schlange sind die Früchte des verbotenen Baumes zunächst nicht als Früchte verlockend, sondern nur deshalb, weil der Mensch nach ihrem Genuße klug wird. Das dichterische Gleichnis lehrt uns also den Unterschied zwischen dem absoluten, rein sinnlichen, alle anderen Früchte im Garten betreffenden Genuß einerseits und dem erhöhten Genuß des Erkennens, des Wissens und des Schönen andererseits. Und auch die Folgen dieses Genußes verhehlt die Schlange nicht: „Ihr werdet wie Elohim sein, erkennend Gutes und Böses.“ Was sagt dieser 26. Vers? Man kann nicht einfacher und schöner auf diese Frage antworten, als mit den Worten des Verfassers: „Er sagt, daß eben diese Gottähnlichkeit, dieses Erkennen des zielbewußten Schöpfungswillens, desjenigen, was Elohim in seiner bara-Schöpfung für sehr gut angesehen hatte, der alleinige und höchste Zweck des menschlichen Daseins sein sollte, daß Elohim den Menschen zu diesem Zweck allein aus der übrigen Lebewelt herausgenommen habe, und daß der Mensch, wenn er auf diese seine Aufgabe hin durch seinen Schöpfer nicht veranlagt wäre, überhaupt der Tierwelt gleichgeblieben wäre!“ Das Gleichnis vom Paradiese und vom Baum der Erkenntnis konnte nur an dieser Stelle der Genese seinen Platz finden, weil ohne eine erhöhte Genußfähigkeit des Menschen an die Erfüllung der Schöpfungsabsicht nicht zu denken war. Mit anderen Worten: Das Eintreten in die göttliche Tendenz mußte dem Menschen Wohlbehagen erregen.

Die Fabel vom Fruchtgenuß fällt in sich selbst inhaltslos zusammen, wenn wir ihr etwas anderes entnehmen wollen, als die Wahrheit, daß ohne Mühe, ohne Arbeit und ohne Streben der Mensch

niemals seine schöpferische Bestimmung erfüllen kann. Diese Vorstellung ist so alt wie das menschliche Nachdenken und fast in allen Weltanschauungen und Religionen nachzuweisen. „So wandelt sich jene, freventlich zu der Ungeheuerlichkeit des Entstehens der Erbsünde herabgezogene Fabel vom Baum der Erkenntnis zu dem großen, die Bewegungsbasis unseres ganzen Kulturlebens darstellenden Grundsatz, daß allein die erhöhte Genußfähigkeit den Menschen über die übrigen Lebewesen heraushebt und zu seiner schöpfungsmäßigen Bestimmung hinführt.“

Es erhebt sich noch die Frage — und damit schließt der Verfasser den zweiten Teil seines Werkes —, ob die dem Menschen eingepflanzten Fähigkeiten und Tendenzen nun ihrerseits durch Evolution, d. h. durch die freie Willensstätigkeit unserer Erblasser ein vererbungsbedürftiges und vererbungsnotwendiges Vermächtnis zu bilden imstande sind. Die Verneinung dieser Frage wäre gleichbedeutend mit Aufhören der Entwicklung. Es muß also eine Vererbungsnotwendigkeit auch hierfür da sein. Im Unterschiede von unseren heutigen philosophischen und naturwissenschaftlichen Deduktionstheorien stützt sich aber der biblische Bericht nicht auf Tatsachen, sondern er entwickelt die innere Notwendigkeit eines in der Zukunft eintretenden Zustandes. „An dem Tage,“ sagt er, „da du von ihm issest, wirst du gewißlich sterben.“ Dieses „gewißlich sterben“ (mot tamuth) sagt zunächst, daß lebende Menschen durch ihr Verhalten auf die zukünftige Entwicklung der Menschheit Einfluß haben werden. Mit diesem mot tamuth sind, was auch die theologischen Exegeten einräumen, nicht bloß der Tod, sondern auch die den Menschen vorbehaltenen Mühsale und Leiden bezeichnet. Der Mensch ist und stirbt nicht. Der Lehrer schildert also seinen Schülern einen dauernden Zustand, welcher „durch das Begehen der Frucht, durch das Streben nach Erkenntnis, durch das Streben nach Wissen, durch das Streben nach Genuß herbeigeführt werden muß“. Es wird eine Veränderung des menschlichen Zustandes eintreten, die ihrerseits hinwiederum mit Notwendigkeit auf die anwachsende Fähigkeit der Unterwerfung, auf die Stählung im Kampfe ums Dasein hinweist. Kurz, im Menschen wird und muß zur Erfüllung seiner Aufgaben auch die Energie entstehen. Diese Energie, einmal in Bewegung gesetzt, mußte auch über ihr Ziel hinauschießen; es mußte zu einer Energie-Anhäufung, zu einer Energie-Kapitalisierung kommen. Schließlich mußte die Überwindung der Mühsale, die Aufwendung von Arbeit und Sorge, Selbstzweck und so die Schaffensfreude geboren werden, ohne die eine Fortentwicklung des Kulturlebens überhaupt nicht gedacht werden kann. „Der Mensch soll“ — das ist der überwältigend schöne Schluß der Paradiesfabel — „im Schweiße seines Angesichts arbeiten, so lange er lebt; er soll sterben, damit das von ihm Geschaffene für die Welt frei werde“.

Die bisherige Untersuchung der Genes. lehrt uns zweierlei. Erstens, daß die Einleitung bis zum dritten Verse des zweiten Kapitels, die sogenannte bara-Schöpfung Elohims nichts anderes ist, als eine großartige Skizze oder Projizierung des Weltplans, die poetische

Formulierung der ursprünglichen schöpferischen Kraft. Zweitens, daß im zweiten und dritten Kapitel, in der Paradiesfabel die Entwicklung der in den Menschen gelegten Schöpfungskeime, der Reihe nach Wissen, Arbeit, Liebe, Energie, Schaffensfreude usw. gegeben ist; dies alles als Äußerungen des „ewig im Werden seienden“, Jehovah, der „Verheißenes ins Dasein ruft“, der in sich selbst die Evolution, oder, wie Egidy sagen würde, das „heilige Entwicklungsgeßetz“ repräsentiert. Damit ist der anthropologische Teil der Evolution oder die Summe der in jedem Einzelmenschen schlummernden Grundkräfte festgelegt. Der Dichter und Lehrer der Genesis macht hierbei nicht Halt und lenkt nunmehr sein Auge auf das „menschliche Verkehrsleben“ nach von Graß, d. h. auf die Gesamtheit der das menschliche Zusammenleben bewegenden Kräfte, mit einem Worte, auf die Volkswirtschaft. Was nun folgt, ist der soziologische Teil der Evolution, der mit dem Turmbau zu Babel abschließt.

Der Mensch soll sich zur Menschheit erweitern, über die Erdoberfläche ausbreiten und die Welt unterwerfen. Er ist aus seinem ursprünglich paradiesischen Zustande nicht „in die Welt gestoßen, sondern in die Welt verwiesen“. Das Erste, was er zu tun hat, ist die Besitzergreifung, die Kulturbarmachung der Erde. Dies ist auf zweierlei Weise möglich: als vorübergehende Besitzergreifung und Ausnützung dessen, was die Erde freiwillig darbietet, und als dauernde Aneignung des Bodens durch fortgesetzte, darauf verwendete Arbeit. Nun, der personifizierte Klassenbegriff für die Aneigner der ersteren Art ist Abel (habel), der unstet Umherschweifende, der Arme, der Ohnmächtige; der Vertreter der letzteren ist der besitzergreifende Mensch, der Kain (kain) der hebräischen Sprache, was dem Worte kanah (Erwerber) entspricht. „Ich habe den Mann, den seßhaften geboren“, sagt Eva. Der vermeintliche Brudermord ist also die gewalttätige Verdrängung wildlebender Menschen aus der ungeordneten Bodennutzung und Ergreifung des Eigentums zum Zwecke des menschlichen Kulturlebens, wie es sich noch heute unter unseren Augen vollzieht. Es ist das Recht der Gewalt, des ursprünglichsten und wichtigsten Trägers der Kultur, was uns die Genesis lehrt. Deshalb straft Javeh den Kain nicht; er darf ihn nicht strafen; er muß ihn schützen, wenn anders eine Kulturwelt möglich sein soll. „Wer Kain todschlägt, soll siebenfältig gerochen werden, und der Herr machte ein Zeichen an Kain, daß ihn niemand todschläge, wer ihn finde.“ Dieses Kainszeichen, „der Eckstein des fürchterlichen Irrtums, daß durch eine einzelne Untat die Menschheit schuldbelastet werden könne“, bedeutet nur „die zum Schutze des menschlichen Verkehrslebens unentbehrliche Sicherung des Eigentums“.

Zu der auf wenige Verse zusammengebrängten Namechfabel handelt es sich zunächst um die einfache Tatsache der Vermehrung des Menschengeschlechtes und hieran anschließend um die zunehmende Aufteilung des Besitzes und die Differenzierung der menschlichen Tätigkeit, modern gesprochen, die Teilung der Arbeit. Mit der Kainfabel war die Notwendigkeit des Eigentums gegeben; jetzt gilt es, einen geordneten Besitzstand zu schaffen. Die Menschen hatten sich vermehrt. Namech

konnte zwei Weiber nehmen, was ihm von den orthodoxen Bibel-
erregten bitter verübelt wird. Aba, die Hauptfrau, gebir Zabal, den
Acker mann, dann Zabal den Künstler; das Rebweib Zilla gebir
Zubalkain, der mit dem Hammer aus Erz und Eisen gar schöne Dinge
zu machen mußte, den Handwerker, den Industriellen, ein deutlicher
Wink, daß alle Erweiterung des Kulturlebens auf die Arbeit des Land-
bebauers zurückzuführen ist. Von Graß glaubt, wohl nicht mit Un-
recht, an dieser Stelle der Bibel den Anfang „jenes gewaltigen Konfliktes“
zu finden, „der lösungsbedürftig bleiben wird, so lange Kulturmenschen
aus ihrer Arbeit Nahrung über ihr eigenes Nahrungsbedürfnis hinaus
erzeugen müssen, um andere Menschen mit diesem Ueberfluß zu er-
halten“. Der Streit beginnt, das Haus Lamech ist im Aufruhr, bis
der Hausvater seine Autorität einsetzt und mit Macht Ruhe gebietet.
Die Fabel lehrt uns also die Entstehung der Herrschaft und weiter-
hin der Ordnung schaffenden Obrigkeit überhaupt. Beide haben ihre
Quelle in jener Spaltung des Kraftvermögens der Allgemeinheit, die
sich aus dem Widerstreit der Interessen ergibt. Hier dürfte der Ver-
fasser sicherlich noch einen Schritt weitergehen mit dem Hinweis, daß
die Autorität überhaupt die erste soziale Idee des Menschen-
geschlechts gewesen ist und ihren Ursprung, wie eben das Beispiel
Lamechs zeigt, in der Familie hat. Aber die neugeschaffene Ruhe
und Ordnung hatte keinen Bestand und es beginnt, vom sechsten Kapitel
ab, jene „Verderbtheit“ der Menschen, die auf die große Wasserflut,
ein bekanntlich in vielen Kosmogonien vorkommendes Ereignis, vor-
bereiten soll. Nachdem sie eine Periode der Tyrannei und der Rück-
bildung durchlaufen — für beides finden sich klare Hinweise in den
Worten der Bibel — versielen die Menschen in einen unhaltbaren,
bösen Entwicklungszustand, bis schließlich unter der Herrschaft der
Tyrannen und Mephemim eine zunehmende Sorglosigkeit gegen die um-
gebende Natur eintrat, so daß die der Genesıs zugrunde liegende
Schöpfungsabsicht: „Unterwerft sie“ immer mehr in Frage gestellt
wurde. Und weil sie, den Zweck des Schöpfungswillens verkennend,
aufhörten, für die Unterwerfung der elementaren Kräfte Vorsee zu
treffen, deshalb mußten sie untergehen. „Die Ertrinkenden fanden
ihren Untergang in den Fluten nicht als Strafe, sondern weil sie ver-
säumt hatten, sich eine Arche zu bauen“! Dies gibt uns einen deut-
lichen Fingerzeig zum Verständnis der nun folgenden Katastrophe.

Wir stehen vor der „tief angelegten und reichgegliederten“ Noah-
parabel. Sie wählt den Untergang der Menschen in der Flut als
dichterisches Bild; dieser Untergang ist nur das Mittel, um an einem
Einzelvorgang den Satz zu beweisen, daß die göttliche Bestimmung der
Herrschaft über die Erde nur mit und in der Arbeitsgemein-
schaft erfüllt werden kann. Das kosmogonische Moment ist offenbar
Nebensache. Um so bedeutsamer ist, daß Noah als Sohn des Lamech
auftritt und daß den Menschen eine mehr als hundertjährige Frist
bis zum Eintritt der Katastrophe gewährt wird. Die Erbfolge Noahs
zeigt uns die Entwicklungsfolge der sozialen Zustände; die
Fristgewährung lehrt uns die Allmählichkeit des Ueber-

gangs aus der Samedperiode zum Nohismus. In der Katastrophe selbst, in dieser „Heimsuchung“ der Menschen, sieht aber die orientalische Weisheit keineswegs eine Strafe Gottes, sondern vielmehr die Tatsache, daß „Zustände solcher dauernder Entartung notwendige Vorbedingung für die Entwicklung des menschlichen Kulturlebens sind“. Ja, im weiteren Sinne gestaltet sich die Flutparabel zum Lehrsatz über das Entstehen der Reformationen. Und eben deshalb liegt ihre Bedeutung nicht im Untergang einzelner Menschen, sondern im Archenbau und der Archenfahrt. Noah findet bei Javeh „Gnade“, d. h. er hatte den im Werden befindlichen Entwicklungszustand seiner Zeit richtig erfaßt. Noah war mit Elohim „gewandelt“, d. h. er begriff die im göttlichen Schöpfungswillen liegende Absicht. • Deshalb trifft er Vorsehrungen, um dem allgemeinen Verderben zu entrinnen und um dem Schöpfungswillen zur weiteren Evolution den Weg zu bahnen. Diese Doppelaufgabe gelangt in der Flutsage zu schönster, dichterischer Darstellung. „Das Kulturbasein geht hervor aus der Gemeinsamkeit menschlicher Arbeit.“ Aus dieser gemeinsamen Arbeit, aus diesem Mitempfinden der Notlage, aus diesem Aufeinander-Angewiesensein entwickelt sich der soziale Altruismus, modern ausgedrückt, die bürgerliche Tugend. Noah baute also. Elohim befahl es, d. h. in unsere Sprache übersetzt: Noah erkannte die Notwendigkeit dieses ungeheuren Baues. Allmählich konnten sich auch die übrigen Noahmenschen der Wahrheit nicht entziehen, daß die Ziele der menschlichen Gesittung durch kein anderes Mittel zu erreichen seien, als durch den aus gemeinsamer Arbeit hervorgehenden Aufbau der notwendigen sozialen Lebensformen. Diese Notwendigkeit tritt allmählich in immer helleres Licht. Elohim weist die Bauenden an, auf die Erhaltung sämtlicher in seinem Schöpfungsplane als sehr gut befundenen Lebewesen (Kap. 1, V. 31.) Bedacht zu nehmen. Javeh aber befiehlt etwas ganz anderes. Dieser Widerspruch zwischen Kap. 6, V. 20, und Kap. 7, V. 2, ist tief bedeutsam. Nach der Strackischen Uebersetzung lauten beide Verse, wie folgt. „Von allen Vögeln nach ihrer Art, von allem kleinen Getier des Erdbodens nach seiner Art zwei sollen zu dir kommen, um sie am Leben zu erhalten,“ und „Von allem reinen Vieh sollst du dir je sieben nehmen, ein Männlein und ein Weiblein, von dem Vieh, welches nicht rein ist, je zwei, ein Männlein und ein Weiblein.“ Der erste Befehl geht von Elohim aus, der zweite von Javeh. An dieser Stelle wird also die der ganzen Genesiß zu Grunde liegende Unterscheidung des radizierenden Elohimbegriffs von der durch Javeh begreiflich werdenden Evolution vom neuen aufgesfrischt! Das Wort „rein“ kann hier nur die Bedeutung haben — für den Menschen rein, d. h. brauchbar, angenehm. Der Mensch muß aber zu seiner Selbsterhaltung und zu seinem Wohlbefinden bestimmte Lebewesen mit seiner Fürsorge bevorzugen. Die Fabel lehrt uns also die Entstehung der Haustiere. Diese ihre Entwicklung aus den wildlebenden Tieren ist aber ein Ausfluß der von Javeh geführten Evolution. Damit ist gleichzeitig angedeutet, daß in der sozialen Gemein-

schaft die Sorgfalt für die Lebewesen mit dem Umfang ihrer Gebrauchswerte in stetem Verhältnis stehen muß. Deshalb nimmt Noah mehr solche Paare in die Arche auf. Ja, das Zurücktreten des dauernd der Menschheit Vorteilbringenden vor dem durch die javistische Evolution gesetzten Tagesbedürfnis — diese große, die ganze Kulturgeschichte bestimmende Wahrheit — ist hier im Gleichnisse angedeutet. Noah, der Ausführende, hat die Absicht Elohim's verstanden, aber derselbe Noah folgt sofort dem Bedürfnis der javistischen Evolution. „Und die, welche kamen,“ heißt es Kap. 7, V. 16, „kamen alle, wie ihm Elohim geboten hatte, und Javeh schloß hinter ihnen zu.“ Der durch den Archbau entstandene Trieb zur Gemeinsamkeit und zum Zueinanderleben bedarf aber einer stärkeren Bewährung, eines gewissen Zwanges zu seiner Weiterentwicklung. Er liegt in dem sozialen Mitempfinden, das sich in der gemeinschaftlichen Archensfahrt immer mehr herausgestaltet. Diese in der Betätigung des nachbarlichen Triebes liegende Kraft, die sich, wie bei der Schifffahrt, an allen Stellen, wo die Menschheit sich an gemeinsamen Wohnplätzen zusammendrängt, geltend machen wird, hält unser wirtschaftliches Dasein zusammen. Die Menschen verlassen das Fahrzeug anders geartet und anders entwickelt, als sie es betreten haben. Das Gleichnis zeigt uns also das Entstehen des einheitlichen Volksbewußtseins, des Staatsbürgertums. Nach dem Verlassen der Arche segnet Elohim den Noah und seine Söhne, d. h. er spricht zum erstenmal zu der aus der Archensfahrt als gerettet hervorgehenden Gesamtheit. Dann aber opfern die Noahmenschen dem Javeh, d. h. sie opfern der ihnen zur Erkenntnis gekommenen Notwendigkeit der Evolution. Dieses Opfer ist kein ritueller Akt; er läßt vielmehr gerade an dieser Stelle gar keine andere Deutung zu, als „das Hingeben von demjenigen, was dem Menschen lieb und wert ist, dessen Besitz oder Genuß ihm Wohlgefallen erregt, zu einem höheren Zwecke“. Dieses Opfer bereitet jenen so wichtigen Schritt vor, da die Menschen begannen, sich freiwillig der Notwendigkeit allgemeingiltiger Satzungen zu unterwerfen. Damit stehen wir am Kernpunkt der ganzen Noah-Allegorie. Der Verfasser sagt: „Das Elohim-Wort: ich will eine Bestimmung in Kraft treten lassen in Bezug auf euch und euren Samen nach euch, deutet den gewaltigen, in der menschlichen Gesellschaft vor sich gehenden Wendepunkt an, in welchem die Sitte aus dem Zustande der Gewohnheit in den Zustand des Ueberkommens übergeht, in welchem der von Elohim hineingelegte Zweck, sich zu vermehren, die Menschen auch zu zielbewußter und dauernder Festlegung der Elohim-Tendenz hinführt. Dieses Inkrafttretenlassen der Elohimbestimmung schließt in gewissem Sinne die elementare Wissenschaft vom menschlichen Verkehrsleben ab. Das Gesetz ist entstanden und mit ihm die Fortentwicklung des Menschendasein gewährleistet.“ Durch die Entstehung des Gesetzes ist die Unterwerfung der Erde mit ihren elementaren und animalen Kräften sicher gestellt. Elohim spricht: „Nicht soll mehr alles Fleisch durch das Wasser der Sündflut ausgerottet werden und nicht soll mehr eine Sündflut

kommen, um die Erde zu vernichten.“ Die Nachkommen Lamechs waren untergegangen, weil sie die der Regenflut vorhergehenden Vorgänge nicht beachtet, d. h. weil sie in den Himmelserscheinungen die innere Notwendigkeit nicht erkannt hatten. Das schöne, die Noahparabel schließende Regenbogengleichnis mahnt eben an diese Notwendigkeit, den inneren Zusammenhang der Naturerscheinungen zu beobachten und zu erkennen. Es sagt uns, „daß mit der gemeinsamen Arbeit der Menschen auch die gemeinsame Erkenntnis der Dinge im notwendigen Folgezwang die dem menschlichen Dasein gestellten Bedingungen erfüllen werde“.

Aus Gründen, deren Erörterung nicht hieher gehört, die mir selbst aber zwingend zu sein scheinen, ist von Graß der Ansicht, daß das elfte Kapitel der Genesıs mit der Turmbau-Parabel notwendig an diese Stelle, d. h. an den Schluß des neunten Kapitels gehört und den wahren Abschluß der jabisstischen Evolution darstellt. Das zehnte Kapitel mit seiner Völkertafel und der deutlichen Absicht, wirkliche Vorgänge erzählen zu wollen, ist nur ein und zwar ziemlich ungeschickter Versuch, die jabisstische Weltanschauung der jüdischen Entwicklungsgeschichte einverleiben zu wollen. Dieser Punkt wird noch weiterhin zur Sprache kommen.

Die Menschen sind nunmehr mit der Noahparabel auf diejenige Höhe der sozialen Entwicklung gebracht, die eine allmähliche Erfüllung der göttlichen Schöpfungsabsicht möglich und wahrscheinlich macht. Aber jetzt erhebt sich das Bedenken, ob die menschliche Gemeinsamkeit, nachdem sie das Gesetz geboren, überhaupt eine grenzenlose sein kann, ob nicht aus irgend welchen bestimmt erkennbaren Gründen dieser Gemeinsamkeit jeweils eine Grenze gesetzt werden muß. Der sorgliche Sinn des orientalischen Dichters und Lehrers konnte sich wohl, ja mußte sich diese Frage vorlegen. Er beantwortet sie eben mit der Turmbauparabel, die sich so mit dem Archenbau zu einem großartigen, sich ergänzenden Doppelgleichnis ausgestaltet. „Dem gemeinsamen Archenbau mußte der Turmbau folgen.“ Daß der Dichter sich auch hier, wie bei der Flut an sagenhafte Traditionen anlehnt, kann ohne weiteres zugegeben werden. Das ändert an der Tatsache, daß es sich um ein Gleichnis handelt, nichts. Da nun die Verschiedenartigkeit der Sprachen niemals die Ursache der menschlichen Trennung und des Auseinandergehens der Menschen in verschiedene Erdteile sein kann, da vielmehr umgekehrt die Sprachentrennung die Folge der Verteilung und des Auseinandergehens der Menschen ist, so muß das Bild der Sprachverwirrung eine andere, sicherlich sehr naheliegende Bedeutung haben. Diese Verwirrung stellt nämlich fest, „daß mit der Erweiterung der gemeinsamen Tätigkeit sich auch, gleichen Schritt haltend, die Verschiedenartigkeit der Ansprüche und Interessen, welche die gemeinsamen Arbeiter für sich selbst geltend machen wollten, erweitern müsse“. Die Werkfähigkeit und Werkbereitschaft der Menschen steht zu allen Zeiten mit der größeren oder geringeren Dringlichkeit des Werkes in geradem Verhältnis. Die Noahmenschen hatten sich zur gesicherten Gemeinschaft hindurchgerungen. Das dringlich Notwendige

war erreicht. Die Ueberfülle der gemeinsamen Kraft wendet sich zum Erstreben des Ueberflüssigen und wird zur „auschreitenden Genußsucht“. Mit der verminderten Dringlichkeit des Zweckes wächst die Verschiedenheit des menschlichen Bedürfnis und „dieselben Menschen, welche sich über die Ausführung des Archambaus verstehen und verständigen konnten, können sich nun über die Bedingungen ihrer gemeinsamen Tätigkeit nicht mehr verständigen“. Diese Unfähigkeit, und nichts anderes, soll die vermeintliche Sprachenverwirrung andeuten. Und hieraus folgt: „Die Menschen mußten im vorgeschrittenen Zustande des Kulturlebens von neuem die Notwendigkeit empfinden, die Erde mit ihren Kräften zu unterwerfen.“ Wir blicken in die ganze Tiefe der morgenländischen Weisheit, „daß die genetische Darstellung in der Turmbaufabel gerade aus dem Zusammenschlusse der Menschen zu großen und gewaltigen Unternehmungen die Folgenotwendigkeit zu entwickeln verstanden hat, daß mit und aus dem Wachsen der menschlichen Kraft und Gemeinsamkeit jener expandierende und auseinanderreibende Zustand hervorgehen mußte, der sich in unserem Kulturleben fortbauend beobachten läßt und bald als gewaltsame Eroberung neuer Gebiete, bald als Kolonisation unbenutzter Teile der Erdoberfläche in Erscheinung tritt“.

Hier, am Schlusse meines Referates, erhebt sich sofort die Frage: Ist es möglich, ist es überhaupt denkbar, daß dieser tiefgründige Inhalt der Genesis dem jüdischen Volke entstammen kann, von dem wir doch in der zuverlässigsten Weise wissen, daß es noch bei seinem Aufenthalte in Egypten ein armes Hirten- und Steppenvolk gewesen ist, das nicht Jehova, sondern den Götzen diente? „Die Juden, welche nach Egypten kamen, waren Heiden“, sagt Budde, „das Israel, welches in Egypten schmachtete, hatte Jehovah überhaupt nicht gekannt; es diente vielmehr den Götzen.“ Das ganze alte Testament, namentlich die Propheten, halten diese Tatsache fest. Josua sagt im 24. Kapitel: „Die Väter jenseits des Wassers im Egypterland haben den Götzen gedient.“ Und so kommt von Graß am Schlusse des Wertes in seiner Untersuchung über den „Ursprung des Javismus“ zu dem unanfechtbaren Resultate, „daß die Schöpfungsgeschichte der Genesis an die jüdische Religionsgeschichte künstlich zu bestimmten, nachweisbaren Zwecken herangelegt oder, anders gesagt, der Vorgeschichte der Abrahamippe unterschoben worden ist“. Wo aber ist die eigentliche Ursprungstätte des Javismus? Die neuesten archäologischen Forschungen geben hierüber den genauesten Aufschluß. In seiner Schrift „Babel und Bibel“ sagt Friedrich Delitzsch: „Es ist eines der denkwürdigsten Ergebnisse der archäologischen Forschungen am Euphrat und Tigris, daß wir in dem schon von Natur ungemein fruchtbaren, aber durch menschlichen Fleiß zu einem Treibhaus gar nicht nachzubedenkender Vegetation umgestalteten babylonischen Tieflande bereits um 2250 v. Chr. einen hochentwickelten Rechtsstaat finden, mit einer der unsrigen wohl vergleichbaren Kultur . . . Handel und Industrie, Viehzucht und Ackerbau standen dort in vollster Blüte, und die Wissenschaften, wie z. B. Geometrie, Mathematik und vor allem Astronomie, hatten eine

Höhe der Entwicklung erreicht, welche sogar unsere modernen Astronomen immer von neuem zu staunender Bewunderung veranlaßt. Nicht Paris, höchstens Rom kann sich mit Babylon in Bezug auf den Einfluß messen, welches dieses zwei Jahrtausende hindurch auf die Welt geübt. . . Ein goldener Becher, ruft Jeremias aus (51.), war Babel in der Hand Javehs, der die ganze Erde trunken machte. Dieser Brennpunkt von Kultur, Wissenschaft und Literatur war Babylon bereits seit dem Anfang des dritten Jahrtausends.“ Liegt nun die Annahme nicht außerordentlich nahe — der Verfasser betont sie mit Nachdruck —, daß derselbe Volksgeist, der es fertig brachte, dem gestirnten Himmel seine Geheimnisse abzulauschen und die Mathematik zu begründen, der Ackerbau, Handel und Industrie auf eine nie dagewesene Höhe der Entwicklung emporgehoben hat, daß dieser selbe Geist auch in die verschlungenen Pfade der sozialen Zusammenhänge der Menschheit eingebracht ist und die grandiose Gesetzmäßigkeit ihres Aufbaus erkannt hat. Man mutet diesem Volksgeiste damit nicht etwas Wunderbares und Uebernatürliches, sondern gewissermaßen etwas Selbstverständliches zu. Es darf also als zweifellos angesehen werden, daß die babylonisch-assyrische Weltanschauung eben mit der Genesiss Aufnahme in die Bibel gefunden hat, wenn wir auch voraussichtlich niemals mehr ergründen werden, in welcher Kulturerpoche diese Weltanschauung selbst entstanden ist. Der Weg aber, den sie genommen hat, liegt schon heute klar vor uns. „Es war im Winter 1887“, erzählt Friedrich Delitzsch, „als ägyptische Fellenchen zwischen Theben und Memphis in El Amarna, der Ruinenstätte der Palaststadt Amenophis IV. 300 Tontafeln mannigfaltigsten Formats fanden. Es waren Briefe babylonischer, assyrischer, mesopotamischer Könige an die Pharaonen, an Amenophis III. und IV., vor allem aber Schreiben ägyptischer Statthalter aus den kanaanäischen Städten Tyrus, Sidon, Akko und Askalon an den ägyptischen Hof noch vor der Einwanderung der Israeliten in das gelobte Land. Einem gewaltigen Scheinwerfer gleich hat dieser Tontafelfund das tiefe Dunkel, welches über den Mittelmeerländern und speziell Kanaan um 1500 v. Chr. lagerte, in helles Licht verkehrt. Die Tatsache allein, daß diese Großen Kanaans sich der babylonischen Sprache und Schrift bedienten, also die babylonische Sprache die offizielle diplomatische Verkehrssprache war, vom Euphrat bis zum Nil, bezeugt den alles beherrschenden Einfluß der babylonischen Kultur und Literatur von 2200 bis 1400 v. Chr. hinab.“ In diesem Kultur- und Geistesleben, nicht in der ärmlichen Hütte seiner Eltern, hatte die Wiege des Moses gestanden! Er hatte keine unmittelbaren Einbrüche aus den Traditionen seines Volksstammes in sich aufgenommen, da er an dem Hofe eines kunst- und prachtliebenden Pharaos aufgewachsen war.

Diesen Moses schildert Dillmann in seinem „Handbuch der alttestamentlichen Theologie“ mit folgenden Worten: „Er war ein von Natur gewaltiger Geist, ein Mann von eminent sittlich-religiöser Anlage, eine geistige Heroengestalt unter dem Geschlecht jener Zeit, befruchtet mit allen den Hilfsmitteln der höchsten dama-

ligen weltlichen Bildung, abgestoßen durch das ägyptische Götter- und Staatswesen, angezogen von dem einfachen, gesunden Glauben der Hirtenvölker, von Jugend auf unter der Anschauung des ägyptischen Druckes erglühend von patriotischem Eifer.“ Moses greift plötzlich und unvermittelt in die Geschichte seines Volkes ein und benützt dazu eine Kraft und eine Erkenntnis, die er nicht seinem Volke entnommen, die ihm von außen zuteil geworden war. Den Glauben, den er in seinem Volke verbreiten wollte, hat er, wie Wellhausen in seiner „Jüdischen Geschichte“ sagt, „nicht erfunden, er hat es aber bewirkt, daß dieser Glaube das Fundament der Nation und ihrer Geschichte wurde“. Als er auf der Bühne erschien, schmachteten die Juden in tiefster Knechtschaft. Sie kannten keinen höheren Lebenszweck, als die Erleichterung dieser schweren Last und die Vinderung des Druckes der ägyptischen Vögte. „Ich bin Javeh“, heißt es Exodus 6, V. 2, „und ich erschien dem Abraham, Isaak und Jakob als El Schaddaj, aber nach meinem Namen habe ich mich ihnen nicht kundgegeben.“ Dieser El Schaddaj repräsentiert die nackte Gottesgewalt, hervorgegangen aus dem Selbsterhaltungstrieb und der Erhaltungsjorge des täglichen Daseins. Er ist „die heidnische Vorstellung der Gottesübermacht“. Auch die Vorstellung des jüdischen Nationalgottes läßt sich bis auf ihn zurückführen und eben diese Vorstellung hatte das Judentum in jenes tiefe Elend geführt, von dem der Exodus berichtet, bis Moses, der große Reformator, erkannte, daß das Judentum nur durch jene javistische Weltanschauung errettet werden könne, die er selbst von außen her in sich aufgenommen hatte. Gewaltig, aber auch gewalttätig lenkte er das Geschick seines Volkes, schob den Javeh-Elolim-Begriff der überkommenen El-Schaddaj-Vorstellung unter und nahm, dem Wesen seiner Volksgenossen Rechnung tragend, keinen Anstand, die Göttlichkeit ihrer univiersellen Hoheit zu entkleiden und auch den Javeh-Elolim zum jüdischen Nationalgott zu erheben. „Er ließ eben diesen erhabenen Schöpfer der Menschheit in jene Verheißung eintreten, welche einstmals von El-Schaddaj dem Abraham gegeben war.“ Auf diese Weise ist der Javismus zur Grundlage jenes Kultus geworden, eben jenes Kultus, der mit der reinen Lehre vom zielbewußten Gotteswillen im krassesten Widerspruch steht. „Und doch hat unsere theologische Exegese“, sagt der Verfasser mit hohem Recht, „nicht davon Abstand nehmen wollen, den so entstellten und nicht etwa den reinen Javismus als die Unterlage jener uns durch Christus heilig gewordenen Weltanschauung zu setzen, welche in dem Grundsatz gipfelt: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden!“ Der Weg, den diese gewaltsame Einverleibung zu gehen hatte, läßt sich ziemlich leicht erraten. Die morgenländische Weisheit bot Dichtungen, deren Figuren nur in der Phantasie des Darstellers gelebt hatten. Man brauchte diese javinischen Gleichnisse nur ihres dichterischen Gewandes zu entkleiden und die Dichtung zur Schilderung wirklicher Vorgänge zu machen, dann konnte es den jüdischen Schriftgelehrten nicht schwerfallen, die auftretenden Personen in Rechtsvorgänger lebender Menschen umzuwandeln. Die Parabel von dem

eigenartigen Bündnis zwischen Javeh und dem um die Erhaltung der Menschengeschlechter so verdienten Noah bot eine geradezu verführerische Gelegenheit.

Hier ist mein summarischer Bericht, dem noch einige Bemerkungen folgen mögen, zu Ende. Ich halte das von Graßirische Werk für eine Geistesstat ersten Ranges, ein Urteil, an dem auch gewisse formelle Unebenheiten der Darstellung nichts ändern können. Diese „Ausgrabung“, wenn ich so sagen darf, eines großen Kulturgedankens, der unter dem Schutte dreitausendjähriger Mystizismen begraben lag, ist eine Tat, die uniere höchste Bewunderung verdient. Daß das Gewand des tatsächlichen Geschehens, in das sich die Genesis der Theologen hüllt, ein erschlichesenes ist, hat die Wissenschaft längst erkannt und dennoch nimmt die Kirche keinen Anstand, diesen Schein aufrechtzuerhalten und ihn als Grundlage für die religiöse Erziehung der heranwachsenden Generationen zu benützen. Die Kirche konnte und kann das nur deshalb wagen, weil aus der genetischen Urkunde tatsächlich ein seltsamer und geheimnisvoller Reiz ausströmt, der alles, was die exakten Wissenschaften über die Entstehung der Welt und die Urgeschichte der Menschheit zutage gefördert haben, weit hinter sich läßt, und seinen Eindruck auf die Gemüter der Menschen und insbesondere der Jugend nicht verfehlt. Unser Verfasser zerreißt den mystischen Schleier; er zerbricht die Schale, rettet den Kern und zeigt uns in ihm den geistigen Inhalt eines großen, reichen Kulturlebens. Er deutet damit gleichzeitig an, daß in den Kulturen der verschiedenen Völker und Zeiten sich authentische und homologe Spuren einer Philosophie oder primitiven Religion auffinden lassen, deren Erschließung für die Erkenntnis vom Werden und Wachen des sozialen Geistes noch fruchtbarer zu werden verspricht, als der Tontafelfund von El Amarna, d. h. als die tatsächlichen Ergebnisse der archäologischen Forschung. Nicht minder bedeutsam, als diese Ausgrabung oder richtiger Wiedergewinnung der Genesis scheint mir aber die Tatsache zu sein, daß der Verfasser in seiner Forschung auf einer Grundanschauung faßt, die dem modernen Zeitbewußtsein von der Identität des Geisteslebens und der Wirtschaft im Volke in merkwürdiger Weise entgegenkommt. Die glänzende Urkunde morgenländischer Dichtung, die wir in der Genesis besitzen, wird durch ihn zum Abbild des sozialen Entwicklungsprozesses der Menschheit. „Wie die Theorie der Ideen“, sagt Proudhon, „so wird auch die Oekonomie des Menschengeschlechtes sein.“

Endlich möchte ich zum Schlusse noch darauf hinweisen, daß der Verfasser vollkommen berechtigt ist, in seiner Arbeit eine neue Grundlegung der Volkswirtschaftslehre zu sehen. Es sind nicht die nackten wirtschaftlichen Tatsachen und noch weniger die öden abstrakten Begriffe, dieses traurige Rüstzeug der herrschenden Volkswirtschaftslehre, aus denen heraus er dem Gange der Genesis folgt; er erkennt vielmehr klar, daß der morgenländische Dichter jeweils das „seelisch vernünftige Empfinden“ der Menschen, mit anderen Worten, die im Volke tätigen lebendigen Kräfte in immer gleichmäßigen Gruppen von Vorgängen der Reihe nach in die Erscheinung treten läßt, Gruppen, in die dann

später die wirklich eingetretenen Vorgänge unterzubringen sind. Der Aufbau dieses Lehrsystems ist darum streng mathematisch. Es sind Notwendigkeitsempfindungen, die in der Menschheit rege werden, kurz das, was in der Mathematik Lehrsätze heißt. So lehren die sozialen Zusammenhänge, daß der aus der Materie geformte Mensch die Erde unterwerfen muß. Er muß sich selbst und die Rasse erhalten. Dann gelten für die Entwicklung des Einzelmenschen die zwei großen Doppel-
lehrsätze vom Entstehen des Wissens und der Liebe, der Genußfähigkeit und der Arbeit. Aus dem Zueinandergreifen dieser Kräfte in der Gemeinschaft entsteht der Reihe nach das Eigentum, die Obrigkeit, die Genossenschaft und das Gesetz, lauter allgemein anerkannte Normen oder Lehrsätze, die der Menschheit ihre Bahnen weisen. Die Erkenntnis dieser Bahnen selber erfordert aber jenen Einblick in das große Wissensgebiet, das uns heute die Kenntnis von unserer Erde und ihren Bewohnern erschließt, das aber jener morgenländischen Weisheit noch nicht zugänglich war.

Zwei Beiträge zur Judenfrage.

Noch treibt ein roher Antisemitismus allüberall sein nur allzu trübes Wesen. Neben ihm, vielfach durch ihn angeregt, entwickelt sich aber eine immer regere und ernstere Diskussion der Judenfrage. Insbesondere die heranwachsende jüdische Jugend, die so viel oft zu leiden hatte unter einem giftigen und wohl den meisten unter ihnen so ganz unverständlichen Hass, beschäftigt sich ernst und intensiv und von verschiedenen Standpunkten aus mit den theoretischen und praktischen Seiten der Judenfrage. Die beiden folgenden Artikel haben zwei junge jüdische Studenten zu Verfassern. Sie seien hier als Dokumente mitgeteilt, weil sie, obwohl sie und da aufsehbar, doch durch tiefen Ernst, gerade Offenheit und durch eine gewisse Ueberlegenheit, die in dem Mangel an jeglicher Sentimentalität liegt, erfreulich wirken. E. P.

I.

Die Sozialdemokratie und die Lösung der Judenfrage durch planmäßige Ansiedlung des jüdischen Volkes.

Von Richard Bernstein.

Wir sind Zeugen, wie sich in Oesterreich breite Schichten der Bevölkerung weit mehr von der Teilnahme am öffentlichen Leben zurückziehen, als dies durch die fortschreitende wirtschaftliche Differenzierung begründet wäre, die in scheinconstitutionellen Ländern, wie dem Deutschen Reich und Oesterreich, wohl dazu führt, daß sich die Besitzenden immer ausschließlicher aufs Gelderwerben und höchstens noch auf die möglichst angenehme Verwendung des Erlassenen verlegen, wohl wissend, daß die hohe Obrigkeit ohnehin ihre Interessen wahrt, auch ohne durch Parlamente dazu gezwungen zu werden, während die Anteilnahme der Be-

sichlosen am politischen Leben mit dem Erwachen der proletarischen Klasse naturgemäß steigt. Der miasmenersüllte Pesthauch des stagnierenden, nur hier und da, so oft es die Regierung erlaubt, von widerlichstem Froschgequacke und höchstens noch den Untenrufen der letzten „guten Oesterreicher“ widerhallenden Sumpfes, genannt österreichisches Abgeordnetenhaus, übt aber seine lähmende, entnervende Wirkung weit über die verspießerten Bourgeois und die verbummten Bauern bis ins organisierte Proletariat hinein aus, das sich wohl immer mehr von einer politischen Aktion abwenden muß, die ihm im allergünstigsten Fall die Eröberung jener politischen Macht verspricht, die durch die 72 Mandate der — V. Kurie versinnbildlicht ist.

Es ist also schon aus diesem spezifisch österreichischen Grunde von der wachsenden wirtschaftlichen und nicht in gleichem Maß wachsenden politischen Tätigkeit der Proletariats abgesehen, nicht zu verwundern, daß das politische Interesse der industriellen Arbeiter hierzulande, auch wohl schon wegen der schlechteren Schulbildung, weit geringer ist als im Deutschen Reich z. B., und schon gar leicht ist zu verstehen, daß diese Klasse für die Judenfrage keine besondere Teilnahme aufbringt, da sie ja vorherrschend in West- und Nordösterreich lebt, die gegen zwei Millionen österreichischer Juden aber im Osten sind. Aber vielleicht können wir aus der so schweren Niederlage, die unsere Partei bei den letzten Reichsratswahlen in Böhmen durch chauvinistisch-antifemistische Parteien erlitt, lernen, daß auch in der Judenfrage die Taktik des Drumherumgehens ebensowenig würdig oder gar erfolgversprechend ist, wie sie es in der nationalen Frage war, wo sie trotz unserem prächtigen Brünner Programm noch geübt wurde. Ein direkter Anlaß aber, sich mit der Judenfrage zu befassen, liegt wohl für die zum größten Teil jüdischen „Intelligenzler“, oder wie man die Studenten sonst nennen mag, vor, die sich (s. meinen Aufsatz „Studentisches“ Deutsche Worte, Februar 1904) zum größten Teil eben aus dem jüdischen Volke rekrutieren. Davon kann sich übrigens jeder überzeugen, der etwa die Redaktionsmitglieder des Zentralorgans und anderer Blätter, aber auch die Teilnehmer an den Veranstaltungen der sozialdemokratischen Akademiker (März- und Maifeier, Versammlungen, Vorträge in den Wiener Gewerkschaften durch Vermittlung der „Zukunft“, externe Mitarbeit an der Parteipresse, freiwillige Hilfsarbeit bei Wahlen, Organisationsarbeiten u. dgl.) auf ihre Abstammung hin ansieht — und gerade hier ist ein Herumgehen um die Judenfrage üblich, ein Verbergenwollen der eigenen Abstammung, die nicht nur unwürdig, sondern auch schädlich für die Bewegung ist, weil sie den anti- und radikalsemitschen Gegnern (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) immer wieder Agitationsstoff bietet.

Der Zionismus, nein: das jüdische Volksbewußtsein unter jenen Juden, die nicht durch das letzte der bösen drei Gebrechen, die Heinrich Heine Armut, Körperschmerz und Judentum in einer Inschrift für das jüdische Hospital in Hamburg nannte, also durch der Väter Glauben zusammengehalten werden, es erwachte natürlich dort zuerst, wo nicht nur die vom Zeite der Regierung stets eifrig geförderte Judenhege,

foubern auch größere Bruchteile des jüdischen Volkes vorhanden waren (was z. B. in dem Stammland des deutschen Antisemitismus, in Hessen nicht der Fall ist!), also in Oesterreich-Ungarn, Rußland und Rumänien. In England und Nordamerika fehlt vorläufig noch der erstere Faktor — die antisemitische Aktion zur Hervorrufung der jüdischnationalen Reaktion. Die Sozialdemokraten jüdischer Abstammung haben nun gegen den Zionismus von vornherein die feindlichste Stellung eingenommen, und nichts was mehr zu billigen wäre. Es war eine schwärmerische Utopie der geistreichen Feuilletonisten der von lauter Juden geschriebenen deutsch-chauvinistischen „Neuen Freien Presse“, Palästina, das Land, das die frommen Juden seit tausend Jahren mit der Seele suchen, dadurch von der stets bankrotten Türkei zu bekommen, daß man sie finanziell saniert. Die alte Sehnsucht der Frommen des Ghetto, die alljährlich am Passahfeste die Worte spricht: „Uebers. Jahr in Zion!“ vereinigte sich da mit der geschäftlichen Schlaueit, die man dem ehemaligen Bauernvolk durch achthundertjährige zwangsweise Beschränkung auf die verhaßtesten Funktionen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung dem Geiste des jüdischen Volkes beigebracht hatte, indem man dabei auch den Nebenzweck nicht aus dem Auge verlor, dadurch immer gleich einen Bligableiter für den Zorn des Volkes parat zu haben — denn wer sollte verhaßter, auf wen das Volk leichter zu heßen sein, als der Wucherer? Also diese zwei Grundeigenschaften des ghettojüdischen Charakters vereinigten sich da und gebaren den Plan, die jüdische Kolonialbank (Jewish colonial Trust. Ltd.) zu errichten. Herzl reiste zu allen Königen, um sie seinen Plänen geneigt zu machen, und der Jubel unter seinen Leuten war groß, als der Kaiser Wilhelm II., unter dessen Regierung kein jüdischer Einjähriger mehr Reserveoffizier wird, der aber die Juden, soweit sie nur die nötigen Millionen haben, à la Ballin, recht gut leiden kann, den Präsidenten des großen Aktionskomitees auf seiner Palästinareise empfing. Herr Herzl hüllte seine Gespräche mit den Königen in das dunkelste Geheimnis, und nur Vermutungen vager Art sind es, die uns ahnen lassen, daß das Gespräch der zwei Romantiker in Palästina sich um die Hitze des Tages gedreht habe. Aber lassen wir das und ersparen wir uns auch die Beantwortung der Frage, ob das „jüdische Proletariat“ das elendeste der Welt, das zum großen Teil aus erwerbslosen „Luftmenschen“ besteht, denn auch die Millionen für die Abtretung von Palästina aufbringen könnte, ob das Bürgertum, soweit es vorwiegend mit seiner Lage zufrieden ist, geneigt wäre, für die Bank was herzugeben, und was die „Großmächte“, d. h. die verschiedenen Herrscher und ihre Minister, worunter verschiedene allerchristlichste u. dgl. gekrönte Häupter dazu sagen würden, daß das Land, in dem Jesus von Nazareth geboren ward und lehrte, der, in dessen Namen sie das größte Unrecht tausendmal im Tag begehen, wieder an die einstmaligen Bewohner, deren einer ja auch Jesus war, zurückfallen soll.

Das Herliche Programm kann man wohl als Utopie ansehen, ganz anders aber verhält es sich mit dem von der englischen Regierung

den Zionisten angebotenen Britisch-Ostafrika. Es wird gegenwärtig eine Expedition ausgerüstet, die uns wohl in 1—2 Jahren darüber belehren wird, ob dieses Land, das die Verfassung einer englischen Kolonie, also eine fast souveräne Selbständigkeit erhalten würde, tatsächlich ernstlich in Betracht kommen kann; bis dahin freilich wird man die bei England besonders naheliegende Vermutung nicht ganz unterdrücken können, daß hier vielleicht die jüdischen Massen des Ostens von Europa gewissermaßen die Rolle der Trockenwohner in neuen und noch feuchten Häusern spielen sollen.

Aber wenn es selbst mit diesem Projekt, gegen das die offenbar an religiösem Wahn leidenden russischen Zionisten wütend Front gemacht haben, nichts sein sollte — (die russischen proletarischen Juden würden wohl trotz des Geschreis ihrer angeblichen „Vertreter“ freudig den Wanderschaft ergreifen, auch um nach Ostafrika zu gehen), das kann doch niemandem zweifelhaft sein, daß die „Schaffung einer rechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk“ ein Ziel ist, aufzunnigste zu wünschen.

Und nicht bloß vom jüdischen Standpunkte aus, sondern auch vom sozialistischen. Der Fortschritt unserer Bewegung wird an vielen Orten durch antisemitische Parteien gehemmt, zeitweise zum Stillstand gebracht. Es ist aus den Prozessen gegen die Mörder von Kischeneu klar geworden, daß dieses grauenhafte Massaker angestiftet war von Plehwe und den anderen russischen Regierungsblothunden mit der alleinigen Absicht, der Ausbreitung der sozialdemokratischen und revolutionärsozialistischen Parteien im Zarenreiche, speziell im An-
siedlungsrayon¹⁾ einen Damm zu setzen.

Der noch zu erwartende Prozeß wegen des Pogroms von Homel wird wohl genau dasselbe Resultat liefern, das man ja auch ohne gerichtliche Konstatierung gewußt hätte. Aber auch anderswo ist dieselbe Wahrnehmung zu machen. Gerade wir Wiener wissen nur allzu gut, daß die christlichsoziale Partei nicht allein von Haus-herren und Hausmeistern, Beamten, Greislern und Amtsdienern gebildet wird, sondern daß Tausende von Proletariern noch immer in ihren Reihen stehen, so traurig auch dies sein mag. Ein gebildeteres Volk wie das russische und rumänische wird wohl keine Massakres mehr begehen, aber sitzen nicht in der Kammer zu Paris die antisemitischen Royalisten, Nationalisten und ihre Alliierten? Haben die Parteien der Ahlwardt, Rückler, Liebermann oder Sonnenberg, die noch im 20. Jahrhundert mit der Ritualmordniederträchtigkeit krebzen gehen, bei den letzten Wahlen zum Deutschen Reichstag nicht 255.000 Stimmen erhalten? Sind wir nicht vollauf berechtigt, die 892.000 Konservativen und die 156.000 Stimmen der Agrarierbünde als antisemitische zu bezeichnen?

Aber auch wenn wir, und das kann man von Sozialisten wohl nicht verlangen, von der Rückwirkung auf unsere Bewegung absehen, die das Verbleiben der Millionen Juden im Osten Europas ausübt,

¹⁾ Mit Ausnahme von Doktoren und von Kaufleuten erster Gilde und deren Angestellten dürfen Juden im russischen Reiche nur in den Gouvernements des Westens und Südwestens wohnen.

die Lohnbrückeri der in den entsetzlichsten Schweißbuden von Whitechapel und New-York²⁾ ausgebeuteten, aus Rußland dorthin zugewanderten jüdischen Schneider außer acht lassen wollten, heißt es nicht in unseren Programmen, das Volk mit dem Bewußtsein seiner Lage vertraut zu machen, es geistig und physisch zu der Rolle fähig zu machen, die das Proletariat noch zu spielen, zu tragen haben wird, sei unsere hehre Aufgabe? Und glaubt man, daß eine Hebung der so fähigen jüdischen Massen möglich sei, wenn man sie in diesem fürchterlichen Elend dahin vegetieren läßt? Soll wirklich — wenn sich früher andere Mittel zur Befreiung eines Volkes bieten — soll wirklich gewartet werden, bis sich unsere Ideale verwirklichen? Ist das nicht ein bißchen zu lange für ein Volk, das außer dem wirtschaftlichen, der auf allen lastet, noch den Druck des ihm speziell gewidmeten wütendsten Hasses zu tragen hat, das beim arischen Unternehmer keine Arbeit bekommt und sich von dem jüdischen alles bieten lassen muß, da er sonst droht, arische Arbeiter einzustellen, was uns der Fall Schereschewski wieder zeigt, der in Grodno Tausende jüdischer Arbeiter aussperrt.

Nun glaube man ja nicht, daß ich etwa eine Teilnahme der jüdischen Sozialdemokraten an der zionistischen „Partei“ predigte, ich weise dies von vorneherein auf das schärfste zurück, ganz im Gegenteil muß es unsere Aufgabe sein, den Mitgliedern der in letzter Zeit entstandenen zionistischen Handlungsgehilfen und Arbeitervereine darzulegen, daß sie ihre Klasseninteressen nur fördern können durch den Beitritt zu den bestehenden Gewerkschaften, in denen wahrlich keiner daran denkt, sie wegen ihrer Abstammung oder Gesinnung irgendwie zu drangsalieren. Mit der bürgerlich-chauvinistischen Vereinsmeierei, als die sich die zionistische „Partei“ heute vielfach darstellt, kann ein Sozialdemokrat ebensowenig zu tun haben, wie er die chauvinistischen Radaubröder, die ebenfalls in dem zitierten Artikel „Studentisches“ schon erwähnt wurden, aufs schärfste bekämpfen, sie unschädlich machen muß. Aber es muß dahin getrachtet werden, daß die Angehörigen der sozialdemokratischen Partei nicht mehr höhnisch auf Bestrebungen herabsehen, die dem jüdischen Volke eine bessere Zukunft zu verbürgen scheinen und, falls sie Erfolg haben, der sozialdemokratischen Bewegung nur vom allergrößten Nutzen sein könnten. Die organisierten Arbeiter haben, soweit sie von den Kolonisationsplänen — nach Oppenheimer soll die Befriedlung übrigens in Form landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften geschehen — Kenntnis erlangten, aus ihren Sympathien kein Hehl gemacht. Stets waren es nur Akademiker, die sich, sich zum Spott, den Arieren zur Verachtung, auf die Arier hinauspielen wollten, die sie doch nicht sind, die nur ein hochmütiges Naserümpfen für die Bestrebungen zu eines Volkes Befreiung hatten. Daß manche Parteiblätter es für gut halten, in

²⁾ Was sollen übrigens die hungernden und bedrückten russischen und rumänischen proletarischen Juden tun, wenn ihnen selbst diese jämmerlichen Zustände durch alien-bills „Einwanderungsschwerungen zc.“ verschlossen werden? —

Antisemitismus zu machen, ist eine nur zu oft besprochene, dadurch aber nicht beseitigte Erscheinung. Wir Sozialdemokraten begleiten mit unseren wärmsten Sympathien das polnische Volk, das wieder auf eigenem Boden wohnen will, wir wünschen dem zersprengten armenischen allen Erfolg bei seinen Bestrebungen nach Repatriierung — ich bin überzeugt, daß auch noch die Zeit kommen wird, an dem die stark gewordenen sozialistischen Parteien Europas ihre Regierungen zwingen werden, dafür zu wirken, daß auch das jüdische Volk auferstehe „auf eigener Weid' und Wonne!“

II.

Die Basis des „Zionismus“.

Von Arthur L.

1.

Wohl selten ist eine Bewegung, die doch wie jede andere berufen sein sollte, einer ernststen kritischen Untersuchung unterzogen zu werden, mehr unterschätzt worden als jene, die man im weiteren Sinne des Wortes unter dem Namen „Zionismus“ zusammenfaßt. Im Gewöhnlichen versteht man darunter jenes Programm, als dessen wichtigster Punkt „die Schaffung einer rechtlich gesicherten Heimstätte für die Juden in Palästina“ erscheint. Doch in nackter Wahrheit befehen, segelt unter dieser Flagge alles im Judentum, was das Judentum nicht als „Religionsgemeinschaft“, sondern als „Nation“ betrachtet, ja, darauf wird gerade von den Anhängern des „Zionismus“ das größte Gewicht gelegt, „wir wollen nicht eine Hilfsaktion für die bedrückten Juden schaffen, sondern unsere alte Heimat wollen wir wieder haben“. Das ist der Grundstock des ganzen Programmes, und darum die große Erbitterung, welche sowohl bei den Anhängern als bei den Gegnern des „Zionismus“ unter den Juden herrscht. „Jude sein, heißt Zionist sein,“ lautet die Parole der Zionisten. Dagegen wieder ertönt die Stimme der von zionistischer Seite als „Assimilanten“ verschrieenen Juden, „wir sind Juden unserer Abstammung nach, aber unserem Herzen folgend müssen wir Engländer, Franzosen, Deutsche, Slaven zc. sein. Es ist für den Kritiker schwer, hier die richtige Meinung herauszufinden, die Verhältnisse der einzelnen sind verschieden je nach dem Lande, wo sie wohnen. Jahrhunderte sind dahingegangen, seitdem das Reich Juda — in den letzten Jahren seines Bestehens nur noch eine Satrapie Roms — untergegangen ist. Schmerzen und Drangsale haben die Anbeter des einig-einzigen Gottes in furchtbarer Weise betroffen, doch sie haben bloß verwundet, töten konnten sie dieses zähe, energische, nüchterne und arbeitsfrohe Volk nicht, das in seiner Religion und in seinem Gott ganz aufging. Man könnte die Juden mit einer Spiralfeder vergleichen, auf welcher viele Gewichte lasten. Diese Gewichte waren der jahrhundertelange Druck, der auf dem Judentum ruhte; endlich beseitigt, schnellte das Judentum zu einer enormen gei-

ftigen Höhe auf, die ſich in allen Künſten und Wiſſenſchaften betätigte. Durch die Lage der Dinge also kam es, daß die Juden nach Zerstörung ihres Reiches in alle Länder getrieben wurden. Hier nun mußte notgedrungen eine ſeparate Entwicklung vor ſich gehen, die aber, wenigstens in den meisten Ländern — Spanien ausgenommen — völlig verschieden war von der Entwicklung der Völker, unter welchen die betreffenden Juden weilten. Im Gegenteil, dem düſteren Mittelalter und noch einem geraumen Abſchnitte der neuen Zeit gefiel es, die Juden in eigene, abgeſperrte Stadtbezirke zu bannen, ſie von jeder Ausübung ihrer geiſtigen Fähigkeiten auszuschließen und ſie zu dem zu treiben, was ſpäter und noch heute ſie zu einem Gegenſtande des Haſſes werden läßt, zu Handel und Geldgeſchäften, Dingen, aus welchen notwendigerweiſe das Anhäufen von Kapitalien hervorgehen muß. „Das,“ um mit Nießche zu reden, „einem Antisemiten an die Haustür.“ — Doch in den einzelnen Ländern beginnt dann eine Epoche, teils früher, teils ſpäter, welche man als „Emanzipation“ der Juden bezeichnet, und die von dem größten Segen nicht nur für die Juden, ſondern, ohne übertreiben zu wollen, für alle Völker, wo immer Juden lebten, war. Befruchtend hat das Judentum gewirkt und noch weiteres Heil iſt von ihm zu erwarten, wenn die letzten Feſſeln, welche noch ſeine freie Entwicklung hemmen könnten, vom Judentum genommen werden. Dies alles mußte vorausgeſchickt werden, um die kritiſche Sonde an den „Zionismus“ legen zu können. Doch trotz aller dieſer Emanzipation konnte es nicht verhindert werden, daß ſich eine Bewegung geltend machte, welche das Judentum wieder zurückdrängen wollte in das „Ghetto“, aus dem es ſich erhoben hat. Das war der „Antisemitismus“. Auf die Ursaachen deſſelben einzugehen, bietet ſich ja uns hier keine Veranlaſſung. Soviel wohl läßt ſich ſagen, daß hiebei dieſer häßliche Rassenhaß ſeine Orgien feierte. Der Antisemitismus verneinte, daß ſich die Juden den anderen Völkern anpassen könnten, wenigstens ſtand es ſo um die meisten „Antisemiten“. Treitschke bildet eine rühmliche Ausnahme, er erklärt in den „Deutſchen Kämpfen“, wenn die Juden aufhören werden, einen Staat im Staate zu bilden, werde er die Juden als „Stammesgenoſſen anderer Konfeſſion“ willkommen heißen. Wenn ſich heute ein großer Teil der rassenantisemitischen Preſſe auf Treitschke beruft, ſo iſt das ein Konſenſus, denn, wie geſagt, Treitschke hat die Aſſimilationsfähigkeit der Juden anerkannt. Der Rassenantisemitismus nun brachte als notwendige Folge den „Zionismus“. Wir ſehen also dieſe beiden Bewegungen ſtreng Hand in Hand gehen. Denn ein Teil der Juden erklärte, „wenn wir trotz aller unſerer Verdienſte um ein Volk nicht als Angehörige dieſes Volkes von einem großen Teil des Volkes anerkannt werden, ja ſogar eben deſſhalb verfolgt werden, was bleibt uns da übrig, als wieder Halt zu machen und ſogar umzukehren und ‚Juden‘ zu werden.“ Die, die also ſprachen, aber fragten ſich nicht, von welchem Teil des Volkes ſie nicht anerkannt werden, denn nicht auf die Quantität kommt es an, wohl aber auf die Qualität. Sie ſagten ſich ferner nicht, ob der Angehörige der jüdiſchen Religion, der ſo lange Zeit im Volke

lebte, wenn auch viele Jahrhunderte ihn in nicht direkte Verbindung mit ihm kommen ließen, ich sage, sie sagten sich nicht, daß dieser Mensch ein gutes Recht habe, als Angehöriger des Volkes, in dessen Mitte er weilt, sich fühlen zu können, gleichviel, ob er von einem Teil dieses Volkes anerkannt ist oder nicht. Das Herz entscheidet immer, wohin man gehört, nicht die Abstammung. Ich möchte hier auf Chamisso verweisen. Der Zionismus ist hier einem großen Teil der Juden in den Rücken gefallen und hat so dem Antisemitismus unter die Arme gegriffen. Er hat damit — die Zionisten wollten das sicher nicht! — den eigenen Glaubensgenossen mehr geschadet als genützt. Denn mancher wird sich gesagt haben, der nicht sorgfältig die Geschichte der Emanzipation der Juden verfolgt hat, wenn die Juden selbst sagen, sie seien noch ein „Volk“, eine „Nation“, warum sollen wir ihnen nicht recht geben? Ich will durchaus nicht von vornherein erklären, die Juden sind keine Nation, das wäre voreilig und falsch, sondern ich will untersuchen, wie weit das zutrifft und inwiefern man von einer „jüdischen Nation“ sprechen kann.

2.

Unter einem „Volk“ versteht man nach der einen Seite hin eine Nation, die auf ihrem eigenen Grund und Boden fest angesiedelt ist, nach der anderen ein vollständig abgeschlossenes Staatswesen, welches als „commune vinculum“ eine Gesamtheit von Individuen umfaßt. Diese Gesamtheit von Menschen wird dann als „Volk“ bezeichnet. Diese zweite Definition deckt sich mit der ersten nicht. Die zweite ist weniger natürlich, aber sie wird doch erklärlich, wenn man von einem „amerikanischen“ Volke spricht, das dann mehrere Millionen umfaßt. Nach beiden Definitionen aber kann die Judenenschaft nicht als ein „Volk“ definiert werden, was übrigens von den bedeutendsten Zionisten, ich nenne nur Oppenheimer, zugegeben wurde. Aber auch schwer wird es, die Juden in den Begriff einer Nation einzuschachteln. Eine Nation nennt man einen Teil der Menschheit, der durch gewisse Merkmale, unter welchen als gewichtigste Faktoren gleiche Sprache und Abstammung erscheinen, durch gemeinsame Lebens-, Denk-, Handlungsweise, auch last not least durch gleiche Religion — wohlgemerkt, mitunter! — sich von den anderen Menschen unterscheidet. Dazu dürften auch gewisse gemeinsame soziale Zustände, wie Bedrückung, Not kommen.

Im einzelnen betrachtet dürften zwischen dieser Definition und dem Judentum nur wenig Berührungspunkte sein. Eines von allen Merkmalen ist allen Juden gemeinsam: die Abstammung. Das zweitwichtige Charakterisierungsmoment einer Nation, die gleiche Sprache, fehlt für alle Juden. Gleich hier sehen wir den Einfluß der verschiedenen Völker auf die unter ihnen wohnenden Juden. Ein großer Teil der Juden besitzt wohl gemeinsame Sprache, die hebräische, diesen Teil, die Juden des europäischen Ostens, wollen wir gleich vorwegnehmen. Dieser Teil ist noch Nation, auf ihn treffen auch die anderen Merkmale: gleiche Sitte, Anschauung, Glaube, der bei den Juden des Westens materiell nicht mehr vorhanden ist, zu. Diesem Teile der

Juden, den russischen, galizischen resp. polnischen, rumänischen, die Nationalität absprechen zu wollen, hieße alles Recht verhöhnen. Das ist eine Nation so gut wie eine andere. Aber nun die „Menschen jüdischer Konfession“ im Westen. Wem könnte es nach dem Gesagten noch einfallen, auch hier von „Nation“ zu reden, ja diese Juden nur zu identifizieren mit den gezeichneten osteuropäischen Juden. Sprache: vollständig verschieden nach dem Lande, wo die betreffenden wohnen. Anschauung: ditto. Kultur: ditto. Und gar das soziale Moment, im Osten mit vereinzelt, winzigen Ausnahmen durchwegs Proletariat, gedrückt, geknechtet, dabei fromm und gottergeben; im Westen, rein ausgenommen das jüdische Proletariat in den Weltstädten, wie insbesondere in London, lauter Bourgeoisie, modern, zum größeren Teil „aufgeklärt“, ja, was haben diese beiden Menschengruppen anders gemeinsam als die Abstammung? Alles übrige fehlt, im Gegenteil, der deutsche Jude hat viel mehr Gleiches mit dem deutschen Arier, der romanische Jude mit dem romanischen Arier, als der deutsche resp. romanische Jude mit dem z. B. polnischen, russischen hat.

Ich sagte vorhin, daß auch Druck und Not mitunter Merkmale einer Nation sein können. Wird wohl der Jude im Westen durch einen mehr oder minder starken Antisemitismus angefeindet, so ist das doch etwas ganz anderes als die furchtbaren Greuelthaten, die an den Juden des Ostens verübt werden. Natürlich überall kommen Ausnahmen vor, doch die beständigen bloß die Regel. Und noch etwas, auch der reine Rassentypus, wie ihn uns der Jude des Ostens zeigt, ist bei uns auf das Aussterbe-Glat gesetzt. Die Rasse ist getrübt durch mannigfache Einmischungen, und diese bedeutendste aller Assimilationen, nämlich die physische, werden selbst die enragiertesten Zionisten nicht aufhalten können, denn die Natur nimmt unbekümmert und unbeirrt ihren Lauf. Ein solcher Geist, wie Friedrich Nietzsche es ist, befürwortet auf das wärmste die Assimilation, weil er sie als Wölderung der jüdischen, schon zum Typus gewordenen Instinkte ansieht.

Ich halte mich nicht für berufen, mich des Langen und Breiten darüber einzulassen, ob wir Juden überhaupt der reinen semitischen Rasse angehören; nach einer vielverbreiteten Ansicht sind auch ariische Elemente in nicht allzu geringer Anzahl unter den Juden. Auf jeden Fall läßt sich konstatieren, daß sich speziell unter den westeuropäischen Israeliten sehr wenige befinden, welche man ihrem Neußeren nach als „Rasse“-Juden hinstellen kann. Virchow fand, daß unter den mosaischen Schulkindern Berlins 11% blondhaarig sind! Man sieht also, daß der Rassenantisemitismus nicht so leichtfertig als berechtigt bezeichnet werden kann, wie es die Zionisten tun. Der Zionismus hat den Leibfehler an sich und das ist der Krankheitskeim, den er ja gleich bei seiner Entstehung aufgenommen, daß er sich als eine nationale Bewegung bezeichnet. Ganz abgesehen davon, was ich oben ausführte, daß diese Bezeichnung nur nach einer Richtung hin gerechtfertigt ist, nämlich insofern, als man nur die Juden des Ostens in Veracht zieht, ganz abgesehen davon, wäre der Zionismus als eine nationale Bewegung einseitig und dem nicht zu vermeidenden Chauvinismus ver-

fallen. Klerikal scheint mir der Zionismus nicht. Der jüdische Klerus, das orthodoxe Rabbinertum, ist seiner großen Mehrheit nach antizionistisch, aus religiösen Motiven, auf die ich nicht weiter eingehen will. Der mehr aufgeklärte Teil unter den Rabbinern, welcher dafür ist, marschiert aber hinter der Front des Zionistenheeres und agitiert höchstens von der Kanzel herab für denselben, denn würden die Rabbiner die Führer sein, so möchten die wenigsten Juden ihnen folgen. Das Gros der Anhänger setzt sich teils aus religiösen Fanatikern zusammen, für welche das Ziel, ein „Zion“, die höchste Wonne bedeutet, teils aus Leuten, welche, ehrlich oder unehrlich, „national“ fühlen, hinterher kommen einige, welche den „Glaubensgenossen, denen es schlecht geht,“ helfen wollen, und zuletzt die Herde, die sich um nichts Ernsthafte den Kopf zerbricht und nur mitläuft, weil der X und der Y mittun. Es wird viel Eifer für diese Bewegung aufgewendet, ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir im nächsten Kapitel untersuchen.

3.

Man hat über den Zionismus viel gelacht und viele Witze gerissen, die er doch nicht verdient. Der Zionismus besteht aus grundverschiedenen Elementen, einem nationalen und sozialen. Daß der erste für einen Teil der Juden von vornherein wegfällt, glaube ich gezeigt zu haben. Der zweite Teil der Juden, die Ostjuden, sind aber eigentlich diejenigen, welche Nation „noch“ sind, aber für die in erster Linie das soziale Element ausschlaggebend ist. Was braucht hier mit einer nationalen Bewegung so viel Aufsehen gemacht zu werden, wo doch die Lösung der sozialen Frage für diese Unglücklichen das einzige Ziel bleibt und ist. Die heutigen Zustände sind derart, daß man sich ganz ernstlich und ohne Witze mit dem Gedanken befreunden kann, die Juden von dort fortzubringen und ihnen irgendwie und irgendwo Gelegenheit zu schaffen, arbeiten zu können, ohne ihr Leben auf Spiel zu setzen. Wenn das das Ziel des Zionismus wäre, wir alle könnten nicht umhin und müßten ihn begrüßen. Aber das Ziel ist für die „Zionisten“ etwas ganz anderes. Einige von den Herren des Aktionskomitees sind meiner Ansicht nach ganz damit einverstanden, daß diese armen Leute irgendwo, wenn sie dort nur leben können, angesiedelt werden sollen, aber da zeigt sich, daß erst Kulturarbeit verrichtet werden muß, bevor man an eine derartige Aktion der bedrückten Juden überhaupt denken kann. Denn die große Masse der in Betracht kommenden Leute sind heute noch so verbissen in ihrem Orthodoxismus, daß sich sofort dort hinten im Osten, in Charkow, die größere Menge der dortigen Führer des Zionismus mit Erbitterung gegen die — wenn auch nur vorläufige — Ansiedlung in irgend einem anderen Lande als in Palästina aussprach.

Zweierlei hat diese so wenig beachtete und doch für den Kulturhistoriker so wichtige „Charkower Konferenz“ gezeigt, einmal, daß die auf dem Holzweg sind, welche sagen, man müsse dafür sorgen, daß diese Juden sich vollständig assimilieren sollen, andererseits, daß man

borthin Aufklärung bringen müsse. Beweis, wie streng national die dortigen Israeliten sind, ist der Umstand, daß selbst die „Intelligenz“ mit Entrüstung — und hier ist es am Platze zu sagen, mit gerechter Entrüstung — den bloßen Gedanken einer „Assimilation“ zurückweist. Dagegen müßte diese „Intelligenz“ dafür Sorge tragen, daß das Volk aufgestärkt wird und es für ganz gleichgiltig ansteht, ob in Palästina oder in Ostafrika die künftigen Hütten des Volkes Israel aufgerichtet werden sollen. Denn für diese Leute allein käme der Zionismus in Betracht und nicht, wie die zionistischen Apostel in Westeuropa verkünden, für alle die, welche sich hier (in Westeuropa) nicht in ihrer Heimat fühlen. Diese Gefühlsbuselei erweckt einen mißrigen Eindruck, da man sich doch sagt, diese Bourgeois — und in Westeuropa ist mit wenigen Ausnahmen das Judentum der Kern der Bourgeoisie — klatschen jetzt wohl dem Agitator stürmischen Beifall, schicken wohl mitunter ihre Söhne in zionistische „Couleurs“ (!?), spenden auch für den Nationalfonds, aber, und ein sehr gewichtiges „aber“, wo ist der naive Mann, der glaubt, daß diese verbourgeoisigten Juden ihr ihnen so liebgewordenes Europa verlassen, um ihre „Heimat“, ihr „Vaterland“ — es stehen einem die Haare zu Berge, wenn man dabei so im Geiste einen so alten Juden, die Hände in den Hosentaschen, die Börsentreppen hinaufgehen sieht — aufzusuchen. Hier muß man wirklich mit denen, welche über diesen Zionismus lachen, herzlich mitlachen. Wenn der Zionismus eine Existenzberechtigung hat, so hat er sie wohl in Osteuropa ausschließlich. Diese Leute möchten die diversen „modernen“ Staaten gern hinauswerfen, wenn sie sich nicht vor der ganzen gebildeten Welt schämen müßten, da sie also dieses rabitale Mittel nicht anwenden können, schaffen sie Gesetze oder wiegeln sie das Volk auf, um die Juden totzuschlagen. Daß man dem zuvorkommen muß, wird wohl nach den Voriällen von Homel und Kischinew jeder einsehen. Nun aber kommt die Kardinalfrage, braucht man den Zionismus dazu? Auch da ist viel geredet worden, welches lieber hätte verschwiegen werden sollen. Man hat herumgestunkert, daß die einzelnen Glaubensgenossen Geld hergegeben hätten — als ob Geld in diesem Punkte alles wäre — daß aber diese Glaubensgenossen sich nicht einer „jüdischen Organisation“ anschließen würden. Der Zionismus hat das Gute an sich, daß er eine gute Organisation hat und keine Mühe und kein Geld scheut, die Frage zu erwägen und der Frage näher zu treten, ob, wie und wann die Juden, die unter diesen harten Bedrückungen leiden, angesiedelt werden sollen. Der Zionismus wäre eine vortreffliche soziale Hilfsorganisation geworden, wenn, wie schon gesagt, dieser nationale Rummel nicht dazu getreten wäre. Einen schlichten Arbeiter, nebenbei gesagt einen Sozialdemokraten, hörte ich einmal sagen, „wir müssen den Zionismus bekämpfen als eine reaktionäre, weil nationalchauvinistische Bewegung“. Dieses Odium trägt der Chauvinismus an sich und er kann nie auf einen grünen Zweig kommen, weil er es hat. Die Verhältnisse unserer Juden im Osten sind unhaltbar und die Frage lautet: wie soll es anders werden? Das Assimilationsprojekt scheint mir nach dem oben Gesagten ganz unausführbar, das planlose

Auswandern dieser Unglücklichen nach Amerika, Australien hat gar keinen Erfolg gehabt; mittellos sind die Leute „herüber“ gegangen und wurden zum größten Teil wieder zurückgeschickt, die Ursache lag eben darin, daß die Leute, ohne mit hinreichenden Mitteln versehen zu sein, ohne Kenntnis der dortigen Verhältnisse hinüberfahren. Und wenn man sagt, die Verhältnisse in Rußland, Rumänien werden so wie so sich bald ändern, so muß man sagen, dieses „bald“ ist ein sehr dehnbarer Begriff und kann eventuell noch zwanzig, ja noch fünfzig Jahre dauern und inzwischen können die Juden dort ein zweites, drittes, zehntes Kischinew über sich ergehen lassen müssen. Hier tut rasche Hilfe not und ein Mittel, von dem man sich Erfolg versprechen kann. Das Mittel, das der Zionismus propagiert, ist nicht schlecht, es hat etwas Gewinnendes an sich. Ansiedlung auf rechtlich gesicherter Basis, wobei auch den Ansiedlern Geldmittel zur Verfügung stehen sollen, nur natürlich kann es ganz gleichgültig sein, ob diese Ansiedlung in Palästina oder in irgend einem anderen Land erfolgt, vorausgesetzt, daß das Land die Leute, und zwar muß man sich auf zirka fünf Millionen gefaßt machen, ernähren kann. Doch muß das alles selbstredend in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum erfolgen können. Wenn alle diese Bedingungen erfüllt werden können, dürfte kein vernünftiger Mensch einen anderen Plan „aushecken“ können, um diesen Veklagenwerten zu helfen, als diesen. Es handelt sich aber darum, alle diese Punkte hinsichtlich ihrer realen Durchführbarkeit einer eingehenden Prüfung zu unterziehen.

4.

Die ersten Punkte, wonach die Ansiedlung auf rechtlich gesicherter Basis zu erfolgen habe und ausreichende Geldmittel zur Verfügung stehen sollen, sind ohne weiteres realisierbar. Es handelt sich uns vor allem darum, nachzuforschen, ob es möglich ist, diese sogenannte „Judenfrage“ durch eine Ansiedlung zu lösen, in welchem Lande, und ob dieses Land auch ausreichend ist.

Das Argument, das vor allem gegen die Ansiedlung spricht, ist der Umstand, daß die Juden nicht Ackerbauer sind, einige wenige gibt es wohl in Rußland, aber die größere Masse ist ja doch Handel- und gewerbetreibend. Nun läßt sich wohl nicht eine Ansiedlung herstelligen nur mit Handel und Gewerbe, das Wichtigste bleibt ja doch der Ackerbau und soll es auch bleiben. Es müßte daher eine größere Zahl der Auswanderer sich der Landwirtschaft zuwenden, allenfalls wird das für diese bisher so geknechtete Bevölkerung eine freiere Beschäftigung sein und — der Ackerbau ist ja der Begründer jeglicher Kultur — sie auf eine höhere Kulturstufe bringen, als die ist, auf der sie sich bisher befanden. Wenn man voraussetzen kann, daß diese Menschen gern „Bauern“ werden, so stände ja dem Projekte nichts im Wege als der allerdings sehr wichtige Zweifel: wird denn der Boden des betreffenden Landes auch wirklich anbaufähig sein, und wenn er es ist, wird er diese Menge Menschen auch zu ernähren im stande sein. Und so sind wir glücklich auf die in diesem Aufsatz so häufig wiederkehrende, aber nicht zu umgehende Landfrage gekommen.

Selbst wenn, wie der Nationalökonom unter den Zionisten, Dr. Franz Oppenheimer, verlangt, die Kolonisation, trotzdem sie Großkolonisation sein sollte, auf Selbsthilfe beruhen müsse, da, wie Oppenheimer ganz richtig bemerkt, ein Volk, das auf sich selbst, ganz auf sich selbst angewiesen ist, alle Kräfte, die es unter sich vereinigt, auf die Erreichung eines Zieles konzentrieren wird, selbst wenn die Kolonisation eine rein agrarische wäre, weil nach dem einzig richtigen Standpunkt, den Oppenheimer vertritt, die Verschmelzung eines Volkes mit dem Boden, auf welchem alles Volkstum beruht, nur durch die Landwirtschaft möglich sein kann, und wenn selbst dieser moderne Gedanke, daß nämlich Grund und Boden durchaus und für alle Zeit Eigentum der Gesamtheit sein soll, durchgreifen könnte, müßte in erster Linie die Frage beantwortet werden, in welchem Lande kann dies alles zur Durchführung gelangen und zu welcher Zeit? Und bei dieser Frage sehen wir den furchtbaren Fehler, den der Zionismus gemacht hat, sich wie einen roten Faden durch alle praktischen Erwägungen hindurchziehen, nämlich: den nationalen Kern des Zionismus. Diese Juden, welche in erster Linie der Zionismus interessieren müßte, sind, wie ich im Verlaufe meiner Abhandlung schon oftmals betonte, an und für sich national, und jetzt kam der Zionismus und bestärkte sie derart, daß sie Chauvinisten wurden. Diese Juden lassen sich lieber ausplündern, ausrauben, ja selbst ermorden, bevor sie ihr Ideal, die Heimstätte in Palästina, nur „betritteln“, geschweige denn sich ausreden lassen.

Die Erregung und der Ungestüm, mit dem sie jeden Gedanken an ein anderes Projekt als „Zion“ von sich weisen, beweist nur wieder, daß sie Glaubensfanatiker sind, welche dringend, fast wäre man versucht zu sagen, ebenso notwendig einer Aufbesserung ihrer materiellen Verhältnisse als einer aufklärenden Kulturarbeit bedürfen. Denn wenn auch Ostafrika gleich zu haben wäre, wenn es auch viel annehmbarer erscheint, soweit die Größe des Landes in Betracht kommt, ja, wenn es auch die Fruchtbarkeit selbst wäre, diese Juden, für welche die ganze Haupt- und Staatsaktion in Szene gesetzt würde, dürften es vorziehen, mögen die Verhältnisse in ihren bisherigen Wohnsitzen noch so ungünstig für sie sein, in ihren heimatlichen Gefilden zu bleiben, als nach Ostafrika zu gehen, wenn es auch nach den Worten des großen Zionsevangelisten Nordau nur ein „Nachtajhl“ bliebe und das Ziel immer Zion sein und bleiben müsse. Nun ist vielleicht Uganda kein so glänzendes, fruchtbares Gebiet, als das es immer hingestellt wird, außerdem ist es Hochplateau, und es ist die Frage, ob die osteuropäischen Juden, die sonst im allgemeinen Tieflandsbewohner sind, das Klima vertragen könnten. Doch wir haben keinen Grund, uns näher mit den klimatischen und geographischen Verhältnissen — täglich liest man von neuen Projekten, die wie Pilze nach dem Regen aus dem Boden (hier die Baseler Versammlung) hervorsprossen — aller dieser Projekte zu beschäftigen. Es verdiente höchstens Erwähnung, daß Palästina nach der Ansicht einiger Gelehrter sich ganz gut zum Anbau eignen soll, ganz abgesehen von einigen der Bedauung hinderlichen Faktoren, wie heiße, versengende Ostwinde und häufige Dürre.

Und das Wichtigste, Palästina kann wohl drei Millionen zur Not ernähren — und Palästina soll ja, wie Oppenheimer es wünscht, ein Agrarstaat in erster Linie sein — aber nicht fünf Millionen. Und wenn auch ein Teil Syriens mit dazu genommen werden sollte, so ist das kein Trost, denn Syrien ist in seiner größeren Hälfte Wüste. Auf eine Anfrage, die von Seite der „Welt“ an den bekannten Pfarrer a. D. Raumann ging, antwortete dieser, Palästina würde viel zu wenig ergiebig sein, einzelne Kolonien möchten vielleicht gedeihen, aber sonst dürfte wohl Palästina immer nur einen Gegenstand europäisch-jüdischer Almosen bilden. Und schließlich kommt er zu dem beachtenswerten Schlusse: „Ein steigender Zionismus wird zugleich Folge alten und Ursache neuen Antisemitismus sein.“ Aber wozu all dieser Streit? Uganda könnte wohl in absehbarer Zeit besiedelt werden, weil England der Leutenot in Ostafrika auf diesem Wege wirksam vorzubeugen gedenkt, und dann möchte es gern vor weiteren Einwanderungen der armen Juden verschont sein, und daher stammt das Mitgefühl des Lord Landsdowne für den Zionismus. Anders aber steht es um Palästina, der Sultan gestattet zwar Einzelkolonien im gelobten Lande, aber gegen eine geschlossene Ansiedlung wehrt er sich mit Leibeskraft. Mancher „Bachschisch“ wird in die Taschen der türkischen Würdenträger gleiten müssen, bevor man an die Ausführung des Planes nur überhaupt wird denken können.

Wir stehen hier vor einer merkwürdigen Tatsache: sehen wir von allen praktischen oben erwähnten Erwägungen ab, so haben wir einen eigentümlichen Ausblick. Uganda wollen die Juden nicht und Palästina ist schwer zu bekommen.

Und nun zur Beantwortung der Frage: Hat der Zionismus in der Hinsicht, wie diesen bedrückten osteuropäischen Juden geholfen werden soll, einen Schritt nach vorwärts getan? Nein, entschieden nicht. Diese Leute sind nur fanatischer und national erregter und der Antisemitismus stärker geworden. Das ist die Bilanz, die man vorläufig aus dem Zionismus ziehen kann. Wir haben aber bisher bloß Vergangenheit und Gegenwart betrachtet, sehen wir uns, ohne gerade Propheten sein zu wollen, die Zukunft an: Da haben wir zwei Möglichkeiten ins Auge zu fassen. Einmal: der Zionismus hat seine Idee verwirklicht, die Juden haben ihre Zelte in irgend welchem Lande immer aufgeschlagen, sie können dort leben. Doch in der übrigen Welt sind auch noch Leute vorhanden, die ihren jüdischen Glauben nicht ablegen wollen oder können, oder die, weil es ihnen materiell ausgezeichnet geht, die europäischen Fleischtröpfe nicht verlassen wollen. Wird da der Antisemitismus nicht ganz natürlich gebieterisch auch ihre Hinausweisung verlangen? Wird er diesen „Israeliten“ nicht noch mehr Rechte nehmen wollen? Der Einwand, daß es, wenn weniger Juden in Europa sind, nur einen schwachen Judentum geben könne, wird sofort widerlegt, wenn man an Frankreich denkt, wo, obwohl es da verhältnismäßig nur wenige Juden gibt, der Antisemitismus seine tollsten Orgien feiert. Andererseits: der Zionismus hat seine Idee verwirklicht, aber sie hat sich nicht bewährt, die Juden vertragen das

Klima des betreffenden Landes nicht oder dieses Gebiet ist zu klein oder nicht anbaufähig, kurz, auf die Dauer läßt es sich dort nicht leben, die Juden wollen selbst zurück in jene Gebiete, die sie Jahrhunderte hindurch bewohnt haben. Welches Land wird dann die armen Einwanderer aufnehmen wollen? Wohin sollen sie dann? Diese Frage sollen mir die Zionisten beantworten.

Paul Magnaud, der gute Richter.

In seiner unlängst erschienenen Porträtsammlung „Les prophètes“ schildert Adolphe Brisson gut gelaunt seinen Besuch beim Präsidenten Magnaud Chateau-Thierry an der Marne. Wie ihn zuerst die Fülle der aus allen Tabakläden der Provinzstadt grüßenden „Ansichtskarten“ mit dem Bildnis des guten Richters in fünfundzwanzig Stellungen: zu Fuß, zu Pferd, im Talar, im Jagdanzug, mit dem Barret, mit Jockeymütze, vor dem Gerichtshause, in seinem Salon, am Kamin, am Schreibtisch, lesend, schreibend, sinnend, eifrig im Gesetzbuche blättern oder zu Pferde über eine Hecke fahrend — einigermaßen in Verwunderung brachte; wie dann der gute Richter selbst mit südllicher Lebhaftigkeit vor allem die Stöße von Briefen voll Lobsprüchen und Glückwünschen zu seinem Werke vorweist, die er alle wohl sortiert und pünktlich beantwortet — er gibt monatlich an hundert Francs für Briefmarken aus —, wie er nicht ohne Stolz erwähnt, daß diese Korrespondenten seines Ruhmes auf dem ganzen Erdenrund verbreitet sind, wohnt doch einer gar in Valparaiso . . . Oder, wie er den bronzenen Herkules, der die Hydra erschlägt und den ihm eine Prinzessin verehrte, lächelnd mit seinem Wirken in Beziehung setzt: all dies ist ausgezeichnet beobachtet und kann nicht verfehlen, auf uns einen gewissen Eindruck zu machen.

Haben wir uns so den guten Richter vorgestellt? Den Mann, der es gewagt hat, unserer Zeit zuzurufen: Es ist ein göttliches und königliches Amt, zu richten; ein Amt, das vordem die gesammelte Weisheit der Urväter oder die Inspiration einzelner erlesener Geister erforderte und das heute von automatenhaften Gesetzanwendungsorganen im großen betrieben wird. Das Richten von Menschenhefalsen darf kein Massenartikel sein! Der Richter soll nicht bloß das Sprachrohr des Gesetzes bilden. Seine wahre Kraft muß ihm wieder das Leben leihen!

Sprach solche Worte wirklich jener mit den roten Bändchen gezeigte, rostige, kleine, oft photographierte Herr Bezirksrichter mit der Reitgerte? Liegt hier wirklich ein Widerspruch, oder muß nicht vielmehr so, genau so der Mann aussehen, der für sein Land und seine Zeit den Sinn und die Würde des souveränen Richtertums wieder entdeckte, zu dessen Symbol sein Name ward, und der als Bezirksrichter von viertausendsiebenhundert jährlicher Francs Bezüge lebt, die ihm die Republik nebst seiner Unabsehbareit gewährt?

Wer ist Paul Magnaud?

Als Sohn eines Finanzbeamten in Bergerac 1850 geboren, trat er 1881 in den Richteramtssdienst ein, war Substitut in Douleus, Untersuchungsrichter in Montbidier, Senlis, Amiens und bekleidet seit 1887 das Amt eines Tribunalpräsidenten in Chateau-Thierry. Am 4. März 1898 sprach er die Arbeiterin Louise Menard frei, welche nachgewiesenermaßen bei einem Bäcker ein Brot gestohlen hatte. Seitdem kennt ihn Frankreich und die Welt. Seine Urteile erweckten fortan durch ihren menschenfreundlichen Geist, ihre von sozialem Verständnis erfüllte, dabei peinlich die juristische Form wahrende Sprache den Enthusiasmus und die Hoffnung der einen, den lauten Meger und die lebhafteste Verblüffung der anderen. In jenem Urteile vom 4. März 1898 fanden sich die Worte: „Es ist bedauerlich, daß in einer wohlorganisierten Gesellschaft eines ihrer Mitglieder, zumal eine Mutter, ohne ihre Schuld des Brotes entbehren soll. In einem solchen Falle kann und muß der Richter die unbeugsamen Bestimmungen des Gesetzes menschlich interpretieren.“

Namentlich charakteristisch ist seine Handhabung der Gesetze über Landstreicherei und Betterei. In einem seiner berühmtesten Urteile, dem vom 20. Jänner 1899, heißt es: „In der Tat steht es der Gesellschaft, deren vornehmste Pflicht es ist, ihren wahrhaft unglücklichen Mitgliedern Hilfe zu leisten, übel genug an, wenn sie gegen eines von ihnen die Anwendung eines von ihr selbst erlassenen Gesetzes begehrt, daß, wenn sie ihrerseits sich darnach gerichtet hätte, die dem Angeklagten heute zur Last gelegte Tat im Entstehen gehindert haben würde. . . Nur gegen die gewerbsmäßigen Bettler wurde das Gesetz geschaffen, und diese allein soll es mit seiner ganzen Schärfe treffen. . . Es ist nicht anzunehmen, daß der Gesetzgeber den aller Hilfsmittel Entblöhten bestrafen wollte, der um sich oder die Seinen vor den Qualen des Hungers zu retten, seinen glücklicheren Nebenmenschen geizigend um Hilfe angeht. . . Eine derartige, unter solchen Verhältnissen vorgebrachte Bitte begründet kein Verschulden, daher auch keine Repression; sie ist vielmehr als ein Fall von höherer Gewalt aufzufassen, dem Art. 64, II. Abs., des Code pénal¹⁾ bei nicht engherziger Auslegung jeden Deliktcharakter benimmt, und der aus dem Rechte auf das Leben fließt, dem unantastbaren Erbteil eines jeden menschlichen Wesens.“

In demselben Urteile kommt noch folgender Passus vor, der für die Auffassung Magnauds von der Aufgabe des Richters von Bedeutung ist: „Um billig zu urteilen, muß der Richter für einen Augenblick den Wohlstand, dessen er sich in der Regel erfreut, vergessen, um sich so viel wie möglich mit der beklagenswerten Lage des von allen verlassen Menschenweizens zu identifizieren, das in Lumpen, ohne Geld, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, die Straßen abläuft und meist nur das Mißtrauen derjenigen erweckt, die es um Arbeit anredet.“

¹⁾ Dieser spricht konform dem § 2, lit. g, österr. Strafgesetz nur von „unwiderrstlichem Zwang“.

Wie das Recht des Individuums gegenüber der Gesellschaft, so bemüht sich Magnaub, stets die Rechte der Unterdrückten gegen den Unterdrücker zu wahren. Die schutzlos verlassene Frau wird wegen körperlicher Verletzung des treulosen Verführers unter Aufschub des Strafvollzuges²⁾ zu einem Franc Geldstrafe verurteilt. (Urt. v. 27. Mai 1898.) Dagegen hält er es für seine Pflicht, „die äußerste Strenge bei allen Uebertretungen jener Gesetze walten zu lassen, welche den Schutz der Jugend im Auge haben“. (Urt. v. 17. Juni 1898.)

Von den gleichen Grundsätzen ausgehend erklärt sich Präsident Magnaub gegen die gesamte Praxis für kompetent zur Erlassung einer nur für unaufschiebbare Fälle vorgeschriebenen Verfügung (Auftrag zur Zahlung noch vor Beendigung des Prozesses), wenn es sich um einen im Betriebe verunglückten Arbeiter handelt. „Wenn irgend ein Fall den Charakter der höchsten Dringlichkeit an sich trägt, so ist es der, wo eine Maßregel zur Milde rung des äußersten Elends begehrt wird, in das eine ganze Familie durch einen ihrem Oberhaupte zugestoßenen schrecklichen Arbeitsunfall geraten ist, insbesondere da seit sieben Monaten keine Hilfe kam und die Geschäftsleute, des ewigen Wartens auf den nie erscheinenden Schadenersatz müde, nunmehr jeden Kredit verweigern. Gegen die Dringlichkeit einer solchen Situation kann keinerlei juristische Spitzfindigkeit aufkommen.“ (Urteil vom 12. Juli 1899.)

Auf dem Gebiete des „freien Arbeitsvertrages“ findet Magnaub reichlich Gelegenheit, seine Anschauungen über Richteramt und Gleichheit vor dem Gesetze zu betätigen. In einem Urteile vom 17. Jänner 1900, betreffend die Ersatzansprüche des im Betriebe verunglückten Arbeiters und seiner Familie, sagt er: „Der Arbeiter allein ist es, der produziert und der seine Gesundheit oder sein Leben für den ausschließlichen Profit des Unternehmers einsetzt, während dieser höchstens sein Kapital gefährdet. Das Verschulden des Arbeiters an dem ihm zugestoßenen Unfalle wird stets entschuldbarer sein, als das des Unternehmers, denn die Unvorsichtigkeit des ersteren wird nur in der gewiß verzeihlichen Begierde, seine so oft prekäre Lage zu verbessern, ihren Grund finden, wogegen der letztere, der ja nur sein Kapital aufs Spiel setzt, ohne sein Leben zu riskieren, bloß zum Zwecke der Erhöhung seines Profits derartig handelt. . . . Endlich darf nicht außer acht gelassen werden, daß das Gesetz vom 9. April 1898 über die Arbeitsunfälle hauptsächlich zur Verbesserung des Loses der Arbeiter und ihrer zeitlich oder dauernd des Oberhauptes beraubten Familie geschaffen wurde, und daß es folglich, soll dem Willen des Gesetzgebers genügt werden, in dem für die Arbeiter günstigeren Sinne ausgelegt werden muß.“

Ueber das Koalitionsrecht: „Indem er so handelte“ (die Arbeitsgenossen zur ArbeitsEinstellung wegen Verweigerung höherer Löhne aufforderte), „machte er nur von dem unbestreitbaren Rechte aller Ar-

²⁾ Nicht mit unserem „Strafaußschub“ zu verwechseln. Der französische Richter hat nach der loi Bérenger vom Jahre 1891 das Recht, vom Vollzuge der ausgesprochenen Strafe unter gewissen Voraussetzungen überhaupt abzugehen.

beiter Gebrauch, welchen der Lohn ihrer Arbeit, ob mit Recht oder Unrecht, unzulänglich erscheint, dem Rechte durch erlaubte Mittel die Erlangung einer höheren Bezahlung zu erwirken.

Dieses Recht hat nicht allein der Arbeiter selbst, sondern haben alle, die, auch ohne selbst zum Proletariat zu gehören, dessen Partei nehmen und durch ihre uneigennütigen Ratschläge dessen Los zu verbessern suchen."

Wie die wirtschaftliche Uebermacht des Unternehmers dem produzierenden Lohnarbeiter, so steht das Monopol der großen Kapitalassoziationen der Masse der Konsumenten gegenüber, schließt mit den Einzelnen „freie“ Verträge ab und begehrt das „gleiche“ Recht vor Gericht. Hier setzt die wirklich eigenartige Beurteilung der Streitigkeiten, z. B. mit den Bahnen wegen Beschädigung oder Verlust von Frachtgut durch den Präsidenten Magnaud ein. „Man muß füglich staunen, daß ein in so hohem Maße begründetes Begehren seitens der Ostbahngesellschaft bei der Verhandlung als eine „wahre Ausbeutung“ qualifiziert wurde. . .“

„Die Ostbahn weiß sehr gut, daß sich derartige Ausdrücke weit eher auf gewisse Aktiengesellschaften anwenden ließen, die, durch das Geld ihrer Aktionäre mächtig, in sehr vielen Fällen, wo sie offenbar im Unrecht sind, gleichwohl ihre weniger vermögenden Gegner, die ihnen kaum auf ein so kostspieliges Gebiet folgen können, mit dem Kassationsrekurs bedrohen, bloß um sie zum Ausgleich und somit zum Verzicht auf die bereits von den Unterinstanzen zugesprochenen billigen Entschädigungen zu bewegen. Dieser obiose Vorgang, der nicht genug gebrandmarkt werden kann, bezweckt nichts geringeres, als das gute Recht vor der Macht des Geldes zu beugen.“ (Urteil vom 9. März 1893.)

Weiter folgende Stelle aus einem Urteile vom 22. Dezember 1899: „Es kann offenbar davon keine Rede sein, daß die Annahme eines Eisenbahntarifs durch einen Reisenden oder Absender absolut freiwillig erfolge, da der Betreffende auf Grund des Monopols der Bahngesellschaften gezwungen ist, den ihm vorgeschlagenen oder vielmehr aufgenötigten Tarif ohne Diskussion zu genehmigen, ohne sich an eine Konkurrenzgesellschaft wenden zu können.“ In demselben Urteile erkennt der Präsident, entgegen der gesamten Praxis, die sich, wie er sagt, „naturgemäß und förmlich instinktiv“ auf die Seite des Kapitals gestellt habe, zu Recht, daß nicht die Uebertretung einer jeden Tarifbestimmung, sondern nur das Zuwiderhandeln gegen jene Reglements strafbar sei, die sich auf die technische Seite des Eisenbahnbetriebes, die Präzision und Ordnung des Verkehrs, die Sicherheit und Bequemlichkeit der Passagiere beziehen, während die Uebertretung der den kommerziellen Betrieb regelnden Vorschriften höchstens zivilrechtlich verantwortlich mache. Denn „es wäre wahrlich sonderbar, daß man zu all den namhaften Vorteilen, welche die Eisenbahngesellschaften aus ihrer Monopolstellung und unter dem Titel der Zinsgarantie aus der Tasche ihrer Tributpflichtigen ziehen, auch noch eine strafrechtliche Sanktion für alle Zuwiderhandlungen hinzufügen wollte,

die das Publikum allenfalls gegen ihre kommerziellen Tarife begehrt. Ein so exorbitantes Privilegium hätte zur Folge, daß diesen Gesellschaften gegenüber dem Staate, dessen nützliche und gehorsame Vasallen sie im Interesse der öffentlichen und nationalen Sicherheit sein sollten, eine noch viel mächtigere Stellung eingeräumt würde“.

Paul Magnaud hat das bescheidene Provinzgericht, dessen Vorsteher er ist, durch die von ihm ausgehende neue Rechtsprechung berühmt gemacht.

Seine Urteile, mögen sie sich auf die geringsten Vorfälle und Dinge des Lebens beziehen, erhalten durch seine Art der Gesetzesauslegung, deren Prinzip man am einfachsten — so seltsam es klingen mag — die „Gerechtigkeit“ nennen kann, einen wunderbaren Zug ins Große.

Ob es sich um Kompetenzkonflikte zwischen gerichtlicher und administrativer Gewalt, um das Rechtsverhältnis zwischen Staat und Kirche oder um die täglichen Rechtsfragen des ländlichen Sprengels, um Jagd und Fischerei handelt: er beantwortet alle ihm aufstoßenden Fragen unter dem Gesichtspunkte des gesunden Menschenverstandes und unter genauer Abwägung der wirtschaftlichen Bedeutung, welche den scheinbar abstraktesten Rechtskontroversen innewohnt. Dabei schreckt er nicht sonderlich davor zurück, den engen Buchstaben der Gesetze durch eine neue, aber stets logisch begründete Interpretation neues Leben einzuflöszen und mit der eingewurzelten Gerichtstradition kurz aufzuräumen.

Beim Lesen der Magnaudschen Urteile kommt man zur Ueberzeugung, daß er die Gesetzgebung von Jahrzehnten durch ebenso geschickte als richtige Auslegung der bereits bestehenden Gesetze vorweggenommen hat.

Aber darf das der Richter? Kann man ohne Gefahr dem Rechtsanwendungsorgane, das in unserem heutigen Kulturleben die Stelle des Richters einnimmt, eine solche Freiheit einräumen? Muß nicht der Richter schlicht und blind das Gesetz, und nichts als das Gesetz sprechen lassen, gleichviel, ob es auch den Lebensverhältnissen zusage?

Teils besorgt, teils mit einer falschen Lustigkeit erheben sich in und außer Frankreich solche Warnungsrufe gegen die Magnaudsche Lehre. Vor allem hat natürlich der vorgesetzte Appellhof zu Amiens, dem die Ueberprüfung der Magnaudschen Urteile in zweiter Instanz obliegt, dieser interessanten Situation dadurch Rechnung getragen, daß er womöglich das Gericht von Chateau-Thierry desavouierte. Appellationen der Staatsanwaltschaft, Aufhebung der Urteile, oder wenigstens Bestätigung aus anderen Gründen sind an der Tagesordnung, wobei es ohne Ausfälle auf „cette jurisprudence“ nie abgeht.

Wozu der Rärm? Gewiß unterliegt es keinem Zweifel, daß der Richter das Gesetz unter allen Umständen respektieren muß, weil sonst die Rechtssicherheit, in so bescheidenen Grenzen sie auch sonst nur möglich ist, der direkten Willkür des einzelnen Rechtsprechers weichen müßte. Aber eine Prüfung der Magnaudschen Erkenntnisse lehrt, daß

er weit davon entfernt ist, dem Richter die Macht über und gegen das Gesetz einzuräumen.

Für die liberal-kapitalistische Rechtsordnung, welche das Prinzip der persönlichen Freiheit als Voraussetzung und Grundlage der Lohnsklaverei nicht entbehren kann, ist die Rechtsprechung ein Mittel, um ein anderes ihrer Prinzipien zu der seiner inneren Bedeutung entsprechenden Wirkung zu bringen. Die unbeschränkte Geltung des geschriebenen Gesetzes, das „gleiche Recht für alle“, welches ein Axiom dieser Ära bildet, konnte nur auf Grund der Fiktion, daß die Gesetze Ausdruck des Gesamtwillens der Staatsbürger seien, zur allgemeinen Herrschaft gelangen. Anders als durch diese Konstruktion des Gesamtwillens kann der Zwang des einzelnen durch das Gesetz nicht begründet werden. Bei der Annahme, daß jedes Gesetz von allen für alle gewollt sei, wird jedoch davon abgesehen, daß das Gesetz auf Grund des Repräsentativ- und Majoritätssystems — auch beim Referendum — tatsächlich nicht von allen, sondern in letzter Linie nur von der herrschenden Klasse gewollt wird. In abstracto wird das Gesetz von allen geschaffen. Daß dies aber im konkreten Falle nicht geschieht, daß es materiell im Interesse und vom Standpunkte der herrschenden Klasse geschaffen ist, das wird klar bei der Anwendung des Gesetzes, des allgemeinen für alle Staatsbürger gleich verbindlichen Satzes auf den einzelnen Fall, also bei der Rechtsprechung. Nun lehrt die tägliche Erfahrung seit Jahrtausenden, daß das Gesetz allein der im einzelnen Falle von allen Seiten andrängenden Fülle des Lebens gegenüber nicht ausreicht, daß nach dem geschriebenen Gesetze allein sich derselbe Fall mit gleichem „Rechte“ in ganz verschiedener Weise entscheiden läßt. Man muß also zur Auslegung des Gesetzes greifen, d. h. der Richter muß trachten, die toten Worte des Gesetzes zu beleben. Als Hilfsmittel hiezu stehen ihm außer einigen abstrakten Rechtsregeln formaler Natur nur die Traditionen der Gerichte, vor allem die Entscheidungen der höheren Instanzen zu Gebote. Mit anderen Worten: „Die Menge tut es“, ist das höchste Auslegungsprinzip, von dem es uns nicht wundern kann, daß es dem Präsidenten Magnaud nicht gefiel. Auf eine ebenso tiefe wie feine Art gelingt es ihm nun, eine Auslegungsregel zu finden, die sowohl dem Prinzip der Gesetzmäßigkeit als dem der Gerechtigkeit entspricht. Er faßt nämlich das Gesetz nicht nur formell, sondern tatsächlich als Ausdruck des Gesamtwillens, somit auch des Willens der unterdrückten Klasse auf und stellt sich damit direkt auf den Boden der reinen, liberal-kapitalistischen Rechtslehre. Wird aber das Gesetz von diesem Standpunkte aus geprüft, so sieht die berühmte „Gleichheit vor dem Gesetze“ ganz anders aus. Es ergibt sich dann, daß der „Geist des Gesetzes“ nicht verwechselt werden darf mit „der Herren eignen Geist“.

Dem Richter ist es dann erlaubt, in jedem Falle die Gerechtigkeit im Sinne der Ausgleichung der in den Worten des Gesetzes, im Widerspruche zu dessen Geiste — dem Gesamtwillen — enthaltenen Unbilligkeiten zu handhaben, und damit den wirtschaftlich-sozialen Interessenkonflikten bei seinen Richtersprüchen Rechnung zu tragen.

Auf eine handliche Formel gebracht, hieße das: Im Zweifel ist stets zugunsten des wirtschaftlich Schwächeren zu entscheiden, weil nur eine solche Auslegung den Klassencharakter des Gesetzes zu mildern, und vermöge der Annäherung an den gemeinschaftlichen Willen der Gesamtheit die Unterwerfung des einzelnen unter das Gesetz widerspruchsslos zu rechtfertigen vermag."

Diesen Gedanken durch sein eigenes Wirken verlebendigt zu haben, ist das Verdienst Paul Magnaubs. Er hat unserer Zeit der toten Gesetzlichkeit die Möglichkeit, aber auch die Notwendigkeit einer aus dem vollen Leben schöpfenden Rechtsprechung bewiesen.

Durch seine Gegenwartsarbeit im besten Sinne baut er, der „gute Richter“, an den Grundfesten jenes „neuen Staates“, in dessen Grenzen die eigentlichen Probleme des Richtens und Gerichtetwerdens erst zum Dasein und vielleicht zur Lösung erblühen werden.

Literarische Anzeigen.

207. Marx oder Lassalle? Eine Entscheidung von grundlegender Bedeutung für die Arbeiterpolitik der Gegenwart von Politikus. Görlitz. Rudolf Dülfer. 1903. 54 S. 60 Pfg.

Eine Schrift, die offenbar einen Nationalsozialen zum Verfasser hat und leidlich verständig geschrieben ist. Im historischen Teil schöpft er wesentlich aus Mehrings Geschichte. Ueberall aber bleibt er ziemlich auf der Oberfläche haften, so daß wir die Schrift lediglich registrieren, ohne den Lesern sonderliche neue Belehrungen aus ihr versprechen zu können.

208. Wandlungen in der Theorie und Taktik der Sozialdemokratie. Von Paul Kampffmeyer. München. G. Birk & Co. 104 S. 75 Pfg.

Diese Schrift gibt eine dankenswerte Darstellung der verschiedenen Wandlungen in der Theorie und Taktik der deutschen Sozialdemokratie. Sie weist unwidersprechlich nach, daß solche Wandlungen in der Tat und zwar in ziemlich großer Zahl vor sich gegangen sind. Das Gegenteil wäre geradezu auch komisch und trostlos zugleich. Aber den Nachweis dieser Wandlung öfter von neuem zu liefern, scheint in Deutschland eine Notwendigkeit geworden zu sein.

209. Die gelbe Gefahr. Von Stefan von Koke. Verlag Kontinent (Theo Gutmann). Berlin-Charlottenburg. 45 S. 80 Pfg.

Gegenüber den allgemeinen japanischen Sympathien im gegenwärtigen Kriege verweist der Verfasser auf die großen Gefahren, die aus der Allianz der gelben Rasse für die Weißen zuerst in Australien und Südafrika, schließlich aber auch in Europa erwachsen würde. So beherzigenswert die Ausführungen des Verfassers sind, so sehr verlieren sie doch an Gewicht gegenüber der momentanen russischen Gefahr für die politische Entwicklung Deutschlands. Rußlands Niederwerfung ist notwendig für die Europäisierung Rußlands

selbst und Johann für die Niederwerfung des russischen Junker-geistes in Deutschland. Die russische Gefahr ist die nähere, die gelbe die fernere. Es wird nach der Lösung Rußlands die Sorge Europas sein müssen, die Japaner nicht übermütig werden zu lassen, auf jeden Fall die Kooperation Japans und Chinas zu verhindern.

210. Babylonien und Indogermanien. Ein Geistesflug um die Erde von Dr. Georg Viedenkapp. Berlin. H. Costenoble. 1903. 165 S. 2 Mt.

Ein äußerst flott und temperamentvoll geschriebenes Pamphlet, in dem der Verfasser für die kraftvolle Betätigung des deutschen nationalen Gedankens im Sinne einer Weltpolitik eintritt. Mit begeistelter Berufung auf Muths „Urheimat der Indogermanen“ prüft er den Adel der indogermanischen Rasse und erörtert er die großen Gefahren, denen diese im Wettkampfe der Rassen ausgesetzt ist. Er wettert insbesondere gegen unseren Bibelglauben und unser Bibel-Babel-Interesse und will, daß sich das deutsche Volk auf die Gegenwart besinne und für die Zukunft rüste. Mit manchem Hieb haut er über die Schnur, aber mit vielen seiner insbesondere gegen unsere heutigen Erziehungs- und Unterrichtssysteme gerichteten Bemerkungen trifft er ins Schwarze. Freund und Feind der Theorien, die er entwickelt, werden sich an seiner Frische und Ehrlichkeit erfreuen und aus seiner Schrift Anregungen aller Art schöpfen.

211. Gunhild Kersten. Novelle von Gabriele Reuter. 4 Abbildungen. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1904. 197 S. 3. Mt.

Diese Novelle stammt, wie die Dichterin in einem kurzen Vorworte mitteilt, aus dem Jahre 1891, demselben Jahre, in dem sie die ersten Kapitel des Romanes „Aus guter Familie“ schrieb. Sie entschuldigt sich gewissermaßen, daß sie sich zur Herausgabe dieser Jugendarbeit entschlossen habe. Zu einer Entschuldigung ist gar kein Grund vorhanden. Das Buch verdient seine Veröffentlichung durchaus. Es ist schlicht und eindringlich geschrieben. Es erzählt die Liebe zweier starker Menschen. Diese Geschichte ist zugleich die eines Kampfes, aus dem die beiden lieben Menschen als Sieger hervorgehen und der nicht, wie gewöhnlich diese Geschichten, mit der blinden Unterwerfung des Weibes endet.

212. Drei Bühnendichtungen. Von Houston Stewart Chamberlain. München. Verlagsanstalt F. Bruckmann N.-G. 1902. 219 S.

Der bekannte Verfasser legt in einem Vorworte das Geständnis ab, daß er seit frühester Jugend einen starken Trieb zum dramatischen Gestalten in sich gefühlt habe, und daß in seinem Schreib-tische so manche dramatische Entwürfe liegen. Drei von ihnen habe er ausgeführt, mit besonderem Bedacht auf die Bühne. Den Anfang macht „Der Tod der Antigone“, ein Drama in einem Aufzuge für Musik. Der Text ist einfach und edel. Hier würde wohl alles von der Musik abhängen. Das zweite Stück „Der Weinbauer“, Schauspiel in drei Aufzügen, ist nach Bericht des Verfassers schon einmal aufgeführt worden, aber

die „Aufführung glich einer Hinrichtung“. Es ist zweifellos das bühnenwirksamste des vorliegenden Bandes, weil es in seinen Gestalten eine starke Charakteristik hat, die in leidenschaftlichen Wesen wurzelt. Die dritte Dichtung „Antonie oder die Pflicht“, Schauspiel in drei Aufzügen, behandelt ein so tief innerliches Seelenproblem und mit so großer Strenge, daß es dem Empfinden der Menge zu feindlich ist, um auf dem Theater Beifall finden zu können. Auch sind die Gestalten nicht, wie im „Weinbauern“, wir möchten sagen, so dramatisch muskulös. Der Verfasser will hauptsächlich „die schlichte Wirklichkeit unseres heutigen gesellschaftlichen Lebens, ohne Zusatz von Bühneneffekten und Tendenzen und Symbolen“, dramatisch gestalten, indem er der Meinung ist, daß diese schlichte Wirklichkeit „genug ewige Poesie und Tragik umschließt“.

213. Weder Sedan noch Jena. Von Alfred H. Fried. Siebentes Tausend. Berlin-Charlottenburg. Verlag Continent (Theo Gutmann). 76 S. 80 Pfg.

214. Deutschland und Frankreich. Ein Wort über die Notwendigkeit und Möglichkeit einer deutsch-französischen Verständigung von Alfred H. Fried. Berlin-Charlottenburg. Verlag Continent (Theo Gutmann) 79 S. 1 Mk.

Die erste Broschüre tritt wesentlich für die Friedensbewegung ein. Die zweite wäre ihrem Stoffe nach wichtiger. Die Ausöhnung der deutschen und französischen Nation ist in der Tat eine Frage von größter Bedeutung für Europas Zukunft. Leider stellt sich der Verfasser auf einen Standpunkt, der für die Deutschen kaum annehmbar sein dürfte. Er meint nämlich (S. 71): „Die Frage um Elsaß-Lothringen muß aus dem Problem der formellen Ausöhnung der beiden Nationen ausgeschaltet werden.“ Der Verfasser dürfte heute in Deutschland kaum eine Partei finden, die Elsaß-Lothringen als eine Frage zu betrachten geneigt wäre. Wenn er da auf die Sozialdemokraten rechnet, könnte er sich zum Schlusse recht sehr irren.

215. Die Dogmen der Erkenntnistheorie. Von Fred Von. Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1902. IX., 349 S. 7 Mk.

„Jrgendwo in Europa stand einmal eine Stadt. Die war erbaut aus lauter kleinen engen Häuschen mit Erker, Zinnen und Türmchen daran. Sie standen kreuz und quer durcheinander und schmale winkelige Gäßchen schlängelten sich zwischen ihnen durch. Die Bewohner der Stadt fühlten sich in ihren Häuschen sehr behaglich und sie merkten gar nicht, daß diese vom Alter schon sehr morsch und baufällig geworden waren. Aber etliche waren da, denen fiel dieser Zustand auf, und sie sprachen: „Lasset uns neue Bauten aufführen, sonst werden die Häuschen einstürzen und alles unter ihren Trümmern begraben.“ Und sie machten sich daran, die verfallenen unter den Häuschen niederzureißen, und begannen einen großen prächtigen Bau an deren Stelle zu setzen. Dessen Wände waren von Kristall, so daß das Licht ungehindert Zutritt hatte, und die Säulen waren aus purem Golde. Und andere freuten sich des neuen stolzen Palastes und sie liefen hinzu, um mit beim Aufbau zu helfen. Sie bauten immer

neue weite Säle an denselben an, so daß sie gezwungen waren, mehr und mehr von den alten verfallenen Häuschen niederzureißen. Das aber verdroß diejenigen, deren Häuser dem neuen Palast zum Opfer fielen, und sie wurden immer unzufriedener, besonders als sie sahen, daß der Bau schon nahe bis zu dem Ort sich ausbreitete, wo die Kirche stand. Denn sie fürchteten, daß auch diese niedergerissen werden würde. Und da sie sich nicht zu helfen wußten, so gingen sie zu der weisen Frau, welche in der Nähe der Stadt wohnte und sehr fromm war, und baten sie, ihnen doch beizustehen. Denn sie wußten, daß sie zaubern könnte. Die sagte jenen gerne auch ihre Hilfe zu, da sie den Bauleuten Feind war, die ihre Macht und Zauberkünste nicht anerkennen wollten. Sie nahm daher die Gestalt und Tracht eines Mannes an, gleich den Baumeistern, trat zu ihnen, lobte ihren Bau und erbot sich, mit daran zu arbeiten. Zunächst aber wolle sie doch einmal nachsehen, ob die Fundamente des Baues fest und sicher waren; denn man höre so viel von Zusammenstürzen infolge ungenügender Fundamentierung und, wie sie sähe, hätten die anderen, welche mit dem Bau beschäftigt waren, keine Zeit für diese Prüfung. Und sie ging hinunter in den Keller, grub die Grundmauern aus und wühlte und rüttelte an ihnen herum; die aber waren fest und gaben nicht nach. Das alte Weiblein aber fuhr emsig weiter fort zu graben und zu wühlen und endlich geschah es, daß ein kleines Stückchen vom Gewölbe, das nicht genügend gestützt war, sich abbröckelte und zusammenbrach. Da frohlockte die weise Frau sehr und rief triumphierend: „Euer ganzer Bau ist nichts wert und stürzt zusammen, und ihr, die daran baut, müßt euren Bankerott ansagen.“ Jedoch dem Bau fiel es gar nicht ein, einzustürzen, sondern er dehnte sich im Gegenteil um so weiter aus, je mehr die nicht genügenden starken Stützen durch bessere ersetzt wurden. Das Weiblein aber hatte sich durch sein voreiliges Triumphieren verraten und mußte von dannen ziehen. Allein sie gab ihren Plan darum nicht auf und dachte einen ganzen Tag und eine ganze Nacht darüber nach, wie sie dem Bau schaden könne. Da sie aber nunmehr wußte, wie fest seine Fundamente waren, und daß der Bau niemals zusammenstürzen würde, sobald in der bisherigen Weise weiter gebaut würde, so grübelte sie, wie sie wohl am besten die Bauleiter überreden könne, von dieser bewährten Baumethode abzugehen. Sie trat darum in anderer Verkleidung an sie heran, gab sich für einen Bauverständigen aus und sprach: „Wie töricht seid ihr doch, ihr Baumeister, arbeitet doch nicht so gedankenlos weiter und denkt einmal kritisch darüber nach, was der Zweck eures Baues sei. Ist er wohl etwas anderes, als daß man behaglich darin wohnen könne? Nun wohl, hat aber schon jemals einer vermocht, in den Fundamenten zu wohnen. Jeder vernünftige Mensch baut doch ein Haus über der Erde, die Fundamente befinden sich aber unter der Erde. Ueberläßt daher die Beschäftigung mit ihnen ruhig den Grundstückspekulanten und Metaaarchitekten; dem wahren Architekten geziemt es einzig und allein, einen grundmauerlosen Bau aufzuführen. Da man ja die Grundmauer so wie so nicht sehen kann,

so sieht ein Bau ohne Fundament genau so aus wie mit solchen. Tatsächlich ließen sich auch einige von den Bauleitern durch diese Reden bewegen, den Weiterbau zu versuchen, ohne sich der bewährten Art und Weise der Untermauerung zu bedienen. Aber natürlich stürzte dieser Teil gar bald zusammen und die anderen, welche verständiger waren als jene, fuhrten fort, an dem Gebäude wie bisher zu arbeiten, und dasselbe wuchs und breitete sich weiter und weiter aus. Als dies die Alte sah, ergrimmte sie aufs neue und schloß sich drei Tage und drei Nächte in ihrer Kammer ein, um darüber nachzudenken, wie sie den Weiterbau verhindern könne. Plötzlich sprang sie so hastig auf, daß der eine ihrer Filzpantoffeln bis an die Zimmerdecke flog, und sie tanzte im Zimmer umher und rief: „Heureka, ich hab's, ich hab's.“ Und sie nahm abermals eine andere Gestalt an, trat zu den Bauleuten und sprach: „Ich sehe, euer Bau ist fest und gut, und so lange ihr auf dem Boden weiterbaut, auf welchem ihr euch jetzt befindet, wird derselbe auch allen Angriffen trogen. Aber hütet euch — und dabei holte sie einen langen schwarzen Stab aus den Falten ihres Mantels und beschrieb einen großen Kreis mit demselben rings um den Bau — hütet euch, daß ihr jemals diesen Kreis überschreitet; denn dort liegen die Grenzen eures Bauvermögens. Sobald ihr auf dem Boden jenseits dieser Grenzen zu bauen versucht, etwa dort, wo die Kirche steht, so wird das sofort wieder zusammenstürzen, denn dort ist nur unsicherer und loserer Erdboden. Und dann schritt sie dreimal um den Kreis herum, allerlei unverständliche Zauberformeln vor sich hinmurmeln. Die Bürger der Stadt glaubten, dieser Hofuspokus würde sicher helfen, die weitere Ausdehnung des Baues zu verhindern, und sie priesen die Alte als eine große und mächtige Zauberin. Diejenigen jedoch, welche an dem Bau beschäftigt waren, untersuchten den Boden, welcher jenseits des von der Zauberin gezogenen Kreises lag, und sahen, daß der schon stehende Teil ihres Gebäudes auf genau demselben Boden sich erhob, als jener war, und so bauten sie unverdrossen weiter. Die Alte aber wurde immer ungehaltener und sie sann sieben Tage und sieben Nächte darüber nach, was wohl zu tun sei. Endlich kam ihr eine neue Idee. Diesmal verwandelte sie sich in einen Polizisten, stülpte einen mächtigen Helm aufs Haupt, gürtete sich einen Säbel um und begab sich abermals zu den Leitern des Baues. „Ich bin“ — sagte sie — „von der Obrigkeit ausgesandt, um die, welche an diesem Bau arbeiten, nach ihrer Legitimation zu fragen. Denn es besteht der Verdacht, daß ihr gar nicht imstande seid, den Befähigungsnachweis als Architekten zu erbringen. Die Bauordnung nämlich schreibt vor, daß bei den Umfassungsmauern immer ein Stein senkrecht auf dem andern steht, weil der Bau sonst nicht genügend sicher ist. Nun stehen aber die sämtlichen untersten Steine eures Baues nicht senkrecht auf einem andern und somit verstoßt ihr gegen die Bauordnung. Dazu wäre ihr aber nur dann berechtigt, wenn ihr nachweisen könntet, daß euer Bau eben, der darin wohnt, unbedingt glücklich macht. Denn das ist das höchste Ziel, dem jeder in unserer Stadt zuzustreben hat. Es gibt aber eine ganze Menge Leute, die sich

in ihren alten Häuschen, die ihr zerstört, viel glücklicher und behaglicher gefühlt haben; denn dort drang nicht so viel Licht herein und sie konnten deswegen viel ungestörter schlafen. Ungestörter Schlaf aber ist das beste Mittel, um glücklich und zufrieden zu sein.“ Als aber die Bauleute dies hörten, wunderten sie sich sehr und sprachen: „Ja freilich, wenn alle Steine senkrecht auf darunter liegenden anderen stehen sollen, dann entspricht unser Bau diesen Bedingungen nicht, denn unter den untersten Steinen befinden sich nicht wieder andere, auf denen diese ruhen. Aber uns scheint, wenn diese Bestimmung wirklich besteht, dann müßte die Bauordnung abgeändert werden, nicht aber darf uns die Berechtigung entzogen werden, weiter zu bauen; denn daß unser Bau fest und sicher, das siehst du ja. Auch haben wir niemals die Absicht gehabt, mit diesem Bau alle und jeden glücklich zu machen, und wir zwingen niemanden, daran mitzuarbeiten. Wissen wir doch recht wohl, daß jede Steigerung der Lust notwendigerweise auch mit einer solchen der Unlust verknüpft ist. Aber nicht um des Glückes willen, sondern um der Macht und der Größe willen bauten wir diesen Palast. Und es genügt uns, wenn unser Bau nur den Zweck erfüllt, für den er bestimmt war. Wenn ihr glaubt, er müßte auch noch anderen Zwecken dienen, so ist das eure Schuld. Die Alte aber ließ sich nicht beruhigen und sie schrie nur immer fort: „Ihr seid nicht berechtigt, zu bauen! Ihr seid nicht berechtigt!“ Und die Bauleute mußten nicht, was sie antworten sollten, und so lachten sie nur, ließen das alte Weiblein stehen und gingen wieder an ihre Arbeit. Da jene aber gar nicht aufhörte, zu keifen und zu schreien, trat endlich einer vor und sagte: „Wer berechtigt denn dich dazu, uns die Berechtigung abzusprechen, unseren Bau aufzuführen? Zeige uns doch einmal deine Legitimation.“ Und da er auch in den Zauberkünsten wohl erfahren war, packte er die Alte und ließ sie nicht eher los, bis sie sich in ihre wahre Gestalt zurückverwandelte. Da sahen alle, mit wem sie es zu tun hatten, und jene schlich beschämt von bannen. Unter welcher Maske sie aber das nächste Mal wiederkommen wird, das weiß man noch nicht. Vorläufig hat sie sich mit den alten Baumeistern, welche nur die alten verschrobenen und dumpfen Häuschen zu bauen verstehen, in Verbindung gesetzt, und die haben ihr versprochen, nur solchen Baumeistern Zutritt in die Stadt zu gewähren, welche auch nicht anders bauen können als sie selbst, und sie hoffen auch auf diese Weise den Weiterbau des großen Palastes zu verhindern. Ob's ihnen etwas nützen wird?“ Mit dieser schönen Allegorie leitet der Verfasser sein Buch, das in Dialogform geschrieben ist, ein. Es ist in fünf Abende eingeteilt: 1. Das Berkeley'sche Dogma. 2. Das Aristotelische und Humesche Dogma. 3. Das Kant'sche Dogma. 4. Das Lockesche Dogma. 5. Das Descartes'sche Postulat.

216. Wöcklin. Von Fritz v. Ostini. Viefelsfeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. 1904. 125 S. 4 Mk. (Künstler-Monographien. In Verbindung mit anderen herausgegeben von H. Knackfuß. LXX.)

Eine der gewaltigsten Individualitäten in der Kunst des 19. Jahrhunderts, Arnold Böcklin, hatte zu den Zeitgenossen nur durch künstlerische Schöpfungen gesprochen, die lange Zeit ebenso hoch gepriesen wie leidenschaftlich angegriffen wurden, bis sich der Streit der Meinungen in dankbarster Bewunderung löste. Bald nach seinem Tode regten sich aber die Federn seiner Freunde und Schüler, die aus dem Schätze ihrer Erinnerungen uns das Bild des Menschen lebendig gemacht haben, eines liebenswerten Mannes, der in den härtesten Prüfungen des Lebens die Lauterkeit seines Charakters bewahrt hat, der ehrlich hassen und lieben konnte und niemals seine Kunst nach Gunst gedreht hat. Die zahlreichen Einzelzüge, die aus Büchern und Zeitungsartikeln über das Wesen und die Kunst des großen Meisters bekannt geworden sind, hat jetzt der Verfasser des vorliegenden Buches zu einem lebensvollen Gesamtbilde zusammengefaßt. In zusammenhängender Darstellung wird hier zum ersten Male über den künstlerischen Entwicklungsgang Böcklins, über seine schweren Kämpfe und bitteren Enttäuschungen, über den Verkehr mit seinen Freunden, über seine künstlerischen Absichten und sein reiches Innenleben ein helles Licht verbreitet. In die lebendige, hier und da fast dramatisch wirkende Darstellung fügen sich als bereicherter Kommentar die zahlreichen Abbildungen ein, die uns Böcklins Entwicklung von seinen Anfängen bis zu seiner höchsten Reife veranschaulichen und uns gleichsam von der logischen Notwendigkeit überzeugen, daß der hartnäckige Kampf des zähen Schweigers zu seinem endlichen Triumph führen mußte.

217. Die Abstammung des Menschen. Von Wilhelm Bölsche. Mit zahlreichen Abbildungen von Willy Pland. Zehnte Auflage. Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Francksche Verlagshandlung. 99 S. Mk. 1, fein geb. Mk. 2.

„Den Umriss der modernen wissenschaftlichen Forschungen und Vermutungen über die Abstammung des Menschen muß jeder sich heute aneignen, der Anspruch erhebt, ein Kulturmensch zu sein — das heißt: ein Mensch, der denkt. Das Nachdenken über uns selbst ist das erste und höchste Denken, das uns gegeben ist. Vor diesen Fragen darf es keinen Unterschied der Stände geben. Wo immer in der Geschichte große Weltanschauungsbewegungen aufgetaucht sind, da haben sie sich nicht bloß an die Könige im Geiste, sondern vor allem an den schlichten Mann im Volke gewendet — dorthin, wo das Herz des Volkes schlägt. Wenn die Naturforschung heute den gewichtigen Anspruch erhebt, neuen Stoff für die Weltanschauung darzubieten, so erwächst ihr die Pflicht, auch heute wieder jenen Weg zu wandeln. Scheint aus der Schwierigkeit wissenschaftlicher Sprech- und Denkweise sich ein Hemmnis zu ergeben, so muß es Gegenstand doppelter Sorge sein, dieses Hemmnis zu überwinden und eine volkstümliche „Uebersetzung“ zu finden. Das vorliegende Büchlein wendet sich an die denkbar weitesten Kreise — auch dorthin, wo selbst eine Anzahl trefflicher, aber viel ausführlicherer Werke über den gleichen Gegenstand noch unbekannt geblieben sind. Es ist auf einen Umfang reduziert, daß man es tatsächlich in

einer müßigen Stunde durchlesen kann — ich denke aber, die Tatsachen, die es übermittelt, werden dann für einige ernste Stunden eigenen Nachsinnens ausreichen. Was die wissenschaftlichen Grundlagen anbetrifft, so brauche ich den Namen Darwins bloß zu nennen. Wer da meint, mit diesem Namen heute wieder fertig zu sein, den möchte ich besonders zu dieser knappen, nur die großen Züge herausgreifenden Nachprüfung einladen. Im engeren fußt meine Darstellung, wie selbstverständlich, auf einem gewissen Ausschnitt der Ideengänge von Ernst Haeckel, doch muß ich daneben den starken Einfluß erwähnen, den einzelne neuere Forschungen und Anregungen von Hermann Klaatsch in Heidelberg ausgeübt haben. Wo ich über die Mitteilung von Tatsachen und Tatsachen-Kombinationen hinausgegangen bin, habe ich die eigene feste Ueberzeugung vertreten, daß der denkende Mensch durch alle diese tierischen Zusammenhänge nicht herabgezogen, sondern in seinem sittlichen Kraftbewußtsein nur bestätigt und gefördert werde. Erst recht erscheint er so triumphierend über seine Tierheit, siegend über das eigene dunkle Unterstockwerk seines Daseins. Auf dem Titelbilde dieses Buches ist ein Mensch der Eiszeit dargestellt, wie er, der scheinbar kleine schwache Zwerg, doch triumphiert kraft seines Geistes, der die Waffe erfunden, über den plumpen Koloß eines Mammutelafanten. Es ist zugleich ein Symbol des Menschen, wie dieses Büchlein ihn aufsaßt: er reicht in seiner Geschichte hinein in die Urwelt tierischer Ungestalten; aber zu seinen Füßen liegt bezwungen diese Urwelt, diese Tierheit, bezwungen durch ihn selbst.“ Diese Worte des Vorwortes charakterisieren das Büchlein hinlänglich, das wohl schon durch den Namen des Verfassers empfohlen ist.

218. Unfehlbar! Rom's Päpste in römischem Licht. Dem deutschen Volk dargestellt von Ottmar Hegemann. 3. Auflage. München. J. F. Lehmann. 1904. 32 S. 20 Pfg.

Das „Neue Münchner Tageblatt“, das den Hauptunfals aus Denisles Luther-Werk liebevoll zusammentrachte, hat diese Artikel als Flugschrift erscheinen lassen. Da sich die Protestanten in weiten Kreisen über die unqualifizierbaren Entstellungen, Verdrehungen und Fälschungen beunruhigt fühlen, hat „die Wartburg“, die Vorkämpferin gegen Rom, die vorliegende Schrift erscheinen lassen, die Protestanten und Katholiken zeigt, welcher Art das Papsttum war, das Luther angegriffen hat. Ottmar Hegemann schildert in streng sachlicher Weise das Papsttum, wie es war und noch ist. Er läßt in der Hauptsache katholische Gelehrte, hohe Prälaten, Heilige, Konzilien, ja Päpste selbst reden und wir erhalten dadurch eine völlig einwandfreie Schilderung der römischen Herrschaft. Das Dirnentregiment und die gräßliche römische Unzucht wird in dieser Broschüre zunächst nur ganz kurz gestreift, bleibt doch des Entsetzens erregenden, fluchwürdigen Trevels noch mehr als genug. Nach der Schilderung der Hauptvertreter der Statthalter Christi, von denen allein 64 durch Gift oder sonstwie, öfters sogar durch ihre Nachfolger umgebracht wurden, gibt der Verfasser noch eine kurze Uebersicht der altchristlichen Grundlagen der römischen Kirche sowie der gefälschten Urkunden, auf Grund deren die unfehlbaren

Päpste die weltliche Macht an sich gerissen haben. Die ruhig und vornehm geschriebene Schrift verdient die allerweiteste Verbreitung. Wem es daran gelegen ist, mitzuwirken, daß die hier niedergelegten geschichtlichen Wahrheiten Gemeingut des deutschen Volkes werden, der übernehme die Verteilung einer größeren Partie des Flugblattes. Die Verlagshandlung ist gerne bereit, die Versendung an besonders geeignete Adressen zu übernehmen. Der Einzelpreis beträgt 20 Pfg., 50 Exempl. kosten Mk. 5, 100 Exempl. Mk. 8, 1000 Exempl. Mk. 60, 10.000 Exempl. Mk. 400.

219. Die Ruthenen und ihre Gegner in Galizien von Julian Romanczuk, Mitglied des Abgeordnetenhauses. Wien. G. W. Stern. 1902. 40 S.

Wer sich über die gedrückte Lage der Ruthenen in Galizien unterrichten will, der lese diese kleine, aber inhaltsreiche Schrift. Sie gibt ein Bild von der Brutalität, mit der die im Lande herrschende polnische Schlachta die ruthenische Brudernation behandelt.

220. Sechzehn Jahre in Sibirien. Erinnerungen eines russischen Revolutionärs von L. G. Deutsch. Mit 7 Porträts und 6 Illustrationen. Stuttgart. Dieß Nachf. 1904. VII, 336 S. Preis Mk. 3.—, gebunden Mk. 3.50.

Als im Jahre 1889 Kennan sein berühmt gewordenes Buch über Sibirien veröffentlichte, gellte ein Schrei der Entrüstung durch die ganze zivilisierte Welt über die Behandlung der politischen Gefangenen in den sibirischen Gefängnissen und Zwangsansiedlungen. Zum erstenmal brangen die Stimmen der Gequälten aus jenen gottvergesenen Winkeln der Erde an die europäische Öffentlichkeit, und das Maß des Entsetzens über die offizielle russische Grausamkeit, die selbst nicht vor dem Weibe Halt machte, wurde zum Ueberlaufen gebracht. Der Zarismus wurde auf die Anklagebank gesetzt und verurteilt; für das infame russische Strafsystem fand man kaum noch Worte, so groß war der Abscheu vor allem, was damit zusammenhing. In Rußland selbst änderte sich gar nichts, es blieb, wie es war, ja mit der Zeit sind wohl noch mancherlei Verschlimmerungen eingetreten. Heute ist alles längst vergessen und die Welt liegt vor dem Zarismus und seinen Schergen wiederum platt auf dem Bauche, ja noch mehr: Westeuropa scheut sich nicht, dem russischen System Henderdienste zu leisten, unbekümmert darum, daß es dadurch mit einer wahren Selbstverachtung der europäischen Kultur das Grab graben hilft. Nun erscheint wiederum ein Buch über Sibirien, und zwar gleichzeitig in vier Sprachen, das die Beobachtungen Kennans nicht nur bestätigt, sondern — und darin liegt der Hauptwert der Darstellung — wesentlich erweitert und uns einen tiefen Blick in die Justiz- und Verwaltungsverhältnisse Rußlands tun läßt; jeder Leser wird das Motto aus Dantes Hölle, das Kennan seinem „Sibirien“ vordruckte, das „Lasciate ogni speranza“, jetzt erst verständlich finden und sich überrascht fragen, ob ein Staat wie Rußland, dessen Regierungsform und Praktiken einem asiatischen Barbarenstaat gleich zu achten sind, heute eine Bündnisfähigkeit im modernen

westeuropäischen Sinne hat. Auf 336 S. erzählt ein russischer Student, Leo Deutsch, der wegen Beteiligung an terroristischen Bestrebungen in den Achtzigerjahren des verfloffenen Jahrhunderts aus Rußland flüchtete, wie er in Freiburg i. Br. von der deutschen Polizei verhaftet, dort in Untersuchungshaft gezogen und endlich nach Rußland ausgeliefert worden sei. Der Leser durchlebt mit dem Erzähler dessen Schicksale: die Untersuchungshaft in Deutschland, den Transport an die russische Grenze, die Auslieferung an Väterchens Gendarmen, das Schleppen von Gefängnis zu Gefängnis, die Anklage und die Verurteilung, den Transport nach Sibirien und endlich den vieljährigen Aufenthalt in Kara unter den politischen Gefangenen, der mit Entlassung in die Strafkolonie („freies Kommando“) und der Flucht aus Sibirien über Japan nach San Francisco endigt. Wie Leo Deutsch, so befanden und befinden sich in Sibirien Tausende von intelligenten jungen Leuten, die in ihrem Wissen und Können von der Regierung zurückgewiesen und schließlich in ihrer bürgerlichen Existenz vom Zarismus zu Boden getreten worden sind, die „unter anderen Verhältnissen ihrem Vaterland unschätzbare Dienste hätten leisten können“. Wir wollen nicht unterlassen, an dieser Stelle auf eine charakteristische Erscheinung hinzuweisen. Früher stellte das Kontingent zu den „Staatsverbrechern“ hauptsächlich die Studierenden der russischen Hochschulen und zum kleinen Teil auch die Offiziere der Armee: heute stellt auch der russische Arbeiter einen erheblichen Teil zu den „Staatsverbrechern“, wodurch die Physiognomie der Verbannten eine wesentlich andere, eine volkstümliche wird. Bei jedem Streik werden „Arbeiterführer“ aus der Menge herausgeholt und „nach Sibirien“ verurteilt, damit sie dort über die Weisheit Väterchens nachdenken können. Solche sich immer stärker wiederholende Vorgänge zeitigen aber auch eine Wirkung im Innern des europäischen Rußland. Der Ruf nach Beseitigung des autokratischen Regiments ertönte früher nur aus den Reihen der Intelligenz, der Arbeiterstand verhielt sich dem gegenüber indifferent. Die Entwicklung der Industrie häuft große Arbeitermassen an einzelnen Orten zusammen. Die häufigen Bekanntschaften mit den Nagaiken der Kosaken und den Hinterladern der Soldateska haben die Arbeiter sehend gemacht und ihnen in überzeugender Weise demonstriert, daß ihr Feind nicht nur der Kapitalismus, sondern auch der despotische Zarismus ist; laut und deutlich ertönt auch aus den Arbeiterreihen der Ruf: Nieder mit dem Zarismus! Natürlich, jetzt wird auch den Polizeiseelen Flehme und Genossen der Boden heiß unter den Füßen und die immer stärkere Anwendung von Unterdrückungsmaßregeln gegen die Arbeiter zeigt die Ohnmacht der offiziellen Vertreter der Autokratie; denn kaum ist hier ein Ausstand zu Boden geknüpelt, so bricht er an einer anderen Stelle mit doppelter Heftigkeit wieder aus. Heute kann daher der Satz aufgestellt werden: Mit der Beteiligung der Arbeiterklasse am politischen Kampf in Rußland ist der Autokratie ein Gegner erwachsen, den sie nicht bezwingen kann, vor dem sie kapitulieren muß.

Für den Inhalt verantwortlich: **Engelbert Fernerhorfer.**

Genossenschafts-Buchdruckerei, Wien VIII. Breitenfeldergasse 22.

Der Antisemitismus.

Zwei Arten von Antisemiten begegnen wir im öffentlichen Leben. Dem Einen ist der Antisemitismus eine Sache des Gefühls, des gesunden Menschenverstandes — das christliche Volk, die Arier können einmal den Juden nicht leiden, der Antisemitismus ist also ein natürliches Gefühl, das weder bewiesen, noch widerlegt werden kann. Doch selbst, wenn dies so wäre, könnte er sich damit dem Urteil über seine Berechtigung nicht entziehen: Die ganze Zivilisation beruht ja auf der Ueberwindung „natürlicher“ Gefühle. Es hat lange Zeit gebraucht, bis ein Teil der Menschheit sich die ihr so natürliche Liebhaberei des Genusses von Menschenfleisch, der sich ja noch bei vielen der sogenannten Naturvölker findet, abgewöhnt hat. Aber auch der gesunde Menschenverstand imponiert uns nicht. Er hat in früheren Zeiten die Existenz von Hexen, Gespenstern u. dergl. bewiesen, und wenn es nach ihm ginge, wäre die Erde noch heute keine Kugel, „denn sonst müßten ja die Leute auf der anderen Seite herunterfallen“. Mit Recht hat ein geistvoller Franzose bemerkt, der so oft angerufene gesunde Menschenverstand sei nichts als die Summe unserer sämtlichen Vorurteile. — Ein anderer unparteiischerer Richter ist es, vor den wir den Antisemitismus fordern: es ist die Wissenschaft. Auf sie beruft sich auch der andere Teil der Antisemiten, der uns oft versichert, der Antisemitismus sei wissenschaftlich begründet und habe einen Kampf mit geistigen Waffen nicht zu scheuen. Nur die Wissenschaft schließlich kann uns auf die Fragen antworten, die einem gründlichen Urteil über den Antisemitismus vorangehen müssen: Was sind die Juden? Eine Religion? Eine Rasse? Ein Volk? Was hat dieser kleinen und doch überallhin verstreuten Zahl von Menschen, die außergewöhnliche gesellschaftliche Stellung verliehen, die so viel Haß und Anklagen erzeugt? Ein kurzer Blick auf die Geschichte des Judentums ist unerläßlich.

Palästina ist das Heimatland der alten Juden, der Schauplatz der biblischen Geschehnisse. Das kleine und wenig fruchtbare Land ist durch seine Lage einer der wichtigsten Punkte der Weltgeschichte geworden. Es war die Brücke zwischen den großen östlichen Kulturreichen der alten Welt, Aegypten einerseits, Assyrien und Babylonien andererseits. Wer diese Brücke besaß, hatte die wichtigste militärische Position zur Beherrschung der damals bekannten Welt. In den gewaltigen Kämpfen, die durch Jahrhunderte zwischen den großen Weltreichen um diesen

Pesitz tobten, ging der jüdische Staat zugrunde. Die Juden wurden von ihrem Boden losgerissen und nach Babylon geschleppt, von woher sie erst viel später wieder zurückkehren durften. Diese nationale Katastrophe war die Ursache einer gewaltigen, religiös-ethischen Bewegung, der des Prophetismus. Die Propheten waren nicht etwa Wahrsager, sondern begeisterte Männer, die das Unglück des Volkes als eine Folge seiner Sünden hinstellten und die Wiedergewinnung der göttlichen Gunst von einer sittlichen Läuterung abhängig machten. Sie sind die unmittelbaren Vorläufer des Christentums, in ihren Schriften spüren wir schon den Geist, der uns aus den Reden Christi entgegenweht. Zwei Richtungen rangen dabei im Judentum um Vorherrschaft. Die eine, orthodox-fanatistische, legte das Hauptgewicht auf die Befolgung zahlloser ritueller Gebote, die hauptsächlich die scharfe Scheidung der Juden von den sündigen „Heiden“ bezweckten. Die andere betonte die rechte Gesinnung, die Heiligkeit des Herzens, die sich in der Liebe zu Gott und zu seinen Nächsten bewähre. — Nach der Rückkehr der Juden aus Babylon gelangte unter Führung des Priesters Esra die streng rituelle Richtung zur Herrschaft. Aber die strenge Absperrung ließ sich bei dem steigenden Weltverkehr nicht durchführen. Die Juden traten in immer engere Beziehungen zur griechischen Kultur, sie begannen die griechische Bibelübersetzung an Stelle des Originals zu gebrauchen und ihre Sprache zu vergessen. Der Syrerkönig Antiochus Epiphanes wollte der Entwicklung vorgreifen und den Juden mit Gewalt ihre Religion entreißen. Die natürliche Folge war, wie stets bei gewaltsamer Unterdrückung einer Geistesrichtung, eine starke, national-religiöse Reaktion und eine neuerliche Absperrung der Juden. Ein Ausläufer dieser Reaktion waren die Pharisäer, eine Sekte, die zu Christi Zeiten herrschte. Aus den Evangelien geht ohne jeden Zweifel hervor, daß das Christentum nicht als eine neue Religion „gegründet“ wurde, sondern in Opposition gegen das Pharisäertum als jüdische Sekte ins Leben trat. Christus selbst spricht aus, daß er gekommen sei, nicht um das Judentum des alten Testaments aufzuheben, sondern, um es zu erfüllen. Und wirklich ist jedes seiner Worte eine Ausführung und Vollendung von Gedanken, die die Propheten begonnen hatten. —

Schon vor Christus hatten sich die Juden über einen großen Teil des römischen Reiches verbreitet, das damals die Weltherrschaft innehatte. Ihre Beschäftigung bestand in Gewerbe und Handel. Schon damals wurde also der Grund gelegt für das vorwiegend städtische Leben der Juden. Die Gründe hiesfür sind folgende: Palästina war ein von der Natur wenig begünstigtes Gebirgs- und Wüstenland, das nur mit größter Mühe fruchtbar gemacht werden konnte. In den älteren Teilen der Bibel treten uns die Juden als ein ausschließlich ackerbautreibendes Volk entgegen. Selbst Könige, wie Saul, fahren noch mit dem Pflug aufs Feld. Die Propheten kennen kein anderes Ideal, als das volkstümliche, „jeder bei seinem Weinstock und im Schatten seines Ölbaums“. Die mosaische Gesetzgebung ist ganz und gar agrarisch, erwähnt Handel und Gewerbe überhaupt nicht und verbietet das Zinsnehmen. Schon in früher Zeit ging über Palästina

eine Karawanenstraße zwischen Egypten und den vorderasiatischen Reichen. Angrenzend lag das Land der Phönizier, der größten Händler und Seefahrer des Altertums. So lernten die Juden allmählich den Handel kennen. Noch mehr war dies der Fall, als sie nach Babylon, dem damaligen Mittelpunkt des Weltverkehrs, geschleppt wurden. Mit Verwunderung sprechen die Propheten von der „Kaufmannsstadt“. Nur ein Teil kehrte zurück, der andere verstreute sich in alle Länder. Ohnehin konnte Palästina einen großen Bevölkerungszuwachs nicht ernähren. Wie heute der Schweizer, der Armenier, der Chineser, zum Teil auch schon der Engländer und Deutsche, genötigt sind, ihr Land zu verlassen und in weniger zivilisierten oder fruchtbareren Ländern ihr Glück zu versuchen, so ging es den Juden. Zum Teil verbreiteten sie sich durch Ansiedlung seitens der Fürsten, die die Juden als Bindeglied zwischen Griechen und Asiaten schätzten. So Alexander der Große, die Ptolemäer u. a. — Nach einem verzweifelten Heldenkampf der Juden zerstörten die Römer Jerusalem und suchten die Widerstandskraft des Volkes dadurch zu brechen, daß sie Tausende von Juden nach Spanien und anderen entfernten Ländern brachten. Auf diese Weise wurde der größte Teil des jüdischen Volkes von seinem Boden gerissen und zerstreut. Der Handel und die Flucht vor Verfolgungen haben später das jüdische Element in die entlegensten Länder geführt. In den zivilisierten Gegenden Italiens, Griechenlands, Egyptens u. s. w. waren die Juden hauptsächlich Handwerker, in den halbkultivierten Ländern und noch mehr in den noch von jeder Kultur unberührten trieben sie Handel. Das heutige Gebiet Deutschlands, Frankreichs und Oesterreichs war damals noch mit Wald bedeckt, in dem rohe Naturvölker ein ärmliches Leben führten und sich hauptsächlich von Jagd, Viehzucht und etwas Ackerbau nährten. Unter einer solchen Bevölkerung konnten sich die höher zivilisierten Juden ebensowenig als Ackerbauer oder Handwerker niederlassen, als dies heute ein Europäer inmitten von Hindus oder Indianern wagen könnte. Bekanntlich war ja der Grund und Boden Gemeinbesitz der Gemeinden und Familien, ein Fremder konnte Land höchstens durch königliche Schenkung erlangen — und dies erst in viel späterer Zeit.

Ein Gewerbe bestand natürlich nicht, die wenigen Produkte der Handarbeit stellte jeder Haushalt selbst her. Dagegen war es vorteilhaft — genau so wie es die Europäer heute in den Kolonien tun — sich in den wenigen römischen Garnisonsstädten niederzulassen und von da aus mit den Häuptlingen der unwohnenden Völker Handel zu treiben, ihnen allerlei Luxuswaren, südländischen Wein, gute Waffen, Schlitterland zu verkaufen, wogegen sie die auf den Kriegszügen erbeuteten Sklaven, Vieh u. dgl. mehr hergaben. — Dies war also der Grund, weshalb die Juden sich in unseren Ländern vorwiegend dem Handel zuwandten. Selbst wenn später nicht noch allerlei Umstände hinzugekommen wären, die sie im Handel festhielten und bestärkten, so hätte dies schon Bedeutung für die heutige Lage. Auch bei uns wird ja wohl häufig der Bauer zum Städter, der Sohn des zugewanderten Landbewohners zum Handwerker oder Händler, höchst selten

oder nie aber umgekehrt der Städter zum Landmann, der Sohn des städtischen Kaufmanns zum Bauern. Einmal erworbene Lebensgewohnheiten halten oft durch Generationen die Nachkommen im Berufe des Vaters fest.

So finden wir also während der Zeit der römischen Weltherrschaft die Juden bald in alle Länder zerstreut. In Palästina selbst trieben sie Ackerbau, wie stets, anderswo Gewerbe und Handel. Uebrigens war den rechtgläubigen Juden diese Entwicklung ein Dorn im Auge. Schon die späteren biblischen Schriften und ebenso der Talmud sprechen heftig von der Sündhaftigkeit des Handels, ermahnen streng, zum väterlichen Ackerbau zurückzukehren. Aber die wirtschaftlichen Verhältnisse sind stets stärker gewesen, als Moralpredigten.

Von den Antisemiten wird nun öfters hervorgehoben, daß schon bei ihrem ersten Erscheinen die Juden die Abneigung der gebildeten Römer und Griechen, ja manchmal selbst den Volkshatz hervorriefen, der sich z. B. in Egypten in Judenverfolgungen kundgab. Dies ist teilweise wahr, trotzdem hat diese Judenfeindschaft mit unserem heutigen Antisemitismus so wenig etwas zu tun, als die Christenverfolgungen der römischen Kaiser mit der Religionsfeindschaft heutiger Atheisten. — Der Grund lag überwiegend auf Seite der Juden selbst. Die welterobernden Römer ließen jedem Volk seine Religion, nur mußte es neben seinen alten Göttern den Kaiser als menschengewordenen Gott anerkennen und seinem Standbild opfern. Alle Völker unterwarfen sich dieser leichten Bestimmung und ehrten den Kaiser durch Opfer und Gebet. Nur die Juden als strenge Monotheisten (Bekenner eines einzigen Gottes) weigerten sich, einen zweiten Gott anzunehmen, und nun gar einen Menschen als solchen! Auch verbot die jüdische Religion, von Gott ein Bild zu machen, so daß das Opfer vor der Kaiserstatue erst recht ein Greuel war. Da die Juden keine Götterbilder hatten, entstand der Glaube, sie hätten überhaupt keine Götter, sie seien Gottesleugner und Verächter des Kaisers.

Die jüdische Religion enthielt schon damals viele absonderliche Gebräuche, so die Beschneidung, Verbot gewisser Speisen, die strenge Sabbatrube, Absonderung von Fremden und dergl. — Diese Vorschriften machten es nötig, daß die Juden sich vor den anderen Völkern, in deren Mitte sie lebten, abschloßen, daß sie ferner gewisse Vorrechte erwarben. So bildeten sie eigene Gemeinden, die sich selbst verwalteten, waren vom Militärdienste befreit, weil sie am Sabbat nicht marschieren durften u. s. w. — All dies mußte natürlich Abneigung und Neid der Nichtjuden anziehen, das Geheimnißvolle mancher religiöser Gebräuche bestärkte noch den Argwohn, die Abschließung von den Fremden erzeugte Hochmut auf der einen, Haß auf der anderen Seite. Obwohl viele große Herrscher (Cäsar, Alexander der Große u. s. w.) den Juden sehr gewogen waren, ihre Treue hochschätzten und ihnen Vorrechte verliehen, finden wir doch auch ungünstige Urteile von Schriftstellern (zum Beispiel Tacitus). — Aber sehr wichtig ist, daß alle diese mißfälligen Bemerkungen sich nur auf die Religion und ihre Folgen beziehen. Nicht ein Wörtchen finden wir

etwa von Abneigung gegen die Rasse als solche, von jüdischem Wucher und was heute den Antisemitenfatechismus bildet. Wie wenig übrigens die römischen Schriftsteller, deren Urtheile über die Juden die Antisemiten so gerne zitieren, das Judentum kannten, geht aus ihnen ganz deutlich hervor. So erzählt Tacitus ganz ernsthaft, sie beteten einen Eselskopf an und verehrten alle Götter, und Petronius weiß gar, daß sie das Schwein göttlich verehren! —

Es ist nun merkwürdig, daß trotz der vielfachen Abneigung gegen die Juden das Judentum gerade damals seine größten Eroberungen machte. Die antike Kultur war alt und schwach geworden, der Götterglaube verblaßt, ein großes Sehnen nach einer moralischen und religiösen Erneuerung durchzog die Welt. Fremde Religionen fanden begierige Aufnahme. Das Judentum, befruchtet durch griechischen Geist, war die in moralischer Beziehung edelste und vorgeschrittenste Religion der damaligen Zeit, es unterschied sich wenig von dem Christentum, das aus ihm hervorgehen sollte. — Viele Stellen der alten Literatur berichten uns von den zahllosen Angehörigen aller Nationen, die zum Judentume übertraten. Man darf ihre Anzahl auf viele Millionen schätzen. — Dieser Erfolg erhöhte noch den Stolz, den die Juden betreffs der Vorzüglichkeit ihres Glaubens hegten, er vermehrte aber auch die Mißgunst ihrer Gegner. Das Christentum trat anfangs nur als jüdische Sekte auf, die römischen Schriftsteller halten Juden und Christen lange für dasselbe. Als aber das Christentum immer selbständiger wurde, entstand natürlich der heftigste Wettstreit zwischen den beiden Schwesterreligionen. Lange war es ungewiß, ob die Welt einst christlich oder jüdisch sein würde. —

Auf dem Boden des Heidentums war die Lage der Juden nicht schlecht. Sobald aber das römische Kaisertum christlich geworden war, begann die Kirche ihre Macht zur Verdrängung, ja gewalttätigen Verfolgung des religiösen Konkurrenten zu gebrauchen. Germanische Staaten entstanden aus den einzelnen Teilen des Römerreiches. Wo die Kirche keine Macht hatte, blieb die Lage der Juden günstig. So schützte sie der Ostgothenkönig Theoderich, dessen Name als Dietrich von Bern das edelste Heldenbild der deutschen Sage bezeichnet. Von späteren Fürsten war ihnen besonders Karl der Große gewogen, der ja seine Selbständigkeit gegen die Kirche nachdrücklich behauptete. In Spanien dagegen, wo die Könige der Kirche gänzlich unterworfen waren, kam es zu den grauenvollsten Mißhandlungen und Bedrückungen der Juden.

Der aus der bisherigen Entwicklung naturgemäß hervorgegangene Zustand war also die Zerstreuung der Juden über alle Länder, wobei sie sich in den vorgeschrittenen Gebieten, z. B. in Italien und im späteren Frankreich mit genau denselben Gewerben beschäftigten, wie die übrige städtische Bevölkerung — das ist durch historische Zeugnisse unumstößlich festgestellt — während sie in den rückständigen Ländern sich ausschließlich mit Warenhandel beschäftigten. Sehr wichtig ist aber der Umstand, daß sie mit ihrem späteren Hauptgebiet, dem Kreditgeschäft, noch sehr wenig zu tun hatten. In allen Schriften von Kirchenvätern

und anderen, in denen häufig und heftig gegen die Juden losgezogen wird, findet sich absolut keine Andeutung über jüdischen Wucher. Die Anschuldigungen sind rein theologischer Natur. Wenn die Juden schon damals gewuchert hätten, wäre es von ihren christlichen Zeitgenossen und besonders von den schriftstellersnden Klerikern, die ja mit größtem Eifer alles Belastende gegen die Juden sammelten, gewiß hervorgehoben worden. Wenn uns auch hier und da bereits berichtet wird, daß Juden Geld verliehen, so finden wir doch bis ins 12. Jahrhundert noch keine Klagen über jüdischen Wucher.

Das 13. Jahrhundert ist der Ausgangspunkt einer großartigen Entwicklung der deutschen Wirtschaft und Kultur. Es entsteht ein deutscher Kaufmannsstand. Während die wenigen gewerblichen Produkte früher auf jedem Hof selbst hergestellt wurden, kommen jetzt eigene Handwerker auf, die Waren für den Verkauf herstellen. Kaufleute und Handwerker schließen sich zu wirtschaftlichen Vereinigungen (Gilden und Zünften) zusammen: Niemand, der keinem solchen Verein angehörte, durfte ein Gewerbe betreiben. Diese Genossenschaften dienten nicht nur wirtschaftlichen, sondern auch geselligen und religiösen Zwecken. Die erste Vorbedingung des Eintrittes war der christliche Glaube. Die Juden wurden somit von allem Handwerk und dem Warenhandel völlig ausgeschlossen. Natürlich waren es nicht bloß religiöse Bedenken, sondern vor allem der Handelsneid der neu aufkommenden deutschen Kaufleute gegen seinen älteren und durch die längere Praxis vielfach sündigeren Konkurrenten. Neben den Juden waren ursprünglich auch viele italienische Kaufleute tätig; auch gegen sie richtete sich der Handelsneid. Stürmisch forderte man die Vertreibung der fremden Kaufleute, einerlei, ob christlichen oder jüdischen Glaubens. Tatsächlich wurden die Italiener und Juden aus vielen Ländern vertrieben. — Schon die Kreuzzüge hatten den religiösen Fanatismus angefaßt, der sich anstatt gegen die fernen Mohammedaner oft lieber gegen die näheren und ungefährlicheren Juden austobte. Alle Existenzmöglichkeiten wurden den Juden abgeschnitten, mit Ausnahme einer: des Zinswuchers.

Das Gesetz Moses hatte den Juden strenge verboten, überhaupt Zinsen zu nehmen, außer von Ausländern¹⁾. Hierauf und auf eine mißverständene Stelle aus den Evangelien stützt sich das Zinsverbot der katholischen Kirche. Kein Christ durfte Geld auf Zinsen ausleihen.

¹⁾ Luther hat die Stelle V. Moses 23. 19. 20. übersetzt: „Du sollst an deinem Bruder nicht wuchern — an dem Fremden magst du wuchern, aber nicht an deinem Bruder.“ — Daraus haben Antisemiten geschlossen, die jüdische Religion gestatte den Wucher an Nichtjuden. Nichts falscher als dies! Das Wort *wuchern* bedeutet im Hebräischen, ebenso wie das Wort „wuchern“ in Luther's Sprache, nur „Zins nehmen“, nicht aber „wuchern“ in unserem Sinn. Die Bedeutung des Gebotes, die aus anderen Stellen noch klarer wird, ist: innerhalb des eigenen Volkes ist das Zinsnehmen überhaupt verboten, auch gegenüber den unter Juden lebenden Fremden; nur von nicht schaffenen Fremden (also den Kaufleuten jener Zeit) darf Zins gefordert werden. Uebermäßiger Zins (d. h. Wucher) ist aber auch bezüglich ihrer verboten und machte nach dem Talmud ehelos. Viele Talmudstellen empfehlen selbst dem Nichtjuden und Heiden ohne Zins zu leihen und stellen es als ein frommes Werk hin.

Nun war aber selbst damals Vorgen und Leihen eine wirtschaftliche Notwendigkeit, ohne die Handel und Gewerbe ebensowenig bestehen konnten, wie die immer geldbedürftigen Fürsten. Hier eröffnete sich den Juden ein Feld der Existenzmöglichkeit, denn für sie galt ja das kirchliche Zinsverbot nicht. Von allen andern Berufen mit Gewalt verdrängt, blieb ihnen nichts übrig, als sich dem Geldhandel völlig zuwenden.

Diese Richtung wurde durch ihre rechtliche Lage noch verschärft. Sie galten als Fremde und daher nach altem deutschen Recht als Eigentum des Königs. Auch die nichtjüdischen Kaufleute der älteren Zeit, die, wie gesagt, ausschließlich Fremde waren, befanden sich in derselben Lage. Wir besitzen Urkunden, in denen die Kaiser Städte mit allen darin wohnenden Juden, Kaufleuten und Unfreien verschenken. Das Eigentumsrecht an den Juden war eine Haupteinnahmequelle des Kaisers und später auch der Landesfürsten, die das „Judenregal“ (Recht, die Juden ihres Territoriums auszubeuten) erwarteten. Die Finanzwirtschaft jener Zeit war noch ganz unentwickelt, die mannigfache Kunst der Besteuerung noch nicht erfunden. Da bildeten die Juden die einzige Aushilfe. Man verkaufte und verpfändete ganze Judengemeinden mit dem Rechte, sie finanziell auf jede Weise auszubeuten. Sie wurden drückenden Abgaben unterworfen, bei besonderen Anlässen nahm man ihnen ihr Vermögen ganz oder teilweise weg. Wenn sie es verborgen hatten, setzte man sie gefangen und bedrohte sie mit der Folter und dem Tode, bis sie sich auslösten. So ließ König Johann von England einem Juden einen Zahn nach dem andern ausreißen, bis er beim achten Zahn versprach, 2000 Mark zu bezahlen. Auf dem Nürnberger Reichstag von 1390 sprach Kaiser Wenzel alle Stände des Reiches, die im Städtefriege viel Geld zu hohen Zinsen aufgenommen hatten, von ihren Judenschulden los und lebzig, jedoch unter der Bedingung, daß sie 15% ihrer Schuld an ihn selbst bezahlten. In Frankreich verbot man zeitweilig den Juden, ihre Schulden einzufragen, und gestattete es ihnen dann wieder gegen die Bedingung, zwei Drittel des Betrages an den König zu entrichten. Da ihr Eigentum als Eigentum des Königs galt, durften sie eine Schuld weder erlassen, noch die Zinszahlung erleichtern. Traten sie zum Christentum über, so konfiszierte man gewöhnlich ihr Vermögen, da es ja durch den Uebertritt dem König entzogen worden wäre. So verhinderte man auch gewaltsam die Bekehrung der Juden, die man zu anderen Zeiten wieder durch Androhung des Feuertodes zu wirken suchte. Selbst die Auswanderung wurde bei Vermögenskonfiskation verboten, in andern Ländern nahm man ihnen das Vermögen lieber gleich weg und trieb sie dann mittellos aus dem Lande. — So war der Jude ein willenloses Werkzeug in der Hand der Fürsten. Um den fortwährenden Erpressungen, die unter Androhung der größten Grausamkeiten verübt wurden, entsprechen zu können, waren sie genötigt, rücksichtslos auf die einzige Weise, die ihnen offen stand, Geld zu erwerben — nämlich durch Wucher. So sagt ein Ebtz König Wladislaus von Böhmen (1497): „Wo der Christ 10 Schock nimmt,

soll der Jude 20 im Jahre nehmen dürfen, weil, wenn er so wenig nehmen würde, wie der Christ, er nicht leben könnte, da er zuerst uns gegenüber seinen Pflichten nachkommen muß, zweitens dem Herrn, dessen Schutz er sich empfohlen hat, zahlen muß, drittens selbst die Interessen zu berichtigen hat, viertens selten ein Amt, dessen Dienst er nötig hat, ihn umsonst entläßt, und er endlich selbst etwas haben muß, um davon mit Weib und Kindern leben zu können.“ Ein Privileg Kaiser Karl V. von 1541 verordnet: „Daß es den Juden, nachdem sie in viel höherer Weise zur Leistung von Abgaben und Steuern herangezogen sind als die Christen, dabei aber weder liegende Güter besitzen und bebauen, noch andere stattliche Hantierung, Ämter oder Handwerk haben und betreiben dürfen, gestattet werden soll, ihre Varschaft zu höherem Nutzen und Zinsen anzulegen und zu verwenden, als dies den Christen erlaubt ist.“ Solcher Stellen lassen sich noch mehr anführen. Wie aus beiden Zitaten hervorgeht, war übrigens zu jener Zeit das kirchliche Zinsverbot für die Christen bereits unwirksam geworden. Die Klagen über den christlichen Wucher werden immer lauter, ja es kommt öfters vor, daß man Juden in Städte kommen läßt, wo sie früher nicht sein durften, damit durch ihre Konkurrenz der Zinsfuß der christlichen Wucherer herabgedrückt werde.²⁾

²⁾ Schon der heilige Bernhard von Clairvaux predigte im 12. Jahrhundert: „Christen, die es verdienen würden, getaufte Juden genannt zu werden, treiben es mit dem Wucher zehnmal ärger, wie die Juden selbst.“

Im 13. Jahrhundert ruft der deutsche Minnesänger Meister Rumelant aus: „Getoufter wucherere, du schalk begest viel groze sünde!“ — Sein berühmter Zeitgenosse Reinmar von Zweter singt:

„Jesus Krist, den eh die Juden verkouften,
Waer er hie en erde, ich wähne, ihn die Getouften
Noch verkouften rumeliche.“

Ende des 15. Jahrhunderts nennt der große Kanzelredner Geiler von Kaisersberg die christlichen Wucherer „größere und schlimmere Ueberlister und Schinder des Volkes, als je die Juden gewesen“, und Sebastian Brant schreibt in seinem „Narrenschiff“:

„Der Juden Zins war leidlich genug,
Aber sie können nicht mehr bleiben,
Die Christenjuden sie vertreiben,
Die mit dem Judenspiß selbst rennen u. s. w.“

Der Bauernführer Sebastian Lotzer äußert sich in seinem „Christlichen Sendbrief“:

„Der Wucher ist wider alle natürliche Gesetz, ich hab wohl mit ihnen (den Juden) davon geredt, sagen sie selb, es sei unrecht. — Aber die Christen sind über die Juden.“

Luther schreibt:

„Dann unmöglich ist's, daß Deutschland sollte stehen bleiben, auch untrüglich und unleidlich, wo solche Tyrannen, Wucher, Geiz, Mutwille des Adels, Bürgers, Bauers und aller Stände so sollten bleiben und zunehmen; es behielte zuletzt der arme Mann keine Rinde vom Brod im Hause, und möchte lieber oder ja so gern unter den Türken sitzen, als unter solchen Christen.“

Sein hervorragender Gegner, der Franziskaner Thomas Murner, schildert den christlichen Wucher sehr anschaulich und behauptet auch, daß die Christen die

Die Juden waren also wie ein Schwamm, mit dem die Fürsten den Wohlstand des Volkes aufsaugten, unfreiwillige Steuereinnahmer, die das Geld abliefern, den Haß des Volkes aber allein tragen mußten. Ihre Lage wurde immer elender. Man sperrte sie in ein eigenes Stadtviertel, ließ sie eine eigene Tracht tragen und setzte sie allen möglichen Demütigungen aus. So mußte sich in Toulouse einmal jährlich der Judenvorsteher vor dem Grafen einfinden, um sich ohrfeigen zu lassen. Bei einer dieser Gelegenheiten soll der unglückliche Vorsteher leblos zusammengebrochen sein. Noch ärger wütete der Fanatismus des Pöbels. Wenn eine Pest oder eine Feuersbrunst ausbrach, ein Kind ermordet wurde oder dergl. — stets sollten die Juden es veranlaßt haben. In allen Ländern tobten durch Jahrhunderte die grauenvollsten Judenhezen. Hunderttausende wurden erschlagen, verbrannt, erkaufte oder zu Tode gefoltert. „Nie vielleicht,“ sagt der Kulturhistoriker Scherr, „solange die Welt steht, haben Menschen der Raserei ihrer lieben Mitmenschen mit größerem Heldenmut einen passiven Widerstand entgegengesetzt, als in der großen Verfolgung des 14. Jahrhunderts die Juden taten. Mit ganz wenigen Ausnahmen verschmähten sie es, durch Abschwören ihres Glaubens Habe, Familie und Leben zu retten.“ An zahllosen Orten töteten die Juden ihre Kinder und sich selbst, um der Wut der Verfolger zuvorzukommen. Wer sich retten konnte, floh nach der Türkei oder Polen, wo ein aufgeklärteres und milderes Regiment herrschte, als in den christlichen Ländern Westeuropas. Aus jener Zeit stammt die große Judenanhäufung in Polen (Galizien, Russisch-Polen, Ostpreußen), noch heute reden die polnischen Juden ein verdorbenes Deutsch — den sogenannten Judenjargon.

Ein flüchtiger Blick muß noch auf das geistige Leben der Juden während des Mittelalters geworfen werden. Alle Wissenschaften verdanken ihnen Außerordentliches, denn sie haben nicht bloß die aus dem Altertum überlieferten Wissensschätze treu bewahrt, sondern auch fortgebildet, ja den Grund zu neuen Wissenschaften gelegt. Die Medizin, Astronomie, Mathematik, Physik schulden den Juden ebensoviel Dank wie die Sprachwissenschaft, Philosophie und Bibelkritik. Was speziell die Letztere anbelangt, sind gerade Juden die Vorläufer der Reformation gewesen. Der getaufte Jude Lyra¹⁾ zeichnete sich darin so aus, daß eine lateinische Redensart entstand: „Hätte Lyra nicht geleiert, so hätte Luther nicht getauzt“. An dem Erwachen freier Menschlichkeit, das wir

Juden darin übertrafen. Der Jesuit Georg Scherer äußert sich darüber in heftiger Weise, wir wollen aus seinen langen Ausführungen nur einen kurzen Satz anführen: „Es fällt einer den anderen mit dem Wucher an, wie die Jagdhunde ein Wild anfallen, und sind die Juden gegeneinander viel barmherziger und mitleidiger, als wir Christen, die wir uns der Täuße und der wahren Erkenntnis des heiligen Evangelii rühmen.“ „Die Christen tun es derzeit mit Finanzen und Wuchern den Juden weit bevor u. s. w.“

Nette Zustände in der guten, alten Zeit, von der unsere Antisemiten nicht genug Schönes erzählen können!

¹⁾ Lateinisches Wort für „Feier“.

„Renaissance“ nennen, hatten wieder Juden Anteil, und am Beginne der Neuzeit brachte das Judentum einen Mann hervor, der eine neue Epoche des Denkens einleitete, dessen Philosophie sich unsere größten deutschen Geister — ein Lessing, Herder, Goethe, Schleiermacher u. a. — zum Lebensführer wählten — es war B. Spinoza.

Während der trübsten Zeiten des Mittelalters war ein Teil des Judentums in starren Dogmatismus und allerlei Aberglauben verfallen. Es war nur natürlich, daß die Verfolgungsgreuel eine stärkere Absperrung und einen engeren Zusammenschluß der Juden zur Folge hatten. Aber als die seit der Renaissance fortschreitende Aufklärung die Kraft des religiösen Fanatismus gebrochen hatte, regte sich sofort auch im Judentume wieder die Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit. Hervorragende Männer traten für ein Aufgeben der jüdischen Eigenheiten und für eine völlige Verschmelzung des Judentums mit der neuen humanen Kultur des Zeitalters ein. Die französische Revolution brach Breche in die mittelalterliche Sonderstellung der Juden und erklärte sie für freie, gleichberechtigte Staatsbürger. Mit dem Fortschreiten der liberalen Ideen setzte sich diese Politik in allen Kulturstaaten durch. In Deutschland wurden die letzten Spuren der gesetzlichen Minderberechtigung 1869 beseitigt. Seit der Emanzipation haben die Juden mit überraschender Schnelligkeit in Sitten, Gebräuchen und selbst im Aeußeren sich der übrigen Bevölkerung genähert, zahlreiche Mißbräue geschlossen und durch eine Fülle von Talenten unsere Kultur auf künstlerischem, wissenschaftlichem und politischem Gebiete in bemerkenswerter Weise bereichert. Doch die Emanzipation blieb unvollständig. Im Osten Europas, vor allem in Rußland, wo der weitaus größte Teil der europäischen Juden lebt, lagert noch immer die finstere Nacht des Mittelalters über der ärmsten und elendesten Judenschaft der Welt. Nach den Gesetzen, die der Minister Ignatieff im Jahre 1882 schuf, wurden die Juden mit großer Grausamkeit aus ihren Wohnsitzen vertrieben und in engen Territorien zusammengepfercht. Eine Menge von ehrlichen Berufen und der Aufstieg in die akademische Intelligenz ist ihnen teils gänzlich verboten, teils überaus erschwert. Dazu kommt noch der Druck der habgierigen Bureaucratie, die die Juden ebenso ausbeutet, wie die mittelalterlichen Fürsten. Freilich ist nicht viel zu holen, denn $\frac{1}{10}$ der russischen Juden leben von der Hand in den Mund. Der russische Jude ist wohl der elendeste Proletarier der Welt, der größte Teil verrichtet Handarbeit¹⁾ um erbärmliche Löhne. Die Ursachen der Judenfeindschaft der russischen Regierung sind auch nicht wirtschaftliche, sondern religiös-politische. Ein Glaube soll im Zarenreich herrschen und man hat aus dem Munde eines russischen Staatsmannes gehört, um welchen Preis man dies erreichen will: „Ein Drittel der Juden wird sich bekehren, ein Drittel auswandern, ein Drittel sterben“. Um das letztere Mittel wirksamer zu machen, veranstaltet die Regierung in letzter Zeit selbst Judenhegen. Weil die Juden sich, durch die Verzei-
flung

¹⁾ Auch in der Türkei, Pondon, N. w. Pers., Holland und Galizien sind die Juden größtenteils Handarbeiter und Proletarier niedrigster Stufe.

getrieben, der revolutionären Bewegung anschließen, versucht sie die Regierung durch behördlich angeordnete Mezeleien, wie die in Rischinem, davon abzuschrecken. Derselbe Grund, aus dem der russische Regierungsantifemitismus entspringt, nämlich der religiös-politische, ist auch die Ursache der Bedrückung der Katholiken und deutschen Protestanten, und wer etwa noch jenen verteidigen wollte, billigt also auch diese. Nur wagt man natürlich hierin nicht so weit zu gehen, wie in der Judenverfolgung, weil vielleicht selbst das Gewissen Europas seine schmähliche Geduld gegen den Schandfleck der Menschheit, der sich Zarismus nennt, verlieren könnte, wenn es sich um Christen handelte. — Daß ausschließlich religiöser Fanatismus zugrunde liegt, geht schon daraus hervor, daß jeder getaufte Jude völlig gleichberechtigt wird, ja die Bekehrung wird selbst durch das schmutzige Mittel von Geldgeschenken und anderen Begünstigungen anziehender gemacht. Sind das die geldgierigen Materialisten, als welche uns die Juden geschildert werden, die ihr namenloses Elend und die Schmach ihrer Lage nicht gegen materielle Vorteile und Gleichberechtigung eintauschen wollen, wenn sie dafür die Religion ihrer Väter opfern sollen?

Die Lage der Juden in Rußland ist auch für uns nicht bedeutungslos. Hunderttausende flüchten sich über das Meer und suchen die Freistätte Englands und Amerikas, ein geringerer Teil dringt allmählich in unsere Länder. Der fortdauernde Zuzug von Juden aus Galizien und Ungarn, die sich wieder nach und nach aus dem Osten ergänzen, ist ein Umstand, der die fremdartige Erscheinung des noch nicht assimilierten Juden uns immer vor Augen hält.

Außerhalb Rußlands (und Rumäniens) sind die Juden in Europa im allgemeinen der übrigen Bevölkerung gleichgestellt — wenigstens in rechtlicher Beziehung, wenn auch in gesellschaftlicher und was die Zulassung zu Ämtern anbetrifft, hier und da noch Ausnahmen bestehen. Seit Ende der Siebzigerjahre ist nun eine Bewegung entstanden, deren Ziel die Rückgängigmachung der Judenemanzipation bildet. In Deutschland wurde der Antifemitismus zuerst vom Hofprediger Stöcker benutzt, um eine volkstümliche Gegenbewegung gegen die Sozialdemokratie zuwege zu bringen. Sein Versuch scheiterte völlig und auch das Auftreten Ahlwardts anfangs der Neunzigerjahre verursachte nur ein zeitweiliges Aufflackern, heute ist der deutsche Antifemitismus im Sterben begriffen. In Frankreich hat er auf nationalistischer Seite eine Zeit lang als Agitationsmittel Verwendung gefunden, Einfluß auf die Politik konnte er nie gewinnen. In der ganzen übrigen Kulturwelt — den englischen, romanischen, skandinavischen Ländern — hat der Antifemitismus niemals Wurzel gefaßt, man betrachtet ihn dort als etwas ganz Unverständliches. Nur in Oesterreich ist es dazu gekommen, daß nicht bloß fast alle Parteien — mit Ausnahme der sozialdemokratischen — teils antisemitisch sind, teils dem Antifemitismus keinen Widerstand entgegenzusetzen wagen, sondern selbst die Politik bereits die Einwirkung der Strömung bemerken läßt. Doch kann dies als keine Bestätigung ihres Wahrheitsgehaltes aufgefaßt werden. Oesterreich genießt nicht gerade

den Ruf, an der Spitze der Kultur zu marschieren, und wenn es im schroffsten Gegensatz zu allen Kulturländern den Antisemitismus zur Blüte gebracht hat, so dürfte das eher als Zeichen seiner Zurückgebliebenheit gedeutet werden.

Es würde zu weit führen, eine ausführliche Schilderung der antisemitischen Parteien und ihrer Entwicklung hier zu geben. Ihre äußerst mannigfaltige Zusammensetzung aus den verschiedensten Elementen verursacht die Mischung vieler oft einander widersprechenden Tendenzen selbst innerhalb einer und derselben Partei. Großbürgerliche, kleinbürgerliche, agrarische Interessen, Klerikalismus, Nationalismus, Konservatismus und extremer Radikalismus verleihen den antisemitischen Parteien ein sehr buntes Aussehen. Selbst in Bezug auf die Behandlung der Juden stimmen sie nicht überein. Sie alle zwar sehen in ihrem Dasein eine große Gefahr, die sie in den schwärzesten Farben schildern, aber während die einen annehmen, der getaufte Jude höre auf, Jude zu sein, also doch die Assimilation für möglich halten, treten andere für eine völlige, scharfe Scheidung durch Austreibung oder Sonderstellung ein. Wir können hier nur einige Hauptangriffe besprechen, die von Seiten der Antisemiten gegen die Juden geschleudert werden. Einen guten Teil haben wir ja schon durch unsere geschichtliche Darlegung der jüdischen Entwicklung erledigt. Der Antisemitismus ist vor allem unhistorisch gesinnt. Er bemerkt allerlei Fehler der Juden und übertreibt sie noch in seiner Weise, fragt aber nicht, wie denn diese Fehler eigentlich entstanden sind, obwohl dies doch von der höchsten Wichtigkeit ist. Denn wenn die Christen die Juden zu dem gemacht haben, was sie sind, so fehlt ihnen jedes Recht des Vorwurfses für Vergangenheit und Gegenwart. Und wenn die mannigfachen ungünstigen Umstände (im besonderen die mittelalterliche Gesetzgebung) den heutigen Zustand der Juden erklären, so darf angenommen werden, daß der Wegfall dieser Umstände und ihrer Nachwirkungen in Zukunft auch das Verschwinden der jüdischen Fehler und Besonderheiten zur Folge haben wird. Der Hauptgrund ist unbestritten wirtschaftlicher Natur. In Ländern mit vorwiegend landwirtschaftlicher und kleinbürgerlicher Bevölkerung hat der Jude, der seit Jahrhunderten in der Stadt zu leben und mit Geldhandel sich zu beschäftigen gezwungen ist, einen gewaltigen Vorsprung beim Einsetzen der kapitalistischen Wirtschaftsweise. Natürlich ist bald ein Hauptteil der Kapitalisten jüdischer Herkunft, auch die freien Berufe, die sich ja vorwiegend aus den besitzenden Schichten ergänzen, füllen sich mit Juden. Der Kleinhandwerker und Kleinhändler, den Fabrik und Warenhaus in seiner Existenz gefährden, versteht die natürliche Entwicklung der Dinge nicht, er sieht nur, daß Juden ihm als übermächtige Konkurrenten gegenübertreten, so richtet sich sein ganzer Haß gegen diese. Er hält eben die Träger der Entwicklung für ihre Urheber, der ganze Kapitalismus, von dem er ja auch nur die Schrecken zu spüren bekommt, ist ihm eine „jüdische Erfindung“, alle Ausbeutung, Not, Korruption, die ihm folgen, kommen von den Juden. — Wie töricht dies ist, zeigt ein Blick auf die kapitalistisch entwickeltesten

Länder, England und Amerika. In England hat die moderne Entwicklung ihren Anfang genommen zu einer Zeit, als kein Jude englischen Boden betreten durfte, hier und in Amerika hat der Kapitalismus Höhepunkte erreicht, obwohl das jüdische Element sehr schwach ist, alle die glänzenden Namen der amerikanischen Eisenbahnkönige, Petroleumfürsten, Trustpotentaten, die Gould, Rockefeller, Vanderbilt, Astor, Mackey, Morgan u. s. w. haben nichts mit Juden zu tun, sondern sind echt angelsächsisch-germanischer Herkunft. Und trotzdem entfaltet sich der amerikanische Kapitalismus in keineswegs lieblicheren Formen als der europäische. — Wieso in Europa die Juden eine so hervorragende Stellung im Handel erringen konnten, erklärt die Geschichte. Ihre Zerstreuung über ein noch unzivilisiertes Land zwang sie, die Angehörigen einer alten Kultur, in den Städten zu leben und Handel zu treiben. Die mittelalterliche Gesetzgebung hat diesen Zwang noch verstärkt und die Juden zu Geldhändlern förmlich gezüchtet.³⁾

³⁾ Schon im Mittelalter und der beginnenden Neuzeit war dies den eifersüchtigeren Zeitgenossen nicht verborgen. Ein Gedicht aus dem 16. Jahrhundert: („Klag eilicher Stände, ganz kurzweilig zu lesen“) besagt:

Die Juden elagen all gemain
 Ir not, die ist warlich nit klain,
 Wenn sy gern wölten Christen sein
 So straf' man sy bei hoher pein
 Ir güter müßens meiden gar
 Sonst seyd sy nit der Christen schar.
 So müssen sy denn Juden bleiben
 Auch laß man sy kein hantwerk treiben
 Damit sy sich wohl möchten neren
 Und sich auch von dem wucher leren
 Sy müssen sich gar vil erleiden
 Ir narung thu man in abschneiden
 Mit ainem gwerb haß wucheren
 Der sey yetz ainem jeden frey.

Luther läßt sich über die Behandlung der Juden in seiner Kraftsprache folgenderweise aus: „Unsere Narren, die Papisten, Bischöfe, Sophisten und Mönche haben bisher also mit den Juden verfahren, daß, wer ein guter Christ gewesen, hätte wohl mögen ein Jude werden. Und wenn ich ein Jude gewesen wäre und hätte solche Tölpel und Anebel den Christenglauben regieren und lehren gesehen, so wäre ich eher eine Sau geworden, als ein Christ. Denn sie haben mit den Juden gehandelt, als wären es Hunde und nicht Menschen, haben nichts mehr tun können, als sie schelten. Sie sind Blutsfreunde, Vetter und Brüder unseres Herrn; darum, wenn man sich des Blutes und Fleisches rühmen soll, so gehören die Juden Christo mehr an, denn wir. Ich bitte daher meine lieben Papisten, wenn sie müde geworden, mich Keyer zu schimpfen, daß sie nun anfangen, mich einen Juden zu schelten. — Darum wäre mein Rat, daß man säuberlich mit ihnen umgehe; aber nun wir mit Gewalt sie treiben und gehen mit Lügen und geben ihnen schuld, sie müßten Christenblut haben, daß sie nicht sinken und weiß nicht, was des Narrenkrauts mehr ist — auch daß man ihnen verbietet, unter uns zu arbeiten, handthieren und andere menschliche Gemeinschaft haben, damit man sie zu wuchern treibt, wie sollen sie zu uns kommen? — Will man ihnen helfen, so muß man nicht des Papstes, sondern der christlichen Liebe Gesetz an ihnen üben und sie freundlich aufnehmen, mit lassen werben und arbeiten, damit sie Ursache und Raum gewinnen, bei uns und um uns zu sein.“

Wer wird so läppisch sein, den Dachshunden die krummen Füße zum Vorwurf zu machen, die ihnen der Mensch angezüchtet hat, oder gar zu behaupten, sie hätten nur aus lauter Bosheit und Haß gegen den Menschen krumme Füße, wie man bezüglich mancher jüdischer Eigenschaften zu schließen pflegt? — Noch komischer ist es, wenn manche Antisemiten dem Ergebnis ihrer eigenen Unwissenheit ein wissenschaftliches Mäntelchen umhängen wollen und behaupten, der kapitalistische Geist der Juden sei eine Folge ihrer „Nomadennatur“. Die „Arier“ seien Ackerbauer ihrer Rassenneigung nach, die „Semiten“ aber „Nomaden“ und „Räuber“. Diese „Gelehrten“ wissen nicht, daß die Antisemiten wohl schon Jahrtausende den Boden pflügten, bevor irgend welche Arier sich sesshaft gemacht hatten, und daß die Südsemiten (mit einziger Ausnahme der Araber) mindestens so alte Ackerbauer sind, als die am frühesten sesshaft gewordenen Arier. Speziell die alten Juden waren vortreffliche Ackerbauer, ihr ganzes Gesetz und das biblische Leben sind nur auf Landwirtschaft zugeschnitten und oft genug findet sich selbst noch in den späten Teilen des Talmuds⁶⁾ das Lob des Ackerbaues, verbunden mit Warnung vor dem jüdischaften Handel. Als Typus des unstäten Nomaden gilt uns übrigens der Zigeuner, dessen Sprache dem indischen Zweige der arischen Gruppe angehört. Aber noch zu Cäsars Zeiten waren selbst die Germanen Nomaden, wie uns der große Feldherr berichtet.

Eine große Rolle im antisemitischen Arsenal spielen die Phrasen vom „revolutionären Geist“, „zerseßendem Einfluß“ x. der Juden. Wiederum scheint der flüchtige Blick auf die Dinge die antisemitische Behauptung zu bestätigen, denn die Mehrzahl der überhaupt politisch tätigen Juden gehört sicher den Parteien des radikalen Fortschrittes an, früher der bürgerlichen Demokratie, heute ihrem Nachfolger, dem Liberalismus, und zum Teil auch der Sozialdemokratie. Entspringt dies aber wirklich aus dem Geist des Judentums oder anderen geschichtlichen Umständen? Wir bemerken hier einen wesentlichen Gegensatz zwischen dem alten Testament einerseits, dem Talmud und der übrigen spätsüdischen Literatur andererseits. Die Bibel ist mehr als jedes religiöse Buch irgendeines Volkes durchdrungen von der Idee der Gerechtigkeit, die sich im stürmischen Fordern der von Not und Zweifel geplagten Seele ausdrückt. Der Talmud läßt diese Idee nicht fallen, betont aber derart den Begriff der Autorität, daß ihre praktische Wirksamkeit wesentlich eingeengt werden mußte. Der tausendfach wiederkehrende Grundgedanke der Bibel lautet: Gerechtigkeit! — der des Talmuds: Gehorham! — Gehorham gegen Gott, die Eltern, Lehrer, den Staat wird unablässig gepredigt, er gilt als höchste Tugend. Insbesondere wird wiederholt erklärt, daß das Gesetz

⁶⁾ Am Talmud haben mehr als 100 Handwerker und Ackerbauer mitgearbeitet. Während die Philosophen der Griechen und Römer lehrten, daß die Handarbeit verächtlich und unwürdig eines freien Mannes sei, stimmen Bibel und Talmud überein im hohen Preis körperlicher Arbeit, ja Rabbi Gamaliel lehrte, jeder Gelehrte, der nicht auch ein Handwerk ausübe, gehe schließlich in Sünde zugrunde.

des Staates, in dem man lebt, auch als religiöses Gesetz gilt und unverbrüchlich verfolgt werden muß. — Aber immer wieder kämpft im Laufe der Jahrhunderte der feurige Geist des biblischen Judentums gegen die beengenden Fesseln des Talmuds, merkwürdigerweise hat er seine Haupterfolge außerhalb des Judentums gefunden. Keine revolutionäre Bewegung, von den Bauernaufständen bis zu den Hussiten und Puritanern, hat stattgefunden, die sich nicht am Geiste des alten Testaments entzündet, mit seinen Worten ihre Forderungen gepredigt hätte. Die Demokratie Englands und Amerikas wurzeln in der Bibel, ja man hat nachgewiesen, daß sogar die amerikanische Verfassung in enger Beziehung zum alten Testament steht, obwohl Juden gar nichts damit zu tun gehabt haben. — Das Judentum der Bibel ist also nur in Christen zu revolutionärer Betätigung gelangt, die großen Massen der noch gläubigen Jüdischen Osteuropas sind unter dem Einfluß des Talmuds ein extrem konservatives, ja reaktionäres Element geworden und mußten erst durch zaristische Grausamkeiten zur revolutionären Verzweiflung getrieben werden. In den zivilisierten Ländern Westeuropas, wo die Juden weder von Bibel noch von Talmud mehr beeinflusst werden, stehen genug Juden auf konservativer Seite. Ein getaufter Jude, Hr. J. Stahl, war es, der die Phrase vom „christlich germanischen Geist“ prägte, der die Ideen, das Programm, die geistigen Waffen schuf, die bis heute das Rüstzeug der preussischen Reaktion bilden. Bismarcks ganze theoretische Anschauungen bestehen in einer Verschmelzung einiger liberaler Ideen mit Stahls Weltanschauung. Bismarcks intime Freundschaft mit Juden, die seine hervorragenden Mitarbeiter waren, (so Lascker, Bamberger, Simson, Bleichröder, Friedberg u. a.), und seine Mißbilligung des Antisemitismus hat ihm ja den Zorn vieler Antisemiten zugezogen, erklärt aber auch seine Behauptung, die „Mehrheit der Juden zeichne sich durch besondere Befähigung und Intelligenz für Staatsgeschäfte aus“. (Preuß. Abgeordnetenhaus vom 30. Jänner 1872.) — In England wurde die konservative Partei durch den getauften Juden Disraeli (Lord Beaconsfield) zu neuem Leben erweckt und wiederholt gegen den größten liberalen Staatsmann aller Zeiten, W. E. Gladstone, zum Siege geführt. Beaconsfield war es auch, auf den die Ideen des „sozialen Königtums“ und des „Imperialismus“ hauptsächlich zurückgehen. Das heute oft vertretene Programm: Verbindung des Königs und der unteren Klassen durch soziale Reformen im Innern, Machterweiterung und koloniale Expansion nach außen, stammt von ihm ab. — Auch sonst finden wir oft Juden als konservative Politiker. Wenn eine große Anzahl von Juden den demokratischen Richtungen sich anschließt, so hat dies historische Gründe. Der Liberalismus hat die alten wirtschaftlichen Schranken, die die Entfaltung des Erwerbslebens hinderten, das Kunstwesen, die Schutzzöllerei u. s. w. beseitigt und vertritt noch heute die Interessen von Industrie und Handel gegen die wirtschaftliche Reaktion. Es ist doch nur selbstverständlich, daß der jüdische Kaufmann oder Industrielle seine Seite nimmt! Aber noch ein anderes Moment darf nicht vergessen werden. Der Liberalismus hat die Juden

auf tausendjähriger Knechtung und Verachtung befreit und kämpft in manchen Ländern noch gegen ihre gesellschaftliche Zurücksetzung an. Bedarf es da noch eines besonderen politischen Instinktes, um den Juden ihren Platz in jenen Parteien anzuweisen, die den Kampf für die Gleichberechtigung am nachdrücklichsten führen? Freilich ist diese Rolle in vielen Ländern schon ganz vom Liberalismus auf die Sozialdemokratie übergegangen, und so erklärt sich auch zum Teil die Hinwendung vieler Juden zu dieser Partei. Würden die Juden aber nicht mit Recht der größten Undankbarkeit und Untreue beschuldigt werden, wenn es anders wäre?

Zahlreiche Angriffe gegen die Juden entspringen ferner aus dem religiösen Grunde, obwohl die Antisemiten dies keineswegs zugestehen wollen. So die Behauptung von dem Haß der Juden gegen das Christentum, die bezüglich der aufgeklärten Juden gewiß falsch ist. Mehr Grund bestände dafür, diesen Angriff gegen gewisse Antisemiten zu richten, die, wie Eugen Dühring und seine Anhänger, das Christentum wütend hassen. Tatsächlich rühmen sich ja selbst die Stifter der christlichen Religion, Jesus und Paulus, selbst ihres Judentums, und das Christentum hängt so unlöslich mit dem Judentume zusammen, daß der Antisemit Dühring mit Recht behauptet, „ein Christ, wenn er sich selbst versteht, kann kein ernsthafter Antisemit sein“. Zum Beweise der Christenfeindlichen Tendenz des Judentums pflegen die Antisemiten Stellen aus dem Talmud anzuführen, die sich in höchst gehässiger Weise gegen die „Mum“ richten, worunter die Christen verstanden sein sollen. Die moderne Forschung hat aber nicht den mindesten Zweifel daran übrig gelassen, daß dieses Wort nur „Götzenbilder“ bezeichnet und **nicht** auf Christen angewendet wurde. Im Gegenteile erklärt der Talmud wiederholt und ausdrücklich, daß die Christen keine Götzenbilder seien, da sie den wahren Gott anbeteten, und der Jude ihnen gegenüber zum selben Verhalten verpflichtet sei, wie gegenüber dem Glaubensgenossen. Dazu kommt aber noch, daß die Antisemiten Talmudstellen fälschen oder entstellen. Unzähligemale zitieren sie in ihren Schriften den angeblichen Ausspruch Simon ben Jochais: „Mach den besten der Heiden erschlage“. Tatsächlich hat der Genannte, der von den Römern bis aufs Blut geheßt wurde, den Ausspruch in folgender Form getan: „Mach den besten der Heiden erschlage zur Zeit der Kriegsführung mit ihm“. Durch die Weglassung der Worte „zur Zeit der Kriegsführung mit ihm“ wird eine ganz andere Bedeutung in den Satz hineingefälcht, als er ursprünglich hat. Werfen wir doch einen Blick auf die mehr als jede andere mit Blut und greuelhaften Verfolgungen erfüllte Geschichte der Juden, und wir werden manche harte Stelle gegen die „Heiden“ ergreifen. Bei dem letzten großen Verzweiflungskampf gegen die Römer⁷⁾

⁷⁾ Wie die Römer diesen Kampf führten, dafür nur ein Beispiel: Kaiser Titus, der in der römischen Geschichte den Beinamen „Vonne des Menschengeschlechtes“ führt, ließ zur Feier des Geburtstages seines Bruders Domitian 2500 der gefangenen jüdischen Jünglinge schlachten, und an dem des Vespasian wiederum eine große Zahl. Menschen, wehrlose Gefangene, Unschuldige schlachten zur Feier eines Geburtstages!

waren es die Christen in Palästina, die nicht bloß den nationalen Freiheitskampf nicht unterstützten, sondern sogar die flüchtigen Juden der Rache der Römer auslieferten. Man begreift den bitteren Haß, den das Gedennen daran erzeugt haben muß, und es ist geradezu erstaunlich, wie wenig er sich in der jüdischen Literatur ausgebrüht hat. Haben wir überhaupt ein Recht, einem einzelnen Volk für Äußerungen aus jener blut- und haßerfüllten Zeit den Makel ewiger Unmenschlichkeit vorzuwerfen? Wie hat **unsere** Humanität sich in Zeiten auflodernden, nationalen Hasses bewährt? Mit Entsetzen und Ekel lesen wir die wilden Ausbrüche des Völkerhasses und der Racheut, die uns aus vielen Viedern der Befreiungskriege und des deutsch-französischen Krieges 1870/1 entgegenkömgen? Selbst ein Viktor Hugo, einer der edelsten Geister französischer Dichtung, konnte schreiben: „Vergiftet die Brunnen, erschlagt die Schlafenden. Nehmt Sensen, Beile, Mistgabeln, sie zu töten“. Und Kleist eifert die Deutschen an: „Schäumt ein uferloses Meer, — Ueber diese Franken her. — Eine Lustjaqd, wie wenn Schützen — Auf die Spur dem Wolfe sitzen! — Schlagt ihn tot, das Weltgericht — Fragt euch nach den Gründen nicht! — Gift und Dolch der Akerbrut“ u. s. w.

Doch um zu unserem Thema zurückzukehren. Was ist der Talmud überhaupt? Die Antisemiten sagen: ein sorgfältig geheim gehaltenes, unverbrüchliches Gesetzbuch, in dem alle Schandlichkeiten des Judentums sich gesammelt finden. — Die Wissenschaft gibt uns freilich andere Auskunft. Zunächst ist der Talmud keineswegs geheim, sondern dem Kundigen ebenso zugänglich, wie die Bibel oder sonst ein in tausenden Exemplaren verbreitetes und jederzeit käufliches Werk. Selbst die Unkenntnis der Sprache bildet heute keinen Entschuldigungsgrund für die Unwissenheit derjenigen, die nicht genug über den schrecklichen Inhalt des Talmud zu reden wissen, denn es existieren so viele Uebersetzungen einzelner Teile, daß jeder, der überhaupt lesen kann, sich zu informieren vermag. Zweitens ist der Talmud kein Buch, sondern eine Literatur, die 12 bis 13 große Folioebände füllt und die die Ansichten von ungefähr 2000 jüdischen Gelehrten wiedergibt. Die Entstehung dieser Literatur umfaßt einen Zeitraum von etwa 6 Jahrhunderten und seit dem Abschlusse sind 1½ Jahrtausende verfloßen. Wir können also den Talmud einer Sammlung sämtlicher christlicher Kirchenväter, Konzilien u. s. w. während eines Zeitraumes von mehr als einem halben Jahrtausend gleichsetzen. Schließlich ist sehr wichtig zu bemerken, daß der Talmud kein verbindliches Gesetzbuch ist, ebensowenig als für die Katholiken die Schriften des heiligen Augustin oder für die Protestanten die Schriften Luthers. Tatsächlich gibt der Talmud gar keine einheitlichen Entscheidungen und Dogmen, sondern teilt die verschiedensten Ansichten in Rede und Gegenrede gelehrter Rabbiner mit. Man begreift wohl, daß es folglich meist unzulässig ist, zu sagen: Der Talmud lehrt, es muß heißen: Rabbi N. N. lehrt, unter Angabe von Zeit und Ort seines Lebens, der gegenteiligen Meinung anderer Lehrer u. s. w. — Selbstredend findet sich nun in dieser Literatur manches Häßliche, Ungefunde, Abstoßende. Wie würde aber wohl ein

Vergleich mit einer ähnlichen Sammlung kirchlicher Schriften ausfallen? Würden wohl die Moralthologie Piguoris oder zahlreiche ähnliche Schriften die Waagschale zugunsten der Kirche sich senken lassen? — Neben wüstem Aberglauben und formeller Frömmigkeit finden sich aber auch im Talmud Schätze an Sittenregeln, Lebensweisheit und Verkündigungen der Liebe gegen Gott und alle Menschen als Kern der Religion.⁸⁾

Und wenn wir schon bei dem harmlosen Aberglauben talmudischer Schriften verweilen wollen, haben wir das Recht, einen Stein aufzuheben, wir Kinder eines erleuchteten Zeitalters, in dem der schwachvollste und gräßlichste Aberglauben die Köpfe und Herzen von Tausenden vergiftet — der Wahn von der Existenz eines jüdischen Ritualmordes? In den finstersten Zeiten des Mittelalters entstanden, mußte er den ersten Strahlen der Aufklärung weichen, so daß schon vor 200 Jahren der große Judenfeind Eisenmenger, dessen Werk heute noch das Hauptarsenal aller Antisemiten ist, zu schreiben sich genötigt sah: „Man höre jezo nichts mehr von solchen grausamen Taten in Deutschland, ohne Zweifel weil in Deutschland, nachdem es mehr excoliret (gebildet) worden, sich die allzu große Leichtgläubigkeit von dergleichen Mährlein verloren.“ So sprach vor 2 Jahrhunderten der Erzvater unserer heutigen Antisemiten! Und wie steht es heute mit der Bildung weiter Volkskreise in manchen deutschen Gebieten? Mußte nicht erst kürzlich Militär aufgeboten werden, um in Konitz dem Wüten eines tollen Fanatismus Schranken zu setzen, der sich gegen die gerichtliche Feststellung der Nichtigkeit der Ritualmordfabel auflehnte? Vergebens erklärten die gelehrtesten und frömmsten christlichen Kenner des Judentums eidl ich, in der ganzen jüdischen Literatur sei nicht eine einzige Hindeutung auf den Ritualmord zu finden, er stehe vielmehr mit den heiligsten Gesetzen der jüdischen Religion, der jeder Blutgenuß als Frevel gilt, in direktem Widerspruch, vergebens verdammen fünf Päpste⁹⁾ nach gründlicher Untersuchung die Fabel als törichte Lüge und verbieten strengstens davon zu reden, vergebens werden sämtliche Zeugen für die Existenz des Blutmordes — sämtliche ohne eine Ausnahme! — als Betrüger oder armenielige Petrogene erwiesen, vergebens setzt man hohe Geldpreise aus für den Nachweis eines einzigen Blutmordes, die niemand sich zu holen vermag, vergebens hebt man das Lächerliche der Anklage hervor, indem man fragt: ja können sich denn die Tausende jüdischer Aerzte z. B. in Spitälern das Christenblut bei Operationen, Aderlässen u. dergl. nicht hektoliterweise holen, ohne Gefahr, dafür aufgehängt zu werden? — vergebens bleibt der Hinweis, daß dieselbe scheußliche Anklage von den Römern gegen die Christen erhoben wurde und heute noch in China eine Hauptursache

⁸⁾ Eine Auslese ist in Reclams Universalbibliothek unter dem Titel „Lichtstrahlen aus dem Talmud“ (herausgegeben von J. Stern) erschienen.

⁹⁾ Bullen Innocenz IV. vom 28. Mai und vom 5. Juli 1247, vom 25. September 1253, Gregor X. vom 7. Oktober 1272, Martin V. vom 20. Februar 1422, Paul III. vom 12. Mai 1540, Gutachten Kardinals Ganganellis (später Papst Clemens XIV.) von 1759.

der Volkswut gegen die Christen bildet, daß überhaupt kaum eine religiöse Sekte davor bewahrt blieb, von ihren lieben Mitchristen eines anderen Bekenntnisses des Ritualmordes beschuldigt zu werden, daß Katholiken die Anklage gegen Protestanten erhoben und diese sie wiederum den Katholiken zurückgegeben haben — —. Was nützen Logik, Gelehrsamkeit, Beweise gegen die gräßliche Ausgeburt kranker Gehirne und kranker Gemüter, gegen die selbst der Herzenwahn noch verständlicher erscheint?

Ich kann nicht glauben, daß es nicht auch unter den Antisemiten solche geben sollte, die diese vergiftete Waffe, deren Gift in letzter Linie das Denken und sittliche Bewußtsein ihres eigenen Volkes lähmt, zurückweisen würden. Ja vielleicht würdigen sie selbst eines oder das andere der vorgebrachten Argumente — „aber“ heißt es dann: „was nützt das alles! Die Juden sind einmal eine uns fremde Rasse und der Rassenhaß ist ein natürliches Gefühl, das sich durch Verstandesgründe nicht wegschaffen läßt. Nicht Güter materieller Art sind es, sondern die Kluft zweier Weltanschauungen, die den Arier vom Semiten trennt“. — Wir möchten diesem neuen Schlagtruf gleich von vornherein eine kühle Frage entgegenstellen: ja müssen denn wirklich Menschen dieselbe „Weltanschauung“ haben, um in friedlichem sozialen Verkehr zu beharren? Können Thomisten und Kantianer auf keine Weise einander tolerieren? Freilich scheint auch uns unter bestimmten Umständen die Verfolgung einer Weltauffassung geboten, nämlich dann — und ~~nur~~ dann — wenn durch ihre unausbleiblichen Konsequenzen die sittlichen Grundlagen des sozialen Zusammenlebens gefährdet würden. Gerade in dieser Beziehung, was das Verhältnis zu Wirtschaft, Staat, Ethik betrifft, läßt sich das Fehlen jedes tieferen Gegensatzes zwischen Juden und Nichtjuden dartun! Die Konflikte des Einzelnen mit der Gesellschaftsordnung zählt die Kriminalstatistik. Nach ihr stehen aber die Juden sogar günstiger da, als die Christen. Speziell für uns ist es von Interesse, daß Österreich die meisten Fortschritte seiner Justiz und seines Rechtes Juden verdankt. Seit Sonnenfels bis Unger, Glaser, Steinbach, Grünhut, Klein ist die Modernisierung und Humanisierung unseres Rechtes mit jüdischen Namen verknüpft gewesen. — Das ist aber doch die Hauptsache: den sozialen Frieden zu sichern, nicht eine völlig unmögliche Einförmigkeit des theoretischen Denkens herbeizuführen. Wenn also wirklich etwa auf metaphysischem Gebiet rassenhaft verschiedene Auffassungen sich gegenübersünden, so wäre dies noch kein hinreichender Grund zur gesellschaftlichen Sonderstellung der Juden. — Doch unterjuchen wir lieber einen anderen Begriff, der hier zur Anwendung kommt, nämlich den der Rasse, nach Wesen und Wert.

In neuester Zeit hat man die „Rasse“ in ausgedehntem Maße als Erklärungsgrund geschichtlicher Vorgänge hingestellt, ja in ihr das oberste Prinzip der Welt- und Geschichtsauffassung erblicken wollen. Nach diesen Theorien sind die einzelnen Menschenrassen körperlich und geistig durch große und unübersteigbare Abstände getrennt. Die edle Rasse bleibt immer edel, die niedrige immer gemein und sie ist daher

ersterer von der Natur schon zur Unterjochung, Beherrschung, Ausbeutung oder auch Vernichtung zugewiesen. Die unfehlbare Sicherheit, mit der diese Theorie vorgetragen zu werden pflegt, hat ihr ein ziemliches Publikum verschafft, die Wissenschaft steht ihr jedoch völlig ablehnend gegenüber. Ich selbst habe in einer ausführlicheren Arbeit das Material zur Begründung dieser Behauptung zusammengestellt und verarbeitet.¹⁰⁾ Die Ergebnisse der Wissenschaft lassen keinen Zweifel daran übrig, daß die Unterschiede der Rassen nicht so groß sind, wie die Rassentheoretiker annehmen, daß insbesondere die Abstände selbst zwischen den entferntesten Menschheitstypen nicht so groß sind, wie die in einer Tierart, z. B. unter den Hunden. — Es ist ferner bewiesen, daß die Einflüsse der Außenwelt (Klima, Boden, Nahrung etc.) den Rassentypus in körperlicher und geistiger Hinsicht oft rasch ändern und jedenfalls die geschichtliche Entwicklung weit mehr bestimmen als irgendwelche von ihnen nicht abhängige Rassenkräfte — falls es solche überhaupt gibt. Schließlich ist im Laufe der Geschichte eine derartig intensive Rassenmischung vorgegangen und ist noch heute fortwährend im Gang, daß wir nicht die mindeste Möglichkeit haben, eine Rasse mit Sicherheit abzugrenzen oder die Rasse eines Einzelmenschen (abgesehen von den großen Haupttypen: Neger, Weiße, Gelbe etc.) zu bestimmen. Wonach sollte wohl eine solche Bestimmung geschehen? Nach der Sprache? Darauf beruht ja die Einteilung in Arier, Semiten u. s. w. — Es gibt eine Gruppe von arischen Sprachen, eine von semitischen, die einer dieser Gruppen zugehörigen Menschen nennen wir Arier und Semiten, ohne damit sagen zu wollen, daß alle, die arische Sprachen reden, irgendwie miteinander verwandt sind. Der Begriff ist rein sprachlich, nicht anthropologisch, von einer „arischen Rasse“ im anthropologischen Sinn zu reden, ist, wie der große Sprachforscher Max Müller bemerkt, ebenso sinnlos wie etwa der Ausdruck „langköpfiges Wörterbuch“ oder „breitköpfige Grammatik“.

In unzähligen Fällen haben in der Geschichte Sprachübertragungen stattgefunden, hauptsächlich indem der Sieger die Besiegten zur Annahme seiner Sprache zwang oder selbst die Sprache der zahlreicheren Unterworfenen gegen seine eintauschte.¹¹⁾ Infolgedessen decken sich heute die Abgrenzungen nach Sprachzugehörigkeit und körperlichen Merkmalen gar nirgends mehr. Der Unterschied zwischen Nordariern (Germanen, Slawen) und Südariern (Italiener, Spanier, Griechen) ist viel größer als der zwischen Südariern und Semiten, zwischen denen

¹⁰⁾ Hier wollen wir bloß den Ausspruch eines der größten Sprachforscher und Ethnologen unseres Jahrhunderts, Friedrich Müller, anführen, der bündig erklärte: „Rasse ist Schwindel.“

¹¹⁾ Auf wieviel Völker haben nicht allein Rom und China ihre Sprachen übertragen? Die Franken in Gallien, die Westgothen, Langobarden, Burgunder haben das Vulgärlateinische angenommen. Die Normannen vertauschten ihre Sprache gegen das Französische und nach der Eroberung Englands wiederum gegen das Angelsächsische, das sie mit französischen Elementen bereicherten. Die Persien beherrschenden Türken sprechen persisch (arisch), die finnischen Bulgaren slavisch. u. s. w.

eigentlich kaum Unterschiede bestehen, oder der zwischen Nordariern und den Finnen, die ebenso blond, blauäugig, hochgewachsen sind, wie die Skandinavier, aber eine mongoloide, dem Türkischen verwandte Sprache reden. — Innerhalb jedes europäischen Volkes findet sich eine große Mischung von Typen, die offenbar nur durch viele Eroberungen zu einer Nation zusammengeschmolzen wurden. Daß also die Juden einmal vor langen Zeiten eine semitische Sprache, das Hebräische, geredet haben, ist noch gar kein Beweis dafür, daß sie einer anderen Völkergruppe angehören, als der großen, weißen Familie, in die sämtliche wissenschaftlich gebildeten Anthropologen sie einreihen. — Gibt es denn in Europa nicht noch mehrere Beispiele, daß Völker, die nicht arische Sprachen redeten (also Nichtarier), arische Sprachen annahmen? — Da waren die Iberer, die den größten Teil der Spanier und einen sehr großen der Südfranzosen ausmachen und die die Sprache des eroberten Roms annahmen. Ihre eigene Sprache, die sich noch im Baskischen der Pyrenäen erhalten hat, weist mit keiner Sprache der Welt Ähnlichkeit auf, ja sie hat sogar ein ganz anderes Grundprinzip als die arischen und semitischen Sprachen, die Flexionssprachen sind, während das iberobaskische, ähnlich den uralaltaischen, indischen u. a. Sprachen dem agglutinierenden Typus angehört. Das Etruskische, das in einem großen Teil Italiens und in den Alpen von den Rättern gesprochen wurde, war ebenfalls eine nicht-arische Sprache; die Nachkommen der Etrusker reden heute italienisch und — deutsch. Finnische Sprachen, die zur mongoloiden Sprachfamilie gehören, werden in Europa von Finnen und Magyaren gesprochen. Ein anderes Finnenvolk, die Bulgaren, haben eine slawische Sprache angenommen, gelten also als „Arier“ und morden in Makedonien ihre nahen Verwandten, die Türken, aus dem „natürlichen Gefühl des Rassenhasses“ heraus. — Die Russen sind zum beträchtlichen Teil slawisierte Finnen. Wie steht es nun mit Deutschland? Die anthropologische Statistik weist nach, daß im Süden Deutschlands der als echt germanisch angesehene (blonde, blauäugige, langköpfige) Typus von einem anderen, dunklen und rundköpfigen, teils verdrängt, teils stark durchsetzt wurde. Man hält diese Rasse für Nachkommen der nicht-arischen (etruskischen) Rätter, die von den Germanen im Lande vorgefunden und unterjocht wurden, nachher aber durch ihre größere Fruchtbarkeit das Herrenvolk überholten und aufsaugten. Der „rein“ germanische Typus findet sich hauptsächlich in Nord- und Nordostdeutschland. Wo sind aber die Hauptitze deutscher Kultur, im stark nicht-arischen Süddeutschland oder in Pommern, einem der blondesten Länder? Und stammt der blonde Norddeutsche wirklich von Germanen ab? Alle diese Länder und ein großer Teil Mitteldeutschlands, ja selbst Teile Süddeutschlands waren einst slawisch und die Slawen waren auch blond. Noch vor 100 Jahren wurde weit und breit slawisch gesprochen, wo heute das Deutsche herrscht. Und vor den Slawen saßen Finnen im Lande, deren slawisierte Nachkommen, die Liven, bis in die Nähe von Königsberg südwärts noch heute nachweisbar sind, die ebenfalls blond und in ihrem Stammlande von den echt germanischen Norwegern und Schweden gar nicht zu unterscheiden

sind! — Gar mancher blonde „Germane“ aus Norddeutschland, gar mancher brünette Antisemit aus Süddeutschland hat ebenso „nicht-ariische“ Ahnen als irgend ein Jude. — Dabei bleibt noch eine große Frage: Sind die Juden von heute wirklich Nachkommen jener Juden, die einst in Palästina saßen und semitisch sprachen? Manchem wird diese Frage unnütz vorkommen, obwohl sie für die Rassenbeurteilung von größter Wichtigkeit ist. — Aber tatsächlich läßt sich nachweisen, daß die Juden seit jener Zeit so viele fremde Rassenelemente aufgenommen haben, daß man sie nicht ohneweiters als Nachkommen jener betrachten kann. Schon in ihrem Stammland Palästina waren übrigens die Juden eine vielfach gemischte Rasse. Eine Hauptautorität der Antisemiten, H. St. Chamberlain, nimmt dem Beispiel Luschans folgend an; daß sie aus folgenden Bestandteilen sich hauptsächlich zusammensetzten: 1. Semiten, diese bildeten den kleinsten Mischungsanteil, Chamberlain meint etwa 5%; 2. Amoriter, die Chamberlain für Arier erklärt, weil sie auf ägyptischen Denkmälern blond abgebildet sind; 3. Hethiter, die nach Chamberlain den zahlreichsten Teil zur Mischung stellten und von denen die Juden verschiedene üble Eigenschaften ererbt haben sollen, z. B. die krumme Nase, den Geschäftssinn u. dergl. Diese Hethiter waren einst ein Volk von großer Ausdehnung und Macht, deren Reiche sich über den größten Teil Kleinasiens erstreckten. Die zahlreich vorhandenen hethitischen Inschriften konnten bisher nicht gelesen werden, so daß wir wenig Sicheres über jenes Volk wissen. Nun haben erst vor kurzer Zeit mehrere hervorragende Gelehrte als Resultat ihrer Studien ausgesprochen, das Hethitische sei eine arische Sprache gewesen, zunächst verwandt dem Armenischen. Wenn wir also die Rassenhypothese Chamberlains akzeptieren, so stammen die Juden nur zum allergeringsten Teil von Semiten, zum weitaus größeren (nach Chamberlains Zahlenangaben zu 95%) von Ariern (Amoritern und Hethitern) ab! Ja, sie hätten (immer nach Chamberlain) gerade ihre weniger beliebten Eigenheiten, z. B. die Nase, aus der arischen Verwandtschaft erhalten! Man sieht, wie vorsichtig man mit Rassenhypothesen sein muß. Aber auch die Anthropologie weist auf eine nahe Verwandtschaft der semitischen und arischen Völker (nicht Sprachen!) hin. Körperlich gehören sie beide der großen, weißen Rasse an und wer die Landkarte betrachtet, sieht sofort die leichte Möglichkeit von Wechselbeziehungen beider Gruppen, die in Vorderasien und am Mittelmeer tausende Kilometer weit nebeneinander gelagert sind. Wenn die hypothetischen Urarier selbst nach oder von Indien gekommen sein sollen, wie die Rassengläubigen annehmen, warum soll sie irgend ein Nebenflüßchen des Tigris aufgehalten haben, Mesopotamien, Syrien, Palästina zu erobern, wo sie dann ja die semitischen Sprachen annehmen konnten, wenn sie sie nicht schon mitgebracht hatten?

Sei dem wie immer, jedenfalls waren die Juden von Anfang an den Ariern nahe verwandtes Mischvolk. In ihrer Verstreung über die ganze antike Welt mischten sie sich aber nochmals mit den verschiedensten Völkern, unter denen sie lebten. Wie schon ausgeführt, machten sie durch mehrere hundert Jahre (etwa von 150 vor Christus

bis 200 nach Christus) eine ausgedehnte Propaganda, durch die Millionen von Heiden aller Rassen für das Judentum gewonnen wurden.¹²⁾ Selbst als die Kirche schon gesiegt hatte, kamen noch immer Belehrungen auch in Germanien und Gallien vor, ja ganze Völker, wie die slawisch-finnischen Chazaren, traten zum Judentume über. Diese Beimengungen fremden Blutes haben dazu beigetragen, die Juden überall den Völkern ähnlich zu machen, unter denen sie leben. Die anthropologischen Erhebungen haben ergeben, daß z. B. in deutschen und slawischen Ländern eine überraschend große Zahl von blonden Juden vorkommt, unter denen wieder viele, auch in allen anderen Beziehungen, sich den umgebenden Völkern genähert haben. Ob dies auf Mischung oder Einwirkung des Milieus zurückgeht, ist schwer zu entscheiden und übrigens in jedem Fall der Rassentheorie ungünstig. Wenn in der Zeit seit Einwanderung der Juden das Klima solchen Einfluß geübt hat, dann ist dies ein vollkommener Widerspruch zur Lehre von der Beständigkeit der Rasseeigentümlichkeiten, wenn aber Mischung die Ursache ist, dann fehlt die Rassenreinheit und wir können gar nicht entscheiden, auf welchen Rassenbestandteil jede einzelne, geistige Eigenschaft etwa zurückzuführen ist. Der „jüdische Typus“ der Witzblätter kommt wohl in mäßiger Ausprägung vor, ist aber unter den Juden gewiß in der Minderheit — nur fällt er natürlich mehr in die Augen und erweckt daher den Anschein häufiger Verbreitung. Auch unter den übrigen Gruppen, den Professoren, Leutnants, Schwiegermüttern u., sieht wohl nur eine kleine Minderheit so aus, wie die Witzblätter behaupten. Wenn wir schließlich häufig Juden aus den ersten Blick erkennen, so beweist dies nur das Vorhandensein gewisser Züge, die unser, durch Uebung geschärfter Blick selbst bei leiser Andeutung wahrnimmt, die aber keineswegs immer Rassenzüge im eigentlichen Sinne sein müssen. Sehr viel spielt da der Umstand mit, daß die Juden seit Jahrtausenden nur in den Städten leben, keinen Zuzug ländlicher Bevölkerung empfangen, wodurch bei der christlichen Bevölkerung eine Ausgleichung erworbener Berufseigenschaften und eine Auffrischung stattfindet und schließlich infolge der gehilderten Entwicklung sich vorwiegend mit Handel, Wucher und Gelehrsamkeit befassen mußten. Das hatte eine große Einseitigkeit der Entwicklung zur Folge, die die Vererbung noch befestigte. Die blaße Gesichtsfarbe, der kümmerliche, gebeugte Wuchs, der unruhige Blick, die stechenden, oft vorgequollenen Augen, Nervosität, Geisteskrankheiten, aber auch die schnellere, geistige Beweglichkeit, die Kindigkeit und dergl. erklären sich so leicht ohne Zuhilfenahme der Rassenkräfte.

In derselben Richtung wirkt auch die Inzucht, d. h. das Unter-einanderheiraten im engen Kreis und oft zwischen nahen Blutsver-

¹²⁾ Schon Dio Cassius schrieb im Jahre 225 nach Christus, er wisse nicht woher der Name der Juden stamme, doch bezöge sich diese Bezeichnung auch auf viele andere Menschen, die einer anderen Rasse angehören und welche die jüdischen Institutionen angenommen haben. Es gebe auch in Rom viele Leute dieser Sorte und alle Versuche, ihre Vermehrung aufzuhalten, haben nur dazu geführt, ihre Zahl zu vergrößern.

wandten, zu dem die Juden durch ihre Absperrung genötigt wurden. Die Inzucht soll nach manchen Forschern Degeneration, nach anderen eine Anhäufung einzelner Eigenschaften zu übertriebener Größe hervorgerufen. Die häßlichen, jüdischen Typen mißfallen uns meist infolge solcher extremer Bildungen, überlange Ohren, Nasen, Hände, zu wulstiger Mund zc. . . Straz behauptet sogar, der „jüdische“ Typus sei einfach durch Inzucht aus dem Allgemeinen der weißen Rasse gebildet, wobei er darauf hinweist, daß bei zahllosen Völkern aller Rassen der Welt, wo Inzucht herrscht, auffallende Jüdengeichter vorkommen. — Uebrigens wird gerade die Gesichtsbildung sicher noch durch ein anderes Moment beeinflusst, nämlich die unbewußte Nachahmung der Mienen, der Bewegungen der Gesichtsmuskeln u. s. w., die allmählich fixiert werden. Es steht fest, daß schon hiedurch in vielen Ländern die Juden die Gesichtszüge ihrer Umgebung angenommen haben.

Was bleibt also noch übrig von all den gegen die Juden geschleuderten Angriffen? — Der Augenschein, erwidern höhnisch die Antisemiten. „Mit all euren Reden, eurem wissenschaftlichen und ethischen Aufwand könnt ihr die eine Tatsache nicht weglegen, daß die Juden etwas in sich haben, was den Arier abstößt und mit Widerwillen erfüllt. Darin liegt Grund und Rechtfertigung des Antisemitismus.“

Selbst zugegeben, der Rassenhaß sei ein natürliches Gefühl, — soll dies uns hindern, den Maßstab der Vernunft und Sittlichkeit an unsere Gefühle zu legen? Beruht nicht die ganze Zivilisation auf fortschreitender Ueberwindung natürlicher Gefühle? Ist die Entwicklung des Menschen zur Freiheit nicht abhängig von seiner im gleichen Schritt zunehmenden Selbstbeherrschung? Nur dann können wir die Herrschaft Fremder entbehren, ohne das gesellschaftliche Zusammenleben zu gefährden, wenn wir selbst die Kraft aufbringen, den nötigen Zwang auf uns zu üben. — Ich glaube, daß in diesem Fall dies umso leichter ist, als die Abneigung gegen die Juden zum Teil künstlich erzeugt wurde, das Produkt einer Massensuggestion ist. Wir sitzen im Theater und hören eine alberne Posse, über deren Geistlosigkeit wir uns ärgern — doch das Gelächter des Publikums reißt uns mit, wir lachen und ärgern uns dabei. — Wir sind vielleicht Gegner des Militarismus — wenn wir in Reih und Glied sind, versetzen uns Trommelwirbel, Blechmusik, bunte Farben, gleicher Ertit in eine Stimmung, die dem Rassenstolz des Berufssoldaten sehr ähnelt. Mit dem Unterschiede der längeren Dauer entspringt die Abneigung gegen die Juden ähnlicher Beeinflussung. Wir hören solange über Juden verächtlich sprechen und zwar oft von Juden selbst, bis wir selbst in den Ton verfallen, den wir anfangs nicht billigen konnten. — Die Antisemiten haben übrigens am allerwenigsten Recht über die abstoßenden Eigenschaften der Juden zu reden, sie sperren sich doch streng von Juden und Allem, was mit Juden in Verbindung ist, ab, sprechen also wie Blinde über die Farben. Daß die Behauptung von der natürlichen Antipathie zwischen Germanen und Semiten falsch ist, beweist am besten, daß gerade in Ländern, die, wie England, Skandinavien und Holland, viel reiner germanisch sind, als

unser österreichisches Rassenchaos, wo also der natürliche Instinkt sich am schärfsten ausprägen müßte, daß gerade dort der Antisemitismus kaum dem Namen nach bekannt ist. Eine Rassenabneigung müßte ferner bei den höchstwertigen Vertretern der Rasse besonders hervortreten, beim kulturfördernden Genie, das durch seine geistige Unabhängigkeit und seine Beobachtungsfähigkeit berechtigt ist, als Lehrer und Wegweiser vernommen zu werden. Die Antisemiten haben sich auch große Mühe gegeben, hervorragende Männer als Judenfeinde hinzustellen. So beruft man sich auf eine Rede, die der junge Bismarck 1847 gegen die Judenbefreiung gehalten hat, verschweigt aber, daß Bismarck als geistreicher und großer Mann wiederholt seine Sinnesänderung bekannt, in entschiedenster Weise den Antisemitismus verurteilt¹³⁾ und unter seine intimsten Freunde und Mitarbeiter Juden gezählt hat, wofür er auch von deutschen Antisemiten in der üblichen Weise beschimpft und als „Judenstämmling“, „bestochener Judenknecht“ u. dergl. hingestellt worden ist. Wagner und Schopenhauer sind wegen ihrer Abneigung gegen das Judentum von den Antisemiten beansprucht worden, obwohl es sich bei beiden mehr um Temperamentsausbrüche handelt, die ebensowenig beweiskräftig sind, als manche andere. So hat Wagner öfters die Deutschen eine „niederträchtige Nation“ genannt und übrigens gegen Ende seines Lebens erklärt, er stehe der antisemitischen Bewegung völlig ferne. Komisch ist, daß wiederholt von Antisemiten behauptet wurde, Wagners Musik sei ganz undeutsch und dem semitischen Geist entsprungen. Schopenhauer hat höchst schmähende Urteile über die deutsche Nation geäußert, die ebensowenig ernst zu nehmen sind, wie die gegen das Judentum. Uebrigens zählte er Juden zu seinen intimsten Freunden und ernannte zu Testamentvollstreckern zwei davon, David Nisner und Julius Frauenstädt, von denen letzterer sein begeistertster Verkündiger wurde.

Ofters findet sich bei Aufklärern ein heftiger Haß gegen Christentum und Bibel, der sich dann naturgemäß auch auf das Volk der Bibel und die Mutter des Christentums, das Judentum, erstreckt. Hierher gehören Giordano Bruno, Voltaire, Dühring, Lagarde, Schopenhauer. Es ist aber doch nicht erlaubt, eine solche Gesinnung Antisemitismus zu nennen. Man kann das Judentum hassen und die Juden dulden. Es gibt keinen unserer Geistesheroen, der sich ohne Widerspruch oder Fälschung zum Antisemiten machen läßt. Dagegen ließen sich aber viele große Männer nennen, die den Juden freundlich gegenüberstanden oder entschieden gegen den Antisemitismus auftraten. Ältere Stimmen anzuführen hätte keinen Zweck, da die Verhältnisse sich zu sehr geändert haben, aber einige neuere Namen seien wenigstens genannt, so Bismarck,

¹³⁾ Aus den zahlreichen Aussprüchen Bismarcks in diesem Sinne sei bloß einer vom November 1880 hervorgehoben: „Ich mißbillige ganz entschieden diesen Kampf gegen die Juden, sei es, daß er sich auf konfessioneller, oder gar auf Grundlage der Abstammung bewege. — Ich werde niemals zugeben, daß den Juden die ihnen verfassungsmäßig zustehenden Rechte in irgend einer Weise verkümmert werden“. Und so weiter.

Mommsen,¹⁴⁾ Virchow, R. von Gneist, Thering, Holkenborff, Huxley, Max Müller, Schleiden, Hamerling, Rosegger, Björnson, Tolstoi, Zola, Anatole France, Tennyson, Storm, Reuter, Gustav Freytag, Gottfried Keller, Felix Dahn, Gorkij und viele andere. Von einer allgemeinen Abstoßung zwischen Juden und Nichtjuden kann also nicht die Rede sein. Jeder, der in allen christlichen und jüdischen Kreisen zu verkehren in der Lage ist, bemerkt, daß die Mehrzahl der Juden in jeder Beziehung — sowohl was das Denken und Fühlen als das äußere Benehmen angeht — ihren christlichen Standes- und Berufsgenossen völlig gleichen. Es bleibt nur ein Teil übrig, dessen gesellschaftliche Sitten, Redeweise, Bewegungen u. s. w. fremd und unangenehm empfunden werden. Das sind eben jene Juden (oder ihre Söhne), die erst vor kurzem aus dem großen osteuropäischen Ghetto, wo heute noch das finsternste Mittelalter für die Juden herrscht, zugewandert sind und noch nicht fähig waren, sich zu assimilieren. Die Lächerlichkeiten und Fehler, die wir an ihnen bemerken, sind aber die Schuld der christlichen Regierungen und Gesellschaften jener Länder, die die Judenemanzipation noch nicht in Angriff genommen haben. Ein englisches Sprichwort sagt: es brauche vier Generationen günstiger Bedingungen, um einen vollkommenen Gentleman hervorzubringen. Unsere einheimischen Juden haben dies widerlegt, denn, obwohl seit der Emanzipation, die sie aus menschenunwürdiger Lage befreite, erst etwa zwei Generationen verflossen sind, haben sie doch bereits auch in den äußeren Formen sich oft den höchsten Anforderungen gewachsen gezeigt. Von den Ghettojuden des Ostens, die aus einer fremden Welt und einem fremden Zeitalter zu uns kommen, kann man dies aber billigerweise gar nicht verlangen. Natürlich fällt ihr Benehmen umsomehr auf, je mehr es in Widerspruch mit einer günstigen wirtschaftlichen Lage steht, die jene

¹⁴⁾ Aus einer langen Erklärung Mommsens über den Antisemitismus (an H. Bahr gerichtet):

„Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, daß man da überhaupt mit Vernunft etwas machen kann. Ich habe das früher auch gemeint und immer und immer wieder gegen die ungeheure Schmach protestiert, welche Antisemitismus heißt. Aber es nützt nichts. Es ist alles umsonst. Was ich Ihnen sagen könnte, was man überhaupt in dieser Sache sagen kann, das sind doch immer nur Gründe, logische und sittliche Argumente. Darauf hört doch kein Antisemit. — Gegen den Pöbel gibt es keinen Schutz — ob es nun der Pöbel auf der Straße oder der Pöbel im Salon ist, das macht keinen Unterschied: Kanaille bleibt Kanaille und der Antisemitismus ist die Gefinnung der Kanaille. Es ist eine schauerliche Epidemie, wie die Cholera u. s. w.“

Felix Dahn wurde von den Antisemiten, als der ihrige beansprucht. Er schrieb darauf an Dr. G. Karpels, Redakteur der „Allgem. Zeitung des Judentums“, einen Brief, worin es u. a. heißt: „Mich hat diese Undichtung in lebhafteste Entrüstung verlegt; — unter meinen nächsten Freunden sind Juden, die ich zu den trefflichsten Menschen zähle, die ich kenne. Wie sollte ich die Lebensgemeinschaft mit ihnen aufgeben? Ich habe sofort meine nachdrücklichste Vermahnung an mehrere Zeitungen geschickt und werde Ihnen sehr dankbar sein, wollen Sie diesen meinen Zeilen weiteste Verbreitung geben.“

Peter Rosegger äußerte sich: „Im übrigen aber verbieten es mir Geschichte, Philosophie und Christentum, zwischen Menschen und Menschen einen Unterschied grundsätzlich zu machen und glühend hasse ich die heute besonders in großen Städten so gewissenlos und abscheulich betriebene Judenhetze.“

infolge ihrer angezüchteten Fähigkeiten sich zu erringen wissen. — Sollen aber wirklich diese Neuerlichkeiten hinreichen, die antisemitische Bewegung mit all ihrer Roheit, Lüge und Korruption der Volksseele zu rechtfertigen oder gar die von ihr angestrebten, gesetzlichen Maßregeln zu begründen? Kenner des Orients versichern uns, wie ungeheuer schwer es dem Europäer sei, selbst nach jahrelangem Aufenthalt sich so zu betragen, daß der Orientale seine Bewegungen, Geberden, Sprechweise u. dergl. nicht lächerlich oder unanständig finde. Wenn nun eine orientalische Antieuropäerbewegung die Europäer derart schmähen würde, wie unsere Antisemiten die Juden, wenn sich der Ruf erhöhe: Hinaus mit den Europäern, die sich nicht assimilieren können oder wollen, knechten wir sie, verjagen wir sie — wie würde unsere Empörung dies anders nennen können, als Barbarei des Hochmuts!

Aber es sind gar nicht bloß Neuerlichkeiten, hören wir antworten, es sind innere Mängel, die Juden sind so taktlos! klagt der „gebildete“ Antisemitenchor. Es sei, aber sind gerade die Antisemiten berufen Richter über Taktlosigkeit? Wie erschiene uns das Bild eines Großinquisitors, der seinem Opfer nichts anderes vorzuwerfen hat als: Seht, wie taktlos es sich auf dem Scheiterhaufen bewegt! — Wem ein Jude unangenehm erscheint, braucht nicht mit ihm zu verkehren, wie er sich ja auch gegen etwaige unangenehme Arier verhalten wird, aber das Benehmen mancher Juden zur Begründung des Antisemitismus heranzuziehen, ist lächerlich. — Eine der Hauptwaffen des Antisemitismus besteht in der völligen Abperrung seiner Anhänger, die es nicht wagen dürfen, mit einem Juden zu verkehren, ein Zeitungsblatt oder Buch zu lesen, das von Juden verfaßt wurde, ohne dem schrecklichen Vorwurf der „Verjudung“ sich auszusetzen. Natürlich! Wenn die Antisemiten mit Juden verkehren, ihre Kulturleistungen, ihr Denken und Fühlen aus eigener Beobachtung kennen lernen würden, würde ihr eigenes Denken und ihr gesundes Gefühl ihren politischen Glauben entthronen, und das muß verhindert werden! Als Vorwand gebrauchen die Antisemiten die Rede, der Umgang mit Juden wirke verderblich — Ja, zum Teufel, ist das nicht ein schmachliches Bekenntnis eigener Schwäche? Nicht bloß die große unaufgeklärte Menge der christlichen Bevölkerung läßt sich angeblich von der Handvoll Juden knechten, aussaugen, korrumpieren — nein, selbst der überzeugte, mit ariischem Geist und Rassenstolz erfüllte Antisemit läuft diese Gefahr, und zwar durch bloßen Verkehr mit Juden? So schwach ist das Arierium in ihm? Ich bekenne, mit niemand lieber zu verkehren, als mit meinen politischen Feinden; erstens hoffe ich von ihnen zu lernen, ihre Schwächen zu erfahren, die Wirkung meiner Argumente zu erproben — zweitens aber gewährt es mir eine gewisse stolze Befriedigung, selbst innerlich so gefestigt zu sein, daß meiner Ueberzeugung durch gar niemanden Gefahr erwachsen kann. Die antisemitische Abperrungspolitik erinnert an die Kinderstube; da wird dem lieben Karlchen oder Paul gesagt: Geh nicht mit dem Fritz oder Jakob, die bösen Buben könnten dich verderben und du bringst uns keinen Sitten-

einser mehr aus der Schule! Kurz gesagt: sie ist ein Zeichen äußerster moralischer Schwäche, des Zweifels an der Kraft und Wahrheit der eigenen Ueberzeugung und daher unwürdig eines Mannes, der jeden Gegner ruhig und selbstbewußt ins Auge fassen soll, nicht aber sich vor ihm verstecken und vor seinem gefährlichen Einfluß zittern darf.

Trotz allem Widerspruch bleibt doch die Assimilation der Juden das richtige Ziel, d. h. das durch ehrliches Zusammenarbeiten von Juden und Christen beförderte Aufgehen aller jüdischen Besonderheiten in unsere Kultur. In neuester Zeit hat sich nun unter dem Druck der antisemitischen Agitation gerade eine jüdische Bewegung heftig gegen diese Ansicht erhoben. Es ist der Zionismus, der die Juden als selbständige Nation unter Erhaltung, ja künstlicher Wiederbelebung aller Besonderheiten auf eigenem Gebiet ansiedeln will. Ich verkenne den Kern gutgemeinter Begeisterung nicht, der bei vielen zionistischen und auch antisemitischen Idealisten zu finden ist, ich will selbst zugeben, daß eine Ansiedlung des jüdischen Proletariats erstrebenswert ist, trotz aller ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten — aber zweierlei werfen wir dem Zionismus vor: 1. daß er die gänzlich unhaltbare Rassenhypothese sich zu eigen gemacht hat, 2. daß er nicht sehen will, daß in allen zivilisierten Ländern der größte Teil der Juden schon assimiliert ist und daher weder willig noch fähig sein würde, an jener Kolonisation teilzunehmen. Dem orthodoxen russischen Juden ist der aufgeklärte, freigeistige französische oder deutsche Jude, der weder an Bibel noch Talmud glaubt, ein größerer Gräuel, als irgend ein Antisemit, und wenn wirklich alle diese disparaten Elemente gemeinsam sich niederlassen würden, so würden wir wohl bald von neuen Judenverfolgungen hören, deren Opfer aber diesmal die freigeistigen, westeuropäischen Juden wären. — Welche Sprache sollen diese aus allen Winkeln der Welt zusammengeströmten Juden reden? Das Hebräische eignet sich gewiß nicht für modernen Ausdruck, schon vor Christi Zeiten war es bei den Juden selbst eine tote Sprache, durch Aramäisch und Griechisch verdrängt. Schließlich erscheint mir die künstliche Entfachung chauvinistischen Rassenstolzes mit all dem lieblichen Zubehör jedes Nationalismus als direkt kulturwidrig. Früher galt der Jude als nüchtern, heute hält sich der zionistische Student für verpflichtet, seinen arischen Kollegen in der Biervertilgung zu überwinden, wie er ihm an chauvinistischer Unduldsamkeit schon gleichkommt. Es will mir dünken, daß gerade die Zionisten ärgere Assimilanten sind, als ihre Gegner, wenn sie sich derart vor allem die Fehler der Nichtjuden aneignen.

Es ist selbstverständlich, daß es niemandem verübelt werden darf, wenn er gerade keine besonderen Sympathien für die Juden aufbringen kann: Zur Liebe wie zum Haß läßt sich nicht zwingen. Ein solcher rein persönlicher Gefühlsantisemitismus ist Privatfache und steht jedermann ebenso frei, wie die Abneigung gegen Stotternde oder Glatzköpfige. Von da bis zum politischen Antisemitismus unserer Tage ist aber ein sehr weiter Weg, und dieser kann von keinem Standpunkt aus gebilligt oder auch nur verteidigt werden. Es scheint mir nach allen Begriffen der Moral nur derjenige ein Recht zu haben, einen anderen

zu verurteilen, der sittlich höher steht als er. So ist wohl nur der berechtigt, Antisemit zu sein, der selbst moralisch so hoch zu stehen vermeint, daß er ein Volk verurteilen zu **dürfen** glaubt, das die größte sittliche Kulturmacht aller bisherigen Geschichte, das Christentum, hervorgebracht hat, es **kann** aber nur ein solcher Antisemit sein, der wieder geistig zu tief sich befindet, um die Fehler dieses Volkes aus seinen traurigen Schicksalen begreifen zu können. Aus diesem Dilemma gibt es kein Entrinnen.

Der politische Antisemitismus sündigt in beiden Beziehungen. Er schadet zunächst schon durch die unerhörte Uebertreibung, die er bei der Schilderung der Bedeutung des Judentums begeht und durch die er die Aufmerksamkeit seiner Anhänger von den wichtigsten sozialen und politischen Problemen unserer Zeit ablenkt. Aus eben diesem Grund ist der Antisemitismus ein bei allen Reaktionären sehr beliebtes Mittel. Was immer sonst ihr Ziel sein mag, der Jude muß jedenfalls als Sündenbock herhalten und die Verantwortung für alle Zeit- schäden aufgehalst bekommen. Natürlich läßt sich dies ohne die scham- loseste Vergewaltigung der Wahrheit nicht bewerkstelligen. Weit schwerer aber als die Ungerechtigkeit gegen die Juden fällt der Ein- fluß in die Wagschale, den der Antisemitismus auf seine eigenen An- hänger nimmt. Vor allem andern sucht er ihnen selbst die bescheidenste Denkarbeit zu ersparen und fertige Phrasen an deren Stelle zu setzen. Unter den Denkern des Altertums ragt eine Reihe von Männern hervor, die ein Leben voll Weisheit und Würde in einen einzigen Satz zusammenfaßten, man nennt sie die sieben Weisen. Ihr Ruhm ver- bleicht vor dem der modernen Propheten, die eine Weltanschauung an Tiefe und Kraft einzig in drei Buchstaben zusammenpressen konnten, in das kleine Wörtchen „Jub“. Was bedeuten die mühsamen Unter- suchungen unserer Denker über die Gesellschaftsprobleme, was wiegen die glänzende Begeisterung eines Mirabeau oder Laßalle gegen diese Zauberformel. Es gelte eine soziale Diagnose zu stellen, den Cha- rakter eines Buches, eines Kunstwerkes, ja eines Menschen zu beur- teilen, einen Gegner zu widerlegen — nie wird das Wörtchen „Jub“ an der passenden Stelle seine Wirkung versagen. — Noch wertvoller ist der Antisemitismus, wie überhaupt die Rassen- theorie, für die Er- höhung der Selbstachtung bei jenen, die das sehr notwendig haben. Ein ganzer Mensch setzt seinen höchsten Stolz darein, einer Rasse an- zugehören, die nur in einem Exemplar vorkommt — „höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit“, wie einer gesagt hat, der eine ganz hübsche Rasse für sich gebildet hat. Anderen allerdings bleibt nichts übrig als zu sagen: Ich traue mir zwar selbst nicht sehr viel zu, aber ich bin von einer famosen Rasse, meine Vorfahren sollen riesig tüchtige Kerle gewesen sein.

Von einer anderen Seite aus, als der der geistigen und sittlichen Bequemlichkeit minderer Menschen, sieht sich der Antisemitismus we- niger lieblich an. Grundfeindlich ist er vor allem jeder demokratischen Entwicklung unseres Lebens. Die Demokratie soll dem Volke die rechtliche Möglichkeit bieten, sein Haus selbst ohne Vormundschaft zu

bestellen. Dazu bedarf es aber der Fähigkeit, seine Angelegenheiten allein zu ordnen, die Voraussetzungen logischer und moralischer Schulung. Ein Volk, das Phrasen an Stelle nüchterner Beurteilung liebt, das Leidenschaften an Stelle strengster selbstkritischer Gerechtigkeit walten läßt, ist unfähig zur Freiheit, verdient und verträgt nichts anderes als Knechtung. Der Antisemitismus, der jede Angelegenheit nicht nach sachlichem Für und Wider, sondern nur daraufhin beurteilt, ob ein „Jude“ dabei in Betracht kommt, der skrupellos die wildesten Tendenzlügen seinem Publikum als Ueberzeugung suggeriert, der die Schätzung der Persönlichkeit zugunsten der der Abstammung vernichtet, der das Verantwortlichkeitsgefühl — die Grundvoraussetzung freien Bürgertums — mit Phrasen betäubt — er ist der Todfeind demokratischer Volkserziehung. So sind wir als Demokraten Gegner des Antisemitismus, nicht den Juden zuliebe, sondern der Antisemiten wegen, die in geistiger Hinsicht tausendfach mehr Schaden leiden, als je die Juden durch den Antisemitismus erfahren haben.

Man braucht kein gläubiger Bekenner einer christlichen Kirche zu sein, um Achtung vor der sittlichen Hoheit des Jesusgedankens zu empfinden. — Und die Lehre, deren Meister sie selbst in die Worte zusammengefaßt hat: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, sollte vereinbar sein mit einer Bewegung, die ganz aufgeht in Haß gegen die Nächsten, gegen das Volk, dem Jesus selbst entsprossen ist — nicht in dem berechtigten Haß gegen schlechte Einrichtungen, der verträglich ist mit Sympathie für die Menschen, die schuldlos oder unwissende Träger jener sind, sondern in Haß gegen die Menschen selbst, der sich nicht genug tun kann, immer neue wütendere Ausprägungen des Hasses zu finden und jede Spur der Liebe auszurotten, die Jesus in die Herzen gesät hat? — Und wenn die Anhänger dieser Richtung noch nicht reif sind für die schwere Forderung der Nächsten-, ja sogar Feindesliebe — die nicht erst Christus gelehrt hat, die schon im alten Bund zu finden ist — dann mögen sie doch Halt machen vor den ehernen Worten, in denen die Anfänge höheren Rechtsgefühls im mosaischen Gesetz sich äußern und die eine Grundlage unseres sozialen Lebens sind: „Ein Recht soll sein dir und dem Fremdling, du sollst ihn nicht plagen und bedrücken, denn auch du bist Fremdling gewesen im Lande Ägypten.“

Und zum Schluß können wir keinen erschöpfenderen Ausdruck unserer ehrlichsten Meinung finden, als die Feststellung, daß Sittlichkeit, Wissenschaft, Christentum auf einer Seite, Antisemitismus auf der anderen unvereinbare Begriffe sind.

Die englischen Fabier und die deutsche Sozialdemokratie.

Von **Bernard Shaw** (London).¹⁾

Die Fabian Society in London steht jetzt gewissermaßen in ihrem Mittelalter und doch ist sie vielleicht die vorgeschrittenste Vereinigung erklärter Sozialisten. Gegründet wurde sie 1884 und ihre Politik wurde festgelegt durch eine kleine Gruppe von Männern, die damals alle weniger als 30 Jahre alt waren. In ihren Reihen war nicht ein einziger Veteran von 1848 und keiner hatte je Karl Marx getroffen. Es gab keine Führer: jeder Rekrut, der Hirn genug besaß, hätte sich am Tage seines Eintritts auf der vordersten Bank niederlassen können. Es waren eigentlich keine Lohnarbeiter; der Vorstand bestand aus höheren Staatsbeamten und Journalisten von jener bestimmten Gattung, die das kritische Feuilleton mit Namensunterschrift hervorbringen. Sie waren ungewöhnlich begabt; sie hatten alle älteren Formulierungen des Benthamismus, Positivismus, Darwinismus und des Sozialismus von 1848 bis 1871 verschlungen; sie hatten sowohl praktische Erfahrung in amtlichen Verwaltungswegen als auch Kenntnis des englischen Volkes, wie es wirklich ist; sie hatten keine Ehrerbietung vor einander oder irgend wem sonst und vertrugen von niemandem Predigt oder Volksversammlungsrede.

Man kann sich daher nicht wundern, daß die Fabier bald als superior persons verhöhnt wurden. Statt nun ihre Gegner zu besänftigen, nahmen sie mit humorvoll gespielmten Hochmut diese Stellung an. Sie pröhlten mit ihrer Begabung; sie brüsteten sich mit ihrer genauen politischen Voraussicht und sprachen offen von dem gewöhnlichen Sozialismus als einer Kinderkrankheit, die man durchzumachen hätte, ehe man gereift genug war, um ein Fabier zu werden. Sie glaubten den Sozialismus — seine wirtschaftliche Grundlage bestätigend — zur Höhe des Tages zu erheben, indem sie die von Gossen, Cournot, Walras, Jevons und der österreichischen Schule ausgebildete Werttheorie annahmen, welche der im Kern individualistischen Theorie von Marx, die er wie so viele frühere Sozialisten im Interesse des Sozialismus auszubenten versucht hatte, ein Ende machte. Für die älteren Sozialisten und ihre Anhänger war dies Pösterung, wenn nicht geradezu Tollheit; die Fabier aber nahmen den Bannfluch als ein ihrer geistigen Ueberlegenheit geschuldetes Privileg hin und den natürlichen Tod, den bald darauf die englische Spielart des Marxismus starb, als das unvermeidliche Ergebnis ihres Angriffs für sich in Anspruch.

Die Wirkung dieser Vorgänge auf die Beziehungen der Gesellschaft der Fabier zur deutschen Partei war, wie sich denken läßt, einem freundschaftlichen Einverständnis höchst ungünstig. Liebknecht, Bebel und Singer waren Marx-Schüler und irgend einer Befehrung durchaus

¹⁾ Es muß bemerkt werden, daß dieser Aufsatz schon vor einem Jahre geschrieben wurde. Er ist so interessant, daß er wohl gedruckt zu werden verdient, wenn auch manches in ihm Widerspruch hervorzurufen geeignet ist. Die Red.

abgeneigt. Sie standen an der Spitze einer Partei, die durch Bismarcks Verfolgungen gezwungen worden war, sich einer Disziplin von fast militärischem Zwange zu unterwerfen und hatten wenig Zeit übrig für abstrakte wirtschaftswissenschaftliche Probleme. Zudem waren die Quellen, aus denen sie über die englische Bewegung unterrichtet wurden, ultra-marxistisch, da ihre Londoner Nachrichten von Friedrich Engels und Eleanor Marx stammten, deren Verbindung mit Dr. Eduard Aveling eben begonnen hatte, als die Gesellschaft der Fabier begründet wurde. Nun war Marx selbst in England stets ein Fremder gewesen. Die britischen Vertreter der Internationale, mit denen er von 1861 bis 1871 zusammen gearbeitet hatte, waren ganz unfähig seine Gedanken zu verstehen und kamen daher nicht wie Liebknecht unter den Zauber seiner Persönlichkeit. Der erste Band des „Kapitals“ wurde ins Englische erst übersetzt, als die Fabier (die, nebenbei gesagt, das Werk eifrig studiert hatten) schon ihre Gedanken den englischen Sozialisten eingeprägt und damit seine kanonische Geltung zerstört hatten; und auch jetzt las es niemand als einige wenige Forscher. In der Tat zeigt das Buch, daß Marx die englische Bourgeoisie und die englische Arbeiterklasse in einer rein akademischen Weise, aus den Blaubüchern des Britischen Museums kannte; denn ihm fehlen sonderbarerweise die lebhaften gesellschaftlichen Schilderungen, die sich in seinen Briefen über die 1848er Bewegung in Deutschland und Frankreich finden. Nach 1871 zerstörte er, statt die Internationale aus dem Schiffbruch der Pariser Kommune zu retten, ihre letzten Ueberreste, indem er die berühmte Jeremiade anstimmte, mit der seine ermattete Hand erst jüngst Gallifet niedergeschlagen hatte. So stellte er sich selbst völlig außerhalb des englischen politischen Lebens und als 10 Jahre später der Sozialismus in London von Hyndman, dem englischen Führer, erneuert wurde, hielt es dieser, obwohl in der Theorie ein fanatischer Marxist, für unpolitisch, den Namen Marx mit der neuen Bewegung zu verknüpfen. Der Erfolg war ein Streit zwischen Marx und Hyndman, in welchem Engels natürlich auf der Seite von Marx stand. Infolgedessen waren Marx und Engels von der rechtgläubigen Social Democratic Federation so vollständig abgeschnitten, wie von der andersgläubigen Gesellschaft der Fabier. Marx starb alsbald; aber zwischen Hyndman und Engels kam die Sache nie ins Reine, und Engels blieb so völlig außerhalb der Bewegung, daß, obwohl es faktisch unmöglich war, zwischen 1884 und 1895 in London ein tätiger Sozialist zu sein, ohne mir wiederholentlich zu begegnen, ich ihn nur als einen alten Herrn kannte, der mich bei Gelegenheit der Waisenkundgebungen anzureden pflegte, um meine Verlegenheit zu genießen, wenn er mich, wie er immer tat, zu gestehen zwang, daß ich ihm nicht seinen Namen nennen konnte. Eleanor Marx stürzte sich, obwohl sie die Streitigkeiten ihres Vaters zu den ihren machte und nie vergaß, daß Hyndman ausgestoßen worden war, voll Eifers in die neue Bewegung, aber auf der Schwelle aller Gesellschaften straukelte sie wegen ihrer Verbindung mit Eduard Aveling.

Aveling war weder so schwarz, als er jetzt gemalt wird, noch so rein, als er Eleonoren dünkte, als sie sich mit ihm verband. Seine

sozialistische Gesinnung war von unbestechlicher Gewissenhaftigkeit; ebenso sein Atheismus und seine Heldenverehrung für Shelley, Darwin und Marx. Er war sogar fähig, bei seinen begeisterten Ausbrüchen Mut und Hingebung zu betätigen. Er war ein lichtvoller Darsteller und manchmal ein machtvoller Redner. Aber in den Geschäften des Tages verfuhr er ganz gewissenlos; er borgte Scham- und sorglos Reich wie Arm an; und wenn Frauen seine Opfer waren, vereinigte er den Pump mit der Verführung. Er besuchte nie eine Versammlung der Fabier und wußte genau, daß er nicht als Mitglied wäre aufgenommen worden. Seine Beziehungen zur sozialdemokratischen Föderation waren oft unterbrochen und unsicher. Obwohl sein Sozialismus auf- richtig war, wollte er nicht arbeiten, keine Verabredungen einhalten und mußte sich schließlich stets vom Schauplatz seiner Tätigkeit zurückziehen, um nicht für übles Verhalten zur Verantwortung gezogen zu werden. Gelegenheiten, bei denen er vorteilhaft abschnitt — meistens Zusammenstöße mit den Behörden wegen des öffentlichen Versammlungs- rechtes — ereigneten sich vielleicht einmal in zehn Jahren, wohingegen die kleinen Geldverlegenheiten, in welchen er sich unabänderlich ent- würdigte, jeden zehnten Tag eintraten. Dennoch nahmen ihn die deutschen Führer lange Zeit als vertrauenswürdigen Berichterstatter und Vertreter des englischen Sozialismus hin. Sie erkannten ihn nicht völlig, bis der tragische Selbstmord Eleonorens ihre Augen öffnete. Schon vor der Gründung der Gesellschaft der Fabier war er ein Ausgestoßener und als Eleonore sich entschloß, zu ihm zu halten, teilte sie freiwillig sein Loß.

Es darf indessen nicht vermutet werden, daß Eleonore Marx die Größe ihres eigenen Opfers in diesem Punkte richtig bemaß. Für sie wie für die deutschen Führer war bei Margens Lebzeiten sein Heim das sozialistische Mekka, und Engels' Heim wurde es nach des ersten Ende. Für sie war die Gesellschaft der Fabier ein dimmer Witz, den kein wahrer Sozialist auch nur im Traume ernst nehmen würde, und die sozialdemokratische Föderation rechtsgiltig, nur insoweit Engels sie duldete oder Liebknecht sie anerkannte. Wenn einer ihr frei heraus- gesagt hätte, daß im englischen Sozialismus Engels nichts und Hyndman viel galt, sie hätte mit dem völlig aufrichtigen Gefühl der Ueber- legenheit über solche Torheit gelächelt. Was Sidney Webb anlangt, mit dem verglichen Hyndman nichts als ein interessanter und berebter Mann war und ohne dessen Nachhilfe ich wer weiß wo wäre, so kam es ihr nicht in den Sinn, daß irgend ein echter Sozialist ihn mit der Bewegung überhaupt in Verbindung bringen könnte. Sie fühlte immer, daß, wo sie stand und ging, sie die sozialistische Bewegung mit sich nahm und alle Ketzer draußen im Dunkel ließ. Diese Verblendung wurde durch dreierlei gefördert. Erstens hatte die ältere Generation von Sozialisten, die sie persönlich kannte und zu der auch ich gehörte, sie zu gern, um sie dadurch zu kränken, daß man etwas gegen ihres Vaters Autorität in ihrer Gegenwart sagte, oder sich zu lachen weigerte, wenn sie über die Fabier herzog. Zweitens verhinderte der Umstand, daß sie mit der ganzen deutschen Sozialdemokratie, welche unstreitig der wahre Schwerpunkt des europäischen Sozialismus war, in Be-

rührung stand und deren Zustand genoß, sie das Maß ihrer wachsenden Vereinsamung zu erkennen. Drittens war sie eine unvergleichliche Arbeiterin, und indem sie sich dem Verband der Gasarbeiter eifrig anschloß, der den „neuen Trade-Unionismus“ der Neunzigerjahre anführte, war sie so geschäftig für die Sache des Volkes tätig, als ob sie in der ersten Reihe des Sozialismus gestanden hätte. Kurz, obwohl ich nicht bezweifle, daß während des ersten Jahrzehnts der Erneuerung des Sozialismus die deutschen Führer über die Machtverhältnisse innerhalb der sozialistischen Bewegung Englands ganz verkehrt unterrichtet waren, da sie hauptsächlich von Eleonore und dem Kreis um Engels als Quellen abhingen, so bin ich dennoch überzeugt, daß Eleonorens falsche Darstellungen in völlig gutem Glauben geschahen und daß sie noch, als sie längst über Aveling als Privatmann keine Illusionen mehr besaß, ihn für einen Sozialisten von Bedeutung und Sidney Webb für gar keinen Sozialisten hielt. Was aber den Besuch einer Fabierversammlung anlangt, so hätte sie ebenso gut daran denken können, in die Kirche zu gehen.

Dennoch, jedes dritte Jahr erschienen auf den internationalen Kongressen Eleonore Marx und Aveling als die leitenden Vertreter des englischen Sozialismus; und die Sozialdemokratische Föderation schrumpfte zu verhältnismäßiger, die Gesellschaft der Fabier zu völliger Bedeutungslosigkeit zusammen. In diese lächerliche Umkehrung der wahren Rangordnung des englischen Sozialismus fügte man sich (nicht ohne daß Genosse Quetch von der S. D. F. energisch dagegen polterte) aus mehreren Gründen. Aveling war der S. D. F. nützlich, weil diese marxistisch war; und man konnte immer darauf rechnen, seinen und Eleonorens Einfluß sowohl für die Marxisten als gegen die Fabier auszunutzen. Die fabischen Delegierten erhoben keinen Einspruch, weil sie sich von vornherein das Ohr der Öffentlichkeit dadurch gesichert hatten, daß sie eine Kommission besetzt hatten, die über den Kongreß an einige vielgelesene Londoner Zeitungen zu berichten hatte, und waren daher etwas gleichgültig gegen die formellen Verhandlungen des Kongresses, wußten sie doch sehr wohl, daß der wahre Nutzen dieser Zusammenkünfte darin bestand, es den Sozialisten zu ermöglichen, die europäischen Führer persönlich kennen zu lernen. Auf dem Kongreß von Zürich, den ich mit einem Kondelegierten, der jetzt der Gouverneur einer bedeutenden englischen Kolonie ist, besuchte, hörten wir den Debatten nur mit Ungeduld zu; aber wir studierten die deutschen, französischen, belgischen und österreichischen Führer mit Interesse und Neugier. Der Führer, den ich vor allem richtig einschätzen lernen wollte, war Liebknecht. Ich fand in ihm noch in allen Instinkten den liberalen Revolutionär von 1848, und in der Theorie den marxistischen Internationalen von 1891. Aber parlamentarische Erfahrung hatte seine politischen Methoden gänzlich fabianisiert. Leider konnte nicht die ganze Partei in den Reichstag gewählt werden; und die draußen waren und durch keine parlamentarische Erfahrung erzogen wurden, wurden noch durch die Tradition der Unmöglichkeit, keine Kompromisse einzugehen, beherrscht. Liebknecht mußte daher wählen zwischen dem

Versuch, eine ausgesprochen revolutionäre Partei zum Parlamentarismus zu erziehen, wobei es gemiß war, daß manche von ihnen (wie Landauer) ihm die Gefolgschaft verweigern würden, oder ihnen gut zuzureden, parlamentarische Tätigkeit als ein vorübergehendes „Palliativ“ zu dulden, unter der Versicherung, daß der „Krach“ alsbald kommen würde. Er wählte die letztere Möglichkeit, vermutlich, weil er selbst so sehr dieses guten Zuspruchs bedurfte wie die anderen. Alles dies erfuhr ich von ihm selbst in Zürich auf folgende Weise.

Als wir eines Tages über die damals noch neue Maisfeier diskutierten, entstand ein Mißverständnis, welches damit endete, daß die britische Sektion gegen die deutsche stimmte, obwohl das Bureau vorsichtigerweise einander widersprechende Uebersetzungen der Resolution ausgegeben hatte, um die verschiedenen europäischen Sektionen zu versöhnen. Als der Kongreß Mittagspause machte, ging ich auf das Podium, um einen Bekannten zu sprechen. Da ich mich hier dicht bei Liebknecht befand, sagte ich ihm, daß die Briten den Sinn der Resolution mißverstanden hatten und eigentlich mit den Deutschen einer Meinung waren. Liebknecht, der mich damals noch nicht kannte, wandte sich um und sah einen fremden Sozialisten, der anscheinend noch jung genug war, um politische Illusionen zu haben. Sofort begann er mir in der Art eines Mannes, der schon müde einen Vortrag wiederholt, zu versichern, daß die Sozialdemokraten sich durch die Behörden nicht einschüchtern ließen; daß sie so bereit wie jemals wären, zu den Waffen zu greifen, kurz, daß sie wirklich so romantisch revolutionär wären, wie er es von mir vermutete. Hätte er den Eindruck dieser Rede auf mich geahnt, er hätte sie nicht gehalten. Ich nahm ihm durchaus nicht übel, daß er mir etwas weiß machte; denn ich wußte, daß schließlich alle Politiker entdecken, daß die Mehrzahl ihrer Anhänger unpraktische Enthusiasten sind und dementsprechend mit ihnen reden. Aber ich wußte auch, daß gerade diese Art schon unzeitgemäß war, nicht nur für mich, den Fabier, sondern auch für die jungen Deutschen, mit denen ich im Komitee gefessen hatte. Hätte er mir versichert, daß all der revolutionäre Wortschwall des sozialistischen Programms nichts bedeutete und daß die Partei jetzt so konstitutionell und parlamentarisch sei wie irgend eine andere Partei im Reichstag, ich hätte selbst, wenn ich ihm nicht geglaubt hätte, doch daraus geschlossen, daß er den Gedankengang der jüngeren Köpfe kenne. Wie die Sache lag, erkannte ich, daß irgend ein wirkliches Einverständnis zwischen den Fabiern und der deutschen Partei von einer späteren Generation herbeigeführt werden müßte. Ich erwiderte auf seine kleine Ansprache nicht und der Vorfall muß binnen 10 Minuten völlig aus seinem Gedächtnis verschwunden sein. Aber auf die Fabier machte er beträchtlichen Eindruck. Von da an zählten wir ihn einfach zu den Veteranen und nahmen auf seine Anschauungen so wenig Rücksicht als auf die Viktor Hugos oder Garibaldis.

Möglicherweise werden manche der älteren deutschen Sozialdemokraten an dieser kühnen Beurteilung ihres verstorbenen Führers Anstoß nehmen. Aber man bedenke, daß zu der Zeit, von der ich spreche,

die deutsche Partei noch mehr an ihren Traditionen hing als sogar jetzt (obwohl dies den jungen und ungedulbigen Sozialdemokraten unmöglich erscheinen dürfte), und daß die erste dieser Traditionen lautete: der wissenschaftliche Sozialismus von Marx und Engels ist der fortgeschrittenste von allen politischen Glaubensbekenntnissen. Deshalb kam es der Partei gar nicht in den Sinn, daß sie irgend etwas zu lernen oder zu vergessen hätte, oder daß irgend eine Gesellschaft von Sterblichen über sie im politischen Denken hinaus könnte. Sie besaß im „Kapital“ die Bibel der Arbeiterklasse und in seinem Verfasser den unfehlbaren Papst. Noch betrachtete sie's als höchst zweifelhaft, ob die sozialistischen Reichstagsabgeordneten, ohne gegen die Reinheit ihres Sozialismus zu verstößen, an Arbeiten wie an der Kodifikation des Privatrechts sich beteiligen konnten oder überhaupt etwas anderes tun dürften, als propagandistische Reden zu halten. Noch glaubte sie, daß die Landarbeiter und die bäuerlichen Landbesitzer zu Sozialisten werden könnten durch die Versicherung, daß ihre Sache hoffnungslos sei und daß sie sich auf ihre Ausrottung durch Plantagenwirtschaft und die Wiedergeburt der Gesellschaft aus ihrem Untergange heraus gefaßt machen müßten. Als der gänzliche Fehlschlag des Versuches, die Bewegung über die Grenzen des städtischen Proletariats hinaus zu tragen, endlich das Verlangen nach einem vernünftigen Agrarprogramm erzeugte, waren die deutschen Führer über diese Regelei empört und begannen einer Forderung Widerstand zu leisten, welche die Fabier längst vorgenommen hatten. Der hiedurch bezeichnete Geisteszustand erschien den Fabiern völlig kindlich; es war der Geisteszustand einer religiösen Sekte — und einer sehr naiven dazu — nicht einer politischen und vor allem einer kollektivistischen Partei.

Der Unterwerfung der deutschen Führer in der Agrarfrage folgte bald eine Herausforderung des ganzen Wustes doktrinäer Zauberformeln, welcher daran gewesen war, die Partei geistig zu erzwürgen. In Frankreich predigte Guesde vergeblich Männern wie Jaurès und Millerand den doktrinären Marxismus; sie schoben ihn einfach in die Ecke und gingen weiter. Die deutschen Führer sahen sich bald vor ein Dilemma gestellt. Erfahrung hatte sie zu Parlamentariern gemacht, sehr geschickten Parlamentariern dazu, während sie als politische Theoretiker noch reine Doktrinäre waren. Sie begannen nun zu finden, daß in Deutschland und anderswo die Sozialisten, die sich auf die parlamentarische Taktik und die Verwaltungspraxis verstanden, den Doktrinarismus nur ungeduldig ertrugen, während andererseits die Doktrinäre jeden Kompromiß und demgemäß jedes erfolgreiche parlamentarische Auftreten als feigerisch, unläuber und verräterisch hinstellten. Sogar Liebknecht wurde auf allen Kongressen von der antiparlamentarischen Gruppe angeklagt. Es war leicht, diese Gruppe „anarchistisch“ zu nennen und mit Gewalt zu vertreiben; aber fast alle Doktrinäre waren in diesem Sinne Anarchisten. John Burns wurde von der sozialdemokratischen Föderation in London genau so angeklagt wie Bebel und Liebknecht von den deutschen „Anarchisten“: in der Tat stimmte in Zürich die sozialdemokratische Föderation mit dem Antiparlamen-

tarier Landbauer, indem sie ganz richtig anerkannte, daß er ihre eigene Meinung aussprach und daß auf ihn das Wort „Anarchist“ anwenden einen Mißbrauch des Wortes treiben hieß. Als die deutschen Führer entdeckten, daß die Gesellschaft der Fabier den sozialistischen Parlamentarismus in England darstellten, wurden sie plötzlich höflich. Dies war ein ziemlich auffälliger Haltungswechsel; denn als sie London zum ersten Male nach der Gründung der Gesellschaft der Fabier besuchten, hatten sie in einem von der „Pall Mall Gazette“ veröffentlichten und von Aveling geschriebenen Interview erklärt, sie betrachteten die Fabier mit Hohn und leugneten, daß sie irgend einen ernsthaften Anteil an der sozialistischen Bewegung hätten. Die Fabier lachten wie gewöhnlich und warteten ab. Und wirklich: bei Liebknechts Besuch in England, der ein Triumphzug durch die dortige sozialistische Welt war, nahm er die Einladung der Gesellschaft der Fabier an, in einer ihm zu Ehren einberufenen Versammlung an sie eine Ansprache zu halten, und hütete sich, sie in irgend einer Weise zu kritisieren. Und doch hatte sich die Gesellschaft der Fabier in dem langen Zeitraum zwischen dem Anfall und der Einmacht mehr als je von der Orthodoxie der deutschen Partei entfernt.

In Wahrheit war diese anscheinende Annäherung zwischen den Fabiern und der Deutschen Partei nur oberflächlich. In allen neuen politischen Bewegungen kommt ein Augenblick, da die Praktiker des Parlamentarismus und der Verwaltung gezwungen werden, alle Streitpunkte fallen zu lassen und zusammenzurücken, um den grünen revolutionären Schwärmern, den Büchergelehrten und den Calvinisten, die Kompromisse unsittlich finden, entgegenzutreten. Wo die sozialistische Bewegung im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts von der Propaganda zur wirklichen Tätigkeit in Gesetzgebung und Verwaltung fortschritt, waren ihre Reihen sogleich gespalten in die zwei Hauptlager der Possibilisten und der Impossibilisten; und solange nicht dieser Gegensatz so beigelegt wurde, wie er immer beigelegt wird: daß die Possibilisten die Impossibilisten vertreiben oder sich von ihnen trennen, weil sie Anarchisten wären, solange müssen die Possibilisten alle Erörterungen ihrer eigenen theoretischen Verschiedenheiten vertagen und sich einig dem Feind im eigenen Lager entgegenstellen. So kam es, daß Liebknecht, ohne im mindesten seinen Marxismus zu widerrufen oder seine Ansichten von 1848—1871 geändert zu haben, genötigt war, Wüllerand in Frankreich und Sidney Webb in England zu dulden, einfach weil sie fähige Possibilisten waren. Die Fabier, welche die englischen Possibilisten *par excellence* waren, hatten nun die Genugtuung, zu sehen, wie anscheinend die ganze europäische Bewegung sich fabianisierte unter dem unwiderstehlichen Druck der Berührung mit der praktischen Politik. In England trat die sozialdemokratische Föderation für die Freiheit des Impossibilismus ein, bis sie am Rande der Vernichtung stand; und auch dann gab sie nicht nach, ehe ihr nicht eine neue possibilistische Gruppe, die unabhängige Arbeiterpartei (Independent Labor Party) entgegentrat. Nun hatte die E. D. P. die Wahl zwischen dem Possibilismus, den die Fabier ihr

vergeblich gepredigt hatten, oder von der J. L. P. völlig überrannt zu werden. Sie unterlag der Notwendigkeit und haßte die Gesellschaft der Fabier umso mehr, als die Fabier lachten und sagten: „Wir haben es gleich gesagt.“

Und somit hat, soweit der Possibilismus die politische Methode betrifft, die Sache der Fabier gesiegt, und ihr Verfahren, das sie 1885 offen einschlugen, wird endlich in Frankreich und Deutschland voll anerkannt. Aber nunmehr, da die „Anarchisten“ entweder befehrt oder ausgestoßen sind und die Tatsache, daß der Marxismus ausgepielt hat, selbst in Deutschland nur aus Achtung und Liebe vor Bebel, Singer und den übrigen Veteranen unterdrückt wird, ist der Waffenstillstand zwischen den verschiedenen Sekten der Possibilisten vorüber, und die Unterschiede der Politik und Theorie, soweit sie nicht die Methode betreffen, machen sich geltend.

Ein bemerkenswertes Beispiel steht eben auf der Tagesordnung. In der Frühzeit der Gesellschaft der Fabier gab es ein Mitglied der deutschen Partei, damals in der Verbannung in London lebend, das die Augen offen und den Kopf frei hielt. Er sah selbst die wahre Stellung Avelings, wie völlig Engels dem politischen Leben entfremdet war, die außerordentliche politische Wirksamkeit Webbs, das Aufsteigen der Fabier und die Abwesenheit jeder ausdrücklich sozialistischen Vereinigung in England, die irgendwie mit der deutschen Partei vergleichbar gewesen wäre. Er wußte, daß die Gesellschaft der Fabier, welche noch jetzt weniger als 800 Mitglieder zählt, damals weniger als 100 zählte. Er wußte, daß die sozialdemokratische Föderation gar keine Föderation war, sondern eine kleine Gesellschaft mit wenigen kleineren Zweigvereinen, und in keinem Wahlkreis 50 Wähler besaß. Er sah, daß, als das Glenb, welches in den Achtzigerjahren die Arbeiter am Rande des Aufstandes gehalten hatte, in dem neuen gewerblichen Aufschwung von 1887 unterging, die ungeheueren Versammlungen und Kundgebungen, welche die E. D. F. so schrecklich gemacht hatten, wie mit einem Zauberstrich verschwanden und er sah die ganze Bewegung der Vereinskammer überlassen, in der sie ihre eigene Unbedeutendheit betrachten konnte. Er gewöhnte sich ganz an eine Propaganda, welche Marx ignorierte; und als Gelehrter wußte er, daß die Behauptung, eine beträchtliche Anzahl von Sozialisten hätten das Kapital gelesen, oder wären genügend in der Ökonomie geschult, um es zu beurteilen, für England noch gegenstandslos war als für Deutschland. Die Folge war, daß Bernsteins Früchte sich in einer Atmosphäre entwickelten, die von dem Aberglauben frei war, welcher noch Liebknecht und die deutschen Führer gefangen hielt. Und als der Kampf des Possibilismus und des Impossibilismus gewonnen war, und selbst deutsche Sozialdemokraten zu lächeln gelernt hatten, wenn Liebknecht den jüngsten parlamentarischen Kompromiß mit der alten Formel einleitete: „Die Sozialdemokraten machen niemals Kompromisse“, da griff Bernstein, der inzwischen die marxistischen Grundlagen unabhängig aufbaut hatte, kühn ihre Gültigkeit an und zog die Unfehlbarkeit des Verfassers in Zweifel. Der Sturm, der folgte, erinnerte uns an den

Schrecken in England, als Bischof Colenso in Zweifel zog, daß der Pentateuch auf Offenbarung beruht. Aber wenn der Sturm vorüber, wird man sehen, daß Bernstein seiner Partei einen unschätzbaren Dienst geleistet hat. Indem er dartat, daß ein Deutscher ein Sozialdemokrat sein kann, ohne mehr Marxist zu sein als Marx selbst (denn der Marx der Marxisten ist in Wahrheit ein Götzenbild, für welches das Urbild nicht verantwortlich ist), oder ohne sich ökonomischen Sätzen ausliefern zu müssen, die nicht einmal sozialistischen Folgerungen günstig sind, öffnete er ein Tor, das die alte Garde durch Jahre hindurch im Angesicht aller denkenden und forschenden Beamten geschlossen gehalten hatte.

Aber wenn Bernsteins Sache gesiegt haben wird, und alle deutschen Sozialdemokraten darin einig sein werden, daß für alle praktischen parlamentarischen und städtischen Angelegenheiten Marx und Passalle so tot sind wie Bismarck und Napoleon III., dann wird, so hoffe ich, die Gesellschaft der Fabier ihre Vereinzelung aufrecht erhalten, indem sie wieder um 10 Jahre weiter sieht, als irgend eine große demokratische Vereinigung es kann. Unsere Aufgabe ist, offen gestanden, überlegene Köpfe zu sein. Wir haben keinen anderen Zweck, keine andere Rechtfertigung unseres Daseins. Unsere siebenhundert vereinzelter Mitglieder, die über Duzende von Wahlkreisen zerstreut sind, für sich zu gewinnen, würde sich nicht einmal für einen Gemeinderat lohnen. Der Wert der Gesellschaft für den Sozialismus ist der Wert ihrer Köpfe und ihrer völligen Unabhängigkeit von Parteimeinungen, sozialistischen wie reaktionären.

Sehen wir also zu, in welchen Hauptpunkten die Gesellschaft der Fabier sich von allen anderen sozialistischen Gruppen unterscheidet.

Zuerst kommt, daß sie die Idee verwirft, daß der Sozialismus durch einen Klub von Sozialisten eingeführt werden könnte. Die sozialdemokratische Föderation wie die deutsche Partei und wie die Internationale von 1861—1871 laden das ganze Volk ein, in ihre Reihen zu treten. Haben dies eine genügende Zahl von Personen getan, so wird das Exekutivkomitee der Partei das Land regieren, die „Expropriateure expropriieren“, und so weiter. Inzwischen wird keine außerhalb stehende Person oder Partei als Faktor der Bewegung anerkannt. Die Fabier sahen hierin eine Torheit von Anfang an. Sie wußten, daß der Sozialismus abhing nicht von dem was sie selbst taten, sondern davon, was zu tun sie den gewöhnlichen Bürger außerhalb ihrer Reihen bewegen konnten. Anstatt die außenstehenden aufzufordern, der Gesellschaft der Fabier beizutreten, befahl sie ihren eigenen Mitgliedern jeder anderen Gesellschaft, die zugänglich war, beizutreten: jede konservative Vereinigung, jede liberale Vereinigung, jeder Verein von Steuerzahlern, jede Produktivgenossenschaft, jeder literarische und wissenschaftliche Debatteklub, jede Gewerkschaft sollte einen Fabier in ihrer Mitte zählen, und vor allem jede Zeitung einen in ihrer Redaktion. Und die Aufgabe dieses Fabiers war nicht zu erklären, daß Konservatismus, Liberalismus, Kooperation, Gewerkschaftsbewegung Trugbilder waren, und daß der einzige Weg zum Heil das Bekenntnis zum Sozialismus

und die Mitgliedschaft bei der Gesellschaft der Fabier sei, sondern einfach kollektivistische Lösungen praktischer Schwierigkeiten an Stelle von individualistischen vorzuschlagen.

Dies war die „Politik der Durchbringung“, um deren Willen die Fabier als jesuitische Spione im Lager der Bourgeoisie von ihren sozialistischen Genossen so heftig angeklagt wurden, die empört waren zu sehen, daß Sozialisten unter jeder Flagge segelten außer der roten, und häufig in öffentlichen Körperschaften im Bunde mit Liberalen oder Konservativen gegen erklärte sozialistische Unentwegte tätig waren. Denn die Fabier fanden bald, daß Bekenntnis zum Sozialismus wenig mehr bedeutete als Bekenntnis zum Christentum. Viele Sozialdemokraten waren einfache Revolutionäre der heftigsten individualistischen Art; andere waren frömmelnde Doktrinäre, die nichts als Marx und Henry George im Schädel hatten, und fast alle waren nicht für das öffentliche Leben geschult, unkundig der parlamentarischen Taktik, und geneigt, ihre politischen Gegner mit krasser Unhöflichkeit als Verbrecher und Feinde der Menschheit zu behandeln. Unter diesen Umständen erregte ich großen Anstoß bei vielen Sozialisten, als ich öffentlich erklärte, das Haupthindernis des Sozialismus in England seien die Sozialisten selbst. Dies war durchaus wahr, als ich es sagte; und es gilt noch von vielen unserer Impossibilisten; aber die große Vermehrung lokaler Behörden, die seit 1888 in England stattfand, hat viele Sozialisten, die früher nur Propaganda betrieben, befähigt, sich in Grasschaftsräten, Gemeinderäten und anderen Körperschaften Erfahrungen zu erwerben. Daher ist es nicht länger selbstverständlich, daß ein Fabier sich bei jenem Eintreten für kollektivistische Bestrebungen im öffentlichen Leben allein von der besseren Art von Konservativen und Liberalen unterstützt sieht, und zwar gegen die erbitterte Opposition von „Zielbewußten“, die sich darauf versteifen, „die Prinzipien hochzuhalten“. Aber, wie gewöhnlich bleibt die Tradition, ein Fabier sei ein Abtrünniger, ein Ueberläufer, ein Verräter, ein verkappter Liberaler oder Konservativer noch lange in Kraft, wenn sogar die S. D. P. schon gelernt hat, daß der Sozialismus in England durch das englische Volk und nicht durch die S. D. F. eingeführt werden kann. Oft habe ich auf einem englischen Marktplatz gestanden und auf Einladung der sozialdemokratischen Föderation an eine große Menge eine Ansprache gehalten, wobei ich mein Bestes tat, um für sie zu werben: und unterdessen wurde ihr Organ, die „Justice“, die Anklagen gegen mich und die Fabier enthielt, wie sie Marx kaum gegen Bakunin gleichleudert haben würde, an jedermann verkauft, der einen Penny für sie geben wollte.

Nach alledem muß man gestehen, daß es etwas aufreizendes für Sozialisten haben muß, wenn die Fabier in jedem Punkte außer in dem des Sozialismus unparteiisch sind. Wenn eine Gesellschaft der Fabier in Berlin sich bildete, die ebenso willens wäre, mit von Bülow wie mit Rebel zu arbeiten, und mehr Mühe darauf verwendete, einen Hellerswert Kollektivismus in ein neues Gesetz gleiten zu lassen, als die entrüstet tugendhaften Proteste der Opposition nachzuschreien —

wahrscheinlich würde Bebel eine 16stündige Rede gegen den Fabianismus und alle seine Werke halten.

Eine weitere Schwierigkeit entspringt daraus, daß der Sozialismus die am schlimmsten gefälschte Ware auf dem politischen Markte ist. Selbst nachdem die antiparlamentarischen Sozialisten als „Anarchisten“ ausgetrieben worden sind; nachdem die hochbegabten poetischen Kommunisten wie William Morris und Peter Krapotkin anerkennen, daß man die parlamentarische Bewegung ihren Weg müsse machen lassen; und nachdem der Streit um Marx' Autorität fallen gelassen ist — selbst jetzt stellt sich die Eintracht der Possibilisten als so illusorisch wie je heraus. Die Sozialisten geben vor, international zu sein; aber sobald sie einer polnischen, einer irischen, einer buriischen Frage gegenüberstehen, werden sie zu heftigen liberalen Nationalisten. Der südafrikanische Krieg machte fast alle englischen Sozialisten außerhalb der Fabiergesellschaft zu einer Partei leidenschaftlicher Krügerianer; und die unparteiische internationalistische Ansicht, die ein fabisches Flugblatt von der Lage zeigte, wurde von jenen mit tollsten Anklagen beantwortet.

Ferner ist da die religiöse Frage. Dem Fabier gelten alle Religionen und Antireligionen gleich viel. Das Bedürfnis nach Kirchen und Tempeln und „Hallen der Wissenschaft“ ist ein soziales Bedürfnis wie andere auch; und die Gesellschaft der Fabier fragt nicht nach der Gültigkeit der verschiedenen gepredigten Lehren, sondern nur darnach, wie das Bedürfnis am besten zu befriedigen sei. Sie billigt die Staatskirche als eine kollektivistische Einrichtung, und hat keine Sympathie für die liberalen Vorschläge, die nationalen Kathedralen und Gemeindefkirchen zum Privateigentum der Kirchenstuhlmieten zu machen. Sie betrachtet die liberale Feindseligkeit gegen die Kirche als einen Teil der liberalen Feindseligkeit gegen kollektivistische Einrichtungen überhaupt. Doch nun stellt sich heraus, daß viele englische Sozialisten diese Feindseligkeit teilen und lieber bereit sind, die Erziehung von mehr als der Hälfte der Kinder auf dem Lande zu opfern, als Steuern zu zahlen, um die kirchlichen Schulen zu unterhalten, wie sie es mit den Gemeindefschulen tun. Die Fabier waren die ersten Sozialisten, die diesen Unterhalt forderten und gegen das Streben protestierten, die Kinder dem sektenhaften Streit zwischen der Staatskirche, der Freikirche und den Anhängern der Verweltlichung zu opfern. Diese beiden Fragen der letzten zwei Jahre, der Südafrikanische Krieg und das Unterrichtsgezet, haben die Kluft zwischen den Fabiern und der Sozialdemokratischen Föderation weiter als je gemacht; und obwohl diese Fragen vorübergehen werden wie die Frage des Possibilismus und Impossibilismus, so werden doch neue Fragen auftauchen; und endlich wird man einsehen, daß die gemeinsame Grundlage des Sozialismus Eintracht so wenig verbürgt, wie die der Klasse oder Farbe.

In Deutschland ist die sozialdemokratische Partei in Wahrheit eine Arbeiterpartei: es ist unmöglich, daß auch nur 1 Prozent ihrer Wähler den Unterschied zwischen der Ansicht Bernsteins und Kautskys

versteht. Und die Arbeiter sind immer noch radikal, noch staatsfeindlich, halb bilderstürmend, halb gögendienerisch. Es ist äußerst wahrscheinlich, daß die neue Vereinigung für Arbeitervertretung in England alsbald die Sozialisten austreiben wird, auf deren Initiative hin sie geschaffen wurde. So wird es auch die deutsche Partei machen, wenn sich der unausbleibliche Konflikt zwischen Radikalismus und Kollektivismus entwickeln wird. Wie die Dinge jetzt liegen, ist es der Radikalismus Bebel's und Singers, der die Partei anzieht, nicht ihr Sozialismus.

Nach alledem klingt es sonderbar, daß wir hinzufügen müssen, daß die Gesellschaft der Fabier die einzige sozialistische Gesellschaft ist, welche darauf hingewiesen hat, daß unter der Herrschaft des Sozialismus reichlich Raum sein wird für private Unternehmungen — daß in der Tat, sobald der Unterhalt des Volkes durch kollektivistische Organisation völlig gesichert ist, es um so besser ist, je mehr private Unternehmung wir auf dieser sozialistischen Basis aufbauen.

Aber ich habe mehr als genug gesagt, um jeder Neugier zu genügen, die in Deutschland in Bezug auf die Fabier herrschen könnte. Wegen weiterer Einzelheiten möge man den Fabischen Traktat Nr. 70 befragen, der das Manifest enthält, in dem die Gesellschaft ihre wesentlichsten Ansichten dem internationalen sozialistischen Kongreß darlegte, der 1896 in London abgehalten wurde.

Einiges über das Entstehen lyrischer Gedichte.

Von R. Stibert (Wien).

Der Poet, der unbefangen ein Gedicht auf sich einwirken läßt, ahnt wohl in den seltensten Fällen, welchem Prozeß ein solches Ding sein Entstehen verdankt. Er wird gewöhnlich die durch das Gedicht hervorgerufene Stimmung genießen, ohne darüber nachzudenken, durch welche Einflüsse und Beziehungen die betreffende Stimmung überhaupt zustandekommen konnte. Es dürfte nun unmöglich erscheinen, der unendlichen Mannigfaltigkeit der stimmungserregenden Momente durch systematische Zusammenfassung Herr zu werden. Und dennoch lassen sich nach reiflicher Erwägung vier klar nach ihrer Entstehung von einander geschiedene Gruppen lyrischer Gedichte unterscheiden.

Die größte und umfassendste dieser Gruppen wäre am ehesten mit dem Namen: „Gelegenheitsgedichte“ zu bezeichnen, u. zw. in des Wortes better Bedeutung, wie es Goethe aufzufassen wußte. Hier hat ein Erlebtes sich dem Dichter in ein Lied verwandelt.

Die zweite enthält jene Gedichte, die wir als „erschaute“ kennzeichnen möchten. Der symbolisch veranlagte Dichter erblickt die Welt aus dem Gesichtswinkel seiner Empfindung; ihm wird alles zum

Gleichnis, keiner weiß alles so anthropomorphisch zu beleben wie er. Solcher Dichtung ewiges Motiv ist es, der Natur die eigenen Empfindungen zu unterchieben, das Wetter in Einklang oder Widerspruch mit der eigenen Stimmung zu setzen, das Rauschen des Waldes, das Quellengemurmel, den Blätterfall in Beziehung zur eigenen Liebe, zum eigenen Haß, zu Glück oder Unglück zu bringen. Diese Art der Lyrik ist uralt; solange es dichtende Menschen gab, war sie vorhanden.

Die Gedichte der dritten Gruppe sind am besten als „erbachte“ zu bezeichnen. Hier ist weder das Leben noch die Weltbetrachtung, sondern lediglich die kombinierende Phantasie zeugende Kraft. Viele Gedichte Heines z. B. wären hieher zu rechnen. Bei ihm kann man am besten beobachten, wie irgend eine geistreiche Gegenüberstellung, eine gefällige Pointe, eine überraschende Wendung den dichterischen Prozeß beflügelt und das Erlebnis oft lediglich fingiert, das dem Gedichte Natürlichkeit verleihen soll. Sicher gehören auch all die Gedichte, die an der Grenze zwischen Lyrik und Epik, bereits etwas Balladenhaftes in sich tragen. Um die Gruppe zu kennzeichnen mag ein Beispiel genügen:

Fröhliche Botschaft.

Dort, wo die Wellen schäumen
Am äußersten Seesend,
Dort liegt zwischen Apfelbäumen
Ein Haus und ein freundlich Geländ',

Ein Mädchen mit blonden Haaren
Wird weilen in der Näh',
Das wird dich herüberfahren
Wohl über den blauen See.

Und lacht sie fröhlich und heiter
Und blüh'n ihr die Wangen rot,
Dann sag' ihr von mir nichts weiter
Als nur: ich wäre tot.

Doch siehst du ihr Mündchen beben
Und trübt sich ihr Auge klar,
Dann sag' ihr: ich sei noch am Leben
Und komme zurück übers Jahr.

Und senkt sie den Blick, den frommen,
Und stottert sie scheu und verwirrt,
Dann sag' ihr: ich sei schon gekommen
Und süße beim Schwanenwirt.

Leuthold.

Man vergleiche damit etwa Heines Gedicht „Die Botschaft“, um die Gemeinsamkeiten dieser Art zu erkennen.

Die lyrischen Produkte der vierten Gruppe endlich verdanken rein äußerlichen Umständen das Leben. Hier ist das erregende Moment lediglich Gedankenassoziation, hervorgerufen durch Worte, deren sprachliche Relation (Gleichklang, Reim, Alliteration etc.) ausschlaggebend.

war. Das beste Beispiel hiefür ist wohl der ewige Reim von „Herz“ und „Schmerz“.

Wir wollen besonders die zweite und vierte Entstehungsweise ins Auge fassen. Während nämlich Gedichte, die auf persönlichem Erlebnis oder freiwaltender Phantasietätigkeit beruhen, schwerer in ihrem Werdegang zu verfolgen sind, bieten die beiden anderen Fälle immerhin die Möglichkeit, lehrreiche und interessante Vergleiche anzustellen.

Insbsondere bei der symbolischen Betrachtung ein- und derselben Naturerscheinung vonseiten verschiedener Dichter kann man genau den Kristallisationsprozeß der Entstehung betrachten. Hierbei ist nicht so sehr die momentane Stimmung, als überhaupt die persönliche Weltanschauung maßgebend. Wir lassen mehrere Beispiele folgen.

Zwei Dichter beobachten die Oberfläche des stillen Wassers. Sie sehen, wie ein Tropfen fällt und sich Kreise um Kreise bilden, bis diese sich verlieren, bis das Wasser wieder daliegt in unberührter Glätte. Beiden formt sich diese Erscheinung zum Gedicht. Bei dem einen heißt es:

I.

Genügen.

Denke nicht, es sei der Kreis
Klein um dich gezogen;
Hast du ihn erfüllt mit Fleiß,
Wird auch dir der volle Preis
Niedlich zugewogen.

Fürchte nimmer auch es ging'
Deine Spur verloren;
Nicht ein Hauch ist so gering,
Auf dem Wasser Ring an Ring
Wird durch ihn geboren.

Friedrich Roeder.

Bei dem anderen:

II.

Nur ein Leben.

Ein Tropfen fällt: es klingt
Das Meer nur leise;
Die Stelle wird umringt
Von Kreis' an Kreise.

Und weiter immer mehr.
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her?
Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur
Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben.

Wilhelm Wackernagel.

Der eine faßt neuen Mut zu steter Pflichterfüllung: war der Anstoß auch gering, er hinterläßt dennoch eine Spur. Dem anderen veranlaßt der gleiche Vorgang zu wehmütiger Betrachtung der Nichtigkeit alles Seienden.

Ein anderes Beispiel!

Der Schluß eines Gedichtes von Bodenstedt, betitelt: „Meerleuchten“, lautet:

I.

— bis zur Uferflur
Zieht auf den schwanken Bahnen
Der Rahn eine lichte Spur.

Ich stand und dachte lange:
„O, wär' es mir verlieh'n,
Auf meinem Lebensgange
Auch solche Spur zu zieh'n!“

Bei Julius Sturm heißt es:

II.

Meerleuchten.

„Ich fuhr durchs Meer auf nächtlicher Bahn,
Da glüht' es um mich wie in Flammen,
Und leuchtend hinter meinem Rahn
Schlugen die Wogen zusammen.

Und eine weithin lichte Spur
Bezeichnete meine Wege
War's auch ein flüchtiges Leuchten nur,
Es machte den Wunsch mir rege:

Ach, hätt' ich auf meines Lebens Bahn
Solch' leuchtende Spur gezogen,
Bevor einst mich und meinen Rahn
Verschlingen die ewigen Wogen!“

Trotz, oder vielleicht gerade wegen der auffallenden Uebereinstimmung bis auf den gleichen Titel darf man in solchen Fällen durchaus nicht auf eine Beeinflussung schließen. Freilich darf man auch nicht so naiv sein, zu glauben, daß eine solche Fahrt erlebt sein müsse; sie kann sich ebenso gut bloß in der Phantasie des Dichters abgespielt haben. Dies aber steht fest: Das Schauen ist der primäre, das Anwenden der sekundäre Vorgang.

Ein hübsches Exempel für die verschiedene Ausdeutung ein und desselben Vorstellungskomplexes je nach der Weltanschauung des Dichters bieten folgende Gedichte:

I.

Blüte und Frucht.

Ist dies denn noch derselbe Baum,
Darunter ich im Lenz gelegen,
Und, seines Duftes froh, den Traum
Geträumt von reichem Erntesegen?

Wer hätte damals wohl gedacht,
Daß diese überreiche Bürde
So hoffnungsvoller Blütenpracht
Nur wenig Früchte reifen würde! —

Da schien, vom Windeshauch bewegt,
Der Wipfel flüsternd sich zu neigen:
„Wie sieht's um dich, der reich erregt
„Die Früchte zählst an meinen Zweigen?
„Was ist von deinen Blüten, sag'!
„Von deinen Wünschen, deinem Streben
„Zur Frucht gediehn bis diesen Tag?“
Stumm lag vor mir mein eignes Leben.

Georg Scherer.

II.

Blütenfülle.

Es war die wunder süße Frühlingszeit.
Im kleinen Gärtchen schritt ich still versunken,
Es sah mein Aug' entzückt und freudetrunken
Die lieben Bäume blütenüberschneit.
Da faßt ein Wind den blütenreichen Ast
Und schüttelt nieder seine süße Last,
Daß, weiß bestreut, der Boden um mich her
Im Grün erschien ein weißes Blütenmeer.
„Ach, ward nur darum dieser Blüten Fier,
Du armer Baum, verliehn vom Himmel dir“,
So rief ich aus, „daß du nach kurzem Leben
Fruchtlos sie mußt der Erde wiedergeben?“
Ein alter Gärtner, der in guter Ruh
Dort schamte, hörte meiner Klage zu,
Und lächelnd sprach er: „Wie Ihr doch nur klagt
Und falsches Mitleid mit dem Baume tragt.
Wenn aller dieser Blüten reiche Bürde,
Die Ihr erblicket, am belad'nen Baum
Zu Früchten einst im reifen Herbste würde,
Es trugen sie die schwachen Äste kaum.
Trum hat es weislich so Natur bestimmt,
Daß sie die Ueberlast vom Baume nimmt
Und nur soviel ihm läßt, als er zu tragen
Als Frucht dereinst vermag in Herbstestagen.“
„Mag sein,“ sprach ich, „doch wenn dem also war,
Warum Natur die andern erst gebär,
Warum sie nicht so viele bloß erzeugt,
Als ihr genug um Frucht zu geben dünkt?
Warum umsonst doch mühen so viel herben,
Die keine Frucht vermochten zu erwerben?“
„Et, Herr, wenn nur so viel am Baum erschienen,
Wo bliebe dann der Anblick näher um,
Der uns im Frühling jauchzend hebt die Brust?
Wo dieses wonnenreiche Blütenmeer,
Daß unser Aug' entzückte ringsumher?
O nein, so ärmlich hat Gott nicht gedacht,
Als er der Blüten Fülle hat gemacht.
Wer reich sich fühlt, gibt aus der Fülle gerne
Und denkt nicht an den Augen in der Ferne.“

Ich sann dem Worte, daß der Alte sprach
Aus voller Brust, im Weitergehen nach;
Und wie ein Bild der Jugend schien es mir,
Was er gesagt vom Blütenbaume hier.
Ach, würden alle Blüenträum' erfüllt,
Die eines Jünglings reiche Brust umhüllt,
Ihm brähe wohl das Herz der Bonne Last,
Wie reiche Fülle fruchtbladenen Ast.
Es sorgte liebend schon der Herr der Erde,
Daß ihm soviel der Frucht gereifet werde,
Als seinen Herbst des Lebens freundlich schmückt.
Doch auch die Träume, die der Sturm erfaßte
Und gleich der Blüt' herabgeweht vom Alte,
Sie haben einst sein junges Herz beglückt;
Und nimmer mag sie die Erinnerung missen,
Sollt' auch das Herz sie bald verbleichend wissen.
Die Jugend wäre nie so schön gewesen,
Wenn auch nur eine von den Blüten fehlte
Zum vollen Lenx, der ihm das Herz bejeelte,
Und der noch spät, wenn er vom Wahn genesen
Im reifen Herbst, da er die Frucht gepflückt,
In der Erinnerung sein Herz beglückt.

Karl Bartisch.

Diese beiden Fälle sind unendlich bezeichnend. Beide Dichter erblickten den Baum zuerst in seiner Blütenfülle, dann mit den wenigen Früchten behangen. Beide wenden dies symbolisch auf das Leben an. Während aber der eine bloß die traurige Tatsache hinstellt, sucht der andere dieselbe Tatsache, „daß nicht alle Blüenträume reifen“, auf seine Weise optimistisch auszudeuten. Aus derselben Naturerscheinung holt sich der eine seine trübe, der andere seine frohe Weltbetrachtungswaise!

Endlich noch ein Fall gleicher Symbolisierung der gleichen Wahrnehmungen. Der Anblick eines einsamen Waldsees führt zu dem Vergleich mit einer reinen, unberührten Seele.

I.

Der einsame See.

Wo Gletscherhöhen starren ohne Bahn
Dem Firmament des Himmels schroff entgegen,
Da hat ein See, wildeinsam hochgelegen,
Sein schwarzes Auge traurig aufgetan.

Der dunkeln Wasserfläche naht kein Schwan,
Und nichts Lebend'ges will das Ufer hegen;
Doch kommt die Nacht mit ihrem Sternensiegen,
Dann gleitet durch die Flut des Mondes Kahn.

So weiß ich auch ein Herz, umringt von Schrecken,
Der blüh'nden Welt, dem frohen Leben ferne,
In Traurigkeit unnahbar und allein;

Zwar vor den Menschen kann es sich verstecken,
Doch wachen über ihm die ew'gen Sterne
Und der barmherz'ge Himmel blidt hinein.

Mar Kalbed.

II.

Der Waldsee.

Wie bist du schön, du tiefer, blauer See,
Es jagt der laue West, dich anzuhauchen,
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee
Wagt schüchtern aus der stillen Flut zu tauchen.

Hier wirft kein Fischer seine Angellschnur!
Kein Rachen wird auf deinem Spiegel gleiten!
Wie Chorgejang der feiernden Natur
Kauscht nur der Wald in diesen Einsamkeiten!

Wildrosen streun dir ihren Weihrauch aus
Und würzige Tannen, die mich rings umragen,
Und die wie Säulen eines Tempelbaus
Das wolkenlose Blau des Himmels tragen.

Ginst kannt ich eine Seele, ernst, voll Ruh,
Die sich der Welt verichloß mit sieben Siegeln,
Die, rein und tief, geschaffen schien wie du,
Nur um den Himmel in sich abzuspiegeln.

Heinrich Leuthold.

Man kann übrigens mit solchen lyrischen Parallelstellen nicht vorsichtig genug sein. Denn oft mag eine solche symbolische Ausdeutung der Natur aus zweiter Hand kommen, bloß nach—gedacht und nach—geflügelt. Und eine solche Dilettantenmache hätte freilich wenig Wert für die Ergründung des dichterischen Werdeprozesses.

Nun noch einiges über die auf dem Wege der Gedankenassoziation entstandenen Gedichte. Hier sind es, wie gesagt, oft bloß sich reimende Worte, die ein ganzes Gedicht hervorgerufen haben; freilich müssen dieselben in einem bedeutsamen und von dem Dichter gewollten inneren Zusammenhange stehen.

I.

Unter Genesenen.

Es geht sich gar gut zwischen Gräberreih'n —
Lauter entfesselte Herzen!
Lauter geheilte, verwundene Pein
Lauter vergangene Schmerzen.

Des Lebens fiebernder Kampf vorbei,
Dahin der Druck des Gewesenen — — —
Es geht sich gar friedlich, gar gut, gar frei
Unter lauter Genesenen!

Frida Schanz.

II.

Auf dem Kirchhof.

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt.
Ich war an manch vergessenem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenischwer,
Auf allen Gräbern froh das Wort: Gewesen!
Wie sturmesstot die Särge schlummerten,
Auf allen Gräbern taute still: Gewesen!

Siliencron.

Zu diesen beiden Gedichten haben sicherlich die Gedanken, die sich an die Worte: „Gewesen“ und „Gewesen“ knüpften, den Anstoß gegeben. Womit keineswegs gesagt sein will, daß die Gedichte nicht erlebt seien; am Friedhof fiel wohl in beiden Fällen der tiefe innere Zusammenhang dem Dichter in die Seele. Ebenso leicht aber ist es möglich, daß die bloße Verbindung der beiden Worte die Stimmung ins Leben gerufen, wodurch ein Gedicht gewiß nicht an Wert und Bedeutung verliert. Der Laie ahnt überhaupt wohl nicht, wie sehr für den Gedankengang eines Gedichtes oft der bloße Reim ausschlaggebend ist, so daß der Fluß der Dichtung durch die Eindämmung sprachlichen Ausdruckes in neue, dem Dichter selbst oft ungeahnte Bahnen gelenkt wird.

Nun noch ein Beispiel für bedeutsame Wortverbindung als Entstehungsursache:

I.

Lied.

Bist du die Seele, die mit mir sich freut,
Wenn mir das Schicksal duftige Blumen streut?
Bist du die Seele, welche Schmerzen fühlt,
Wenn wilde Qual mein tiefstes Sein durchwühlt?
Bist du die Seele, die mich ganz versteht,
Die mit mir lebt und ohne mich vergeht?
So frag ich oft; — ein steter Zweifel spricht:
„Nein, meiner Seele Seele bist du nicht!“

Paul Fritsch.

II.

O, bist du, wie ich dich träume —

O, bist du, wie ich dich träume,
Und lügt dein Auge nicht,
Und hält die Seele alles,
Was deine Schönheit verspricht:

Dann bist du die Erfüllung
Des Wunsches, welcher tief
In meiner tiefsten Seele
Träumend und dämmernd schließ.

Dann bist du des Herzens Heimat,
Nach der es sich immer gebangt,
Dann bist du, was ich nicht kannte,
Und was ich immer verlangt.

Dann ist zu meinem Fühlen,
Zum Streben hier und dort,
Zu allen meinen Gedanken
Dein Bild das richtige Wort.

Dann bist du schon lange mein Himmel
Und lange mein größter Schmerz,
Bist meiner Liebe Lieben
Und meines Herzens Herz.

August Wolf.

Jeder wird wohl das Gemeinsame der beiden Lieder erkennen.
Die tiefere Bedeutung eines Wortes mit dem partitiven Genetiv desselben Wortes haben sie veranlaßt.

Interessante Beispiele bilden auch Gedichte wie das

Schicksalslied.

Aus der Eltern Macht und Haus
Tritt die zücht'ge Braut heraus
An des Lebens Scheide —
Geh und lieb und leide!

Freigeiprochen, unterjocht,
Wie der junge Busen pocht,
Im Gewand von Seide —
Geh und lieb und leide!

Frommer Augen helle Lust
Ueberstrahlt an voller Brust
Blitzendes Geichmeide —
Geh und lieb und leide!

Merke dir, du blondes Haar:
Schmerz und Lust Geichwisterpaar,
Unzertrennlich beide —
Geh und lieb und leide!

Conrad Ferd. Meyer.

Offenbar hat hier die alliterierende Verbindung von „Lieben“ und „Leiden“ den Dichter zur poetischen Ausgestaltung verlockt.¹⁾

Geradezu unerschöpflich für die tiefere Erforschung dieser Tatsache ist der Schatz deutscher Volks-Lieder und -Sprüche. Nirgends läßt sich so eindringend wie hier beobachten, wie sehr äußere Sprachzufälligkeiten Gedankengänge ins Leben rufen. Der leicht gefundene Zusammenhang von „rot“ und „tot“ gibt: heute rot, morgen tot. Die Beziehung der alliterierenden Worte „Glück“ und „Glas“ ergibt das bekannte Sprichwort. Wortverbindungen wie „borgen“, „sorgen“, „Brot“, „rot“ u. werden in jeder Sprache früher oder später sich zu Sprichwörtern verdichten.²⁾

Und so können wir wohl erkennen, wie sehr die Sprache eines Volkes sein ganzes Denken und Fühlen zu beeinflussen imstande ist.

¹⁾ Nicht mit Unrecht bezeichnet Anton E. Schönbach in seinem schönen Buche „Ueber Lesen und Bildung“ Meyers Vnrit als „Mosaikarbeit“, für welchen Namen dies Gedicht gewiß ein beredtes Zeugnis ablegt.

²⁾ Man denke an das alte Sprichwort:

Und überall ist ein Gitter
Und das ist bitter,
Und überall ist eine Mauer
Und das ist fauer,
Und überall ist ein Draht
Und das ist schad!

um ein Entziffern auf Grund der Sprache recht anschaulich verfolgen zu können!

Literarische Anzeigen.

221. Religionskrieg und Geschichtswissenschaft. Ein Mahnwort an das deutsche Volk aus Anlaß von Denifle's „Luther“ von Richard Jester, Professor der Geschichte in Erlangen. München. G. H. Beck. 1904. 50 S. Mk. 1.

Auf die maßlosen Angriffe, die Denifle in seiner Lutherbiographie auf den Reformator gemacht hat, sind viele Gegenäußerungen erfolgt. Die hier vorliegende gehört wohl zu den besten. So maßlos Denifle ist, so besonnen und maßvoll ist Jester. Er setzt insbesondere seine Ansichten über Konfessionalismus und historische Wissenschaft in objektiver Weise auseinander, daß man an ihm die herzlichste Freude haben kann. So wächst seine Denifle-Kritik zu Auseinandersetzungen allgemeiner und höchst wichtiger Art, die dauernden Wert beanspruchen dürfen.

222. Lieder aus dem Rinnstein. Gesammelt von Hans Ostwald. Leipzig und Berlin. Karl Henckell & Co. 1903. Erstes Bändchen XV, 175 S. Zweites Bändchen. 1904. IX, 158 S.

Der Verfasser des Romans „Vagabunden“ hat sich sozusagen zum Fachmann in der Vagabundenfrage herausgebildet. Als solcher ist er auch daran gegangen, ältere, insbesondere aber auch neuere, noch nicht gedruckte Vagantenlieder deutscher Sprache zu sammeln und bisher in zwei Bändchen, denen wahrscheinlich noch andere folgen dürften, herauszugeben. Sie sind nicht bloß kulturgeschichtlich interessant, in manchen von ihnen ist echte Poesie. Der Verfasser sei für seine bisherige Mühe herzlich bedankt und der Erfolg seiner Schriften möge ihn zu weiterer Arbeit aufmuntern.

223. Hygiene der Nerven und des Geistes im gefunden und kranken Zustande von Dr. med. August Forel. Mit 16 Illustrationen. Stuttgart. Ernst Heinrich Moriz. 282 S.

Schon der Name des berühmten Verfassers bürgt für die Gediegenheit des Inhalts. Er teilt den Stoff in drei Teile: 1. Seele, Gehirn und Nerven im Normalzustand. 2. Pathologie des Nervenlebens. 3. Hygiene des Seelenlebens und des Nervensystems. Das vor treffliche Buch sollte von allen, gefunden und kranken Menschen eifrig gelesen werden.

224. Ballast. Von Heinrich Keller. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 215 S. Mk. 3.

225. Das Gespenst unserer Zeit. Sozialer Roman von Heinrich Keller. Berlin. Egon Fleischel & Co. 1904. 415 S. Mk. 5.

Der erste Roman ist eine Anfängerarbeit, in der der Verfasser ein großes Problem (die Judenfrage) mit unzulänglicher Romanteknik zu erörtern strebt. Aber es soll ihm das Lob nicht vorenthalten werden, daß er seiner Aufgabe mit großem sittlichen Ernst gegenübertritt. Er steht im wesentlichen auf dem Standpunkte der Assimilation. Dabei verfällt er in den so häufigen Fehler, zu glauben, daß die Assimila-

tionsmöglichkeit umsomehr wachse, je mehr der Nationalitätsgedanke an Kraft verliere. Da nun der Nationalitätsgedanke nicht nur nicht sinkt, sondern zusehends sich steigert, so hätten dann wohl die Zionisten Recht und der Verfasser Unrecht.

Der zweite Roman des Verfassers zeigt eine bedeutende Steigerung des technischen Könnens. Dabei hat er sich die Arbeit dadurch erschwert, daß er mit einer großen Menge von Personen operiert. Der Roman spielt in Wien und behandelt die soziale Frage, wie sie nicht nur bei der Arbeiterschaft, sondern auch bei dem Kleingewerbe sich darstellt. Der Verfasser zeigt viel Sachkenntnis und ein nicht geringes Geschick der Darstellung. Der Roman ist nicht frei von einer gewissen Breitspurigkeit. Selbst manche Banalität stört. Wenn man aber die beiden hier angezeigten Romane des Verfassers zusammenhält, so scheint er zweifellos sehr entwicklungsfähig zu sein, so daß er, wenn es ihm insbesondere gelingt, sich mehr zu konzentrieren, noch manch bedeutenden Fortschritt machen wird.

226. Ueber Wert und angeblichen Unwert der Mathematik. Festrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der R. B. Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres 145. Stiftungstages am 14. März 1904 von Alfred Pringsheim, Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse. München. Verlag der R. B. Akademie in Kommission des G. Franzischen Verlags (J. Roth). 44 S.

Diese Rede, die von der Schopenhauerischen Verachtung der Mathematik ausgeht, ist ganz ausgezeichnet und verdient, viel und oft gelesen zu werden.

227. Staatslexikon der Görres-Gesellschaft. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. Freiburg i. B. Herder.

Es liegen nunmehr von dieser Publikation drei weitere Hefte (40—42), welche die Artikel Staatswissenschaften bis Vereinigte Staaten umfassen, vor. Die aus der ersten Auflage herübergenommenen Artikel sind sämtlich sorgfältig revidiert und dem neuesten Stand der behandelten Fragen entsprechend geändert. In dem vortrefflichen Artikel Steuern des Herrn v. Huene sind von Schweyer die neuesten Gesetze usw. nachgetragen; die Ergebnisse der Steuern sind bis 1903 verzeichnet. Die neueste Literatur ist in allen Artikeln zugesügt. Neu aufgenommen oder ganz neu bearbeitet sind die Artikel Strafprozeß und Strafrecht (Oberlandesgerichtsrat Wellstein), die auch alle neuzeitlichen Bewegungen auf diesen wichtigen Gebieten kennzeichnen. Die Abhandlung P. Baumgartners über Theater ist lezenswert, wofür der Name des Verfassers der Weltliteratur bürgt. Professor Pohle hat den Artikel Toleranz verfaßt. Er steht natürlich vollständig auf katholischem Standpunkte. Ganz neu ist auch der Artikel Trust (Thijssen), der namentlich die charakteristischen Momente betont und eine gute Ergänzung des Artikels Kartelle bildet. Das neue Urheberrecht ist in einem Artikel von Hölscher klar und genau dargestellt. Noch drei Hefte, und das große Werk ist zum Abschluß gelangt. (Das Staatslexikon erscheint in 5 Bänden von je 9 Heften à Mk. 1.50.)

228. Jahre der Jugend. Roman von Karl Federn. Berlin. Gebr. Paetel. 1904. 396 S.

Man macht dem Verfasser bisweilen zum Vorwurfe, daß er Schlüsselromane schreibe und bezeichnet als solchen auch den vorliegenden. Das ist töricht. Wer die Verhältnisse, wer die angeblichen Modelle kennt, weiß, daß der Verfasser Menschen und Geschehnisse, die er erlebt, zu freier dichterischer Gestaltung benützt. Kein „Modell“ braucht sich durch ihn getroffen zu fühlen. Er malt keine Porträts. Die Personen seines Romanes sind durch die Dank seine eigensten Kinder. Was er aus der Wirklichkeit genommen hat, sind wesentlich Anregungen. Seine Gestaltungskraft ist groß genug, um die empirische Wirklichkeit mit ihren individuellen Menschen und Geschehnissen zur poetischen Wahrheit zu gestalten und sie zur typischen Geltung zu verarbeiten. Das ist kein geringes Lob. Der Verfasser verdient es aber.

229. Hermann Osleb. Roman von Gerhard Quickama Knoop. Berlin. Egon Fleischel & Co. 1904. 290 S. Mk. 3.50.

Wir waren wohl unter denen, die als die ersten die besondere Art des Verfassers anerkannt und deutlich auf sie hingewiesen haben. Seine besten Bücher sind wohl bisher noch immer die ersten. Der vorliegende Roman zeigt wieder viele Vorzüge und manches von der ursprünglichen individuellen Kraft des Verfassers. Er ist nicht bloß etwa eine empfehlenswerte bessere Unterhaltungslektüre, er hat einen gewissen höheren literarischen Wert.

230. Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus. Tagebuchblätter von Eugen Wolf. Mit drei Porträts und einem Brief in Faksimile. Berlin. Egon Fleischel & Co. 1904. 232 S.

Der Verfasser war häufig Gast bei dem machtberaubten Bismarck. Seine Erinnerungen sind nicht ganz ohne Wert. Fast komisch berührt es einem, zu lesen, wie der Gast bei jedem Besuch sorgfältig genau das Menu jeder Mahlzeit verzeichnet. Eine ganze Reihe von Speisezetteln ist aus dem Buche zu gewinnen. Man sieht auch aus diesen Speisekatalogen, wie üppig im Hause Bismarcks gelebt wurde. Daneben liest man auch so manche charakteristische Bemerkung Bismarcks.

231. Die stumme Mühle. Roman von Otto von Leitgeb. Zweite Auflage. Berlin. Egon Fleischel & Co. 1904. 381 S. Mk. 5.

Schon die erste Auflage dieses Romanes haben wir lobend erwähnt. Daß so rasch eine zweite Auflage erscheinen konnte, ist einmal ein gutes Zeichen für das Publikum. Der Roman ist so innerlich fein und gediegen, daß er vor vielen guten Erscheinungen der Gegenwart noch eine besondere Erwähnung verdient. Da er verhältnismäßig schnell die zweite Auflage erlebt hat, so ist zu erwarten, daß dieser noch mehrere folgen werden, was zugleich eine wirksame Aufzuckerung für den Verfasser sein wird, auf dem betretenen Wege fortzufahren.

232. Lyrische Gedichte, Balladen und Erzählungen. Von Johann Nepomuk Vogl. Wien. G. Konegen. 1902. XVI, 318 S.

J. N. Vogl war einer der fruchtbarsten Schriftsteller. Prosastücke und Gedichte produzierte er schockweise. Was er veröffentlichte, erschien meist zerstreut in Zeitschriften, vieles auch in dem Volkskalender, den er lange Jahre redigierte und der, wie ich glaube, heute noch unter seinem Namen erscheint. Die meisten seiner Produktionen verwehten längst. Es ist ein glücklicher Gedanke der Verlagsbuchhandlung gewesen, eine kleine Sammlung von Stücken, die für J. N. Vogls Art charakteristisch ist, herauszugeben und so dem einst so populären Namen noch längeres Leben zu verleihen.

233. Dorfpredigten. Von Gustav Frenssen, Pastor a. D. in Parlt, Dittmarschen. Gesamtausgabe. (Ein vollständiger Jahrgang.) Göttingen. Vandenhoeck & Rupprecht. 1902. V, 190 S. 2. Bb. Sechste Auflage. (11.—13. Tausend.) 1904. 184 S. 3. Bb. 4. Auflage. (11.—13. Tausend.) 1904. 170 S. Alle drei Bände in 1 Leinwandband Mk. 6.50. Ausgabe in 3 Leinenbänden à Mk. 3.

Lange vor „Jörn Uhl“ ist der 1. Band dieser Predigten erschienen. Wie die Verlagsbuchhandlung mitteilt, sind binnen 4¼ Jahren 41.000 Bände dieser Predigten erschienen, „ein in der Predigtliteratur noch nicht dagewesener Erfolg“. In der Tat verdienen diese Predigten die weiteste Verbreitung. Es ist ein sicheres und überlegenes Christentum, das Frenssen predigt. Die Predigten dieser kurzen Reden, besser gesagt: Ansprachen, wirkt erfrischend wie klares Quellwasser.

234. Das erste Auftreten der Syphilis (Luistseuche) in der europäischen Kulturwelt. Gewürdigt in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, dargestellt nach Anfang, Verlauf und voraussichtlichem Ende. Vortrag, gehalten in der Staatswissenschaftlichen Vereinigung zu Berlin am 12. November 1903 von Dr. med. Jwan Bloch, Arzt in Berlin. Jena. Gustav Fischer. 1904. 35 S.

Dieser sehr interessante Vortrag beweist, daß die Syphilis eine aus Westindien nach Europa eingeschleppte Krankheit ist. Der Verfasser weiß wenigstens diese Behauptung glaubwürdig zu machen. Das zweite Ergebnis der Forschungen des Verfassers ist die Prophezeiung, daß in ungefähr einem Menschenalter die Syphilis vielleicht (wenigstens in Europa) ausgestorben sein wird. Auch diese Annahme weiß der Verfasser sehr plausibel zu machen.

235. Luther und die Lüge. Eine Schutzschrift von Doktor G. Soberur, Pfarrer in Würzburg. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1904. 55 S. 80 Pf.

Daß die katholischen Ultramontanen Luther als den Ausbund aller Unmoralität hinzustellen suchen, ist eine bekannte Sache. Der wahre Vater der Lüge ist der katholische Ultramontanismus, daher muß er alles angreifen und besudeln, was dem Fortschritte der Menschheit gedient hat. Gegen die Beschimpfung und Herabwürdigung des großen Reformators sich zu wehren, ist das Recht und die Pflicht des Protestantismus. Daß dieser aber dabei auch über die Schnur haut, beweist dieses Büchlein. Der Verfasser will Luther wieder als den Ausbund der Wahrhaftigkeit hinstellen. Das wird nur schwer gelingen

können. Luther war ein Mensch mit allen Schwächen eines solchen. Man dient seinem Andenken am besten, wenn man nichts beschönigt, was klein und menschlich an ihm war. Es bleibt doch der unsterbliche Widersacher Roms mit seiner Stärke und Größe übrig.

236. Im Jahrhundert Grillparzers. Literatur- und Lebensbilder aus Oesterreich von Adam Müller-Guttenbrunn. Dritte unveränderte Auflage. Neue billige Ausgabe. München und Leipzig. Georg Müller. 1904. 121 S.

Das Inhaltsverzeichnis lautet wie folgt: Einleitung. Franz Grillparzer, der Mensch. Otto Prechtler und Franz Grillparzer. Theodor Körner in Wien. Ferdinand Raimund. Eduard von Bauernfeld. Robert Hamerling. Ludwig Anzengruber. Josef Weiler und Eduard Mautner. Auch ein Dichter. — Es sind sehr lebendige Literaturbilder, die uns da geboten werden. Auch manches vorher nicht bekannte wird hier mitgeteilt. Im allgemeinen kann das kleine Büchlein als eine belehrende und anregende Lektüre aufs beste empfohlen werden.

237. Die Viper. Kriminalroman (frei nach dem Französischen) von A. H. Revel. Berlin-Charlottenburg. Verlag Continent. Theo Gutmann. 303 S.

Wer an aufregender Lektüre Gefallen findet und sich an manchen fassen Unwahrscheinlichkeiten nicht stößt, wird bei diesem Buche auf seine Rechnung kommen.

238. Kleist-Studien. Von Spiridion Wukadinović. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta's Nachf. 1904. VII, 192 S. Mk. 3.

Eugen Wolff hat zwei Lustspiele herausgegeben, die er als Jugendlustspiele Heinrich Kleists bezeichnet. Der Verfasser weist zwingend nach, daß die Meinung E. Wolffs nicht zu halten sei. Er macht es höchst wahrscheinlich, daß diese Lustspiele Ludwig Wieland zum Verfasser haben. In zwei Aufsätzen: „Guistards Werden“ und „Guistards Tod“ bringt der Verfasser tief in das noch vielfach dunkle Kleistiſche Guistardsproblem ein. Im „Räthchen von Heilbronn“ weist der Verfasser auf die gleichzeitige bemerkenswerte Literatur über den Somnambulismus hin und deckt ihren Zusammenhang mit Kleists Drama auf. Im letzten Aufsatz: „Der Prinz von Homburg“, sucht er hauptsächlich nachzuweisen, daß auch hier, wie bei Kleists meisten Schöpfungen, die Beziehungen des Stoffes zu des Dichters persönlichen Erlebnissen und Stimmungen leicht nachzuweisen ist. Der Verfasser ist durch eine treffliche Schule gegangen und sein Buch zeichnet sich durch wissenschaftliche Exaktheit und starke Nüchternheit aus.

239. Meister Eckhardts mystische Schriften. In unsere Sprache übertragen von Gustav Landauer. Berlin. Karl Schnabel (Arel Juncker). 1903. 246 S. Mk. 5. (Verschollene Meister der Literatur. I.)

In dem kurzen Vorwort sagt G. Landauer: „Meister Eckhardt ist zu gut für historische Würdigung; er muß als Lebendiger auf-
erstehen.“ Das ist ein gutes und schönes Wort. Wenn es zur Wirk-

lichkeit werden sollte, darf G. Landauer sich rühmen, dabei mitgetan zu haben. Der Urtext schreckt naturgemäß den Leser von heute ab. Wenn er auch nicht übermäßig schwer zu verstehen ist, so erfordert er doch so viel Mühe, daß viele über die schwer zu bewältigende Schale nicht zum Kern vordringen. Landauer bietet uns eine sehr verständige Uebertragung. Er gibt uns 23 Predigten, 7 Traktate und Fragmente und Sprüche, die er aus hier nicht mitgeteilten Stücken ausgewählt und zusammengestellt hat. Am Schlusse fügt er noch eine Reihe von kommentierenden Bemerkungen an. Das Buch ist vortrefflich ausgestattet und verdient die wärmste Empfehlung. Es bildet den 1. Band einer Serie, die uns „Dichter und Weise, Pamphletisten und Politiker, Stille und Heilige, Kämpfer und Eremiten aus allen Völkern und allen Zeiten, aus Okeident und Orient“ vorführen will. Wir hoffen, die Sammlung weiter verfolgen zu können.

240. „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Eine ethisch-historische Untersuchung nebst einem Epilogus galeatus von Graf Paul von Hoensbroech. Dritte gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Berlin. E. M. Schmetzsche & Sohn. 1904. 112 S. Mk. 2.

Ein sicherer Dasbach, katholischer Kaplan, setzte in einer in Nixdorf bei Berlin gehaltenen Rede einen Preis von 2000 Gulden aus, die derjenige gewinnen sollte, der den Nachweis liefere, daß die Jesuiten den Grundsatz lehren: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Graf Paul von Hoensbroech erbot sich, diesen Beweis zu liefern und brachte den Kaplan vor Gericht. Dieses ging aus formalen Gründen nicht auf den Gegenstand ein. Die Beweismittel hat Hoensbroech in der vorliegenden Schrift zusammengestellt. Sie sind zwingend und für die Ultramontanen niederschmetternd. Diese Schrift sollte in ungezählten Exemplaren verbreitet und gelesen werden.

241. Frédéric Bastiat. Sein Leben, seine freihändlerischen Bestrebungen und sozialökonomischen Anschauungen von Hermann von Leesen, Dr. phil. München. E. Reinhardt. 1904. XXXII, 170 S. Mk. 3.

Es gibt u. W. in deutscher Sprache noch keine Monographie über F. Bastiat, so daß die vorliegende Arbeit eine wirkliche Lücke ausfüllt. Sie ist mit genauer Kenntnis, mit Berücksichtigung aller hieher gehörigen literarischen Hilfsmittel und mit dankenswerter Sorgfalt gearbeitet. Wer sich über F. Bastiat schnell und gründlich unterrichten will, braucht bloß zu diesem Buche zu greifen.

242. Friedrich Salms ausgewählte Werke in vier Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Anton Schlossar. Mit drei Bildnissen, einem Briefe und einem Gedichte als Handschriftenproben. Leipzig. Max Hesse. 1. Bd. Einleitung des Herausgebers. Gedichte. 93, 96 S. 2. Bd. Griselbis. König und Bauer. Der Sohn der Wildnis. 217 S. 3. Bd. Verbot und Befehl. Der Fechter von Ravenna. Wildfeuer. Regum Comru. 286 S. 4. Bd. Die Marzipanliebe. Die Freundinnen. Das Haus an der Ver-

mal-Brücke. — Die vier Bände in einem geschmackvollen Ganzleinenband Mt. 2.

Diese beispiellos billige Ausgabe ist mit großem Geschick und sehr geschmackvoll gemacht. Die 93 Seiten füllende Einleitung des Herausgebers erhöht den Wert der Ausgabe.

243. Deutschland und Rom. Ein historischer Rückblick von Richard Graf Du Moulin-Écart, o. Professor der Geschichte an der kgl. Technischen Hochschule zu München. J. F. Lehmann. 1904. XI, 215 S. Mt. 3.

Graf Du Moulin wird von den bayerischen Ultramontanen wegen seines Freimutes aufs grimmigste befehdet. Er bietet in dem vorliegenden Werke eine äußerst lehrreiche und zeitgemäße Gegenüberstellung und Vergleichung des Verdegangs deutscher und römischer Geschichte in ihrem Zusammenhang von der ersten Berührung an bis heute. Graf Du Moulin, der Sprosse aus streng katholischem Hause, ist durch seine Geschichtsstudien zu der Ueberzeugung gelangt, daß Roms Politik von Anfang an ein Fluch für Deutschland war und ist. Das, was er selbst durch eifrige Studien in sich aufgenommen, was er als deutscher Gelehrter frei vom Zwange römischer Fesseln zutage gefördert hat, teilt er nun als reife Frucht seinem Volke mit. „Entwicklung“ lautet das wissenschaftliche Schlagwort der Gegenwart, und wenn wir diesen Maßstab auch bei der Geschichtsbetrachtung anwenden und, wie es der Verfasser tut, die Wellenbewegungen der Ereignisse in der römischen und deutschen Geschichte miteinander vergleichen, so kommen wir zu dem Schluß, daß nur durch unermüdlchen Kampf Freiheit und Leben errungen werden. Diese Erfahrung an sich ist zwar natürlich uralte, aber diese Erkenntnis in die breite Masse zu tragen, das deutsche Volk über seine Stellung zum Papsttum an der Hand geschichtlicher Tatsachen aufzuklären, dem deutschen Volk den untrüglichen Spiegel der Geschichte vorzuhalten, das war das Bestreben des Verfassers. Rom ist der Erbfeind deutschen Wesens. Im ersten Abschnitt unserer Zeitrechnung war es das römische Kaisertum, also ein rein politischer Machtfaktor, mit dem wir um die Oberhand zu ringen hatten, später, nach dem Zerfall des römischen Kaiserreichs, ist allmählich der Cäsar vom Papst abgelöst worden. Der Sitz des Gegners, die Zentralstelle der Weltherrschaftsgelüste ist geblieben, nur die Larve hat sich geändert. Die Religion mußte als Deckmantel für die römischen Machtbestrebungen herhalten, und fürwahr, diese Vermummung hat sich bewährt. Bald mit Sammetpfötchen, bald mit berber Haust, bald liebevoll einschmeichelnd, bald mit rücksichtsloser Grausamkeit hat Rom sein Ziel verfolgt. Die neueste Entwicklungsstufe dieser bewährten Verquickung von Religion und Politik ist der Ultramontanismus; der Jesuitismus ist in seiner Wiedergeburt begriffen. Es ist nötig, daß dem sorglos Schlummernden, dem in den tödlichen Schlaf politischer Indolenz Versunkenen rechtzeitig die Augen geöffnet werden. Dieser Zeitpunkt ist wieder einmal da, ein weithin hallendes, bröhnendes „Auf zum Kampf“ ertönt uns in den Ohren! Ihm Folge zu leisten, ist die Pflicht jedes Deutschen, der den Auf

hört, und daß er von recht vielen gehört wird, dazu soll die vorstehende Schrift des Grafen Du Moulin das ihrige beitragen.

244. Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte, herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Lieferung 26. — 9. Lieferung des Schlußbandes. Wien und Leipzig, Hof-Verlags-Buchhandlung Karl Fromme.

Das 9. Heft führt die im vorigen Hefte begonnene Schilderung der Verbreitung des Josefinitismus in den Kronländern der Monarchie zu Ende. Hann setzt zunächst die Besprechung der Literatur Kärntens fort, wobei er besonderes Gewicht auf das Ritterdrama legt. Im Anschluß an Baron Paul Herbert zeichnet Professor Zeidler in kurzen Strichen die „Kantverehrung in Oesterreich“. P. v. Radics lenkt die Aufmerksamkeit auf den Parallelismus, der in Krain zwischen der Pflege der deutschen und slovenischen Literatur bestand. Hierauf wendet sich die Schilderung den Karpathenländern zu. Nach einer allgemeinen Einleitung führt uns Zeidler in dem umfangreichen Kapitel „Galizien und die Spätblüte josefinischer Kulturübertragung“ in das „Neuland“ Galizien und weiß hier mit derselben Objektivität, die er in früheren Abschnitten bei der Beurteilung der protestantischen und jesuitischen Literatur bewiesen hat, die Eigenart des deutschjüdischen Schrifttums aus den bodenständigen Verhältnissen des Landes heraus, die auf Grund reicher historischer und literarischer Details geschildert werden, zu konstruieren. Es ist ein interessanter Weg, den uns der Verfasser von Kratter bis K. E. Franzos in leidenschaftsloser Analyse führt und lehrreich ist der große Zusammenhang, in welchen die Bewegung durch Hinweis auf die modern-hebräische Literatur gesetzt wird. Der Schluß des Heftes ist Siebenbürgen, der Zipß, den ungarischen Bergstädten, Süd- und Westungarn gewidmet, die Schullerus, Weber und Nagl mit bekannter Sachkenntnis behandeln.

245. Paul Heyse, Novellen. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen à 40 Pf. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.

Von der neuen wohlfeilen Ausgabe von Paul Heyse's Novellen, die im Cotta'schen Verlage erscheint, liegen uns jetzt sieben Lieferungen vor. Sie enthalten den ersten Band und den Anfang des zweiten Bandes der „Italienischen Novellen“. Die berühmte Novelle *L'Arabiata* eröffnet den Reigen; obgleich vor mehr als fünfzig Jahren geschrieben, wirkt das graziose Werk auch heute noch mit voller Frische. Nicht minder fesseln die übrigen Novellen (*Am Tiberufer*, *Barbarossa*, *Andrea Delfin*, *Die Einsamen*, *Die Witwe von Pisa*, *Annina*, *Beatrice*, *Merina*), jede ein kleines Meisterwerk, reizvoll in der Erfindung, edel in der Sprache. Diese sorgfältig ausgestattete Ausgabe verdient die weiteste Verbreitung.

246. Wind und Wetter. Fünf Vorträge über die Grundlagen und wichtigeren Aufgaben der Meteorologie von Professor Dr. Leonh. Weber. Mit 27 Figuren im Text und 3 Tafeln. Leipzig. B. G. Teubner. 1904. VI u. 130 S. Mk. 1, geb. Mk. 1.25.

(„Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 55. Bändchen.)

„Wind und Wetter“ sind für einen jeden von mehr oder minder großer praktischer Bedeutung oder doch Interesse; ein tieferes Verständnis der Erscheinungen sich erwerben zu können, wird darum manchem willkommen sein. Das strebt das vorliegende Buch an. Es kann sowohl dem Laien, der sich für Meteorologie interessiert, wie auch dem Studierenden als erste Einführung in dieses Gebiet warm empfohlen werden. Denn es werden in ihm nicht bloß die historischen Wurzeln der Meteorologie, ihre physikalischen Grundlagen und ihre Bedeutung im gesamten Gebiete des Wissens geschildert, sondern auch die hauptsächlichsten Aufgaben erörtert, welche dem ausübenden Meteorologen obliegen und für den Fortschritt dieser Disziplin in Betracht kommen. Der erste Vortrag behandelt die an meteorologischen Stationen benutzten Instrumente; der zweite die neuere Drachen- und Ballon-technik; der dritte die statistische Verarbeitung der Beobachtungen und die Grundzüge der Klimatologie; der vierte die mechanischen und thermischen Grundgesetze der bewegten Atmosphäre; der fünfte die Wettervorhersage — das praktisch bedeutsamste, aber ohne Kenntnis der anderen eben nicht wirklich verständliche Kapitel der Wetterkunde.

247. Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte von Dr. Fr. Giesebrecht, ord. Professor an der Universität Königsberg. B. G. Teubner. 1904. IV und 132 S. Mk. 1, geb. Mk. 1-25. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 52. Bändchen.)

Seit manchem Jahrzehnt hat die Wissenschaft daran gearbeitet, das hochwichtige Gebiet der israelitischen Religionsgeschichte, das aufs innigste mit den Kulturen des alten Orients verbunden ist, zu erschließen. Angesichts des lebhaften Interesses, das sich durch die Popularisierung der Ausgrabungsergebnisse aus den Ländern der alten Welt diesen Fragen zugewendet hat, erscheint es angemessen, auch die Ergebnisse der alttestamentlichen Wissenschaft weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Nicht haltlose, kühne Hypothesen galt es hier zu veröffentlichen, sondern das in langer Arbeit Bewährte, durch Zustimmung der Besten oder durch Anerkennung mancher Forschergenerationen Gesicherte dem großen Publikum zu bieten. Wie Israels Religion entsteht im Sturm und Drang einer echt nationalen Geschichte, wie sie später die nationale Schale sprengt in mächtigen Krisen, um die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats, das ist hier zur Darstellung gekommen. Sorgfältig ist den Berührungen mit anderen Religionen, Kanaans, Babels, Ägyptens usw. nachgegangen, und die späteren Kultusformen sind bis in die Wurzeln ihrer Entstehung verfolgt. Mit augenscheinlicher Sympathie sind namentlich die Heldenfiguren der großen Propheten behandelt, welche die nationale Religion zur ethischen Menschheitsreligion hinüberführten im rastlosen, wenn auch oft tief tragischen Ringen. So kann das Büchlein

jedem warm empfohlen werden, der sich über das von den Tagesbroschüren Gebotene hinaus über diese Fragen unterrichten will, und jedem, der das Bedürfnis fühlt, sich ein selbständiges Urteil zu bilden über die Bedeutung der alttestamentlichen Religionsentwicklung zwischen totem Buchstabenglauben auf der einen und radikaler Verwerfung auf der anderen Seite.

248. Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken von Dr. J. Geffcken, Professor in Hamburg. Leipzig. B. G. Teubner. 1904. 135 S. Mk. 1, geb. Mk. 1.25. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 54. Bändchen.)

Mit dem wachsenden religiösen Interesse unserer Zeit ist auch das Interesse für die Entstehung und die weitere Entwicklung des Christentums ein immer größeres geworden. So darf das vorliegende Büchlein von vornherein auf einen weiten Leserkreis rechnen. Der Verfasser gibt in dem Bändchen eine Reihe von Bildern aus dem alten Christentum, Studien über Entwicklungen, Darstellungen von Persönlichkeiten aus den drei ersten Jahrhunderten der neuen Lehre. Das erste Kapitel behandelt den Eintritt des Christentums in die griechisch-römische Welt, deren moralische Zustände, deren Gottesglaube geschildert werden. In den beiden folgenden Kapiteln werden bedeutende, enthusiastische Bestrebungen geschildert, die Apokalypsen und die Sibyllen, wobei die Johannes-Apokalypse eine eingehendere Behandlung erfährt. Das dritte Kapitel behandelt die Christenverfolgungen, das vierte die literarischen Kämpfe; hier stehen die großen Kirchenväter Tertullian und Augustin im Mittelpunkt der Darstellung. Den Schluß bildet eine Erörterung über „Orient und Okzident im alten Christentum“, die das Christentum als Faktor der großen Bewegung, die den Orient bis zu Mohammeds Zeit gegen den Okzident drängt, auffaßt. Aus dieser Inhaltsübersicht ergibt sich, wie sehr das Bändchen geeignet ist, eine Vorstellung von der Stimmung im alten Christentum und von seiner inneren Kraft zu geben und ein Verständnis für die ungeheure und vielseitige weltgeschichtliche kultur- und religionsgeschichtliche Bewegung zu schaffen.

249. Die Gleichnisse Jesu. Zugleich eine Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von H. Weinel, Privatdozent der Theologie in Bonn. Leipzig. B. G. Teubner. 1904. VI und 130 S. Mk. 1, geb. Mk. 1.25. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 46. Bändchen.)

Das Büchlein will ein richtiges Verständnis für einen der wichtigsten, wenn nicht den wichtigsten Teil der Bibel gewinnen helfen und damit einer hoch bedeutsamen Aufgabe dienen. Denn wie vielen fehlt dieses richtige Verständnis. Das Büchlein will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher, von Männern wie Tolstoi, W. Kirchbach u. a., geübter Allegorisierung der Gleichnisse Jesu ihre wörtliche Auf-

fassung in den Kreisen der Nichttheologen zur Geltung bringen. Damit verbindet es zugleich eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie an den drei ersten Evangelien und dem Leben Jesu und will dadurch seine Leser in den Stand setzen, gegenüber überlieferter unkritischer Hinnahme oder moderner Ueberspaltung des gesamten Evangelienstoffes selbst zu verstehen, wie viel wir wirklich von Jesus wissen können und mit welcher Methode wir dieses Erkennen festzustellen vermögen. So wird zunächst an der modernen Dichtung entnommenen Beispielen der Unterschied von Gleichnis und Bildrede (Allegorie) festgestellt, danach das Wesen der Gleichnisse Jesu berührt, die, wie der Verfasser meint, völlige Unhaltbarkeit der allegorischen Auffassung dargetan, das rechte Verständnis der Gleichnisse gezeigt. Danach wendet sich das Büchlein der Ueberlieferung der Gleichnisse zu; ihre Verschiedenheit wird aufgezeigt, die Methode der Forschung erörtert, um ihre Quellen, das Verhältnis der verschiedenen Ueberlieferungen zu diesen und zu einander festzustellen. Endlich entwirft das Buch ein Bild des Seelenlebens des Dichters und Propheten Jesus auf Grund seiner Gleichnisse. Den Schluß bildet ein Abdruck der Gleichnisse in den verschiedenen Ueberlieferungen, der eine selbständige Prüfung und Durcharbeitung der Darlegungen des Verfassers ermöglicht.

250. Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von Dr. Ludwig Bussé, Professor der Philosophie an der Universität Königsberg i. Pr. Leipzig. B. G. Teubner. 1904. IV und 164 S. Mf. 1, geb. Mf. 1.25. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 56. Bändchen.)

Das Buch macht den Leser in allgemeinverständlicher Form mit den bedeutendsten Erscheinungen und Persönlichkeiten der neueren Philosophie bekannt und führt so in das Verständnis der Philosophie und ihrer Probleme ein. Nach einer Einleitung, die über Wesen und Aufgabe der Philosophie orientiert, wird der Rationalismus von Descartes bis Spinoza, der Empirismus von Bacon bis Locke und die Gestaltung der Philosophie im Jahrhundert vor Kant behandelt, darauf die kritische Philosophie Kants eingehend dargestellt. Daran schließt sich eine Uebersicht über die Philosophie des 19. Jahrhunderts: der Idealismus Fichtes, Schellings, Hegels, Schopenhauers und Hartmanns, der Realismus Herbart's und Loges. Der Neukantianismus Albert Langes, der Positivismus von Comte, Mill und Spencer werden dabei besonders berücksichtigt. Die Darstellung arbeitet stets die beherrschenden und charakteristischen Grundgedanken eines jeden Systems scharf heraus, so daß ein möglichst klares Gesamtbild der in ihm enthaltenen Weltanschauung entsteht. Besonders Gewicht ist darauf gelegt worden, den Zusammenhang einzelner Systeme untereinander, den Fortschritt der philosophischen Gesamtentwicklung überall erkennbar zu machen. In dieser Hinsicht sind die allgemeinen Charakteristiken ganzer Epochen und die zusammenfassenden orientierenden Ueberblicke innerhalb der Systeme von besonderem Wert.

251. Ausgewählte Briefe von und an Ludwig Feuerbach. Zum Säkulargebächtniß seiner Geburt herausgegeben und biographisch eingeleitet von Wilhelm Volin. Leipzig. Otto Wigand. 1904. Erster Band. Biographische Einleitung. Briefe 1820 bis 1837. Mit einem Bildnis Feuerbachs in Stahlstich. X, 317 S. Zweiter Band. Briefe 1838—1871. VI, 373 S. Mf. 3-50.

Am 28. Juli dieses Jahres ist ein Jahrhundert seit der Geburt Ludwig Feuerbachs abgelaufen. Die Erinnerung daran hat die Verlagshandlung, bei der die Gesamtausgabe seiner Werke erschienen, durch Herausgabe seiner Briefe in geeigneter Auswahl ehren wollen. Bald nach Feuerbachs Tode gelangte wohl ein großer Teil seiner Briefe durch Karl Grün zur Veröffentlichung: „Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß“, zwei Bände, Leipzig und Heidelberg 1874. Die Sammlung bestand aber weit mehr aus Briefen an ihn als von ihm, verriet auch vielfach die Eiligkeit, womit sie bewerkstelligt worden, war unpraktisch in ihrer Anordnung und ließ auch in mancher anderen Hinsicht zu wünschen übrig. Es fehlten ihr vor allen Dingen die Briefe, die von Feuerbachs langjährigen Freundschaftsbeziehungen zu Christian Rapp, weiland a. o. Professor in Heidelberg, Zeugnis gaben. Sie erschienen zwei Jahre später gesondert: „Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Rapp 1832 bis 1848“. Aber auch damit war das brieflich zugängliche Denkmal der Persönlichkeit Feuerbachs noch nicht vollständig; vieles seinen späteren Lebensjahren Angehörnde blieb noch ausstehend, denn was die vorausgegangene Briefausgabe diesfalls gebracht, war lückenhaft und überdies in einer Weise vorgeführt, der es an der erforderlichen Uebersichtlichkeit durchaus fehlte. Bei der nun veranstalteten neuen Briefausgabe ist es hauptsächlich auf Briefe von Feuerbach abgesehen. Von den in dieser Sammlung enthaltenen 350 Briefen stammen mehr als zwei Drittel aus seiner Feder. Den beiden vorhin genannten Sammlungen wurden nur die wichtigeren der seinigen entnommen und durch einen guten Teil unedierter Briefe bereichert, die noch aufgetrieben werden konnten. Vor allen Dingen die Briefe an seinen langjährigen Verleger Otto Wigand, die manches Bedeutsame sowohl betreffs einzelner Werke wie persönlicher Erlebnisse enthalten. Aus Feuerbachs brieflichem Verkehr mit seinem längere Zeit in Amerika lebenden jüngeren Freunde Friedrich Rapp, späterhin als freijünniges Mitglied während der Glanzzeit des Parlaments im neugeeinigten Deutschland allgemeiner bekannt geworden, wurde eine ganze Zahl unedierter Briefe an ihn angereicht, zusammen mit unedierten Briefen von ihm; auf dessen anderwärts veröffentlichte Briefe an Feuerbach ist allemal der nötige Hinweis beigegeben. Unter den sonst hier noch gebrachten Briefen Feuerbachs befinden sich etliche, die gelegentlich in Journalen veröffentlicht worden, von ihren Inhabern jedoch im Original zur Verfügung gestellt wurden. Ueberdies bringt die Sammlung auch weitere unedierte Briefe von ihm. Von Briefen an Feuerbach gehören hier die wenigsten den beiden früher veröffentlichten Sammlungen an, aus denen nur die wichtigeren herüber genommen wurden. Neu hinzu kamen desto mehrere, so namentlich die

von Otto Lüning aus Rheda in Westfalen, einem der rührigsten und einflussreichsten Förderer des weiland Deutschen Nationalvereins; auch im Leben und Herzen Feuerbachs hat er eine denkwürdige Bedeutung gehabt. Lünings Briefe sind, abgesehen von ihrem eigenen ansprechenden Gehalt, auch deshalb für die gegenwärtige Sammlung von Belang, weil sie die auf sie bezüglichen Briefe Feuerbachs, die nicht mehr aufzutreiben waren, zu vertreten haben. Feuerbachs Briefen an Jakob Moleschott war leider nicht beizukommen; alle dieserhalb stattgehabten Bemühungen blieben erfolglos. Für das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Forschern haben die schon von Grün veröffentlichten Briefe Moleschotts an Feuerbach einzustehen, die hier sämtlich abgedruckt wurden. Die vorliegende Brieffsammlung umfaßt ein halbes Jahrhundert. Mit der Gymnasialzeit 1820 anhebend, reicht sie bis 1871, dem Jahre vor Feuerbachs Ableben. Sie betrifft eine der wichtigsten Epochen deutscher Kultur- und Geistesentwicklung, an deren dauernden Ergebnissen er selbst wesentlich beteiligt gewesen. Vorwiegend entrollen die Briefe allerdings ein anspruchsloses Gelehrtenbath in dessen häuslichen, verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen. Es knüpft sich daran jedoch ein vielseitiges Interesse, vor allen Dingen durch die mannigfachen Belehrungen, die man betreffs seiner Werke und ihrer Schicksale erhält. Aber die Briefe haben auch zeitgeschichtlichen Wert durch die darin berührten öffentlichen Vorgänge, sei es als Gegenstand unmittelbarer Erfahrung oder wegen der ihnen gewordenen Beurteilung, theils aus seiner eigenen Feder, theils in Zuschriften aus dem Freundeskreise. So namentlich die in den Mittelpunkt jener Epoche fallende Achtundvierziger Bewegung mit dem ihr vorausgehenden Aufschwung und dem diesen ablösenden Rückschlag: dies alles im Denken und Fühlen eines einsichtigen Zeitgenossen gespiegelt zu sehen, gibt den Briefen einen unwiderstehlichen Reiz. Nicht minder belangvoll sind die Erörterungen der späteren Zeitvorgänge, die eine theilweise Erfüllung des um achtundvierzig Erhofften und Erstrebten bringen sollten. Ihren Hauptzügen nach ist jene Epoche dem heutigen Geschlecht als eine geschichtlich feststehende hinlänglich gegenwärtig. In den hier gegebenen brieflichen Erörterungen werden aber mancherlei Einzelheiten berührt, die als geringfügig und vorübergehend von den Zeitwogen so hinweggespült worden, daß sie nunmehr ohne erklärende Aufschlüsse nicht verständlich sind. An Feuerbachs eigenen Briefen fand dies nöthige Berücksichtigung in beigegebenen Fußnoten; bei den Briefen an ihn ist solches, soweit möglich, gleichfalls geschehen. Aber in den Briefen gelangt nicht Feuerbachs ganzer Lebenslauf, nicht alle ihn betreffenden Vorgänge zur Anschauung. Manches Bedeutsame darin ward überhaupt nicht Gegenstand brieflicher Mittheilungen, darf aber, weil in sein Leben und Denken mehr oder weniger nachhaltig eingreifend, nicht übergangen werden, zumal Etlliches davon auf anderem Wege zur Sprache gebracht worden. Dies sowohl wie auch die Notwendigkeit, manche in den Briefen berührte Einzelheiten eingehender darzulegen als es in bloßen Fußnoten thunlich, gab den Anlaß zu einer biographischen Einleitung, die den Briefen vorangestellt wurde. Unter selbstverständlicher Bezug-

nahme auf die Briefe, denen sie aber in keiner Weise vorgreift, ist die Einleitung als ein Ganzes für sich gehalten, das volle Verständnis der Briefe vorbereitend und von ihnen die genauere Ausführung dessen empfangend, wofür solchenfalls eine kürzere Fassung in der Einleitung genügte. Briefe und Einleitung ergänzen sich gegenseitig, jene durchweg in Gruppen geordnet, die sich inhaltlich den einzelnen Kapiteln der Einleitung angliedern. So dürfte das nun Dargebotene sich zu einem Gesamtbild gestalten, in dem Feuerbach möglichst unmittelbar, schlicht und prunklos wie er im Leben gewesen, an diejenigen Leser herantritt, die seinen Werken ein so warmes Interesse abgewonnen, daß ihnen auch ein näherer Einblick in seinen Werdegang, sein Streben und Hoffen, seine Freuden und Leiden, sein mutiges Bewältigen eines harten Lebensgeschicks willkommen ist. Im großen und ganzen seiner Welt so weit voranstehend, daß er noch lange hin für den Erwerb und Besitz der höchsten Lebensgüter wegweisend vorauleuchtet, hat er von ihr viel Hemmung und wenig Förderung erfahren. Aber das Verständnis und die Anhänglichkeit, die er gleichwohl bei manchen seiner Zeitgenossen bei den verschiedensten Berufskreisen gefunden, haben ihn zusammen mit der Tüchtigkeit seines Charakters treu bei seiner als richtig erkannten Lebensaufgabe beharren lassen. Das hat ihn auch vor dem Verzagen an Welt und Menschen bewahrt: unter oft schweren Entsagungen blieb er versöhnlich und dankbar, wo ihm Gutes zuteil ward, einsichtsvoll und geduldig, wo das Erlittene mit überlebten Anschauungen zusammenhing, deren Verderblichkeit er erkannt und die er in seinem auf allgemeines Menschenwohl gerichteten Wirken unverbroffen bekämpft hat.

252. Goethe-Briefe. Mit Einleitungen und Erläuterungen. Herausgegeben von Philipp Stein. Berlin. Otto Elsner. Band I: Der junge Goethe. 1764—1775. Mit Goethes Jugendbildnis und der Handschrift seines ersten erhaltenen Briefes. 1892. XVI, 384 S. Band II: Weimarer Sturm und Drang. 1775—1783. Mit Goethes Bildnis aus dem Jahre 1776, nach dem Gemälde von G. M. Kraus gestochen von Chodowiecki. 1902. XVI, 312 S. Band III: Weimar und Italien. 1784—1792. Mit Goethes Bildnis aus dem Jahre 1786, nach dem Gemälde von J. W. Tischbein. 1902. XV, 313 S. Band IV: Weimar und Jena. 1792—1800. Mit einem Bildnis der Christiane Vulpius nach der Kreidezeichnung von J. Burg 1800. 1903. XVI, 313 S. Band V: Im neuen Jahrhundert. 1801—1807. Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Burg. 1904. XIV, 317 S. Jeder Band Mk. 3, in Ganzleinen gebunden Mk. 4.

Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Nation ist imstande, die von der Goethe-Gesellschaft veranstaltete Ausgabe der Werke Goethes sich anzuschaffen. Diese Ausgabe, die auch Sophienausgabe genannt wird, weil sie im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar begonnen wurde, erscheint in verschiedenen Abteilungen, von denen die vierte in etwa 65 Bänden die Briefe Goethe in möglichster Vollständigkeit bringen soll. Der Herausgeber der vorliegenden

den Auswahl sagt mit Recht: „Man kennt Goethe nicht, wenn man seine Briefe nicht kennt — man versteht ohne sie nicht den Dichter und nicht den Menschen Goethe.“ Er will hier „eine instruktive Auswahl alles Charakteristischen, Schönen und Bedeutenden“ geben. „Ein fortlaufender Kommentar will die vielverschlungenen Anspielungen, die weitverzweigten persönlichen und literarischen Beziehungen des Briefschreibers entwirren, die nötigen Daten und Fakten verzeichnen, die tausend feinen Fäden, die zwischen Leben und Schaffen des Dichters sich spinnen, aufdecken. Es soll — im besten Sinne des Wortes — ein Lesebuch gegeben werden, eine Ergänzung zu den bisherigen Ausgaben der Werke Goethes.“ Wie sehr seine Absicht dem Verfasser gelungen ist, bestätigen eine Reihe von Autoritäten in verschiedenen Besprechungen der bisherigen Bände, so Ludwig Geiger, Adolf Erdmann, Eduard Engel, Th. Achelis, Paul Romer. Dem ausnahmslos überaus günstigen Urteil dieser Männer können wir uns nur anschließen. Der Herausgeber ist ein Sachverständiger und dabei ein Mann von Taft. Die zu jedem Bande gegebenen Einleitungen sind gedrungen, alles wesentliche hervorhebend, ohne in pedantische oder gelehrte Weiterschweifigkeit zu verfallen. Die Anmerkungen halten das notwendige Maß. Keine von ihnen möchte man missen, höchst selten scheint uns einmal eine zu fehlen. So ist diese Ausgabe in der Tat geeignet, ein Hausbuch im besten Sinne des Wortes zu werden, was umso leichter ist, als der Preis (bei schöner, würdiger Ausstattung) wirklich sehr niedrig gehalten ist. Wer einem Freunde zu seiner Goethe-Ausgabe eine notwendige und gewiß willkommene Ergänzung schenken will, der gebe ihm diese Briefsammlungen. Es kommt ja bald die Zeit der Feste wieder und manchem verursacht die Wahl viel Qual. Immer noch gilt das Wort, daß ein Buch das beste Geschenk ist. Es ist auch das edelste. Es ehrt den Geber und den Beschenkten.

253. Sakuntala. Ein indisches Spiel des König Kalidasa. In deutscher Bühnenauffassung von Max Möller. Berlin. O. Elsner. 117 S.

Ein feinsinniger poetischer Kopf gibt uns hier die weltberühmte Schöpfung Kalidasas in einer bühnengerechten Form. Sie ist wohl geeignet, Theaterdirektoren zu veranlassen, immer wieder den Versuch einer Aufführung zu machen. Hat nur das Publikum in den ersten Szenen das Gefühl des Fremdartigen überwunden, dann gibt es sich gewiß den Zauber der Dichtung willig hin.

254. Geschichten aus alter Zeit. Von W. H. Riehl. 3. Aufl. (6. Abt.) Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta's Nachf., 1904. 1. Reihe. 268 S. 2. Reihe. 313 S.

Diese beiden Bände gehören zu den reizendsten Büchern der erzählenden, deutschen Literatur. Die einzelnen Erzählungen sind anziehend durch den Stoff und seine Behandlung rein vom Standpunkte der Spannung aus, sie geben aber auch Kulturbilder von größter historischer Treue und von einer vorbildlichen Anschaulichkeit. Es sind fast lauter Musternovellen, die hier geboten werden.

255. Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft.

Zeitschrift im Auftrage des Akademischen Schutzvereins verfaßt von Dr. Karl Bücher, ord. Professor der Nationalökonomie an der Universität Leipzig. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig. B. G. Teubner. 1904. XIII, 364 S. Mk. 2.50.

Der große Gelehrte K. Bücher hat mit einem Aufwande von staunenswertem Fleiße sich die Aufgabe gestellt, in alle Winkel des deutschen Buchhandels hineinzuweichen. Er hat damit bei den Beteiligten unliebbare Aufregung hervorgerufen. An allerlei schmutzigen Verdächtigungen seiner Person hat es dabei auch nicht gefehlt. Sie prallen aber an dem blanken Ehrenschilde des Verfassers ab und auf die Urheber zurück. In 18 Kapiteln behandelt der Verfasser das Ganze des deutschen Buchhandels. Er präzisiert den Charakter des Buches als Ware, beschreibt die Organisation des Buchhandels, den Warenvertrieb, die Frage des Rabattes, das Verhältnis des Buchhandels zu den Käufern und Autoren, das Sortiment, das Kataloggeschäft, den Restbuchhandel, das Antiquariat, die Bücherpreise usw. usw. Was uns der Verfasser bietet, ist eine wissenschaftliche Muster- und Meisterleistung ersten Ranges. Nicht nur, wer sich für den Buchhandel, auch wer sich als Käufer bloß für die Bücher interessiert, muß dieses Buch lesen.

256. „Frivol.“ Aus dem Leben eines Pferdes. Roman von Maria-Madeleine. Berlin-Charlottenburg. Verlag Continent, Theo Gutmann. 200 S.

„Frivol“ ist ein flott und gut geschriebener Roman, der uns in der Geschichte des Lebens eines Pferdes die Geschichte menschlicher Schicksale mit Temperament und wirkungsvoll erzählt.

257. Kaiser Heinrich IV. Ein deutsches Trauerspiel in zwei Abteilungen von Ferdinand von Saar. Dritte Auflage. I. Hilbrand. II. Heinrichs Tod. Raffel. Georg Weig. 1904. 255 S. Mk. 4.

258. Camera obscura. Acht Geschichten von Ferdinand von Saar. Zweite, vermehrte Auflage. Raffel. Georg Weig. 1904. 262 S. Mk. 3.

Das historische Doppel drama „Heinrich IV.“ verdiente eine größere Beachtung, als ihm bisher zuteil geworden ist. Vor allem sollte es aufgeführt werden. In dem immer mehr sich verpflanzenden Oesterreich würde die Zensur Schwierigkeiten machen. Der I. Teil: „Hilbrand“ wäre wohl gar nicht bei uns für das Theater freizukriegen, aber mit „Heinrichs Tod“ sollte der Versuch wohl gemacht werden. Es liegt doch in diesem bedeutendsten Werke F. v. Saars große poetische Gestaltungskraft und dramatische Wucht. Diese beiden Dramen werden auch noch gewiß auf der Bühne lebendig werden. Einstweilen muß man sich damit begnügen, zu ihrer Lektüre aufzumuntern. Das Novellenbuch, das acht Erzählungen enthält, zeigt uns den Dichter als lebenswürdigen Fabulierer und Menschenbildner. Sie alle sind von lebenswürdiger Echtheit und Gediegenheit und verdienen gelesen zu werden.

259. Polens Töchter. Roman von Agnes Henningsen. Stuttgart. Alfred Juncker. 1904. 294 S.

Eine, wenn wir nicht irren, dänische Autorin schildert uns polnisches Land und polnische Leute. Wenn diese dem hier entworfenen Bilde entsprechen, dann wäre es schlimm um die Zukunft des polnischen Volkes bestellt. Schon die Männer widern im höchsten Grade an. Was aber die Frauen anbelangt, so faßt uns gelindes Entsetzen. Alle vorgeführten Typen schrecken ab und stoßen zurück. Aber schließlich denken wir daran, daß alle die Personen, mit denen wir bekannt gemacht werden, ja durchaus der „Gesellschaft“ angehören. Und die „Gesellschaft“ ist nicht das Volk. Eine satirische Episode widmet die Autorin ihrem Landsmanne Brandes, der, ohne daß er bei seinem wahren Namen genannt würde, als ein eitler und sich gerne täuschen lassender Polenenthusiast veripottet wird.

260. Peter Michel. Ein Roman von Friedrich Huch. Zweite Auflage. Hamburg. Alfred Janssen. 1902. 332 S.

Einer der prächtigsten deutschen Romane der letzten Jahre. Ein tüchtiger Burche, der freilich erblich belastet ist, dessen innerster Kern aber zu den schönsten Hoffnungen berechtigen würde, sinkt geistig von Stufe zu Stufe, bis er zum Schlusse das Urbild des deutschen Philisters ist. Und ein solcher wird er nicht etwa, weil seine Natur ihn dazu triebe, sondern er wird Philister, weil sein eigentlich gar nicht so schwaches Wesen in der Kleinheit und Enge der Welt, in der er lebt, immer mehr in sich zusammensinkt. Das Buch ist köstlich durch seine feine Ironie und die starke Unarmherzigkeit des Verfassers, der nichts verliedlicht. Für den einen ist es vielleicht nichts als eine spannende Geschichte, für den Kenner aber außerdem ein Buch, das zum Denken reizt.

261. Die Madonna mit dem Rosenbusch. Eine alt-lübische Geschichte von Adolf Paul. Drittes Tausend. Hamburg. Alfred Janssen. 1903. 278 S.

Man hat den Eindruck, als verdanke dieser Roman seinen Ursprung einer Notiz in einer Chronik, oder einem Kirchenbuch — vielleicht nur einem Denkmal mit einem Spruch. Es wird die Geschichte einer blutschänderischen Ehe erzählt. Die Begebenheit spielt zur Zeit Wullenwebers. Der Verfasser schreibt einen phantastisch-romantischen Stil. Gewaltig rollt sich alles Geschehen vor uns auf und ab und wir stehen bei der Veküre unter dem Panne eines bedeutenden, wenn auch völlig ungezügelter Talentes. Es ist überschäumende Kraft in dem Buche, das merkwürdig fesselt und zwingt.

262. Volkslieder aus der Toscana. In deutscher Uebersetzung von Edgar Kurz. Tübingen. H. Laupp jr. 1904. 96 S. Mit. 1.60.

Dieses Büchlein ist viel und überschweniglich gelobt worden. Es enthält kleine, meist vierzeilige Liedchen, bei denen man auch noch in der Uebersetzung die ursprüngliche Anmut ahnen kann. Aber auch bloß ahnen. In solchen poetischen Kleinigkeiten liegt der eigentümliche Reiz

meist in der Form und Sprache. Vergeblich wird da jede Uebersetzung sich mühen, dem Original auch nur auf einige Entfernung nahe zu kommen. Die Enttäuschung stellt sich da nur zu oft ein. Der kleine Gedanke, das nette Lieb, im Klange der Ursprache in die Sphäre der Musik gehoben, verflattert häufig in der Uebersetzung. Es ist für den Uebersetzer ein großes Lob, daß man behaupten kann, es sei ihm mit manchem dieser Viedchen ein glücklicher Wurf gelungen.

263. Reclams Universal-Bibliothek. Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild von Friedrich Gerstäder. 616 S. K 1-20. — Zwei Husaren. Tagebuchblätter eines Marqueurs. Novellen von Graf Leo N. Tolstoi. Aus dem Russischen überfetzt von Dr. H. Röhl. 107 S. 24 h. — Die Tänzerin von Schemacha. Novellen vom Grafen Gobineau. Deutsch von Rudolf Schölsser. 80 S. 24 h. — Spinozas Briefwechsel. Verdeutscht und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von J. Stern. 295 S. 72 h. — Eisenbahnstreik. Roman von Arthur Meißner. 164 S. 48 h. — Das Wesen des Christentums. Von Ludwig Feuerbach. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben von Karl Quenzel. 526 S. 1 K. 20 h. — Lutin und Rutine. Eine Erzählung aus dem Pëarn von Claire von Glümer. 155 S. 48 h. — Briefwechsel zwischen Goethe und Zeller in den Jahren 1799 bis 1832. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Geiger. 1. Bd. 1799—1818. 597 S. 1 K 20 h. — Die alte Isergil und andere Erzählungen von Maxim. Gorkij. Aus dem Russischen übertragen von Alexis von Krusenstjerna. 128 S. 24 h.

264. Genossenschaftliche Eigenproduktion. Ein Vortrag von Rudolf Diesel. München 1904. Ernst Reinhardt. 23 S. 40 Pfg.

Der bekannte Ingenieur Diesel hat in diesem Vortrag auf dem Genossenschaftstage der Konsumvereine des deutschen Zentralverbandes den Konsumvereinen Wege zu zeigen gesucht, wie sie ihre Eigenproduktion zu beschleunigen vermögen. Die kühnen Pläne Diesels sind jedenfalls sehr zu beachten, zu beraten und zu besprechen. m. m.

265. Die Geschichte der Konsumvereine in England. Der Jugend erzählt von Jsa Nicholson. Basel 1904. Verband schweiz. Konsumvereine. 70 S. 25 Gts.

Der rührige Schweizerverband hat durch die Herausgabe einer deutschen Uebersetzung der verdienstvollen Schrift von Jsa Nicholson ein beachtenswertes und überaus nütliches Werk getan. Mit dieser billigen Schrift mag der Gedanke des Konsumvereinswesens, die Kenntnis desselben in jede Familie zu bringen und namentlich die Jugend zu belehren und sie zu gewinnen. Eine gediegendere Propaganda-Schrift, die in die Massen des arbeitenden Volkes als dauernde Lektüre und Zier der Hausbibliothek zu bringen vermag, hätte man kaum finden können. m. m.

266. Recht, Wirtschaft und Technik. Ein Beitrag zur Frage der Ingenieur-Ausbildung von Dr. Hermann Bed. Dresden 1904, bei D. W. Böhmert. 42 S. 80 Pfg.

Der Verfasser behandelt in dieser Abhandlung die Beziehungen zwischen Recht und Technik, zwischen Wirtschaft und Technik und die Bedeutung rechts- und staatswissenschaftlichen Wissens für den Ingenieur und er weist darauf hin, daß sich in Frankfurt a. M. und Berlin eine Gesellschaft gebildet hat, welche sich die Förderung der Ausbildung von Technikern in der von ihm dargestellten Weise als Aufgabe genommen hat. Ein Hinweis auf diese Gesellschaft und deren Tätigkeit hat unbedingt einen Kulturwert und so ist auch die Lektüre der kleinen Schrift demgemäß zu empfehlen.

m. m.

267. Die Verhandlungen des IV. evangelisch-sozialen Kongresses, Breslau 25., 26. Mai 1904. Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht 1904. 186 S. Mk. 2.40.

Die Verhandlungen der evangelisch-sozialen Kongresse sind sowohl wegen der behandelten Fragen als auch wegen der Referenten und der Diskussionsredner jeweils überaus wertvoll für jedermann, der sich für soziale Fragen interessiert. Dieses Jahr verhandelte man über „die christliche Ethik und die heutige Gesellschaft“ unter dem Referat von Professor D. Troeltsch-Heidelberg, über „die Organisation der Arbeit in ihrer Wirkung auf die Persönlichkeit“ (Referent: Pfarrer Lic. Traub-Dortmund), über „das moderne Lohnsystem und die Sozialreform“ (Referenten: Dozent Dr. Bernhard-Berlin, Fabrikbesitzer Heinrich Freese-Berlin), „die weibliche Heimarbeit“ (Referenten: Frä. Gertrud Dyhnenfurth-Berlin und Dr. Robert Wilbrandt-Berlin.) An den Debatten nahmen teil u. a. Raftan, Harnack, Adolf Wagner, Naumann, Gierke, Kade, Gothein, so daß die Fragen von den verschiedensten Gesichtspunkten aus erörtert wurden. Ein Eingehen auf die Verhandlungen an dieser Stelle ist unmöglich, jeder Verhandlungsgegenstand erforderte zur Besprechung einen besonderen Aufsatz.

m. m.

268. Die Unterdrückung der Slowaken durch die Magyaren. Prag. L. Erb. 1903. 76 S.

Eine kleine Beleuchtung des Freiheits- und Kulturstaates „Ungarn“. Die Nationalitätenpolitik der Magyaren ist die der reinen Gewalt. Die ist ganz gleich gegen Deutsche, Slaven und Rumänen. Ein Kapitel desselben gibt die vorliegende, lesenswerte Schrift.

269. Erinnerungen eines Japaners. Schilderung der Entwicklung Japans vor und seit der Eröffnung bis auf die Neuzeit. Von J. Heco (Tokio). Uebersetzt und bearbeitet von Ernst Oppert. Wohlfeile Ausgabe. Stuttgart. Strecker & Schröder. XVI, 364 S. Mk. 2.

Ein Japaner, der die Welt gesehen und sich europäische Bildung angeeignet hat, beschreibt hier in einfach schmuckloser Weise an der Hand seiner eigenen Erlebnisse die Entwicklung Japans. 1837 geboren, hat er die alte Zeit noch gesehen und die neue miterlebt. Der Wert des Buches liegt in der Persönlichkeit des Verfassers.

270. Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. Von G. W. v. Leibniz. Ins Deutsche überjetzt, mit Einleitung, Lebensbeschreibung des Verfassers und erläuternden Anmerkungen versehen von C. Schaarjchmidt. 2. Aufl. Leipzig. Dürr. 1904. LXVIII, 590 S. Mt. 6. (Philosophische Bibliothek. Band 69.)

Die äußerst verdienstvolle Philosophische Bibliothek der Verlagsbuchhandlung Dürr wird fort und fort gepflegt. Hier haben wir die zweite Auflage einer in der philosophischen Literatur wichtigen und hochgeschätzten Schrift. Die Beigaben (Lebensbeschreibung, Einleitung und Anmerkungen) erhöhen sehr die Brauchbarkeit dieser Ausgabe.

271. Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgermanischen Forschung. Von Dr. Matthäus Much. Zweite, mit Berücksichtigung der neueren Forschungen vermehrte Auflage. Jena. Berlin. Hermann Costenoble. 1904. 421 S. Mt. 8.

Der Verfasser, eine Autorität auf dem Gebiete der Urgeschichtsforschung, hat sich viel mit Untersuchungen von Pfahlbauten in den Alpen beschäftigt. Dabei drängte sich ihm die Frage auf, welches Volk oder welche Menschenrasse in jenem prähistorischen Zeitalter, in dem schon ein ausgebehnter Kupferbergbau betrieben wurde¹⁾, lebte und wirkte. Er kam zu dem Ergebnisse, daß „nur die Indogermanen ernstlich in Betracht gezogen werden können“. Er trifft da zusammen mit anderen Forschern, die zu demselben Resultat kommen. Das Buch ist, obwohl streng wissenschaftlich geschrieben, doch frisch und lebendig und bietet jedem, auch den Laien auf dem Gebiete der Urgeschichtsforschung eine angenehme und verständliche Lektüre.

272. Die Jagd nach Liebe. Roman von Heinrich Mann. München. A. Langen. 1905. S. 601.

Man wird gleich im Anfang an desselben Verfassers Roman „Im Schlaraffenland“ erinnert. Es ist hier dieselbe Art der Schilderung, die man verbes Alfresco nennen könnte. Auch das Milieu des Niederganges finden wir wieder. Dort ist es Berlin, hier München. Brutale Zustände, brutale Menschen auf der einen Seite, auf der anderen ohnmächtige Schwäche. Neben manchen überfeinen Zügen überwuchert eine zotige Erotik, deren Erzeisse schamlos ausgemalt werden. Dabei gibt es deutliche Anspielungen auf lebende Zeitgenossen. Statt „Jagd nach Liebe“ könnte es auch heißen: „Jagd nach Leben“. Aber es ist das wüteste Leben, nach dem hier von beinahe allen gejagt wird. Und die beiden wertvolleren Menschen stoßen ab, die eine durch ruhmstüchtige Kälte, der andere durch haltloseste Schwäche. Ein tolles Töhuwabohu der menschlichen Gemeinheit tobt vorüber, in der der große beherrschende Gott nicht die Liebe, sondern das Geld ist. Während das Buch seßelt, stößt es ab. Es hat Gewalt in sich, und der Autor ist heute schon wohl einer der bedeutendsten Romanschriftsteller Deutschlands. Es ist

¹⁾ Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Kultur der Indogermanen. Von Dr. Matthäus Much. Mit 112 Abbildungen im Text. Zweite, vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Jena. Hermann Costenoble. 1893. XII, 376 S. Mt. 10.

ihm keiner gleich an plastischer Kraft, wenn es gilt Verfallszustände zu schildern.

273. Die Königinnen von Kungahälla. Novellen von Selma Lagerlöf. Einzig berechnete Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Mazo. München. A. Vangen. 1903. 187 S.

Sagen aus alter Zeit, erzählt im Märchentone, füllen den Band, sechs an der Zahl, alle voll Kunst und Zauber. Sie gehören zu den schönsten Sachen, die die berühmte Dichterin geschrieben hat.

274. Schönherr's Liebesfrühling und andere Novellen von Wilhelm Weigand. München und Leipzig. Georg Müller. 1904. 304 S. Mk. 4. Geb. Mk. 5.

Weigand, der schon durch seine Renaissance Dramen und durch seinen Roman „Die Frankenthaler“ sich bekannt gemacht hat (leider ist er noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt) veröffentlicht hier fünf Novellen. (Der zwiesache Groß. Anselm der Hartheimer. Sirene. Das Abenteuer des Herrn Dekan Schreck. Michael Schönherr's Liebesfrühling.) Sie sind kraftvoll in der Erfindung und echt künstlerisch in der Ausführung. Manches Aparte in Stil und Komposition mutet eher angenehm an, als daß es abstoße. Weigand hat sich mit diesem Bande in die erste Reihe der Erzähler in Deutschland gestellt. Es spricht mehr als einmal echt Gottfried-Kellerischer Geist aus diesen Blättern, ohne daß man auch nur im geringsten von Nachahmung reden darf. Ein echtes und lauterer Buch, wie solche heute nicht allzu oft geschrieben werden!

275. Dämonen. Erzählung von Friedrich Schuhn. München. A. Vangen. 1904. 166 S.

Eine meisterhafte Schilderung, wie bei einem erblich belasteten jungen Mann der Wahnsinn entsteht und wächst, um endlich tobend loszubrechen. Der Name des Verfassers ist uns noch nicht untergekommen. Er hat entschieden Talent.

276. Gedichte von Eduard Mörike. 19. Auflage. Leipzig. G. J. Göschen. 1904. XXXI, 428 S. Mk. 4. Geb. Mk. 5.

277. Gesammelte Erzählungen von Eduard Mörike. 7. Auflage. Leipzig. G. J. Göschen. 1904. 426 S. Mk. 4. Geb. Mk. 5.

278. Maler Nolten. Roman von Eduard Mörike. 7. Auflage. Leipzig. G. J. Göschen. 1904. 1. Band. 348 S. 2. Band 302 S.

In diesen Tagen, in denen sich der Geburtstag Mörikes zum hundertsten Male jährt, ziemt es sich, auf seine Werke zu verweisen. Was über ihn zu sagen ist, hat in so wunderbar schöner und zutreffender Weise Hr. Th. Vischer an seinem Grabe gesagt, daß es gut ist, die Worte zu wiederholen: „Nicht so weithin wirst du schweben und strahlen, wie jene größten Meister der Dichtung, die, mit dem Vollmaße der schauenden Kräfte begabt, die Welt bezwangen, auch nicht so weit wirst du glänzen, wie jene dürreren Talente, die es der Menge recht machen, weil sie ihre gewöhnlichen Vorstellungen von der Welt und Menschheit ihr belassen und nur mit farbenreichen und duftlosen Blumen aufschmücken. Du warst nicht und wirst nicht sein berühmt bei jenen, die es nicht ahnen, welch ein Wesen es ist, das dir

bei deiner Geburt die sanfte Geisterhand auf Stirn und Lippen gelegt hat, die nicht finden können, was der Dichter sinnt und meint, wenn er aus Licht und Aether magische Fäden spinnt und mit ihnen Herz und Welt, Geistesleben und Erde, Fels, Sonne, Mond und flüsternde Bäume und rauschende Wasser in ein Ganzes geheimnisvoll zusammenschlingt, — die es nicht fassen, wie es doch kommt, daß der Dichter von dieser und nicht von dieser Welt ist, daß er in diese unsere Welt eine zweite, eine Welt von holden und gewaltigen Wundern hineinstellt, — die ihn nicht verstehen, den Flor aus zartem Goldgepinnt, den er um die kahle Deutlichkeit der Dinge windet. Aber es gibt eine Gemeinde, und nur in der Vergleichung mit der breiten Menge ist sie klein, eine stille Gemeinde, die sich labt und entzückt an deinen wunderbaren, hellen, seligen Träumen, und die hohe Wahrheit schaut in diesen Träumen. Es gibt eine Gemeinde, die den Dichter nicht nach rednerischen Worten schätzt, die den feineren Wohlklang trinkt, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt. Und sie wird wachsen, diese Gemeinde, sich erweitern zu Kreis um Kreis, Bund um Bund wird sich bilden von Einverstandenen in deinem Verständnis!"

279. Captain Jinks, Hero. By Ernest Crosby. Illustrated by Dan Beard. New York and London. Funk & Wagnalls Company. 1902. Dollars 1.50.

Ein köstliches Buch. Im Rahmen eines satirischen Romans wird der dankbare Vorwurf: die sich selbst verhöhrende Vöjstellung des amerikanischen Jingoismus, wie er sich besonders seit dem Kriege mit Spanien entwickelt hat, mit diskreter Schärfe ausgebeutet. Aus der von den historischen Geschehnissen leicht abschwenkenden Fiktion und den wüthigen Verballhornungen der Namen bekannter höchster und allerhöchster Persönlichkeiten auf beiden Hemisphären hebt sich hier erst recht plastisch die lächerliche und schamlose Wirklichkeit ab. Deshalb ist auch der ethische Wert dieses Buches hoch anzuschlagen. Gewiß hat noch keines deutschen Staatsanwaltes Auge die durch die englische Sprache und den harmlosen Titel vertappte Gefährlichkeit entdeckt — es stünde sonst umbarmherzig auf dem deutschen Index. Denn uns dünkt, dem „fränkischen Kaiser der Teutonier“, der mit dem Grafen „Palberdash“ auf dem Expansionsritt ins Land der „Porzellaneisen“ zieht, wird hier arg zugelegt. Ihm widmet der Verfasser mit schalkhafter Liebe viel Raum in der Erzählung des Lebenslaufes Sam Jinks, des Helden, gleichjam, als wollte er mit der geistigen Einwirkung jener Majestät auf Jinks diesen für sein ganzes Tun und Treiben — entschuldigen. Doch zu Jinks selbst. Das Baby Sam erlitt zwar an jenem Weihnachtsabend, da es zum erstenmal eine Schachtel Bleisoldaten erhielt, einen kleinen Schock über die Geschmacklosigkeit, ihm Dinge zu schenken, die ihm nicht interessierten. Aber von dem Augenblick an, da er den weißen Helmbusch eines Bleioffiziers erblickt, ist auch er von den unbüchsten Soldaten fasziniert und er will nicht anders mehr, als selbst ein Held werden. Sam schlüpft schon als kleiner Bub in die Uniform, salutiert beim Scheunentor (Sam ist ein Kind vom Lande) in Ermangelung anderer Passanten den Spagen, tritt später einer

Knabenbrigade bei, bis er wirklicher Militär wird. Just zur rechten Zeit für ihn entbrennt der Krieg mit Spanien und es folgen die Kämpfe mit den „Cubapines“ und den „Moritos“ und endlich die Expedition zu den „Porzellanesen“. Sein Ruhm geht haltlos mit ihm durch. Sein von der „Täglichen Leier“ mitgeschickter Depeschen-Ablass besorgt seine Aufgabe gründlich. Sam ist bereits General geworden, wiewohl ihn seine Landesgenossen und der Titel dieses Buches noch immer simpel „Captain“ nennen. Aber war nicht auch Napoleon immer der „Kleine Korporal“ genannt worden? Die Popularität des Liebels vom „Captain Zinks“ läßt, zu Zinks Leidwesen, keine Mutation zu. Ruhmbedeckt kehrt er heim — ein Held. Dörfer und Städte — Zinks-ville, Zinkstown — Babies, Zigarren zc. werden nach ihm benannt, Photo- und Biographien zeigen ihn in allen Lebenslagen, er küßt sich von Ost bis West durch sämtliche Empfangsjungfrauen durch, wird Präsidenschaftskandidat, um endlich im — Irrenhaus zu enden. Daß es soweit kommt, das ist (wie sehr wir auch Mitleid mit dem Helden haben) der feinste Witz des Buches. Sam Zinks ist nämlich trotz allem Scheine gar kein Held. Diese Erkenntnis ward ihm auf folgende Weise. Er wird dem Kaiser der „Teutonie“ vorgestellt: „Wie denken Sie, lieber Zinks, über die Expansion?“, fragt dieser. — „Ich bitte um Verzeihung, Majestät“, repliziert Zinks, „ich denke nicht, ich befolge die Befehle“. Der Kaiser war entzückt. Er verleiht Zinks den Grünen Kadabu-Orden III. Klasse. Soweit, so gut. Aber das Verhängnis bricht herein, als der Kaiser in einer Rede von seinen heimatlichen, einzig vollkommenen Soldaten erzählt, die gegebenenfalls auch Vater und Mutter niedererschließen. Ja, noch mehr. Er hat auf einem Schiff eine Anzahl Gefangener — Männer und Frauen — mitgebracht, die in der Heimat das Verbrechen der Majestätsbeleidigung begangen haben; es sind dies zugleich Verwandte von Soldaten, die sich gleichfalls um den Kaiser befinden. Und nun führt der Kaiser das Schauspiel vor, wie seine Soldaten auf plötzlichen Befehl tatsächlich auf ihre nächsten Verwandten schießen. Vorher hatte er noch eine Ansprache gehalten, in welcher er den Soldaten — gratuliert, zu einer so edlen und patriotischen Aufgabe außerlesen worden zu sein. — „Wundervoll“, sagt Zinks, „in der Tat vollkommene Soldaten, sie sind Maschinen, ein Glockenwerk! Dieser Kaiser ist der erste Soldat seiner und aller Zeiten“. Was war er dagegen? Dieser Gedanke verfolgte ihn bis in seine Träume. Er geht im Geiste seine Verwandtschaft durch — nein, das vermöchte er nicht. Das macht ihn krank. Alles ist Lug und Trug, sein ganzes Leben ist verpufft. Er ist kein Held. Auf innerste Verlezt kehrt er heim, wenn auch maßlos gefeiert. Im Irrenhause finden wir ihn wieder unter Bleisoldaten sitzen. Man hat ihm auch irgend eine Uniform angezogen. So kann er stundenlang sitzen, den Rest seines Lebens verdämmend. — Eine Fülle heiterer Details ist in die Handlung verwoben, die das Buch ungemein angenehm machen. Sei es, daß der zum Extrem gebiehene Kadavergehorsam oder die wahrhaft zutreffende Parallele von Militarismus und Barbarismus aufgezeigt wird, immer weiß es der Verfasser am wirksamsten zu sagen. Kadaver-

gehorsam: Ein Vord reitet im Lager. Da kommen zwei Soldaten mit einem Suppeneimer des Weges. Der Vord läßt sie halten und verlangt zu kosten. Es wird ihm ein Köffel gereicht. Er spuckt aber das Genossene sofort wieder aus. „Und dieses Zeug soll Suppe sein?“, fragt empört der Vord. Da sagt in schüchternem Tone der eine der Soldaten: „Nein, Sir, es ist — Abwaschwasser“. Früher hätte er nicht zu reden gewagt. Den ethischen Höhepunkt erreicht die Erzählung bei der Begegnung mit dem Häuptling der „Moritos“. Der Häuptling ist wie versteinert, als er hört, daß die Zivilisierten Irrenhäuser, Gefängnisse, Polizisten, Selbstmörder haben, und daß sie selbst 12 Stunden des Tages arbeiten. „Ihr seid wilder als wir Wilden!“ sagt er verächtlich. R. A.

280. Gutzkow et la jeune Allemagne par J. Dresch Docteur ès-lettres. Paris. Société nouvelle de librairie et d'édition (Georges Bellais). 1904. XI, 483 S. Arcs. 3-50.

Das Buch ist vor allem ein bedeutames Zeichen, und zwar, wie gleich gesagt werden soll, nicht das einzige seiner Art. Vor einem Menschenalter noch hat es zu den großen Seltenheiten gehört, daß ein Franzose in der Geschichte der schönen Literatur Deutschlands bemandert war. Heute beschäftigt sich französische Gelehrsamkeit schon nicht selten mit Gegenständen und Personen der deutschen Literaturgeschichte. Das geschieht, wie das vorliegende Buch beweist, in sehr sachkundiger, eindringlicher und gebiegener Weise. Der Verfasser hat eine Untersuchung über Leben und Werke Gutzkows geschrieben, wie sie bisher auch in deutscher Sprache selbst nicht existiert und wie sie uns vermutlich erst der Gutzkow-Forscher hienieden schenken wird. Mit Liebe hat sich der Verfasser in Gutzkows Werke und in seine Zeit versenkt. Auch noch ungedruckte Briefe veröffentlicht er im Anhange, sowie Stellen aus dem ebenfalls noch ungedruckten Tagebuche. Daraus sollen nur zwei Epigramme mitgeteilt werden:

„Es ist recht schön, Charakter zu haben. Wenn nur mehr Menschen da wären, die es zu würdigen wüßten.“

Und:

„Der Deutsche.

Selten muß er etwas oder leiden,
Hofrat oder Sieger sein.“

281. Grundriß einer Geschichte der Naturwissenschaften.

Zugleich eine Einführung in das Studium der grundlegenden naturwissenschaftlichen Literatur von Dr. Friedrich Dannemann. I. Band. Erläuterte Abschnitte aus den Werken hervorragender Naturforscher aller Völker und Zeiten. 2. Auflage. Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1902. XIV, 422 S. Mt. 8. Geb. Mt. 9.

Für das Nachstudium fehlt es nicht an geschichtlichen Bearbeitungen der einzelnen Disziplinen; ferner ist für dasselbe in den letzten Jahren durch Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften (Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann) ein vortreffliches Hilfsmittel geschaffen worden. Im naturwissenschaftlichen Unterrichte der höheren Lehranstalten dagegen hat das historische Element bisher noch wenig Berücksichtigung

gefunden. Man beschränkt sich hier wohl in den meisten Fällen darauf, am Schlusse eines Teilgebietes einige Namen und Daten zu geben, die das Gedächtnis des Lernenden belasten, ohne eine entsprechende Anregung zu gewähren. So kommt es denn, daß unsere heranwachsende Generation von Kopernikus, Galilei, Guerike, Lavoisier, Faraday und den übrigen Begründern der Naturwissenschaft kaum mehr als die Namen und den Hauptgegenstand ihrer bahnbrechenden Tätigkeit kennt. Und doch gibt es auch für den Anfangsunterricht, insbesondere aber für den Unterricht auf der Oberstufe, kaum ein wirksameres Mittel zur Belebung des Studiums „als das Eindringen in das geschichtliche Werden der Probleme“. Nicht um eine Vermehrung des Wissensstoffes handelt es sich hier, sondern um eine Vertiefung in denselben und eine dadurch bedingte Erhöhung der Einsicht. Dieser Aufgabe suchen die beiden Teile des vorliegenden Werkes, von denen jeder ein durchaus selbständiges, für sich verwendbares Ganze bildet, in verschiedener Weise gerecht zu werden. Der erste Teil, welcher hiermit der Öffentlichkeit übergeben wird, enthält eine Anzahl leicht verständlicher Abschnitte aus den hervorragendsten Werken der gesamten naturwissenschaftlichen Literatur. Er ist gewissermaßen das, was für den Studierenden und den Lehrer der Geschichte das Quellenbuch bedeutet. Der eigentümliche Reiz, der den Gedankenentwicklungen der großen Forscher innewohnt, insbesondere die Frische, Ursprünglichkeit und Klarheit derselben, lassen sich durch keine bloß referierende Wiedergabe erzeugen. Diese hervorstechenden Eigenschaften der unmittelbaren persönlichen Rundgebung sind es auch, die gerade auf den jugendlichen Geist einen tiefgehenden Eindruck ausüben und in hohem Grade das Interesse für den behandelnden Gegenstand erwecken. 69 Lesestücke werden uns dargeboten. Sie beginnen mit Abschnitten aus der Tierkunde des Aristoteles und schließen mit einem Aufsatze von H. Herz: „Ueber die Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität.“ Dazwischen sind unter vielen anderen Stücke von Kopernikus, Galilei, Kepler, Pascal, Newton, Kant, Laplace, Herschel, Goethe, Saussure, Cuvier, Gay-Lussac, Lyell, Schleiden, Liebig, Darwin, Rob. Mayer, H. v. Helmholtz, Pasteur. Man wird zugeben müssen, daß diese neue und originelle Methode große Vorzüge hat. Sie haben dem Buche auch offenbar zur 2. Auflage verholfen. Es erfüllt seinen Zweck in ganz ausgezeichnete Weise.

282. Von den Königen und der Krone. Von Ricarda Huch. 4. Auflage. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt. 1904. 344 S. Elegant geb. Mk. 5.

Vor zehn Jahren veröffentlichte Ricarda Huch ihren ersten Roman „Erinnerungen von Rudolf Urslem dem Jüngeren“, der von allen kompetenten Beurteilern als die erste Probe eines ungewöhnlich starken und eigenartigen Talents erkannt wurde. Die folgenden Romane haben ihre hervorragende Begabung immer klarer zutage treten lassen und ihr einen Leserkreis gewonnen, der mit Spannung jeder ferneren Gabe der Dichterin harret. Auch ihr vorliegendes neuestes Werk offenbart in der groß angelegten und durchgeführten Komposition wie in allen Einzel-

heiten eine reife künstlerische Meisterschaft. Ricarda Huch liebt es, in die Erzählung symbolische Momente einzuführen. Diesmal beginnt sie mit einem halb sagenhaften Geschlecht uralter Herrscher, um uns die Schicksale der letzten Abkömmlinge dieser von ihrer Höhe gestürzten Könige vorzuführen. Der Roman offenbart in jeder Zeile die Eigenart der Dichterin und ihre wunderbare Gestaltungskraft; er ist ganz und gar persönlichste Kunst und fesselt ebenso sehr durch die Kraft der Charakteristik und die Feinheit der psychologischen Beobachtung wie durch die oft an Böcklin gemahnende Glut des Kolorits.

283. Königin Tamara. Ein Schauspiel von Knut Hamsun. München. A. Langen. Geh. Mk. 2, in Leinen geb. Mk. 3.

Ein Buch der irrenden Liebe ist Knut Hamsuns jüngstes dramatisches Werk. In einem kurzen Vorwort in Versen gibt der Autor als Schlüssel die alte Mär von der Alraunwurzel, der Zauberwurz, die geheimnisvoll und unerklärlich die Kräfte der Menschennatur löst und bindet. Der Gedanke ist in ein reizvolles märchenbuntes Gewand gekleidet — die Handlung spielt in Georgien, zur Zeit seines höchsten Glanzes. Die regierende Königin Tamara und ihr Prinzgemahl haben im Lauf des Lebens ihre erste kindergläubige Liebe für einander verloren und finden aus dem erkaltenden Neg, das Stolz und Mißtrauen immer dichter um sie weben, nicht mehr den Weg zurück zu Frohsinn und Güte. Das innerste ruhelose Heimweh, das sie auf die Suche nach diesem Wege treibt, leitet sie scheinbar in die Irre, und dennoch zum rechten Ziel. Der Prinz, in seiner Liebe und seinem Mannesstolz gekränkt, wird zum Landesverräter, um, wie er meint, als Sieger der gedemütigten Herrscherin um so nachdrücklicher und glänzender seine Liebe beweisen zu können. Die Königin, deren Weibesehnsucht an der vornehmen, lebenswürdigen Jugend eines anderen Mannes wieder zum Leben erwacht ist, tritt dem triumphierend einziehenden Gemahl schließlich als letzte Siegerin entgegen, indem sie ihm die Liebe und Hingebung, die er ihr mit Gewalt entringen will, freiwillig und bedingungslos entgegen bringt. Die einzelnen Personen in ihrer feinsfarbigen Bildwirkung treten voll Plastik vor uns hin — die Königin und der Prinz in ihrer suchenden, schwankenden Zerrissenheit, der zelotische Prior und sein Gegenstück, die nicht minder fanatisch für ihren Glauben streitende Heidin, die gutmütige Schwägergestalt des neugierigen Abtes, die schöne, ernste, vom Tod überschattete Erbsinnung des jungen Khans, an der die Königin zu neuer Wärme erwacht. Ohne Pathos, in seiner, schlichter Einfachheit rollt der Autor dies alte Bild menschlicher Irrung und Blindheit vor uns auf. Es wird dem Les- und dem Theaterpublikum in Form, Farbe und Inhalt lieb werden.

284. Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen nach Vorträgen, gehalten im Ferienkurs für Lehrer 1901 zu Würzburg von Oswald Külpe. 2. Auflage. Leipzig. B. G. Teubner. 1904. 117 S. Mk. 1, geb. Mk. 1.25. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 41. Bändchen.)

Der Verfasser, einer der hervorragenden Schüler Wundts, gibt in diesem Buche einen vorzüglichen Ueberblick über die herrschenden philosophischen Hauptrichtungen der Gegenwart. Er charakterisiert als solche den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus nicht nur im allgemeinen, sondern auch durch eingehendere Würdigung einzelner typischer Vertreter. Als solche sind bei dem Positivismus Mach und Dühring, bei dem Materialismus Haeckel, bei dem Naturalismus Nietzsche und bei dem Idealismus Fechner, Loge, von Hartmann und Wundt behandelt. An die Darstellung der Lehren schließt sich stets eine Kritik, die vom Standpunkte eines philosophisch vertieften Rationalismus aus geübt wird. Die 2. Auflage ist gegenüber der ersten durch eine zusammenfassende Kritik der Machschen Lehren und eine kurze Würdigung der von Bergmann und Eucken vertretenen idealistischen Standpunkte erweitert. Das klar und anregend geschriebene Buch verdient die Beachtung aller, die sich für philosophische Fragen interessieren.

285. Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus der Experimental-Chemie von Prof. Dr. Reinhard Blochmann. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig. B. G. Teubner. 1903. VI. 152 S. Mk. 1, geb. Mk. 1.25. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 5. Bändchen.)

Der Verfasser will den Laien in das Gebiet der Chemie einführen. Das Experiment, welches in den zahlreichen Abbildungen (115) sich gewissermaßen vor den Augen des Lesers vollzieht, bildet die Grundlage aller Erörterungen, bei denen auf die alltäglichen Erscheinungen und auf das praktische Leben besonders Rücksicht genommen wurde. Daher finden die Vorgänge in der Kerzenflamme ebenso Beachtung, wie das Feuer in unsern Öfen und die Verwendung des Gases zum Kochen. Die unvollständige Verbrennung und die langsame Verbrennung, die Quelle der Körperwärme, bilden den Schluß der Betrachtungen, die einen tiefen Einblick in das Walten der Natur gewähren. Molekül und Atom, Element, chemische Zeichen und Formeln sind an geeigneter Stelle abgeleitet und erörtert, so daß der aufmerksame Leser, auch wenn er ohne alle Vorkenntnisse an das Büchlein herantritt, es mit den Grundbegriffen der Chemie vertraut aus der Hand legen wird. Aber auch der Lehrer für Chemie wird darin mancherlei Neues, insbesondere einige noch nicht allgemein bekannte Experimente finden, die er in seinem Unterricht verwerten kann. Ein der zweiten Auflage neu eingefügtes Kapitel über „flüssige Luft“ trägt den neuesten Fortschritten der Wissenschaft und Technik Rechnung. So kann das Büchlein angelegentlich empfohlen werden, zumal der Preis bei der trefflichen Ausstattung als außerordentlich niedrig bezeichnet werden kann.

286. Wissenschaft und Religion. Von A. Malvert. Nach dem 25. Tausend der französischen Ausgabe ins Deutsche übertragen. Frankfurt am Main. Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. 1904. 124 S. Mk. 2. Geb. Mk. 3.

Der Verfasser unternimmt den geistvollen Versuch, alle Religionen und speziell das Christentum auf den uralten Kultus der Sonne und des Feuers zurückzuführen. Zur Stütze seiner Beweisführungen bringt er zahlreiche Abbildungen bei, die viele seiner Aufstellungen auf das frappanteste bestätigen und zu dem wertvollsten Material des Buches gehören. Wir sehen, wie das Kreuz bereits auf megalithischen Denkmälern als das heilige Gerät der Feuerbereitung verehrt wird, wie es sich in seinen verschiedenen Formen, besonders als Swastika (Hakenkreuz, das heilige Symbol des Buddhismus), auf altkeltischen, buddhistischen, altgriechischen und altchristlichen Denkmälern findet, wie die christliche Kunst von der symbolischen Darstellung des Lammes (agnus, ein Mißverständnis aus Agni-Feuer) erst im Laufe der Jahrhunderte zur realistischen Darstellung des Gekreuzigten übergeht; überall wird uns der spezifisch christliche Kultus nur als Umbildung und Verschleierung des heidnischen aufgewiesen, so besonders in der Heiligen- und Reliquienverehrung, in der Verehrung heiliger Quellen, heiliger Steine usw. und kurz zusammenfassend die Evolution der Religion zur Wissenschaft dargestellt, ohne der Religion ihren außerordentlichen Wert in der früheren Erziehung des Menschengeschlechtes zu bestreiten.

Sehr instruktiv sind die 156 Abbildungen im Texte.

287. Adolf Dygasiński. Lebensfreuden. München. Dr. J. Marchlewski & Co.

Das vorliegende Werk ist von seltenem Reize! Nur episodisch, höchst lückenhaft ist in der Weltliteratur das Genre vertreten, das Dygasiński zu einem selbständigen Ganzen ausbaut. Von Hause aus Naturforscher und Philosoph schlägt er in intuitiv-genialer Weise die Brücke zwischen Wissenschaft und Kunst. Die Wunderwelt der Natur hat sich zuerst dem mit allen Mitteln des modernen Wissens bewaffneten Denker erschlossen. Botanik und Zoologie führten ihn in ihre unermesslichen Reiche. In unmittelbarer Weise stellt sich aber bald den beobachtenden Fragen das künstlerische Schauen, dem ernststen Prüfen die freudetrunkene Bewunderung, dem kalten Zerlegen das blutwarme Schaffen zur Seite. So entstand ein grandiozes Werk von berückender Schönheit, belehrender Wahrheit und jubelnder Lebensfreude, in dem in wirkungsvoller Harmonie Wissen und Kunst zusammentreffen. Der literarisch gebildeten Welt wird es eine willkommene neue Gabe sein. In erzieherischer und bildnerischer Beziehung aber dürfte es wohl in erster Linie für die Jugend geeignet erscheinen. „Ein tüchtiger Junge muß ein paar Duzend Singvögel schon an der Stimme erkennen können“ — äußerte ein um den Schulunterricht idealistisch besorgter Pädagoge unserer Tage. Das Werk von Dygasiński wird diesem mahnenden Wunsche in mannigfaltigster Weise gerecht. Der Verlag hat es sich angelegen sein lassen, das Werk würdig auszustatten. Dem polnischen Dichter geben polnische Künstler das Geleit. Der Einbanddecke von Jean Bukowski, wie den Hierleisten und Wignetten von Eugeniusz Dombrowa liegen Motive polnischer Volkskunst zu Grunde. Es ist ein „Buchschmuck“, der sich dem Texte annützig anschließt.

288. Die Doktorfamilie im hohen Norden. Ein Buch für die Jugend von A. Gjemss-Selmer. Deutsch von Francis Maro. München. Dr. J. Marchlewski & Co.

Das vorliegende Werk gilt als das beste Kinderbuch in der norwegischen Sprache. Mit gutem Zug und Recht dürfte es zu den besten in der Kinderliteratur überhaupt gezählt werden. Das Werk schildert eine nordische Familie, wie sie lebt und webt. Pädagogischer Sinn, künstlerischer Geschmack und goldener Humor vereinen sich so nur selten, um den jungen Lesern eine zugleich nützliche und schmackhafte Kost zu bieten. Den Großen und den Kleinen hat es der Polarforscher Nansen angetan. Hier ernste, verantwortungs- und gefährvolle Arbeit, dort kühne Träume einer aufknospenden Kinderseele. Wie bezaubernd und rührend wirkt es, wenn sich beide Teile, die Kleinen und die Großen der Familie, zusammentun! Inniges Verständnis und lehrende Erfahrung schließen das Bündnis mit naiver Wissenskunst und lauschender Neugier, um in dem Kinde den Samen echterster Landesliebe, reinsten Wünsche und herrlichster Poesie zu streuen und zu pflegen. In dieser Hinsicht heben wir vor allem die Schlußkapitel hervor, in denen die Mutter den Kindern vom Ursprung alles Lebens erzählt. Dem Inhalte des herrlichen Werkes entsprechend ist die künstlerische Ausstattung desselben ausgefallen. — Der Umschlag ist eine Originallithographie von Willy Schwarz.

289. Robert Browning. Paracelsus. Deutsche Uebersetzung von F. C. Gerden. VII. 4. Geb. VII. 5.

290. Pippa geht vorüber. Deutsche Uebersetzung von F. C. Gerden. 102 S. VII. 3. Geb. VII. 4-50.

291. Auf einem Balkon. — In einer Gondel. Deutsche Uebersetzung von F. C. Gerden. 68 S. VII. 3. Geb. VII. 4-50.

292. Die Tragödie einer Seele. Deutsche Uebersetzung von F. C. Gerden. 67 S. VII. 3. Geb. VII. 4-50.

Diese vier prächtig in Ganzleder gebunden, sind im Inselverlag, Leipzig, erschienen. Die Titelrahmen und die Einbandzeichnung rühren von Walter Tiemann her.

Fünfzehn Jahre sind vergangen seit Robert Browning, der Forscher in der Tiefe der Seelen, unter dem großartigen Ausdruck allgemeiner Landestrainer in der Westminster Abtey begraben wurde. „Wie Carlyle und Ruskin — sagt Ellen Key in ihrem wundervollen Buch „Menschen“ (S. Kischer-Berlin) — mit deren Einfluß Browning die meisten Ähnlichkeiten aufweist, erlebte er selbst den Höhepunkt seiner Einwirkung auf die Welt. Er wie diese beiden gab dem Gedankenleben seines Zeitalters eine neue Gestalt und dessen Menschen eine neue Lebenskraft. Diese drei Männer waren diejenigen, welche vor der Darwinischen Aera in England die theoretische Umwertung aller Werte hervorriefen, die jedem praktischen Streben der Menschheit vorangeht, im Dasein neue und höhere Ziele zu verwirklichen!“ — Der Verlag unternimmt (wie er mit den hier wiedergegebenen Worten seines Prospektes sagt) den Versuch, die unsterblichen Dichtungen dieses Mannes in Deutschland einzuführen nur zaghaft, denn „sie müssen studiert

werden, und dazu nehmen die Menschen sich jetzt nicht die Zeit“. — Eine weitere Schwierigkeit lag darin, als der Verlag vor Jahren diesem Plan näher trat, gute Uebersetzungen zu bekommen, und doch erschien es richtig, dieses zu versuchen, da die Sprache Brownings selbst dem sprachkundigsten Ausländer viele Schwierigkeiten bietet und ihn hindert, „zu der Tiefe und der Macht vorzubringen, die seine Worträtsel bergen“. Aus diesem Grunde erscheinen die Bändchen zunächst, nachdem die Uebersetzungsfrage gelöst war, nur in beschränkter Auflage von 500 numerierten Exemplaren. Nur die erste Dichtung Brownings, die unter seinem Namen erschien und den dreiundzwanzigjährigen Dichter in Londons literarischen Kreisen ohne Zögern neben Wordsworth und Landor stellte: *Paracelsus* ist in einer etwas größeren und nicht numerierten Auflage gedruckt, weil gerade dieses Werk für ein Bekanntwerden in weiteren Kreisen geeignet erschien. Ellen Key sagt darüber in ihrem eingangs erwähnten Buch: „In diesem Gedicht offenbart sich Brownings Naturgefühl in einer majestätischen, weltumfassenden Anschauung der ganzen Evolution des Lebens — die er hier und an anderen Stellen lange mit seiner Dichterahnung voraussah, bevor die Theorie von der Wissenschaft angenommen wurde. Und er drückt seine Hingerissenheit über die Schönheit des Lebens in einer Thrik aus, mit der es in allen Literaturen nichts zu vergleichen gibt, es sei denn im alten Testament.“ In rascher Folge erscheinen nun weitere Dichtungen: „Pippa geht vorüber“, von dem es in Ellen Keys Buch heißt, daß es nicht nur eines der herrlichsten Werke Brownings, sondern der englischen Literatur überhaupt sei. Auf einsamen Spaziergängen in der Umgebung des kleinen italienischen Städtchens Nolo empfing er die Inspiration dazu, ergriffen von dem Gedanken an den unbewußten und geheimnisvollen Einfluß, den ein Mensch auf die Schicksale des anderen ausübt, den er alsdann ausformte zu dem Gedicht von der kleinen italienischen Seidenspinnerin, die an einem Feiertage singend an einem Paar von ihr nicht gesehenen Menschen vorübergeht, in deren Schicksal sie entscheidend eingreift durch ihren „wie der Drossel Sang in einer belagerten Stadt“ unbewußten Gesang. — „Pippa besitzt jene klare Tiefe, welche immer die vollendete Kunstschöpfung kennzeichnet.“ — Weiter wurde ausgewählt aus dem viel später entstandenen „Men and Women“, wohl seinem hervorragendsten Werke: „Auf einem Balkon“, und dann die wundervolle kleine Dichtung „In einer Gondel“. Aus derselben Zeit stammt auch die „Tragödie einer Seele“. In diesen Dichtungen zeigt Browning sich auf vollster Höhe seiner ganzen genialen Macht. Er liebt die auf Extreme gestellten seelischen Zustände und Situationen, in denen die Seele aus allen Hüllen des Gesellschafts- oder Erdenlebens fliegt, wie ein bloßes blankes Schwert aus der Scheide. So wenn der Mensch wie „Auf einem Balkon“ und „In einer Gondel“ in einem großen Augenblick wegen seiner Liebe, Freiheit oder Pflicht den Tod erwählt. Der Held der Tragödie einer Seele „hat sich in ein Schicksal hineingeraumt und das Leben will es nicht akzeptieren“. Eine Tragödie so wahr wie das Leben.

Für den Inhalt verantwortlich: **Eugelbert Fernerhorfer.**

Genossenschafts-Buchdruckerei, Wien VIII. Breitenfeldergasse 22.

Die Preispolitik der Kartelle.

Von **Julius Mann** (Wien).

„Die wichtigste Erscheinung,“ sagt Kautsky in seiner Antikritik, „die das ökonomische Leben außer der Agrarkrise seit Marx' Tode hervorgebracht und deren Studium unerlässlich ist für jeden, der es sich zur Aufgabe macht, die Marx'sche Dekonomie weiterzubilden, sind die Unternehmerverbände.“ Mit diesen Worten ist die Kartellfrage unserer Zeit in das richtige Licht gerückt. Die wirtschaftliche Gewalt der Kapitalsassoziation wird heute in allen Bevölkerungsschichten verspürt und in den kapitalistisch vorgeschrittensten Staaten ist die Kartellpolitik der heißumstrittenste Punkt der Parteiprogramme. Die Analyse der Formen aber und des Wesens der Verbände erfordert die eingehendste Kenntnis der Lebensnotwendigkeiten des modernen Industriestaates, der Zoll- und Handelspolitik, der Exportverhältnisse, der Arbeiter- und der Konsumentenfrage usw.

Und doch, sieht man schärfer zu, dann laufen alle die Fäden dieser weitausgesponnenen Diskussion in einem Punkte zusammen, in der Behandlung und Kritik der kartellistischen Preispolitik, die für die grundsätzliche Erfassung des Kartellproblems zunächst in den Vordergrund tritt. Die Grundfrage des Unternehmerverbandes, das ist die Frage nach dem volkswirtschaftlichen Wert dieser neuesten kapitalistischen Blüte, und da der Warenpreis das bürgerliche Leben heute ausschließlicher beherrscht als die Gottheit einst das religiöse, so ist es gleichzeitig auch die Frage nach den Preisen der „kapitalistisch-kooperativen“ Wirtschaft.

Welche Form also die Preisgestaltung annimmt unter dem Regime der Verbände, verglichen zum System der ungezügelten Konkurrenz, das ist die einer sozialistischen Kritik Richtung gebende Art der Fragestellung, die allein vermag, die verwirrende Fülle von Vorschlägen und Auseinandersetzungen auf ihren gesellschaftskritischen Wert zu sichten. Und es ist kein Zweifel, die Notwendigkeit einer solchen Sichtung besteht faktisch; denn das Kartell nimmt in der bürgerlichen Dekonomie von heute eine ganz eigenartige Stellung ein, es ist geradezu ein *deus ex machina* in dem grandiosen Schauspiel der Entwicklung des sozialistischen Ideentreibes.

In einem gewissen Punkt der technischen und organisatorischen Entwicklung angelangt, wird jede Industrie auf dem Wege zur

steigenden Rentabilität notgedrungen zur Anpassung der Produktion an den Bedarf durch das Mittel der Interessentkoalition getrieben. Will der auf breiterster Basis gegründete Betrieb auch nur einigermaßen das Risiko seiner konstanten Kapitalmassen vermindern und dem weiten Markte gegenüber die unentbehrliche Klarheit der Massenproduktion gewinnen, dann bedarf er der Kenntnis der zu produzierenden Warenquantitäten in einem Ausmaße, das die atomistische Produktion nie und nimmermehr gestattete. So landete er unwiderstehlich in dem Hafen der Preis- und Produktionsvereinbarung, mögen sich auch die Schwierigkeiten um die geschäftlichen Rivalitäten bergeshoch aufstürmen. Dies führt zur „Regelung der Produktion“, d. h. zur Verständigung über das einzuhaltende Produktionsmaß und zur zentralen Leitung der Preis- und Absatzpolitik.

Dies ist der Inhalt des neuen Glaubens unserer Wirtschaftstheoretiker und er gibt den Untergrund für die gewagtesten Hoffnungen auf eine kapitalistische Renaissance, von denen das reizende Produktionsidyll einer „konstitutionellen“ Industrie mit stetem Betriebsgange und einer fix besoldeten, beamtengleichen Arbeiterschaft, mit ihren Dienstalterszulagen, geregelten Avancement, Alterspension u. dergl.¹⁾ nur der pointierteste Ausdruck des allzudurchsichtigen Strebens ist, Gegengewichte zu schaffen gegenüber dem sozialistischen Gesellschaftsideal, der genossenschaftlich-kooperativen Produktion.

Das muß erkannt sein, um der Unterschätzung des Kartells von seiten der sozialistischen Theorie zu begegnen und um die ganze schwere Bedeutung des Monopols, dieses vielbezeichneten Ausdrucks für die großindustrielle Organisation, zu erfassen. Die kapitalistische Monopolmacht des Kartells, das ist das Korrelat zu dessen „Regelung der Produktion“. Und wenn sich die ganze Argumentationskraft der bürgerlichen Ökonomen, das ganze Denken der, das Interesse der privatkapitalistischen Betriebsweise Wahrnehmenden an die „Regelung“ klammert, als den schon im Worte fixierten Gegensatz zur „Anarchie“, dann bedeutet die Monopolseigenschaft der geglückten Kartellierung die naturgemäße Anknüpfung oder Fortsetzung der Kritik seitens der prinzipiell Andersdenkenden.

Das Monopol aber findet seine greifbare Gestalt im Preise, oder wenigstens in erster Linie im Preise, zu dem sich dann die anderen Momente, gesteigerte Abhängigkeit durch Verkleinerung des Arbeitsmarktes, durch die Nötigung zum Branchenstreik u., hinzugesellen. Die grundsätzliche Bedeutung der preispolitischen Untersuchung ist damit erwiesen.

Prüft man nun das vorhandene preisstatistische Material auf seinen Wert, dann allerdings gewahrt man erst die Schwierigkeiten, die sich wissenschaftlichen Verallgemeinerungen entgegenstellen. Wir verfügen heute über unzusammenhängende, häufig dem subjektiven interessierten Ermessen überantwortete Bruchstücke, die sich nicht im entferntesten

¹⁾ Siehe „Die Zeit“ vom 14. Nov. 1902. „Das Kartellproblem“ von Prof. Kleinwächter.

etwa mit dem klassischen Werke Tooke's vergleichen lassen, das für die Erkenntnis der Preisbewegung und der Triebkräfte des ungleichen, unorganisierten Kapitalismus so fruchtbar geworden ist. Indes das Wenige an wertvolleren Preistabellen, die vergleichende Schlüsse erlauben, rechtfertigt die Annahme, daß wir es in dem Kartellwesen mit einer kapitalistischen Entwicklungsphase zu tun haben, deren Kehrseite ein derartig, volkswirtschaftlich schädlicher und ungesunder Charakter ist, daß nur eine absolut antisozialistische Gefühlswelt sich mit dem Gedanken einer Wirtschaft mit den von allen „Uebergreifen und Mißbräuchen“ gereinigten Industrieverbänden an der Spitze zu befreunden vermag.

Recht deutlich vermag man beispielsweise an der Hand der Monographie des deutschen Kalikartells²⁾ die Preispolitik einer Industrie zu verfolgen, die während einer beispiellosen Konjunktur geschlossen und unerschütterlich auf dem Preismarkte verharrte. Die Raintfabrikation verdankt der unter dem Drucke der überseeischen Bodenproduktion notwendig gewordenen rationellen Bodenbewirtschaftung hauptsächlich ihre innerhalb des Zeitraumes 1884—1892 erfolgte 7fache Vermehrung des Absatzes. Wenn wir das alte Konkurrenzverhältnis unterstellen, wenn wir die einzelnen Betriebe in dem einander bekämpfenden und unterbietenden Zustand arbeiten lassen, dann ist es als apodiktisch hinstellbar, daß, lediglich normalen Geschäftsgang vorausgesetzt und ohne die fast sichere Absatzkrise zu berücksichtigen, die Gesetze der kapitalistischen Warenproduktion den Fall der Warenpreise hätten durchsetzen müssen. Die rastlose technische Entwicklung des Bergbaues, von der verbesserten Durchforschung des Bodens angefangen bis zu den rationellsten Methoden des Abbaus, der Förderung und der Verarbeitung für den Markt,³⁾ die Erfolge der Betriebskonzentration und der Verwaltungsvereinfachung, hätten die normale, abfallende Preiscurve gezeichnet, nur zeitweilig unterbrochen durch die jähen Schwankungen krisenhafter Perioden. Eine Kurve, die die natürliche Folge des steten Expansionsbedürfnisses der kapitalistischen Unternehmung ist und die jederzeit nur die eine Minimalgrenze des „landesüblichen Profits“ besitzt, bei welchen es dem Kapitalisten überhaupt noch lohnend erscheint, in dieser Industrie zu investieren.

Was aber zeigt die Preisstatistik der Jahre 1888—1893, also der dritten und festesten Konventionsperiode? Nun sie zeigt die Ruhe eines von keiner Preisdepression getrüben Marktes, der während der ganzen Konventionszeit „fest“ bleibt mit dem Preise von Mk. 1.50 pro 100 kg. Unverrückbar verharrt der Preis auf dem Stande von

²⁾ Schriften des Vereines für Sozialpolitik. Bd. 60 u. 61. Engelke „Das deutsche Kalikartell in seiner Entwicklung und gegenwärtigen Gestalt.“

³⁾ In den Jahren 1885—1891, also in einem 2 Jahre kleineren Zeitraum wurden allein an deutschen Reichspatenten den renommiertesten Firmen verliehen: Auf den Gebiete der Spreng- und Hauerarbeit . . . 52, 1892—1896 . . . 25.
 „ „ der Förderarbeit . . . 61, „ „ „ 55.
 „ „ der Wasserhaltung 1885—1896 . . . 63.

Vergleiche Köhler, Lehrbuch der Bergbaukunde, Leipzig 1897.

Nr. 150, alle Strukturveränderungen dieser Industrie, das rasche Anwachsen der Produktionskräfte verhüllend und bedeckend, dem immer dringender werdenden landwirtschaftlichen Konsumtionsbedürfnis in feiner Weise entgegenkommend, ein Musterbeispiel einer gelungenen Kapitalkonsolidation. Die Kartellbrüderschaft des deutschen Fiskus, dem die Wahrung des Konsumsinteresses in dem Rahmen des Verbandes oblag, soferne er es nicht vorzog, die fiskalischen Bedürfnisse zu seinem ausschließlichen Tätigkeitsgebiet zu gestalten, mag dem Gläubigen, der an der gutgemeinten Absicht festhält, das starre Preisverhältnis als außerdurchschnittliches erscheinen lassen und es ist unerläßlich, auch die Preisbewegungen von unabhängigen, alten Industrien, soweit dies eben statistisch möglich, in der hier gebotenen Kürze zu untersuchen. Es ist aber auch jetzt schon einleuchtend, daß einem System, das den Warenpreis in seiner, dem Fortschritte der Warenproduktion angepaßten Bewegung unterbindet, gewaltige Schäden gegenüber der Gesamtheit der Nation und der arbeitenden Bevölkerung anhaften.

Nun bringt auch Huber, der relativ nüchternste Kartellschriftsteller, eine überaus interessante Tabelle der deutschen Durchschnittspreise des Kohlen- und Eisen Syndikats, die wir in dem Festsdrucke des Originals hierher setzen.⁴⁾

Diese Preiskurven verfolgen in der angeführten Schrift den Zweck, die Ausschreitungen der beiden Kapitalsaffoziationen zu demonstrieren. Aber sie bezwecken nicht, eine prinzipielle Gegnerschaft darzutun. Vielmehr ist Huber aufs emsigste bemüht, den Trusts- und Kartelleitungen die Notwendigkeit einer gemäßigten Preisgestaltung vor Augen zu führen und konstatiert an verschiedenen Organisationen ein weises Maßhalten. „An einer kurzlebigen Brandstiftung des Publikums konnte auch den auf Stabilität und lange Dauer angewiesenen Trusts wenig gelegen sein. Eine solide Preispolitik, die auch den Konsumenten den Anteil an den Ersparnissen der kartellmäßigen Produktionsweise zukommen ließ, und ein gutes Renommee lag im wohlverstandenen Sinne der Leitungen.“⁵⁾

Nun und hier stehen wir eben an dem springenden Punkte aller Preispolitik. In welchem Maße hat der Konsument an der Fusion des Kapitals partizipiert? Bis zu welchem Grade hat die Volkswirtschaft aus der vom Eigeninteresse der Kartellanten diktierten höchsten Rentabilität der geschlossenen Industrie und des geschlossenen Marktes Nutzen gezogen? Für diese Fragen aber hat die Fixierung der Mißbräuche einzelner ränberischer Kartelle keine Beweiskraft. Die bürgerliche Gesellschaft müßte rein gar keine Widerstandskraft gegen die,

⁴⁾ Huber, die Kartelle 1903. S. 45.

Preise für die Tonne in Mark.

	1881	1886	1888	1891	1896	1900	1901
Eisen (Gießereieisen, Düsseldorf)	73.3	51.9	—	71.2	65.3	101.4	76.9
Steinkohlen (Stammkohlen, Saarbrücken)	7.7	7.9	7.5	10.4	5.4	11.9	12.8

⁵⁾ Huber, die Kartelle S. 39.

auch ihr schädlichen Raubzüge besitzen, jedoch was weit mehr gilt, die Organisation des arbeitenden Volkes müßte nicht im steigenden Maße in die Waagschale fallen, wenn es nicht gelänge, diese Schädlinge des nationalen Gedeihens durch eine scharfe, Verantwortlichkeit schaffende Gesetzgebung, durch eine wachsame Kontrolle im Raume zu halten und Mißstände so krasser Natur mit ihrem Gefolge von direktem Elend breiter Massen zu verhindern. Aber eben deshalb ruht der Schwerpunkt der Huberschen Tabellen nicht in ihren fettgedruckten Zahlen, die den Hoch- und Tiefstand des Monopolismus markieren.

Vergleicht man in dem Zeitraume 1881—1901, der der deutschen Industrie ihren glänzenden Aufschwung brachte, die Durchschnittspreise des ersten und letzten Jahres, dann ergibt sich die Tatsache, daß, entgegen allen Gesetzen kapitalistischen Produzierens, höhnisch allen technischen Neuerungen und unsere zwei bedeutendsten Industrien innerhalb zweier Jahrzehnte um über alle Ersparnisse um Verbilligungen des Verkaufs, der Verwaltung und des Transportes, Ersparnisse, die nach Huber so viel wiegen als die vollkommene Technik selbst, hinweg, der Preis nicht nur konstant geblieben wie im Falle des Kartellartells, sondern geradezu im Jahre 1901 höher stand als 20 Jahre vorher.⁶⁾ Auch die Dortmunder Kohlenpreise stellten sich bis 1898 so ziemlich stabil, erst mit der Hochkonjunktur stiegen sie im Jahre 1900 auf 13.6 bis 24 Mark, behaupteten allerdings diese Preis- höhe auch im Jahre 1901, als der Bedarf nachließ.⁷⁾

Und das Roheisensyndikat verstand es nicht nur, die Durchschnittspreise über den Preisstand seines Gründungsjahres ununterbrochen zu erhöhen, sondern auch dann nahm die Aufwärtsbewegung der Preise kein Ende, als das Thomassche Verfahren der Eisengewinnung aus minderwertigen weil phosphorhaltigen und in riesigen Lagern vorrätigen Erzen die Produktionskosten wiedernach Huber um 20%, in Wirklichkeit wohl noch um ein Beträchtliches mehr verringerte.⁸⁾

Das aber ist kein Zufall mehr. Für eine solche Preispolitik liegt der Grund nicht mehr in der Jugendlichkeit, in der Unverständigkeit und Unbesonnenheit.

Es ist die Monopolsfähigkeit, die Monopolsmacht, die hier zum Greifen deutlich vor Augen tritt. Jede Verbesserung der Produktionsmethode, jede irgendwie rationellere Betriebsweise bis hinunter zu der nun entbehrlichen Reklame und der Schmälernng des Großhandelsprofiten wird vom Monopol von vorneherein aufgesaugt, verschluckt

⁶⁾ Dabei sind die Preise der Jahre 1881 und 1901 durchaus von keinem abnormal hohen Stand, wie ein Blick auf die Tafel lehrt, die einen ungefähren Durchschnitt von 73 M. ergibt. Die Periode vor 1881 hat voraussichtlich — genauere Daten sind mir momentan nicht zur Hand — keinen höheren Durchschnitt, umso mehr als die Durchschnittspreise für Roheisen auf dem englischen Markt für die Jahre 1858—1875 pro englische Tonne (das sind 1016 kg) bloß 62 $\frac{3}{4}$ Mark betragen. (Nach „Kohle und Eisen im Welthandel“ v. Lindheim. Wien. 1877.)

⁷⁾ Huber, S. 45.

⁸⁾ Huber, S. 46.

und solange festgehalten, bis es unter der Last seiner Extraprofite und unter der schließlich durchbrechenden Konkurrenz zusammenbricht. Das aber ist für die Volkswirtschaft kein Gewinn. Der einfach lächerliche und unsinnige Preisfall, der nun folgt, bietet der Konsumtion gar keinen Vorteil. Denn, abgesehen davon, daß geraume Zeit verstreicht, bis er durch den nun losgelassenen Zwischenhandel durchschlägt, liegt in seiner Abnormität die sicherste Gewähr für die neue, noch umfassendere, noch besser gefügte Organisation. Diese Konkurrenz schöpft ihre großartige Unsinnigkeit aus der Gewißheit der baldigen Schröpfung der Nation.

Diese wenigen, jedoch beliebig vermehrbaren Beispiele mögen genügen. Beliebige vermehrbar und gerade daher für die weitere Deduktion nicht vonnöten. Denn die konstante Haltung der Preise ist ja nicht nur zahlenmäßig gegeben, sie ist ja auch das offen eingestandene Ziel der Kartelle und in je höherem Grade sie dieser „Stabilität“ gerecht werden, je weniger sie die exorbitante Ausbeutung Einzelner mitmachen, desto näher kommen sie nach den Kartellökonomien ihrem Zweck und ihrer Idee. Aber gerade an der Mäßigkeit und an der Norm der „vernünftigen Haltung“ auf dem Wirtschaftsmarkte setzt die grundsätzliche Kritik des Sozialismus an und muß sie ansetzen, soll sie sich nicht von vornherein ihrer schärfsten Waffen entschlagen.

Sehen wir uns die Veränderung, die die Profitmasse unter dem konstanten Preisstande erleidet, an. In der, der schrankenlosen Konkurrenz unterworfenen Gesellschaft hat die Profitrate beständig die Tendenz zu fallen. Eines der stärksten auf sie wirkenden Momente, die sie in die absteigende Bahn drängen, ist ceteris paribus der fallende Warenpreis, dessen Fluktuationen getreu jede Produktionsveränderung widerspiegeln. Nun setzen wir aber den Fall des durch eine längere oder kürzere Periode unbeweglichen oder gar steigenden oder schließlich nicht genug rasch fallenden Warenpreises⁹⁾ oder auch den Fall der häufig parallel laufenden und ähnliche Wirkungen zeitigenden Warenkontingentierung. Liegt in dem System der einzelproduzierenden Wirtschaft die unterste Grenze des Profits in dem, im gegebenen Augenblicke durch die gesammte wirtschaftliche Lage bestimmten landesüblichen Profit, bei welchem die Produktion rentabel genug erscheint, um das Kapital im Produktionszweig festzuhalten, so wird bei einem System der starren Preistendenz offenbar von dem Momente der Kartellierung diese Grenze fortlaufend überschritten. Angenommen, diese Minimalgrenze sei nach erfolgtem Abschluß und der eventuell ersten Preiserhöhung des Kartells vorhanden — eine gewiß loyale Annahme, dann müssen fortan alle die Ergebnisse des Industriefortschrittes, vor allem die Wirkungen der begründeten Organisation, sich zum Profit summieren, in einer Reihe von immer größeren Abenden, je länger die Kartellzeit, je vollkommener das Kartellgebäude und je breiter die Kunde der Kapitalbesitzer geworden ist. Bis sie endlich

⁹⁾ Auch dafür gibt es unzählige Beispiele, vergl. die späteren Ausführungen.

jene kolossale und unglaublich klingende Gewalt erlangt, eine technologisch entscheidende und bahnbrechende Erfindung, wie die des Engländers Thomas volens volens in ihrer Wirkung auf den Markt aufzuheben und die weitere Produktion und die gesamte Volkswirtschaft einfach darum zu pressen.

Das die unmittelbare Entschädigung, die die Nation zu zahlen hat für die „Anpassung der Produktion an den Bedarf“, d. h. für die kapitalistische Anpassung an den Bedarf.

Es gliedert sich also ganz natürlich der Profit in zwei Teile, nämlich in jenen, der innerhalb des kapitalistischen Rahmens durchaus notwendig ist, um im Kapital die Lust zur Investition zu erwecken, die heute zur Einleitung des Produktionsaktes erforderlich ist, und weiter in die Rente des Monopols, die, beständig anwachsend, schließlich wie im Falle des Roheisenindexkats, das gewissermaßen das Schulbeispiel hierzu ist, alles Durchschnittsmaß an Kapitalprofit weit hinter sich läßt.

Statistisch läßt sich dieser dem Monopol entspringende Gewinn in seiner Gänge allerdings sehr schwierig oder gar nicht erfassen. Er erfordert eine Berücksichtigung und Detailkenntnis aller wirkenden Faktoren zur Zeit und während des Verlaufs der ganzen monopolistischen Kampagne, für die allein schon durch das Patentwesen eine Mauer errichtet ist. Jede Schätzung weist also gewaltige Lücken auf; gewöhnlich ist es auch nur ein irgend hervorragender Teilsfaktor, der einer Schätzung unterzogen wird. Ein derartiges, immerhin lehrreiches Exemplar bietet auch Huber in seinen Daten über das deutsche Zuckerkartell. Wir zitieren ihn nochmals: „Die tatsächliche Notlage zeitigte im Mai 1900 das deutsche Zuckerkartell. Dasselbe setzte sofort die Preise im Inlande um 10%¹⁰⁾ hinauf.“ Es ist zu hoffen, daß durch diese kleine Preiserhöhung, die gewöhnlich die Kartellwirksamkeit präludiert, die „tatsächliche Notlage“ beseitigt wurde und daß nun mit einer ganz anständigen Rentabilität zu rechnen war. „Dabei blieb es jedoch nicht; während Rohzucker fortgesetzt billiger wurde, erfuhren die Raffinadewerte fast keine Veränderung. Die auf diese Weise für den deutschen Konsum herbeigeführte Verteuerung beträgt 16—18 Mk. per 100 kg. oder mehr als 100 Millionen Mk. im Jahr.“¹⁰⁾ Es liegt hier der geradezu ideale Fall des konstanten Preises vor. Während die Rohzuckerpreise, namentlich durch die rationellere und intensivere Rübenausnützung, aber auch durch andere wirtschaftliche Momente beeinflusst, fallen, bleiben die allein für den Konsum in Betracht kommenden Raffinadepreise stationär und alles, was an Fortschritten der Zuckertechnik zu verzeichnen ist, geht für den Konsumenten spurlos verloren. Ueber 100 Millionen Mk., das war der Monopolpreis, den der deutsche Konsument an das Kartell zahlte, lediglich in Berücksichtigung des Preisfalles des Rohstoffes gegenüber dem fixen Preisstand des Kartellproduktes und ohne

¹⁰⁾ Huber S. 103.

die Fortschritte im Raffinerungsprozesse, die Ersparnisse der Organisation u. irgendwie in Rechnung zu ziehen.

Und wie in der Zuckerindustrie, so ist es auch in der Sodafabrikation.

Hier beherrscht die Solvay-Aktiengesellschaft den Weltmarkt. Zwei Drittel der Weltproduktion erzeugt sie allein, und die Hälfte des deutschen Bedarfes deckt sie aus dem eigenen Unternehmen. Im deutschen Sodasyndikat hat sie das Heft vollständig in der Hand. Gustav Hoch sagt darüber: ¹¹⁾ „In Wahrheit ist die eine Gesellschaft die Herrin auf dem Sodamarkt nicht nur in Deutschland, sondern der ganzen Welt; diese eine Firma regelt nach ihrem eigenen Ermessen den Sodapreis und kann an die einzelnen Fabriken die Versorgung der verschiedenen Länder mit Soda verteilen. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der Sodapreis in den letzten Jahren fast unvermindert geblieben ist, obgleich infolge der unaufhörlich eingeführten Verbesserungen bei der Herstellung der Soda die Unkosten fraglos vermindert wurden. Wie sich bei diesem Preise die deutschen Solvay-Werke stehen, ergibt sich daraus, daß sie bei einem Aktienkapital von 10 Mill. Mk. einen Reingewinn von 6 Mill. Mk. erzielen.“

Und wie in der Sodafabrikation ist es auch in der Papierindustrie.

Gerade jetzt hat die Einnahme des Papiertrusts in der deutschen Enquete das helle Entzücken aller dienstbestellenden Oekonomen des Großbürgertums erregt. Für Papier war bekanntlich 1900 eine derartige Hochkonjunktur eingetreten, daß die Preise von 21 Mk. auf 27—29 Mk. emporstiegen. ¹²⁾ Und so war es der eingestandene und wohlgelungene Zweck des Syndikats, die Preise der, man bedenke, abnormen besonderen Umständen entsprungenen Preisflut festzuhalten und schließlich den natürlich unaufhaltbaren Preisfall nach Kräften zu verlangsamen. Heute steht der Preis auf 23 Mk., also nicht einmal auf dem Stande von 1900. Und dabei ist die Papierfabrikation die geradezu klassische kapitalistische Industrie, mit der rastlosen technischen Verfeinerung, mit der fortschreitenden Automatisierung, der stets ergiebigeren Produktivität und der zeitlichen Zusammenbrängung des Produktionsprozesses. Deshalb aber freilich ist es „das Hauptverdienst des Papiertrusts, daß in diesem Geschäft jetzt gesunde Verhältnisse walten, die Produktion genau der Nachfrage gemäß reguliert ist.“

Und wie in der Eisen-, Kohlen-, Zucker-, Soda- und Papierindustrie, so ist es in der ganzen, stetig sich erweiternden und ins Unendliche wachsenden Welt des kapitalistischen Monopols.

Diese Rente des Monopols existiert also. Ja sie ist das unentbehrliche Erfordernis und die Voraussetzung des Kartells. Nur wenn

¹¹⁾ Siehe „Neue Zeit“ 21. Jahrg. Nr. 16. S. 495. „Industriemacher“ von Gustav Hoch.

¹²⁾ Siehe für das Folgende: „Das Handelsmuseum,“ Wien, 12. Nov. 1903

sie sich zu bilden vermag, nur wenn sie unaufhörlich anschwellt, bleibt das Gefüge des Kartellbaues fest und stark gegen alles Wühlen der Konkurrenz. Bis schließlich die Preisstabilität durch die zu übermäßig werdende Exklusivität sich nicht mehr zu halten vermag. Das ist die Grenze nach oben. Allein wie elastisch ist doch diese Grenze und mit welcher Fähigkeit gliedert das Kapital selbst unter schweren „Verlusten“ die junge Konkurrenz an sich,¹³⁾ um nur nicht der wachsenden Rente aus der stabilen Preislage verlustig zu gehen. Der Monopolsgewinn, das ist der Kitt des Kartells; denn es ist absolut unerfindlich, welchen anderen Antrieben die Verleugnung der ganzen Selbstherrlichkeit des Einzelwirtschafter, die offene Preisgebung aller Produktions- und Absatzvorteile entspringen könnte. Ja, und auch in den Fällen, wo die Koalition im ungezügelten Streben nach dem Weltmonopol die Preise senkte wie etwa die Standard Oil Co., ergibt sich mit erdrückender Gewißheit die Festigkeit und Macht des Monopols, den Preis von seiner automatischen Anpassung an die wirtschaftliche Entwicklung zu „befreien“. Der abenteuerlichen Macht und dem Profit eines Rockefellers und des sonstigen amerikanischen Milliardenrentums tritt dann nur noch seine, einer solchen wirtschaftlichen Gewalt notwendig entspringende Gemütsbrutalität ebenbürtig zu Seite.¹⁴⁾

Als vor jetzt 15 Jahren Henry George die Frage aufwarf, wieso es komme, daß ein halbes Duzend Männer, die in einem New-Yorker Bureau um eine Zigarrentiste und einige Flaschen Champagner herum sitzen, durch ein Einverständnis die Vergleute von Pennsylvanien zwingen könne, müßig zu gehen, und den Preis der Kohle die ganze Ostküste entlang zu erhöhen vermöge, da lag die ganze Unternehmerorganisation noch in ihrem Wiegenbette. Heute wo der Grundstoß der Industrie fest im Kartell verankert ist und darüber sich ein Ueberbau von Konventionen und Konventionchen aller Industriegruppen bis zum jüngst geschlossenen Kravattenkartell¹⁵⁾ erhebt, ist diese Frage erst recht nicht beantwortet, d. h. beantwortet durch ihre Lösung. Denn sie ist eine Machtfrage. Aber eine Machtfrage, in welcher der Kapitalismus als Signer der Produktionsmittel willkürlich und eigenmächtig nicht allein gegen den, der in seine Dienste tritt, sondern gegen die ganze Gesellschaft frondiert.

¹³⁾ Vergl. z. B. das eingangs behandelte Kalikartell, daß jede neue Unternehmung seinem Kreise sofort einzubeziehen suchte.

¹⁴⁾ In dieser Hinsicht verdient der von Lombroso in der „Neuen Freien Presse“ vom 31. Mai 1903 erwähnte Ausspruch Rockefellers geschichtlich zu werden. Rockefeller beschrieb den Mann, der ihn ersetzen könnte, folgendermaßen: „Er muß die Produktion des Petroleums genau kennen, die Verwaltung von Eisenbahnen, darf keine wie immer geartete Strupeln haben, d. h. es darf ihn der Ruin von 12 bis 20 Leuten nicht rühren, oder die Klage derer, welche die Erhöhung des Petroleumpreises oder die Herabsetzung der Löhne trifft.“

¹⁵⁾ Siehe „Arbeiter-Zeitung“ vom 29. Nov. 1903.

Der industrielle Profit, durch die Mehrarbeit geschaffen, hat in der heutigen Gesellschaft den Rechtstitel des Besitzes der Produktionsmittel. Aber welchen Rechtstitel besitzt jener Preisbann des heutigen Industrieverbandes, der den technischen Fortschritt, die Gewinne der Konzentration verschluckt und sie der Masse der an dem industriellen Profit nicht Teilnehmenden vorenthält? Es ist das kapitalistische Privateigentum, das die von ihm selbst glänzend bewiesene Möglichkeit der zentral geleiteten Produktion, der organisierten Gütererzeugung verdirbt und entartet zum kapitalistischen Monopol. Wird der Eigenutz des Besitzers von der Industrie genommen, dann schwindet die Tendenz zum Festhalten der Preise, der Preisbann des heutigen Marktes; denn die Gesellschaft hat kein Interesse an „stabilen“ Preisen, an der „ruhigen“ Haltung der Preise, sie hat nur das einzige Interesse, die Ergebnisse menschlicher Arbeit jederzeit und voll in der Bedürfnisbefriedigung zum Ausdruck kommen zu lassen. Viel zu sehr (im bedingten Sinn genommen) richtet sich das Augenmerk einer prinzipiellen Gegnerschaft zur bürgerlichen Ordnung der Dinge nur den Uebergriffen und Gewalttätigkeiten des Kartellwesens zu, und viel zu wenig ist das Normalkartell Gegenstand der Kritik. Und gerade in dem Normalkartell ruhen die Wurzeln einer die nationale und die Weltwirtschaft umfassenden Gesellschaftskritik.¹⁶⁾

Sind erst die Unebenheiten des Kartellwesens abgeschliffen teils durch die Erfahrungen des Alltags, teils durch die Drohungen, die Künste der Gesetzgebung zu ergreifen gegen Uebermäßigkeiten, die ja auch den Wohlstand des Bürgertums tangieren, dann zerfällt notwendigermaßen alle Kritik unserer bürgerlichen Ökonomie oder wenn man will, unseres Bürgertums und es bleibt nichts übrig als der prinzipielle Kampf gegen den Kapitalprofit in seiner alten und neuen Form. Die fleißige Beobachtung der Kartellpreise wird ein Wesentliches zur richtigen Erkenntnis und zur reinlichen Scheidung beitragen.

¹⁶⁾ Man glaubt schärfste Kritik zu üben, wenn man beispielsweise über den Wochenbericht der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine vom 12. April 1903 in einem Artikel „Landwirtschaftliche Genossenschaftsbewegung und Kartelle“ sagt: Es kann sich nicht darum handeln, die Kartelle zu beseitigen, sondern nur die Schäden und Uebergriffe des Kartells auszumergen. Die Kartelle sind großkapitalistische Unternehmungen, welchen die Regelung der Produktion nur Mittel zum Zweck ist. Ihr Zweck ist das Profitmachen. Heute werden sie lediglich auf Kosten des Konsums betrieben; es sei ihnen aber nicht durch gesetzliche Maßnahmen, sondern durch die Konsumentenorganisation beizukommen. Hier sind sie wieder, die „Schäden und Uebergriffe“, diese Dornen des Kartells. Auseinanderzusetzen, warum der organisierte Konsum nie den Großkartellen der Industrie Schach zu bieten vermag, würde jedoch hier zu weit führen.

Zur philosophischen Bewegung im Marxismus.

Von Dr. Karl Vorländer.

Der Herausgeber der „Deutschen Worte“ hat mich gebeten, die unten zitierte bedeutende Schrift von Max Adler¹⁾ hier zu besprechen. Ich gestehe offen, daß ich mich dieser Aufgabe nur mit gewissen Bedenken unterziehe: Bedenken, die vor allem darin liegen, daß mit einer kurzen, nicht in die Tiefen wissenschaftlicher Abstraktion bringenden Besprechung, wie sie die „Deutschen Worte“, die kein philosophisches Fachblatt sein wollen, erwarten dürfen, Adlers Ausführungen eigentlich nicht völlig gerecht zu werden ist. Tiefbringende, ausgebehnte Untersuchungen über die schwierigsten Probleme der Philosophie wie das Verhältnis von Kausalität und Teleologie, theoretischer und praktischer Philosophie, Natur- und Geisteswissenschaften, Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Geschichte als Wissenschaft, individuelles Bewußtsein und Bewußtsein überhaupt, Marx' philosophische Methode, Materialismus und Idealismus und v. a., die uns Adler in seinem Buche bietet, erfordern eine so eingehende Kritik, wie sie an dieser Stelle nicht möglich ist²⁾. Adlers Schrift ist nicht populär und kann nicht populär sein. Dazu kommt ein gewisser Mangel in der Disposition. Während seine ausgezeichnete Kant-Gedächtnisrede (im Februarheft dieser Zeitschrift), die zweifellos nach Form und Inhalt zu den besten gehört, was zum Kantjubiläum gesagt oder geschrieben worden ist, fertig wie eine gewappnete Athene aus dem Haupte ihres Schöpfers emporprang, so führt uns in dieser früher erschienenen Schrift der Verfasser allzusehr in seine Gedankenwerkstatt hinein, läßt uns die vielfach verschlungenen Pfade mitschreiten, die er selbst gegangen ist und hat gehen müssen, raubt uns aber auf diese Weise das Gefühl der Uebersichtlichkeit über das Ganze, das uns dort keinen Augenblick verließ.

Wenn ich es trotz alledem unternehme, einige teils referierende, teils kritische Bemerkungen zu dieser Schrift zu machen, so leitet mich einerseits das Gefühl, daß Adlers Ausführungen die Aufmerksamkeit aller sozialphilosophisch Interessierten in hohem Grade verdienen, anderseits das Bedürfnis als Mitstreiber und Mitarbeiter auf diesem Gebiete mich mit ihm in einigen Punkten auseinanderzusetzen, die auch dem allgemeinen Verständnis zugänglich sind: zumal, da ich auf diese rein methodischen Fragen in meinem Vortrage vom 8. April (siehe „Deutsche Worte“ 1904, 6. Heft) nicht näher eingehen konnte.

Vorausgeschickt möchte ich vor allem, daß ich mit dem Verfasser — weit mehr, als er selbst zu denken scheint — eines Sinnes bin!

¹⁾ Kausalität und Teleologie im Streite um die Wissenschaft. Von Dr. Max Adler. 3. Teil des 1. Bandes der „Marx-Studien“. Seite 193 bis 433. Wien 1904. Wiener Volksbuchhandlung.

²⁾ Ich hoffe in einiger Zeit in den „Kantstudien“ einzelnes nachholen zu können.

So begrüße ich es mit Freuden, wenn er in seiner Einleitung das Vorurteil vieler Marxisten gegen erkenntnistheoretische Untersuchungen bekämpft, wenn er nachweist, wie notwendig die erkenntnistheoretische Klärung im eigenen Lager des Marxismus ist, und wie sie auch im eigensten Geiste vor dessen Stifter liegt, während diese Arbeit bisher zum größten Teile außerhalb unseres Lagers durchgeführt wurde (S. 207). Oder wenn er es gar als Tatsache bezeichnet (was für mich mehr der Gegenstand des Wunsches ist), daß der Marxismus „in Kants Werken immer mehr den glücklichsten Anknüpfungspunkt für seine eigenen Lehren und mächtig fördernde neue Anregungen findet“ (226)! Und weiter: ganz dasselbe, was Adler Seite 284 ausführt, daß die Anknüpfung an den Kantismus ihm keineswegs Identifizierung mit Kants System, sondern nur Benutzung und Fruchtbarmachung von dessen Methode, daß sie ihm „eine bestimmte Richtung des Denkens bedeute, habe auch ich immer und immer wieder, besonders deutlich auf Seite 4 meiner zweiten Schrift³⁾, betont. Das bedeutet aber, mir wie ihm, reinliche Scheidung der verschiedenen Bewußtseinsgebiete, von theoretischer und praktischer Philosophie, Logik und Ethik des Erkennens und Wollens, Kausalität und Teleologie. Alle dahingehenden Ausführungen meines Buches — und deren sind viele — unterschreibe ich vollkommen.

Um so mehr war ich erstaunt, als ich in unmittelbarem Anschluß an ein Zitat von Hermann Cohen, „der das Hauptverdienst für sich in Anspruch nehmen kann, uns die ganze Tiefe der transzendentalen Methode erschlossen zu haben“ (S. 284 Anm.), folgende Absage an die sozialphilosophischen Neukantianer las:

„Nach alledem ist schon hier klar (?), worauf ich übrigens, um ärgerliche (!) Mißverständnisse zu verhüten, die sich so gern an Schlagworte anschließen, besonderen Nachdruck legen möchte, daß die hier vertretene Anknüpfung an Kant ganz und gar nichts mit der von der neukantischen Bewegung in- und außerhalb der Partei versuchten Zurückführung der politischen Forderungen des Sozialismus auf die Lehren der praktischen Philosophie Kants zu tun hat, in welchem Sinne ja auch Ed. Bernstein und andere dem Revisionismus nachstrebende Spezialisten in die Parole „Zurück auf Kant“ eingestimmt haben“.

Ich fragte mich: Von wem rührt dies bei des Autors sonst so ruhiger und sachlicher Polemik doppelt auffallende Urteil her? Doch von demselben Adler, der ungefähr zur selben Zeit in seiner Kantrede (Sonderausgabe S. 41) erklärt: „So ist die praktische Philosophie Kants im eminenten Sinne eine Philosophie der Tat, und es ist kein Zufall, daß ihre Lebendigkeit auch nach dieser Richtung sich darin erwiesen hat, daß unsere Zeit . . . auch mit ihrer mächtigsten praktischen Erscheinung, dem Sozialismus, an ihn wieder anknüpft“! und der sogar die nach meiner Meinung (vergl. Schluß meiner Wiener Rede) mißverständliche Formel „Zurück auf Kant“ ebendasselbst (S. 47)

³⁾ Die neukantische Bewegung im Sozialismus (Aus den „Kantstudien“) 1902.

in bedingtem Sinne zu rechtfertigen unternahm. Und gegen wen ist diese Absage gerichtet? Da außer Bernstein auch andere „außerhalb der Partei“ stehende Elemente genannt sind, doch wohl dieselben Neukantianer (Cohen, Natorp, Stammler, Staubinger und der Verfasser dieser Besprechung), deren Führer er unmittelbar vorher seiner „völligen Uebereinstimmung“, wenn auch nicht speziell in diesem Punkte, so doch in der methodischen Auffassung der Kantischen Philosophie, versichert hat! Und dieser Führer, mein verehrter früherer Lehrer, Professor Hermann Cohen in Marburg (Hessen), ist gerade derjenige unter uns, der die Verbindung des Sozialismus nur mit der Ethik am allerstärksten in Ausdrücken, die ich nicht gewählt haben würde, verkündet hat.¹⁾ Dieser Widerspruch ist mir nicht verständlich.

Aber wir tun dem Verfasser vielleicht Unrecht. Er fährt in demselben Absage (S. 285 Anm.) fort: gerade seine Anknüpfung an Kant sei das Mittel, jene anderen in diejenigen Schranken zurückzuweisen, welche allezeit Ethik und praktische Beurteilung überhaupt von Erkennen und theoretischen Urteil scheiden werden und verheißt „darüber mehr im folgenden“, also Gegengründe. Daraufhin habe ich im folgenden eine Polemik gegen bestimmte Sätze aus Cohens, Natorps, Staubingers, Stammlers oder meinen Schriften erwartet; aber, mit Ausnahme Stammlers, vergeblich. Diesem wird S. 300 f. (Anmerkung) Uebertreibung des materialistischen Moments in der „materialistischen“ Geschichtsschreibung vorgeworfen und S. 381 bezw. 383 gegen seine Begründung der „Sozialwissenschaft“ allein auf die praktische Philosophie polemisiert. Wir haben hier nicht die Zeit zu prüfen, ob diese Auffassung Stammlers, dessen Kritik übrigens mehrfach als eine „epochemachende und tief schürfende“ anerkannt wird, seitens unseres Autors völlig zutrifft. Jedenfalls richtet sich seine hauptsächlichste Polemik „im folgenden“ gegen teleologische Uebertreibungen (namentlich von Rickert und Windelband), mit denen wir (Neukantianer), um mit W. Adler zu reden, ganz und gar nichts zu tun haben: Uebertreibungen, die in der Behauptung gipfeln, daß „das Sein der Dinge seinen Grund im Sollen habe“. Seiner scharfen Bekämpfung solcher Wartung der Teleologie geben wir völlig Recht. Das ist, wie er richtig sagt, nicht mehr Kant, sondern Fichte! Der Zweck hat in der Tat nichts „an der Spitze der Erkenntniskritik“ (S. 328) zu suchen. Er muß zunächst für die erkenntnistheoretische Betrachtung ganz ausgeschaltet werden, die nichts anders als das Sein zu erforchen hat (330). Das *Divide et impera* gilt auch auf philosophischem Gebiete (ebd.). Jene Teleologie ist „nicht Krönung der kritischen Methode, sondern ihre Umbeugung in Metaphysik“ (398). Das sind alles goldene Worte, deren jedes wir aus vollster Ueberzeugung unterschreiben können.

Das eigentlichste Gebiet, das dem Zweck zukommt, ist vielmehr — auch darin sind wir mit Adler vollkommen einig — das des *Wollens* und somit das der Ethik. Nur ein theoretisches Feld ist auch der Zweckbetrachtung nicht verschlossen, das der Biologie, der or-

¹⁾ Vgl. R. Vorländer, Kant und der Sozialismus S. 17.

ganischen Naturwissenschaft, dessen Grundbegriff des „Organismus“ schon den Begriff der Zweckmäßigkeit zu seiner unumgänglichen Voraussetzung hat. Diesen Gedanken haben wir in Adlers Schrift vermisst. Daß wir aber auch in diesem Punkte von ihm nicht differieren, hat uns die betreffende Stelle seiner Kantrede (S. 41 f.) gezeigt, welche die Naturteleologie im Sinne Kants, d. h. als regulatives (nicht konstitutives) Prinzip unseres Denkens, vollkommen anerkennt. Und so ist auch fast sein Buch voll der anregendsten, fruchtbarsten und wahrsten Gedanken, denen wir nicht bloß beipflichten, sondern die wir mit besonderer Freude gerade in einem Bande, der sich „Marx-Studien“ betitelt, gelesen haben: manche ganz neu und eigenartig, manche, die wir der Sache nach schon bei anderen, die Adler nicht zu kennen scheint (wie Ratorp, Staudinger, Woltmann) gefunden haben. Wir heben u. a. hervor: seine Ausführungen über die Aufgabe der Wissenschaft (Kap. II), über Nutzen und Schaden des naturwissenschaftlichen Materialismus, über die Fruchtbarkeit von Kants Prinzip der „geselligen Ungeelligkeit“ für die Geschichtsphilosophie (ähnlich wie Konrad Schmidt) und Marx' Verbindung von Natur- und Geisteswissenschaft zu einem mächtigen systematischen Gebäude (was u. a. auch ich in meinem Vortrage andeutete) (Kap. III), über die Verschiedenheit von Wollen bezw. Sollen und Müssen (IV und XIII), Einzelbewußtsein und Bewußtsein überhaupt (XIV), über die teilweise latente Erkenntniskritik im philosophischen Denken von Marx und Engels (in deren Behandlung er mich vielfach an die ihn ausnehmend unbekannte Stellungnahme von Staudinger und Woltmann erinnert), in dem überhaupt hochinteressanten Kap. XI usw.

Es ist im Grunde nur ein, allerdings nicht unrichtiger, von Adler aber m. E. überschätzter Punkt, worin wir differieren, nämlich der: ob auch die Ethik, als Zwecklehre (Teleologie) aufgefaßt, unter den Begriff der Wissenschaft falle oder nicht. Ich halte die wissenschaftliche Begründung und Behandlung einer derartigen Ethik für möglich³⁾, Adler erblickt darin eine große Gefahr für den Begriff der Wissenschaft. Und doch fühle ich mich auch hierin von meinem Freunde in Kant nicht meilenweit getrennt, sondern sehe ich die Möglichkeit einer Verständigung klar vor Augen. Man kann, ohne sich deshalb der Zweideutigkeit oder Verschwommenheit anklagen zu müssen, einen weiteren und einen engeren Begriff der „Wissenschaft“ unterscheiden. Adler führt selbst zwei verschiedene kantische Definitionen derselben an (S. 251 Anm. und 254 Anm.) und „sondert“ dann, im Anschluß an die zweite, ausdrücklich für seinen Gebrauch „einen engeren Begriff der Wissenschaft“ aus, wonach sie das System des absoluten und objektiv allgemein gültigen Wissens bezeichne (254). Ich würde das Wort „absoluten“ streichen, will mich aber im übrigen über die beste Definition der Wissenschaft hier nicht verbreiten, da ich mich über das nämliche Thema gelegentlich des Fernsteinstreites an anderer Stelle⁴⁾ ausführlicher geäußert habe und Adlers Meinung ohnedies klar genug

³⁾ Vgl. Marx und Kant (Sonderausgabe) S. 24.

⁴⁾ Die neukantische Bewegung S. 48 ff.

ist. Sondern wir erklären rund heraus: Wissenschaft in engem Sinne des Wortes ist in der Tat bloß dasjenige theoretische Erkennen, das sich streng und unbedingt unter das Kausalgesetz stellt: also die Naturwissenschaft im weitesten Sinne, die sogenannten Geisteswissenschaften (Psychologie, Geschichte, Sprach-, Sozialwissenschaft usw.) soweit sie naturwissenschaftlicher Behandlung fähig sind, miteingeschlossen.

Aber es gibt neben dieser Gesetzmäßigkeit des Geschehens noch eine andere, *toto genere* von ihr verschiedene, und doch auch, wie Adler selbst S. 233 ausführt, Gesetzmäßigkeit: die des Wollens; und hier ist das „autochthone“ Reich des Zweckbegriffs. In Bezug auf dies Wollen ist die Form des Sollens (Kants kategorischer Imperativ) „inhaltlich bestimmendes Gesetz“ und daß ich . . . ein Sollen empfinde, durch welches ich mich bestimmen lasse, das erst konstituiert Sittlichkeit als eine besondere Gesetzmäßigkeit (Adler S. 359). Was aber gesetzmäßig verläuft, muß sich auch wissenschaftlich behandeln und bestimmen lassen; denn Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes heißt doch: auf Gesetze zurückführen, unter Gesetze befassen (vgl. Adler S. 214).

Ob man denn dieser besonderen Art von Gesetzmäßigkeit auch den Namen „Wissenschaft“ beilegen soll — Adler bezeichnet sie selbst einmal (S. 421) als „Kulturwissenschaft“ — oder ob man nur der Eindeutigkeit und der berechtigten Abwehr jener einseitigen Teleologie willen besser diesen Namen auf die bloße Naturgesetzlichkeit beschränkt: Das ist schließlich eine Zweckmäßigkeitsfrage, über die man sich unschwer verständigen kann, sobald man in der Sache einig ist. Adler betont selbst verschiedentlich, daß die bloße Naturerkenntnis einseitig ist, daß die theoretische „Seite“ des Bewußtseins der Ergänzung und Vervollkommenung „aus der durch die praktische Philosophie verschafften Erkenntnis seiner anderen Seiten“, die natürlich auch unserer Ansicht nach ihren charakteristischen Standpunkt ausschließlich festhalten muß“, durchaus bedarf (S. 330). Daß die Ethik, wenn auch keine „Objektbetrachtung“, doch gewiß nicht bloße „subjektive Stellungnahme“ (426) ist, wird er im Ernste nicht behaupten wollen, da er doch eine „Erkenntnis“, eine „Gesetzmäßigkeit“ auch auf dem praktischen Gebiete anerkennt. Er, der am Schlusse seines Buches selbst eine so hohe Auffassung von der „Gesetzgebung des Wollens“ verkündet, der in ihr erst die „eigentliche“ Gesetzgebung des Menschen ausgedrückt, „nur im Wollen die volle Realität unseres Wesens“ erblickt (431), — er kann diese Gesetzlichkeit des Wollens unmöglich aus dem Bereiche des wissenschaftlichen Denkens ausschließen wollen. Er wird sich vielmehr — zwar mit vollem Recht, die Kreise des naturgesetzlichen Erkennens „nicht durch den Wortbegriff stören lassen“, aber er wird vielleicht dabei doch auf die Dauer der Einsicht sich nicht völlig versagen, die ein Marzist und Kantianer gleich ihm einmal in die Worte gefaßt hat: daß das Gebiet des Wollens, d. h. des handelnden Menschen nicht nur einer wissenschaftlichen Gesetzmäßigkeit zu unterwerfen, sondern daß sogar dieser Erkenntniszweig das höchste und würdigste Erzeugnis menschlichen wissenschaft-

lichen Denkens sei.⁷⁾ Dann wird er es auch nicht mehr als „ärgerliches Mißverständnis“ betrachten, mit jenen Neukantianern in Beziehung gebracht zu werden, die seine eigene Behauptung von dem inneren Zusammenhang des Sozialismus mit Kants praktischer Philosophie durch methodologische Gründe zu stützen versuchen, die Kants Erziehungskritik dem Gedanken ihres Urhebers gemäß in seine Ethik ausmünden lassen, oder, um mit Max Adlers eigenen Worten zu schließen, in einen „Begriff des Menschen, der die Welt, wie sie durch seine Erkenntnisformen da ist für alle, nun auch durch seinen Willen umschaffen kann für alle.“⁸⁾

Literarische Anzeigen.

293. Das Haupt der Medusa. Roman von Gustaf af Geijerstam. Aus dem Schwedischen überetzt von Francis Maro. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Mk. 2. Geb. Mk. 3.

Ueber diesen Roman hat Frau Laura Marholm vor längerer Zeit in der Frankfurter Zeitung geschrieben: „Es ist nicht ein Buch, das man liest, es ist ein Leben, das man miterlebt, und mehr als das — es ist das eigne Leben, das man wieder durchlebt, indem man die Blätter dieses Buches umwendet. Und es ist nicht bloß mein oder dein Leben, das zufällig diesem Leben ähnlich ist, sondern jeder Mensch, der kein Stoß ist, wird etwas von dem, was mit heimlichen Stichen durch sein bestes Empfinden als Kind und als Mann gegangen, in diesem Buche wiederfinden. Selten wird ein so persönlich erlebtes Buch geschrieben.“ Und in der Tat: Diese Worte treffen den Inhalt dieses seltenen Buches, das in seiner Art ganz einzig, sehr gut. Es ist wohl eines der merkwürdigsten und besten Bücher unserer Zeit.

294. Lebenlehre oder Philosophie der Geschichte zur Begründung der Lebenskunstwissenschaft. Vorlesungen an der Universität Göttingen, gehalten von Karl Christian Friedrich Krause. Aufs neue herausgegeben von Dr. Paul Hohlfeld und Dr. August Wünsche. 2. Auflage. Mit drei erläuternden Steinbrucktafeln. Leipzig. Dietrich. 1904. XVI., 474 S. Mk. 8.

295. Das Urbild der Menschheit. Ein Versuch von Karl Christian Friedrich Krause. Aufs neue herausgegeben von Dr. Paul Hohlfeld und Dr. August Wünsche. Dritte, durchgesehene Auflage. Leipzig. Dietrich. 1904. VI., 354 S. Mk. 6.

Die Philosophie Krauses erscheint uns hauptsächlich deswegen wenig anheimelnd, weil er sich eine eigene (nebenbei gesagt ganz deutsche) Terminologie zurechtgelegt hat, die uns das Verständnis seiner Schriften

⁷⁾ So Kurt Eisner kontra Bernstein (Näheres s. Vorländer, Die neukantische Bewegung S. 55).

⁸⁾ Max Adler, Immanuel Kant zum Gedächtnis (Sonderausgabe) S. 41.

sehr ersichert. Aber er hat auf seine Zeit großen Einfluß gehabt und verdient es, daß seine Werke neu aufgelegt werden.

296. Arbeitsverhältnisse im Ostrau-Karwiner Steinkohlenreviere. Auf Grund von Erhebungen über die Lage der Bergarbeiter und unter Heranziehung von Daten, betreffend die Arbeitsverhältnisse in industriellen, kleingewerblichen und landschaftlichen Betrieben im Umkreise des Reviers, dargestellt vom k. k. Arbeitsstatistischen Amte im Handelsministerium. I. Teil: Arbeitszeit, Arbeitsleistungen, Lohn- und Einkommenverhältnisse. Wien. A. Hölder. 1904.

Dieses Werk soll vor allem einen Einblick in die Dauer der täglichen Arbeitszeit, in das Ausmaß der individuellen Arbeitsleistungen sowie der Lohn- und Einkommensverhältnisse der Bergarbeiter in der Zeit vom 1. Juli 1900 bis einschließlich 30. Juni 1901 vermitteln. Außerdem enthält die Publikation noch Angaben über die Arbeitszeit und die Löhne der Arbeiter in industriellen, kleingewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben im Umkreise des genannten Revieres, die hauptsächlich dazu bestimmt sind, einen Vergleich der Lage dieser Personen mit der Lage der Bergarbeiter zu ermöglichen. Die in dem Werke mitgeteilten statistischen Daten wurden auf eine Anregung des ständigen Arbeitsbeirates hin in den Jahren 1901—1902 erhoben und betreffen 38 Steinkohlenbergbaue und 8 Koksanstalten mit einem Arbeiterstande von rund 38.000 Köpfen, ferner 101 industrielle Betriebe mit rund 16.700 Arbeitern, 40 verschiedene Arten des Kleingewerbes in 42 Gemeinden und den Groß- und Kleingrundbesitz in 56 Gemeinden des Ostrau-Karwiner Revieres.

Der vorliegende umfangreiche Band besteht aus einer Einleitung, in der die Vorgeschichte und Durchführung der Erhebung, sowie die Verarbeitung des Materiales geschildert wird (LII Seiten), ferner aus einer ausführlichen Besprechung der Erhebungsergebnisse (128 Seiten) und aus den statistischen Tabellen (563 Seiten) und ist zum Ladenpreise von K 7 erhältlich.

297. Hamlet und Genie. Von Hermann Türck. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin. Otto Elsner. XXIX. 190 S.

Das Buch umfaßt vier Stücke: Vorwort und Kritik. Hamlet ein Genie. Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. Das Alter Hamlets. Bekanntlich hat Türck eine völlig neue Auffassung Hamlets in die Literatur eingeführt und verteidigt sie in diesen vier Abhandlungen siegreich gegen die früheren und gegenwärtigen Kommentatoren. An einer Stelle des zweiten Essays sagt er: „Das Genie zeigt die größte Selbstlosigkeit und zugleich die größte Selbständigkeit des Willens, zwei Extreme, die sich gegenseitig bedingen und fordern. Denn wer so selbstlos ist, daß er für seine Person nichts ernstlich erstrebt und bejagen will, der ist zugleich im höchsten Maße selbständig, da unter Umständen kein Ding und keine Person auf ihn einzuwirken vermag.“ Auf diesem Satze fußend zeigt der Verfasser in jeder Einzelheit, wie sich bei seiner Auffassung des Charakters Hamlets alle Schwierigkeiten heben, alle Widersprüche auflösen und die völlige Einheit der Person:

lichkeit sich herstellt. Das geistreiche Buch zu lesen, ist ein außerwählter Genuß.

298. Warum interessiert sich heute jedermann für Fragen der Volkswirtschaft und Sozialpolitik? Von Werner Sombart. 16 S.

299. Koalitionsrecht! Von M. von Schulz. 15 S.

300. Kinderarbeit und Kinderschutz. Von R. Agahb. (Mit Text des Kinderschutzgesetzes.) 15 S.

301. Unsere armen Wandernden und wie sie unterstützt werden. Auch ein Beitrag zur Arbeitslosenfrage. Von Hans Ostwald. 16 S.

302. Wie das Wahlrecht war, wie es ist, und wie es, zumal in den deutschen Einzelstaaten, werden soll! Von Dr. J. Unold. 36 S.

303. Japanische Wirtschafts- und Sozialpolitik. Von Leopold Katscher. 16. S.

304. Zum Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild. Ein Mahnwort und ein Aufruf. Von Otto von Leizner. 20. Seiten.

Diese Broschüren bilden die Hefte 1, 2, 4, 5, 6/7, 8, 10 einer von der Verlagsbuchhandlung Felix Dietrich in Leipzig herausgegebenen Sammlung, die den Titel führt: „Sozialer Fortschritt, Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Eingeleitet von Prof. Dr. W. Sombart, Breslau und unter Mitwirkung erster Sachkenner für Gebildete aller Kreise geschrieben“. Jedes Heft kostet 15 Pf., eine Reihe von 10 Heften Mk. 1.20. Es genügt auf diese Sammlung hinzuweisen. Die behandelten Gegenstände sind durchaus aktuell und interessant dargestellt. Nr. 1 und 4 sind wohl die besten Hefte.

305. Das Rätsel: Jude. Der Roman eines modernen Juden von A. Halbert. Berlin-Steglitz. Hans Priebe & Co. 1904 142 S.

Ein höchst verworrenes Buch, durch das „Das Rätsel Jude“ in keiner Weise gelöst wird. Solche unreife Erzeugnisse sollte ein Verlag, der auf sich was hält, nicht drucken.

306. Ferien-Träume von Alois Wohlmuth. Mit Umschlagzeichnung von Franz Rauch und zwei Bignetten von Franz Studt. München und Leipzig. Georg Müller. 1904.

Anspruchslos-harmlose Sachen in Vers und Prosa, die angenehm die Muße ausfüllen und die man gerne anhören wird. Ihren launigen Charakter zeigt schon das Einleitungsgebiht an:

Lebt wohl, ihr himmlischen Soffitten,
Gemalter Hain, gemalte Flur,
Ihr „praktitablen“ Wälder, Hütten,
Du angestrichene Natur!
Du Silbermond aus Stoff und Gaze,
Du Leinwandsee,
Ihr Sterne aus Marienglas,
Lebt wohl, ade!

Du Sommertraum aus grauen Flören,
Du wilde Pappendefelsau,
Kaschierte Früchte, Blüten, Beeren,
Du aufgehängte Flut und Au,
Du Felsenblock mit Heu gefüllt,
Du Flittergold,
Du Donnerblech, das, wenn es gilt,
Vulkaniſch grollt.

Ihr erbsienrollenden Orkane,
Du Blitz aus Kolophonium,
Du frisch genährte Siegesfahne,
Elektrisches Elysium,
Du ausgestopfte Vogelwelt,
Papierner Schnee,
Du aufgerolltes Lehrenfeld
Lebt wohl, ich geh'!

Mit neuer Kraft dir bald zu leben,
Verlaß ich dich nun, holder Schein;
O Freiheit, Freiheit! Wonnelieben!
Durchströmt die Brust, mein ganzes Sein!
Hinaus, hinaus! O Licht und Duft!
O Himmelszelt!
Hinaus, hinaus! O Walddesduft
Und Blütenwelt!

Hier lasse ich mir nicht soufflieren
Was mich entflammt, erfreut, durchglüht;
Hier darf ich frei extemporieren
Wie alles, was da lebt und blüht;
Echt, nicht gemacht, sind fern und nah
Frucht, Blüten, Baum,
Die Menschen selber echt beinah' —
O Ferientraum!

307. Logaubüchlein. Von Otto Erich Hartleben. Erste und zweite Auflage. München. A. Vangen. XLIII, 144 S.

308. Liebe kleine Mama. Von Otto Erich Hartleben. Erste bis vierte Auflage. Berlin. S. Fischer. 1904. 187 S.

309. Von reifen Früchten. Meiner Verse zweiter Teil. München. A. Vangen. 1902. 49. S.

O. E. Hartleben hat einen feinen poetischen Geschmack. Das hat er schon in seinem Goethe-Brevier bewiesen. Sein Logaubüchlein wird auch, wie jenes Anklang finden. Sehr entsprechend ist auch die Einleitung, die er der Auswahl mitgegeben hat.

Das zweite Buch enthält vier Novellen: Das Sonnenblatt; Liebe kleine Mama; Das Ende der Strahlendorffs; Horch! Ein Spaß! — Von diesen ist eigentlich doch nur die zweite, die auch der Sammlung (nach üblem Brauche) den Namen gegeben hat, hervorzuheben. In ihr ist viel Schalkhaftigkeit und lebendiges Behagen. Die anderen repräsentieren ein minderes Genre.

Das Gedichtenbuch enthält einige Poeten, von denen wir uns nicht enthalten können zwei davon mitzuteilen:

Der Magdalenenwein.

Die heilige Magdalena ruht
In ihrer Höhle tief versteckt,
Sie hat mit rotem Wüßerblut
Den wonniglichen Leib besetzt.

Aus ihren Gliedern wich die Lust
Des holden Lebens ganz und gar,
Raum atmet noch die junge Brust
Unter dem flutenden langen Haar.

Da steigt im Glanz des Sonnenscheins
Ein Jüngling von der Felsenwand,
Und eine Schale dunklen Weins
Hält er in seiner weichen Hand.

Und sprach: Ich bin Dionysos
Bin alles Lebens reichster Freund
Vom frohesten Strahle des Helios
Sieh meinen nackten Leib gebräunt.

Das dürre Holz in deiner Hand
Drauf du den frankten Blick gesenkt
Ist meinen Augen Spuk und Tand
Ein häßlich Bild, verzerrt, verrenkt.

Ein Menschenglück in seinem Lauf
Kennt Tod und fremdes Glend nicht
O heb' die tiefen Augen auf
Du meines Lebens Freund und Licht.

Das rote Blut auf deiner Haut
Ist röter nicht, als dieser Wein, —
Der Himmel, der dir draußen blaut,
Ist blauer nicht, als deiner nassen Augen Schein.

Drauf hat er ihr den Wein gereicht
Den sie mit langen Zügen trank
Und als er sich herabgeneigt
Sie selig an die Brust ihm sank.

Morgen-Singsang.

Wie sehnt ich dem Schlafe mich nach!
Schon hielt ich das Glück an den Fäden,
Da pochte die Sonn' an die Läden . .
Wie sehnt ich dem Schlafe mich nach!

Bang zitternd erregt sich das Herz.
Da schreit auf den Straßen das Leben,
Dich macht es von neuem erheben . . .
Bang zitternd erregt sich das Herz.

Aus Träumen nur schwebt es empor,
Was je uns für Wonnen umschließen,
Aus uns sich die Lieder ergießen . . .
Aus Träumen nur schwebt es empor.

Rings leuchtet die lachende Welt!
Dein heimliches Suchen und Leiden
Muß jäh vor der Sonne vercheiden . . .
Rings leuchtet die lachende Welt!

310. Worpäweder Stimmungen. Von Franz Diderich. Mit Titelzeichnung von Karl Krummacher in Worpäwede. 2. Auflage. München und Leipzig. Georg Müller. 1904. VII, 103 S.

311. Die weite Seite. Von Franz Diderich. Stimmungen. München und Leipzig. Georg Müller. 1904. 147 S.

312. Worpäwede. Von Paul Barncke. 2. Auflage. München und Leipzig. G. Müller. 1904. 43 S.

Die zwei ersten Bändchen sind lyrische Gedichte, unter ihnen manche von wirklich intimer Stimmung. Die dritte Schrift beschäftigt sich mit einer Würdigung der Worpäweder Maler, wobei der Verfasser manches gute Wort sagt.

313. Eine Frühlingsreise in Griechenland. Von Dr. A. Döring. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1903. 199 S.

Der Verfasser schildert in frischer und ganz unpedantischer Weise seine Reisen in und um Griechenland. Es wird uns beim Lesen so warm und jung ums Herz, wie es ihm, der ja auch nicht mehr ein Knabe ist, geworden ist. Wer solche herrliche Reisen nicht machen kann, wenigstens die Sehnsucht schier unwiderstehlich lockt, der lese wenigstens solche Bücher, wie das Dörings. Man stelle sich kein gelehrtes Buch vor. Alles ist lebendig und voll Beziehung auf das Leben. So schließt er die Beschreibung eines patriotischen Schulfestes, bei dem die Schüler nach dem Turnen plötzlich ein Lied nach der Melodie „Wir hatten gebaut“ gesungen hatten mit den Worten: „So endigt denn dieser klassische Tag, wie sich in seinem Verlauf mir immer wieder die Gestalt unseres edlen Schiller hineingedrängt hatte, in harmonischem Ausklang mit der Erinnerung an deutsches Leben und deutsche Kultur, deutsche Turnkunst und deutsches Niederleben“. Er sieht alles mit innerster Empfindung: „Eigentümlich ergreifend wirkten auf mich ein paar Reliefs der Dioskuren. Sie zeigten offenbar den Typus des spartanischen Jünglings der besten Zeit: muskulöse, nackte Gestalten mit gewaltiger Mähne, besonders auffallend durch den stolzen Herricherausdruck der edelgeformten Gesichter. Solche Bildwerke offenbaren mit einem Schlage, besser als ganze Bände, ein Stück Geschichte! Nicht minder ergreifend wirkten die lakonischen Inschriften einiger Grabstelen, die außer dem Namen nur die Worte *ἐν πολέμῳ* (im Kriege) enthalten.“ Ich habe das Buch in einem Zuge, wie eine spannende Geschichte gelesen.

314. Iulus-Ithaka, die Heimat des Odysseus. Von Dr. Peter Goessler. Mit 12 Landschaftsbildern in Lichtdruck und 2 Karten. Stuttgart. J. B. Metzler. 1904. 80 S.

Professor Dörpfeld in Athen hat zum erstenmale die Vermutung ausgesprochen, daß nicht das heutige Ithaka, sondern die heutige Insel Iulus die Heimat des Odysseus sei. Das vorliegende Buch kämpft für diese Ansicht mit guten Gründen. Die beigegebenen Bilder sind sehr schön.

315. Moderne Demokratie. Acht Vorträge, gehalten in der Demokratischen Vereinigung der Stadt Zürich in den Wintern 1902/3 und 1903/4 von Prof. Dr. E. Zürcher, Prof. Dr. H. Herkner, Schulsekretär H. Nägeli, Prof. Dr. Max Huber, Stadtrat B. Frittschi, Regierungsrat J. Luz, Oberrichter Dr. H. Sträuli, Dr. G. Wettstein. Verlag der „Zürcher Post“. 200 S.

Das kleine, lesenswerte Bändchen enthält folgende Vorträge (nach der oben angegebenen Reihenfolge der Vortragenden): Die Demokratie in der Rechtspflege. Die sozialen Aufgaben in der Demokratie. Die Demokratie in der Verwaltung. Die Demokratie in den britischen Kolonien Australiens. Die Demokratie im Erziehungswesen. Die Demokratie im Armenwesen. Die Entwicklung der Demokratie im Kanton Zürich. Grundgedanken, Stellung und Richtlinien der demokratischen Partei.

316. Unter altem Himmel. Erzählungen von Wilhelm Fischer in Graz. Zweite Auflage. München und Leipzig. Georg Müller. 1904. 183 S.

Dieser Band enthält sechs Erzählungen von großem Reize. Es ist schwer, sich für eine zu entscheiden und zu sagen: sie ist die beste. Der Dichter trifft eben so gut den Ton des Romantisch-märchenhaften, wie den Ton des Realistischen. Man prüfe darauf hin die zwei Stücke „Ingwar und Ingrid“ und „Die Habenbäckerin“. Wir rechnen die in diesem Bande vereinigten Stücke zu den besten Erzeugnissen der neueren deutschen Erzählliteratur.

317. Eduard Mörikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen. Dargestellt von Professor Dr. Karl Fischer. Berlin. Otto Elsner. 1903. VII, 202 S.

Nicht eine Biographie ist es, die hier der Verfasser darbietet, sondern eine eindringliche und erschöpfende Darstellung des künstlerischen Wesens E. Mörikes. Er hat den Stoff in vier Büchern gegliedert. „Das erste Buch liefert das Fundament und behandelt Genie und Anlagen, Bildungs- und Zeiteinflüsse und Mörikes künstlerisches Schaffen im allgemeinen, ausführlicher sodann seine dichterischen Ausdrucksmittel, Stil, Verknüpfung etc. Im zweiten Buch werden die lyrischen und epischen Gedichte behandelt, eine Zusammenfassung, die in Mörikes dichterischer Eigenart begründet ist. Da die Folge der Gedichte in der jetzt vorliegenden Ausgabe ohne jede erkennbare Ordnung ist und keinen Ueberblick über den Reichtum ihres Inhalts gibt, so sah ich mich genötigt, Gruppierungen vorzunehmen, die lediglich jenem praktischen Zwecke dienen und eine allgemeine Anerkennung umso weniger beanspruchen sollen, als dergleichen Einteilungen immer mehr oder weniger subjektiver Natur sind. Vorausgeschickt habe ich die Liebeslieder, die auch ihrer Zahl nach bedeutend überwiegen, sodann folgt Politisches, Religiöses, Gesellschaftliches und eine Gruppe, die ich der Kürze halber Stimmungsge-dichte nenne. Läßt man für all dies die schulmäßige Bezeichnung Gefühlsliteratur gelten, so folgen dieser die Elegien, Episteln, Epigramme und Gelegenheitsgedichte im engsten Sinne. Durch weitere Unterabteilungen habe ich jenem praktischen Zweck nach Möglichkeit zu dienen

gesucht, indem ich dachte: Aufgehängt müssen die Sachen einmal werden, daß kann jedoch nur nach einem bestimmten Plan in bestimmten Räumen gechehen; mag der Plan noch so verkehrt, mag's mit den Räumen noch so übel bestellt sein, so wird doch alles sichtbar und greifbar. Im dritten Buch sind die Prosadichtungen vorgenommen nach den Gruppen: Märchen, Novellen, Romanfragmente und Romane. Im vierten Buch werden die Dichtungen dramatischer Art sowie die Uebersetzungen besprochen, eine kurze Zusammenfassung schließt die Arbeit ab." Für jeden Freund der Muse E. Mörikes ist dieses Buch ein willkommener Kommentar, der ihm als Führer dienen kann zu der intimsten Kenntniß des Dichters. Selten wird er mit seinem Führer in Widerspruch geraten, er wird so viel aus dem Buche zu lernen haben, daß er ihm immer dankbar sein wird.

318. Religion und Naturwissenschaft. Ein Vortrag von Kurd Laßwitz. Leipzig. V. Glöckers Nachfolger. 30 S.

Dieser Vortrag wurde auf Veranlassung der städtischen Kirchengemeinderäte in Gotha am 7. März l. J. gehalten. Sein Wert besteht in der genauen Abgrenzung der Gebiete des Wissens und des Glaubens. „Wir sind alle überzeugt von der Notwendigkeit des Naturgeschehens.“ Von diesem Gedanken geht der Verfasser aus. In der Natur gibt es keinen Platz für übersinnliche Gedankengänge, also auch nicht für Religion und religiöse Ideen. Und nun fährt der Verfasser fort:

„Bis hierher ist die Naturwissenschaft ganz in ihrem Rechte. Sie überschreitet aber ihre Grenze in dem Augenblick, in welchem sie aufhört Naturwissenschaft zu sein und als naturalistische Weltanschauung auftritt. Wenn sie nicht mehr bloß sagt: So sieht die erkennbare Welt aus, sondern wenn sie sagt, das ist die ganze Welt und eine andere gibt es nicht, dann fordert sie den Widerspruch heraus der Philosophie und der Religion. Es ist Ihnen bekannt, meine Damen und Herren, daß einzelne hochverdiente Naturforscher, und ihnen folgend sehr viele Menschen, der Ansicht sind, die Ergebnisse der Naturwissenschaft ständen zum Glauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit in einem unversöhnlichen Widerspruche.“

Ich will mich gar nicht auf den Vortrag von Prof. Labenburg auf der Naturforscherversammlung in Kassel beziehen, weil diese Arbeit nach Form und Inhalt nicht bedeutend genug ist. Ich erinnere nur daran, daß Ernst Haeckel, der sich um Biologie unsterbliche Verdienste erworben hat, sich auf philosophischem Felde für diese einseitige naturalistische Weltanschauung begeistert — er nennt sie eine monistische — und in seinen „Welträtseln“ alle religiösen Vorstellungen als widerspruchsvoll und unhaltbar bekämpft. Nun, ich bin im Gegenteile der Ansicht, daß alle Entdeckungen der Naturwissenschaft dem Glauben und dem religiösen Gefühl nicht das Geringste anhaben können.

Wer freilich meint, man müsse auf dem rein naturwissenschaftlichen Standpunkte stehen bleiben, und wer sich innerlich dabei befriedigt fühlt, der mag das mit sich selbst abmachen. Zu ihm brauche ich nicht zu reden. Aber zu denen rede ich, die an die sittliche Freiheit und die Liebe Gottes glauben, die sich unselig und elend fühlen würden, wenn

sie um der Erkenntnis willen die ihnen heiligsten Güter der Menschheit verlieren sollten. Zu denen rede ich, die in Seelennot sind, weil sie fürchten, die Wissenschaft könne ihnen die Religion rauben. Und denen sage ich, wie mir selbst, darum ist keine Sorge! Dieses ganze gewaltige Bild der Welterkenntnis können wir zugeben, nur machen wir hier nicht willkürlich Halt. Diese Welt der Naturwissenschaft ist erst ein Teil des wahren Lebens. Sie ist nicht falsch, aber sie ist nicht vollständig. Es ist, als wenn jemand nur Noten aufschriebe und dann sagen wollte, diese Noten sind die Musik. Die Noten mögen schon richtig sein; es fehlen nur noch die Töne.

Mit einem Schlage, ohne am Gebäude der Naturerkenntnis zu rütteln, setzen wir es an die rechte Stelle und wir haben die Freiheit des Glaubens. Alles, was in Raum und Zeit geschieht, steht in notwendiger Wechselwirkung. Völlig zugegeben. Aber gibt es denn nichts außer Raum und Zeit? Nein, sagt der Naturalist, denn der Mensch vermag nur das zu erkennen, was in Raum und Zeit geschieht. Gut. Aber, daß überhaupt etwas in Raum und Zeit geschieht, das setzt doch voraus, daß Gesetze über dieses räumliche und zeitliche Geschehen bestehen. Diese Gesetze können nicht selbst wieder in Raum und Zeit sich bilden, sondern sie machen es ja erst möglich, daß überhaupt etwas in Raum und Zeit Geltung hat. „Zweimal zwei ist vier.“ Das ist ein allgemein gültiges und darum zeitloses Gesetz. Es kann zwar nur in Raum und Zeit angewendet werden, weil es sonst keine zählbaren Dinge gibt, aber es ist nicht abhängig vom Bestehen der Dinge, sondern es ist selbst die Bedingung dazu, daß sie als Größen bestimmbar sind. Insofern ist es nicht eine Folge, sondern eine Voraussetzung der Naturerkenntnis. So alle mathematischen Sätze, so die logischen Gesetze: „A ist A,“ „Widerprechendes kann nicht als wahr gedacht werden.“ So ist die Grundlage aller Erkenntnis, daß es überhaupt Bestimmungen des Denkens gibt, daß wir Eigenschaften durch Urteile verbinden können. „Die Sonne erwärmt den Stein.“ Eine solche Erfahrung könnten wir gar nicht machen, wenn es nicht eine verbindende Einheit gäbe, wodurch Sonne, Wärme und Stein als notwendig zusammengehörig an dieser Stelle des Raumes und der Zeit gesetzt werden. Durch solche verbindende Gesetze wird unsere Erfahrung überhaupt erst möglich. Ein solches Gesetz ist das bekannte: „Keine Ursache ohne Wirkung,“ auf das sich die ganze Naturwissenschaft gründet. Und so zeigt sich: Die Natur ist allerdings eine selbstständige Realität in Raum und Zeit, aber diese Realität besteht in Gesetzen, die nicht wieder aus Raum und Zeit stammen, sondern es erst ermöglichen, daß wir sie in Raum und Zeit als wirksam auffinden.

Ach, wird da der Naturalist vielleicht rufen, da willst du wohl sagen, daß die Natur selbst eine Ursache haben müsse, und daß es darum einen Gott geben müsse. Nein! Das will ich nicht sagen. Das Unendliche der Natur, das Weltganze, geht über alle Erfahrung hinaus, und davon, als Ganzem, läßt sich überhaupt nichts aussagen, auch nicht, daß es eine Ursache habe. Und von Gott läßt sich überhaupt nichts beweisen. Was ich beweisen will, das ist nur, daß die Natur-

erkenntnis ihre Grenzen hat, jenseits deren sie dem Glauben nichts mehr vorschreiben darf. Ich will nur beweisen, daß die Natur nicht die einzige Realität ist. Wenn es zeitlose Bestimmungen gibt, wodurch das Naturgeschehen erst möglich wird, wer sagt uns denn, ob es nicht noch andere gibt, Bedingungen anderer Wirklichkeiten, denen nicht weniger Recht zukommt als der Natur? Es fragt sich nur, ob wir noch ein zweites so allgemeines Gesetz auffinden können wie das Naturgesetz. Dort heißt es: Es gibt nur ein notwendiges Sein. Alle Urteile der Naturerkenntnis haben die Form: Es ist so, es muß so sein. Darum verlassen wir uns auf die Natur, wo wir sie erkannt haben, wo wir beweisen können. Aber wir verlassen uns auch auf das Wort eines Freundes, der uns nichts beweisen kann. Wir glauben ihm ohne Weise. Wir halten selbst unser Wort auch gegen unsern Vorteil, wir handeln aus Pflicht. Wie wäre das möglich, wenn alle Verbindung nur dort zuverlässig wäre, wo man beweisen kann?

In der Tat gibt es noch eine zweite ganz allgemeine Urteilsform, die in der Natur nie vorkommt, das ist das Urteil: Es soll sein! Das soll anders sein! Wenn die elektrische Spannung zwischen Wolke und Erde im Blitzstrahl sich entladet, so geschieht es auf dem Wege, wo die Summe der Leitungswiderstände am geringsten ist. Ob sich dort nur Luft und Wasser befindet, oder das Gehirn eines Menschen, eines Weisen oder Königs, das ist für die Natur ganz gleichgültig. Es muß sein, der Blitz zuckt. Wir aber können fragen: Soll es auch sein? Soll dieses Gehirn zerstört werden? Diese Bestimmung, daß etwas sein soll, kann nicht aus der Natur stammen. Denn sie stellt eine ganz neue Verbindungsform vor, die es in der Natur nicht gibt, Billigung oder Mißbilligung. Sie schafft eine neue Welt, die Welt der Werte, die Schätzung nach Gute und Böse. Sie bedeutet ein neues Reich des Zusammenhangs, das sittliche Bewußtsein. Sie ist das Grundgesetz, das mindestens mit gleichem Rechte neben dem der Notwendigkeit steht, das Grundgesetz der Freiheit. Wir könnten nicht moralisch urteilen, wenn wir von der Naturnotwendigkeit allein abhängen; wir können es aber, weil wir eine Stellung zu den Dingen einnehmen, ob sie sein sollen oder nicht. Darin sind wir von der Natur unabhängig. Die Forderung des Sittlichen besteht, gleichviel was in der Natur notwendig ist. Die Frage, ob sich die Erde um die Sonne drehen soll oder nicht, ist ebenso sinnlos, wie die Frage, ob die Tugend gelb ist, oder wieviel der Raummeter Schönheit wiegt. Das Reich des Guten bildet eine Welt für sich; und gerade, weil es nie in der Erfahrung in Raum und Zeit wirklich vollendet ist, so beweist dies, daß es nicht aus der Natur stammt, daß also das Ganze der Welt nicht in der Naturnotwendigkeit allein beschlossen liegt. Sodann wendet sich der Verfasser gegen den Einwurf, daß Sittlichkeit nichts weiter sei als „eine Anpassung an die sozialen Verhältnisse“. Er gibt das zu. Das Wie und das Was des Sittengesetzes ist naturwendig bedingt. Aber „das daß, daß überhaupt gut und böse unterschieden werden, das hat sich nicht entwickelt, das ist eine zeitlose Bestimmung, die schon vorausgesetzt werden muß, damit es überhaupt jemals möglich war,

auch nur das einfachste moralische Urteil zu schöpfen". So wird in des Verfassers Argumentation die Natur ein Teil in der Bestimmung des Bewußtseins. „Das Bewußtsein schafft als Denken die Erkenntnis von der Natur, aber als Gefühl und Wille schafft es auch die Welt der Werte, das Schöne und das Gute, und diese sind das Maßgebende für die Menschheit.“ Und nun entwickelt er seine Anschauung von Religion, die jeder ernst Denkende und Strebende selbst nachlesen wolle. Wir hoffen, durch die hier gegebenen Hinweisungen und Andeutungen hinlänglich dazu angeeifert zu haben, zu dem Vortrage selbst zu greifen, der ja nur wenige Heller kostet.

319. Geschichte der deutschen Kunst. Von Dr. H. Schweiger. Ravensburg. Otto Maier. Gr.-8. Reich illustriert. 14. Lieferungen. Mk. 14. Geb. Mk. 16.

Die Darstellung umfaßt alle Phasen der deutschen Kunstgeschichte vom Beginne bis auf unsere Tage, durch alle Gebiete: Architektur, Bildhauerei, Malerei, graphische Künste, Kunstgewerbe. Der Text ist nicht weitschweifig — gelehrt, sondern klar und fesselnd. Die reiche Illustrierung (viele Vollbilder) führt charakteristische Werke vor, darunter vieles, was man in den gewöhnlichen berartigen Werken nicht sieht. Die Verlagsbuchhandlung hat die Kosten eigener zeichnerischer und photographischer Aufnahmen nicht gescheut. Das vortreffliche Buch ist für den gebildeten Laien bestimmt, will ein Führer durch die deutsche Kunst sein und enthält sich daher der hier völlig zwecklosen Polemik. Aber auch der Fachmann wird dieses Buch mit Interesse und Nutzen gebrauchen können. Dem Buche sollen beigelegt werden ein alphabetisches Verzeichnis von Fachausdrücken auf dem kunstgewerblichen Gebiete, sowie ein alphabetisches Verzeichnis der Orte, an denen die behandelten Kunstobjekte sich befinden. Diese beiden Verzeichnisse werden einen großen praktischen Wert haben. Das Werk soll ungefähr 40—42 Druckbogen umfassen. Die vorliegenden sieben Hefte lassen es als äußerst empfehlenswert erscheinen. Sobald es vollständig vorliegen wird, kommen wir noch einmal auf das Werk zu sprechen.

320. Le Compromis austro-hongrois de 1867. Etude sur le dualisme par Louis Eisenmann. Paris. Société nouvelle de librairie et d'édition. (Georges Bellais.) 1904. XX, 695 S.

Dieses soeben erschienene Buch ist eine ganz ausgezeichnete Leistung eines jungen französischen Historikers, der jahrelang in Oesterreich gelebt hat, deutsch, tschechisch und ungarisch versteht und das Resultat seiner gebiegenen Studien hier in ebenso gründlicher als geschmackvoller Weise darstellt. Wir hoffen auf das Buch, das eine vollständige und erschöpfende Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleiches ist, noch zurückzukommen.

321. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Neue Folge des Archivs für soziale Gesetzgebung und Statistik begründet von Heinrich Braun. Herausgegeben von Werner Sombart, Professor in Breslau, Max Weber, Professor in Heidelberg, und Edgar Jaffé in Heidelberg. XIX. Band (der neuen Folge erster

Band). Tübingen und Leipzig. J. C. B. Mohr. (Paul Siebeck). 1904. 1. und 2. Heft.

Diese ausgezeichnete Zeitschrift ist mit diesem Bande in die Hände der drei genannten Herausgeber übergegangen, die wohl die Gewähr dafür bieten, daß sie auf der Höhe der Wissenschaft bleiben wird. Gleich im ersten Hefte sind einige ganz vorzügliche Beiträge hervorzuheben: Versuch einer Systematik der Wirtschaftskrisen. Von W. Sombart; die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. Von M. Weber; Ammons Gesellschaftstheorie. Von F. Tönnies. Aus dem zweiten Hefte führen wir an: Der Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung im Lichte der nationalökonomischen Theorie. Von M. Tugan-Baranowsky; kritische Anmerkungen zur revisionistischen Agrarpolitik. Von Dr. D. Pringsheim.

Der Abonnementspreis für den Band von drei Heften beträgt Mk. 16. Einzelne Hefte kosten Mk. 7.

322. Aus faulem Holze. Novellen von Marie-Madeleine. 2. bis 5. Tausend. Berlin-Charlottenburg. Verlag Continent. Theo Gutmann. 2080 S.

Elf kleine Skizzen, die das aparte Wesen der Verfasserin zum guten Ausdruck bringen.

323. Peter Camenzind. Von Hermann Hesse. Berlin. S. Fischer. 1904. 260 S. Mk. 3.

Ein neuer Dichter! Und wirklich ein Dichter. Einer, der die Sprache des Herzens zu sprechen versteht und der seinen eigenen Stil schreibt. Eine schrecklich einfache Geschichte erzählt er uns von einem Bauernjungen, der studiert, in die Welt zieht, viel Leid erlebt und etwas Freude und der zuletzt als eigentlich schiffsbrüchiger Mann wieder und auf immer in sein heimatliches Dorf zurückkommt. Wie weiß uns der Dichter dieses einfache Leben zu schildern, wie tief läßt er uns in die Seele des Helden blicken und wie versenkt er sich und uns in das Leben und Treiben der Natur. Und es ist ein durchaus deutscher Dichter, der uns da ersteht, einer, der nur auf deutschem Boden werden und so werden konnte, wie er ist. Es wäre vieles Liebes und Schönes über das bedeutende Buch zu sagen. Hoffentlich schenkt uns der Dichter bald ein neues.

324. Die Neuordnung des zollfreien Veredlungsverkehrs. Von Dr. S. Tschierschky. Göttingen. 1904. Bei Vandenhoeck und Ruprecht. 88 S. Mk. 2.40.

Die Schrift geht davon aus, daß Deutschlands industrielle Weltstellung durch den neuen Zolltarif und die darauf basierten Handelsverträge, welche des Abchlusses harren sowie durch die Erstarkung der Kartelle und Truste Schaden nehmen wird und daß durch eine Verbesserung der Bestimmungen über den Veredlungsverkehr auf manchen Gebieten eine Abhilfe erfolgen, ein Gegengewicht geschaffen werden könne und müsse. Nach einer historischen Erörterung des Veredlungsverkehrs stellt der Verfasser nun ein reiches Material über den Gegenstand zusammen, erklärt dadurch den Wert dieses Verkehrs sowie den

Umfang dasselben, sowohl den gegenwärtigen als den möglichen zukünftigen, soweit er zollfrei stattfinden kann und soll und bespricht dabei die Zuständigkeitsfragen. Die Schrift verdient eine allgemeine Beachtung der Politiker, denn man ist viel zu sehr gewöhnt worden, solche Angelegenheiten, welche das gesamte Volk und seinen Wohlstand sowie seine Erwerbsverhältnisse sehr ernst beschäftigen, den Interessentengruppen zu überlassen. Man betrachtet die Kämpfe dieser Gruppen als deren interne Angelegenheiten, sieht mitunter auf beiden Seiten die Uebertreibungen und legt darum umsomehr die Hände in den Schoß. Eine objektive Darstellung der Frage muß daher willkommen sein.

M. M.

325. Großstadterweiterungen. Ein Beitrag zum heutigen Städtebau von Ludwig Hercher, Regierungsbaumeister. 1904. Bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. 46 S. und 1 farbiger Plan. Mk. 1.60.

Die kurze Schrift gibt in gedrängter Form die wesentlichen Ursachen des starken Anwachsens der Großstädte und die daraus entstandenen und weiter entstehenden Mißstände an und behandelt dann, gestützt auf die Publikationen und Vorträge anerkannter Autoritäten auf dem Gebiete des Wohnungswesens, die Bestrebungen zur Verbesserung desselben. Aber gerade die Aufzählung der Bestrebungen und der Arten derselben zur Beseitigung der vorhandenen Mißstände zeigt aufs Neue deren Schwierigkeit und die zu bekämpfenden und sich einander widerstreitenden Interessen. So gelangt man denn mit dem Verfasser zu dem Standpunkte, daß nur ein groß angelegter, möglichst alle Interessen für und wider berücksichtigender Plan in fester Hand, und zwar in einer solchen, welche alle Gebiete beherrscht, Besserung bringen kann, wenn Gesetzgebung und Verwaltung die Wege ebnet und die Arbeiten fördert. Einzelne Personen oder auch die bestehenden Verwaltungsorgane in Verbindung mit Selbstverwaltungskörperschaften vermögen nicht das zu leisten, was geleistet werden muß, um zum gesteckten Ziel zu gelangen, es müssen neue gemischte Organe geschaffen werden und es muß ihnen die rechte Macht zur Seite stehen. Der Verfasser entwickelt an der Hand eines Planes eine Großstadterweiterung, die als Muster dafür dienen soll wie er sich eine solche denkt und es ist darin eine gute Anregung enthalten, aber welche Interessentenkämpfe sind dabei noch zu erwarten und wie sollen diese zu einem Frieden führen. Wieviel Zwang muß dabei erfolgen und wie weit kann man gerechter Weise dabei gehen? Die Frage bleibt noch unerledigt.

M. M.

326. Alkohol und Volksschule. Der Lehrer und die soziale Frage. Von Adolf Damschke. Heft 24 der Sammlung: Sozialer Fortschritt. Leipzig. 1903. Bei Felix Dietrich. Pf. 15. 16 S.

Die kleine Schrift, deren erster Teil ein Referat ist, welches der Verfasser, der früher Volksschullehrer war, dem Vereine gegen Mißbrauch geistiger Getränke erstattet hat, ist der höchsten Beachtung aller würdig, welche den Alkoholismus bekämpfen. Sie zeigt, wie der Lehrer vorgehen kann und muß unter Berücksichtigung der einzelnen Unterrichtsfächer stets und ständig über den Alkohol Aufklärung der Jugend vom

frühen Alter an zu betreiben und so nicht nur die Jugend besser zu erziehen, sondern auch zuweilen rückwirkend die Eltern gegen den Alkoholmißbrauch zu beeinflussen. Auch der zweite Teil des Schriftchens ist insofern sehr beachtenswert als es noch viele gibt, die nicht begreifen, nicht wissen oder wissen wollen, daß jeder Erzieher die soziale Frage studieren und behandeln muß. Damaskhe versteht es kurz und bündig etwas klar zu machen und so glauben wir das Büchlein vom Herzen empfehlen zu können, das durch den billigen Preis, den die Hefte dieser Sammlung haben, doch in die weitesten Kreise in Massen dringen könnte. M. M.

327. Geschichte des Konsumgenossenschaftlichen Groß-einkaufs in Deutschland. Von Heinrich Kaufmann. Hamburg. 1904. Verlagsanstalt des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine von Heinrich Kaufmann & Co. 287 S. Mk. 5, gebunden und mit vielen Abbildungen.

Das Buch, das als Festschrift zum ersten ordentlichen Genossenschaftstag des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine erschien, ist ein gediegenes Quellenwerk für spätere Zeiten und es war daher ein besonderes Verdienst des Verfassers, daß er sich schon jetzt der großen Arbeit für diese Sache unterzog. Jetzt sind noch alle Quellen zugänglich gewesen, leben noch Leute, welche die Anfänge des Verfolgens genossenschaftlichen Großeinkaufs mit erlebt und so konnte keine Legendenbildung von Gegnern aufkommen, so viel man sich auch schon unter solchen bemühen, die Gedanken des Großeinkaufs zu unterdrücken. Wer sich für die Konsumvereinsfrage interessiert, muß das Werk mit Freuden begrüßen und wie es jetzt schon in die Bücheransammlungen der intelligent geleiteten Konsumvereine aufgenommen ist, so wird es seinen Weg weiter machen, aber auch der Wissenschaft und den öffentlichen Bibliotheken, beziehungsweise deren Abteilung für Nationalökonomie und Staatswissenschaften, überhaupt eine wertvolle Bereicherung bezüglich des Genossenschaftswesens im allgemeinen sein. M. M.

328. Wörterbuch der Philosophischen Begriffe. Historisch-quellenmäßig bearbeitet von Dr. Rudolf Eisler. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. 1904. Erster Band. A bis N. VII, 746 S. Zweiter Band. O bis Z. 941 S. Mk. 25, Geb. Mk. 29.

Wir haben die 1899 erschienene erste Auflage dieses Werkes aufs wärmste empfohlen. Wie sehr es einem weitverbreiteten Bedürfnisse entsprach, beweist der Umstand, daß schon jetzt eine zweite Auflage notwendig geworden ist. Ueber Anlage und Umfang des Werkes orientiert die Vorrede folgendermaßen:

„Der Gegenstand dieses Wörterbuches ist die Geschichte der philosophischen Begriffe und Ausdrücke auf Grundlage der Schriften der Philosophen, so daß diese möglichst selbst zum Worte kommen. Jeder philosophische Terminus wird zunächst vom Herausgeber begrifflich bestimmt und sodann gezeigt, welche Bedeutung derselbe und welchen Inhalt der durch ihn vertretene Begriff bei den verschiedenen Philosophen des Altertums, des Mittelalters, der neueren und der jüngsten Zeit besitzt. Nicht alles, was von allen Philosophen jemals über den

Sinn der Begriffe gesagt wurde, konnte angeführt werden, eine Auswahl mußte naturgemäß getroffen werden, aber es wurde danach gestrebt, möglichst viel typische Begriffsbestimmungen aufzunehmen, so daß wenigstens eine relative Art „Vollständigkeit“ erzielt werden konnte. Das Hauptgewicht wurde auf die eigentlich philosophischen Begriffe gelegt, doch sind auch wichtigere angrenzende Begriffe und Termini berücksichtigt worden; Begriffe, die weniger philosophische Theorien, Deutungen, Bestimmungen ausdrücken als konkrete, erfahrungsmäßig-allgemeingültig festlegbare Tatsachen, sind teilweise nur kurz, mit Heranziehung einiger Hauptquellen erörtert worden (z. B. Gehörssinn, Affinität, Freude u. dergl.). Betont muß werden, daß, wenn etwas unter dem einen Schlagworte vermißt wird, es sich noch finden kann: 1. bei verwandten Ausdrücken, 2. in den Nachträgen im Anhang, wo auch Verichtigungen zu finden sind. Ferner sei bemerkt, daß der Herausgeber noch während des (lange Zeit in Anspruch nehmenden und daher früh begonnenen) Druckes weiteres Material sammelte; dasselbe ist im Texte so weit verwertet, als dieser noch nicht gedruckt war, zum anderen (kleineren) Teile aber im Nachtrag angebracht; viele Autoren und Begriffsbestimmungen, die in den vorderen Partien des Buches noch nicht vorkommen, treten in späteren Teilen noch auf). Teils die verhältnismäßige Kürze der Zeit, die dem Herausgeber vergönnt war, teils die Unmöglichkeit, alle gewünschten Werke rechtzeitig zu erhalten, sind schuld an diesem sowie an dem Umstande, daß auch in dieser zweiten Auflage noch manches fehlt, was immerhin hätte berücksichtigt werden können. Wer also gewisse Lücken findet, möge nicht etwa glauben, daß sie aus Mißachtung bestimmter Autoren entspringen, sondern möge sie den Schranken, denen solch eine Arbeit begegnet, zuschreiben.

Die Anordnung des Materials ist so getroffen worden, daß in erster Linie die Uebersichtlichkeit des Stoffes gesichert wurde. Die logisch-systematische und die chronologisch-genetische Dispositionsweise wurden nach Möglichkeit miteinander kombiniert. Auf allzu subtile Einleitungen kam es hier, in einem Wörterbuche, nicht so sehr an, verführt doch eine solche, die gewöhnlich durch allerhand Voraussetzungen und Annahmen bedingt ist, selbst also den Charakter einer Theorie, einer Hypothese hat, zur Subjektivierung der Darstellung, während doch dem Herausgeber an möglichster Objektivität lag; diese ist denn auch von der Kritik anerkannt worden. Den eigenen Standpunkt, den der Fachmann als einen in so mancher Beziehung selbständigen erkennen wird, hat der Herausgeber in den an der Spitze der einzelnen Artikel stehenden Begriffsbestimmungen zwar kurz, präzis, aber, wie er glaubt, nicht unwissenschaftlich, entwickelt.

Begriffe sind der Niederschlag von Einsichten in das Konstante, Allgemeine, Charakteristische, Typische einer Gruppe von Objekten, die Konzentrierung und Fixierung des in einer Reihe von Urteilen Gedachten. Sie enthalten das „Wesen“ einer Klasse von Objekten. Dieses „Wesen“ ist aber nicht etwa das „Ding an sich“, sondern das, was dem Denkenden als logisch wichtig, bedeutsam erscheint, und das hängt

sehr vom Standpunkt und von der Individualität des Denkenden ab. Daher repräsentieren insbesondere die philosophischen Begriffe ganze Theorien, Hypothesen, Deutungen, Wertungen, ein jeder von ihnen will eine Seite der Objekte erfassen, fixieren. Die Verschiedenheit der philosophischen Charaktere bringt Einseitigkeiten in der begrifflichen Bestimmung der Dinge mit sich, der Stand der wissenschaftlichen Forschung, der Einfluß der Religion, Gesellschaft, Moral, Rasse u. a. m., sie wirken auf die Gestaltung, auf den Inhalt der Begriffe ein. Dazu kommt der Wechsel der Bedeutung der Ausdrücke, der seinen Stand teils in der Subjektivität der Philosophen, teils in allgemeinen Zweckmäßigkeitsermägungen hat. Endlich führt die Notwendigkeit, neuen Begriffen entsprechende Fixationspunkte zu geben, zu neuen „Fachausdrücken“. Diesen Wechsel in der Bedeutung der Begriffe und Ausdrücke, diese Veränderung von Quantität, Qualität, Wert der Begriffsinhalte will das vorliegende Wörterbuch erkennen lassen. Es will zeigen, was jeder Philosoph mit den von ihm in seinen Schriften gebrauchten, aber nur stellenweise definierten Ausdrücken meint, und welchen Inhalt die von ihm verwendeten Begriffe im Unterschiede von anderen Denkern haben. Er will damit auch die Quintessenz der Theorien und Weltanschauungen der verschiedenen Denker durch diese selbst formulieren lassen. Der Unterschied wissenschaftlich-präziser von der „naiven“ Begriffsbestimmung soll dem „Naïen“ klar werden. Unterscheiden sich doch die philosophischen Begriffe von den „populären“ hauptsächlich dadurch, daß in ihnen dasjenige, was der „Naïve“ funktionell, unterbewußt denkt, mit voller Besonnenheit, mit der Klarheit und Bewußtheit der Apperzeption erfaßt und fixiert wird. Gerade die Einseitigkeiten und Halbheiten der Begriffsbestimmungen aber sind notwendig, damit im Fortgange der philosophischen Evolution allmählich das wahre Wesen der Dinge nach Ueberwindung der Einseitigkeiten, Irrtümer und Widersprüche an den Tag komme. Die Kenntnis der verschiedenen, einander ergänzenden „Meinungen“ ist für den nach Objektivität des Erkennens Strebenden wertvoll.

Solch eine Kenntnis wird zunächst durch das Studium der klassischen Autoren selbst erworben. Teils zum besseren Verständnis dieser, teils um auch andere, dem Nichtfachmanne ferner liegende Philosophen kennen zu lernen, also zur Vorbereitung und Ergänzung des philosophischen Studiums, dienen die philosophie-geschichtlichen Werke. Da diese aber in der Regel die Philosophen in toto als Systematiker behandeln und den Stoff nach Perioden und Denkern anordnen, so sind auch Werke notwendig, welche eine Geschichte nicht der Philosophen, sondern der Begriffe geben. Eine vollständige, allumfassende, ausführliche Geschichte aller philosophischen Begriffe gibt es naturgemäß noch nicht, sie muß erst allmählich entstehen. Das Bedürfnis nach Uebersicht über die historische Gestaltung der Begriffe kann daher bis jetzt nur befriedigt werden durch das Studium: 1. der vorhandenen Monographien, 2. einiger Speziallexika, 3. durch allgemeine philosophische Wörterbücher, deren es eine Anzahl gibt. Während diese aber das Historische nur nebenbei berücksichtigen und ihren Hauptzweck darein setzen, eine

philosophische Enzyklopädie, ein lexikalisches Kompendium der Philosophie und Psychologie abzugeben, ist das vorliegende Wörterbuch in erster Linie historisch. Insofern unterscheidet es sich von allen anderen Werken dieser Art, vor allem durch die im wesentlichen konsequente Durchführung der quellenmäßigen, bezw. auch der wörtlichen (im Originaltext oder in Uebersetzung) Darstellung. Das Wörterbuch bietet ein ausgewähltes, geordnetes Quellenmaterial für vergleichende und kritische Untersuchungen, es erleichtert dem Fachmanne die Arbeit nach verschiedenen Richtungen, besonders demjenigen, der nicht eigentlich Historiker der Philosophie ist. Dem Schriftsteller und Lehrer gibt es Zitatenstoff, dem Studierenden und Laien kann es zum leichteren Verständnis bei der Lektüre und beim Studium und es kann ihm als Hand- und Hilfsbuch für die Orientierung in der Entwicklung der philosophischen Begriffe dienen. Es kann ferner zum eigenen Denken anregen. Zahlreiche Zeitschriften haben dem Herausgeber dargetan, daß er mit seinem Buche einem Bedürfnisse entgegenkam. Nur möge man beachten, daß das „Wörterbuch“ nicht eine Geschichte der Philosophie überhaupt sei, nicht eine solche ersetzen will, sondern daß es die Benützung einer solchen voraussetzt, welche es ergänzen will. Biographisches zum Beispiel bringt es nicht, zumal es schon ein eigenes biographisch-philosophisches Wörterbuch (von E. Noack, 1879) gibt.

Gegenüber der ersten Auflage weist die vorliegende besonders folgende Vorzüge auf: 1. Eine bedeutende Vermehrung des Stoffes (der Schlagworte wie der Zitate); 2. eine systematischere, übersichtlichere Anordnung; 3. genauere und meist ausführlichere Begriffsbestimmungen seitens des Herausgebers; 4. umfassendere Berücksichtigung der Ethik, Aesthetik, Religions-, Rechts-, Sozialphilosophie, sowie 5. der neueren ausländischen Autoren.

Wie sehr der Umfang gewachsen ist, zeigt schon eine Vergleichung der Seitenzahlen. Die erste Auflage hat bloß einen Band mit VI u. 956 Seiten. Die zweite zweibändige Auflage hat alles zusammen 1694 Seiten, also um 732 Seiten mehr als die erste. Welche Summe emsigsten Fleißes liegt in diesem Wörterbuche! Seine Brauchbarkeit wird auch die zweite Auflage verhältnismäßig rasch konsumieren und der unermüdbare Verfasser verspricht schon jetzt eine wesentliche Vergrößerung einer etwaigen dritten Auflage.

329. Paul Heyse's Novellen. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen à 40 Pf. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. W. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin.

Von der neuen wohlfeilen Ausgabe von Paul Heyse's Novellen, die im Cotta'schen Verlage erscheint, sind uns neuerdings die Lieferungen 8—14 zugegangen. Sie enthalten den zweiten Band der „Italienischen Novellen“ (Auferstanden, Die Stickerin von Treviſo, Peppe der Sternseher, Komulusentel, Die Hexe vom Korſo, Die Kaiserin von Spinetta, Die Frau Marchesa, Das Mädchen von Trippi). Die Vorzüge Heyse'scher Erzählungskunst treten auch in diesem Bande, in dem der Dichter äußerst fesselnde Bilder aus dem italienischen Leben bietet, glänzend zu Tage.

Für den Inhalt verantwortlich: **Engelbert Fernerhorfer.**

Genossenschafts-Buchdruckerei, Wien VIII. Breitenfeldgasse 22.

Der erste österreichische Unterrichtsminister.

Eine Richtigstellung offiziöser Geschichtschreibung.

Von Prof. Dr. Gustav Strakosch-Grafmann (Wien).

I.

Offiziöse Publizistik und die Unterrichtspolitik von 1848—1860.

Ueber Graf Leo Thun, den ersten definitiven Unterrichtsminister Oesterreichs, hat sich im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre, teilweise auch schon früher, die Meinung verbreitet, er sei an der Reform des österreichischen Unterrichtswesens, insbesondere der Universitäten und der Gymnasien, aber auch in anderen Zweigen des Unterrichtswesens in hervorragendem Grade beteiligt gewesen, und diese Meinung hat sich in einem solchen Maße festgesetzt, daß die Persönlichkeit des wahren Reformators des österreichischen Unterrichtswesens, des Ministerialrates Erner, dagegen ganz in den Hintergrund rückte. Das Denkmal von Leo Thun, Erner und Boniz, in den Arkaden der Universität läßt den ersteren weitaus mehr als die beiden anderen Persönlichkeiten hervortreten. Auch die Arbeit Salomon Frankfurters über diese drei Persönlichkeiten, eine Arbeit, die jedenfalls das Verdienst hat, zum ersten Male reichliche Angaben über die Wirksamkeit und die Verdienste Ernerts geboten und die bis dahin stattgefundene Ueberschätzung des Antheiles des Professors Boniz an der österreichischen Unterrichtsreform richtig gestellt zu haben, hat den schweren Nachteil, daß die Persönlichkeit Leo Thuns in einem idealisierten, verklärten Lichte dargestellt ist. Durch dieses Moment wird bereits Anlaß geboten zu einer Ueberschätzung der Persönlichkeit Leo Thuns. Frankfurter hat es aber auch unterlassen, die politische Stellung Leo Thuns, namentlich jene, die er im späteren Leben als nicht durch die Fesseln des Amtes beengter Politiker eingenommen hat, zu erörtern und die dunklen Schatten in der Amtswirksamkeit Leo Thuns einer Besprechung nicht unterzogen. S. Frankfurter hat es überhaupt unterlassen, in seiner Schrift die politischen Gegensätze der Periode von 1849 bis 1860 zu berühren und hat damit es vermieden, zu den politischen Prinzipien, die sich in der österreichischen Unterrichtsverwaltung seit dem XVIII. Jahrhunderte bekämpften, Stellung zu nehmen.

Dieser, vom Standpunkte der historischen Wahrheit aus unzulässige Vorgang ist aber in noch viel höherem Grade charakteristisch für jene Auswucherung literarischer Tätigkeit, die seit etwa einem Dezennium aus Deutschland nach Oesterreich verpflanzt worden ist und sich hier einer gewissen, wenn auch lauen amtlichen Förderung erfreut, nämlich der „Schulgeschichte“. Dieses Ausweichen und Ausbiegen vor den politischen Gegensätzen der Vergangenheit, der Gegenwart und dem Opportunismus zu liebe ist zuerst betrieben worden in den Publikationen der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“ und ist zurückzuführen auf die Persönlichkeit Karl Rehrbachs, der Geschäftigkeit mit völliger wissenschaftlicher Unfähigkeit verband. Karl Rehrbach wußte sich Freunde in allen Fraktionen des deutschen Reichstages zu verschaffen und konnte auf diese Art sogar eine hoch bemessene Reichssubvention für die Gesellschaft erlangen, trotz der ganz unzulänglichen Qualität ihrer Publikationen, unter denen die kostspieligste und gleichzeitig elendeste die „Bibliographie“ war, ein Repertorium bibliographischen Quarks, das an Wichtigkeit seines Gleichen sucht. Aber auch die „Monumenta Germaniae Paedagogica“, die von der gleichen Gesellschaft herausgegeben wurden, führen so manchen Schutt mit sich, so die beiden Bände über die Erziehung der Wittelsbacher, denen historischer Wert rundweg abgesprochen werden muß. Schließlich führte aber die Erkenntnis der Geringwertigkeit der Leistungen oder vielmehr die Erkenntnis der Tatsache, daß der materielle Aufwand der Gesellschaft in keinem Verhältnis zu ihrer wirklichen Leistung stand, dahin, daß seit dem heurigen Jahre die Gesellschaft sich einer amtlichen Kontrolle ihrer Leistungen unterwerfen muß und nur für bestimmte wissenschaftliche Publikationen eine Subvention des Reiches bekommt, während die Rehrbachsche Bibliographie gänzlich eingestellt werden mußte.

Ein Ableger dieser Gesellschaft wurde vor etwa zehn Jahren nach Oesterreich verpflanzt unter dem Namen „Oesterreichische Gruppe“. Die Gründung, zu der das Unterrichtsministerium ungefähr sich so verhielt, wie zur Enthüllung eines Monumentes oder zu einer patriotischen Kundgebung oder zu einer Ausstellung, wurde von Personen durchgeführt, welchen eine streng wissenschaftliche oder historische Durchbildung abging, und auch heute ist der Vorstand dieser Gruppe, von zwei oder drei verdienstlichen Lokalhistorikern abgesehen, aus Nichtfachleuten, zugleich aber auch aus Leuten zusammengesetzt, von denen man die Vertretung bestimmter Grundsätze im öffentlichen Leben nicht erwarten kann. Die Gruppe bezieht vom Unterrichtsministerium eine kleine Subvention, untersteht dem Referate eines Funktionärs dieses Ministeriums und hat seit einigen Jahren kleinere Veröffentlichungen herausgegeben, welche ein Mittelthing zwischen nicht ganz ausgearbeiteten Quellenpublikationen und unvollständig durchgearbeiteten erzählenden Abhandlungen darstellen.¹⁾ Auch für die Veröffentlichungen dieser Gruppe sind

¹⁾ Die erste gründliche Leistung, welche unter den Schriften der Gruppe veröffentlicht wurde, ist die neuer erschienene Arbeit des Prof. Weiß in Graz über das Volksschulwesen unter Franz I.; mein politischer Standpunkt ist aber, wie wohl von vorneherein klar, ein ganz anderer als der des hochw. Herrn Professors Weiß.

ebenso wie für die Veröffentlichungen der Berliner Muttergesellschaft kennzeichnend die Vorliebe für das Kleine und Unbedeutende und das Ausweichen gegenüber den großen politischen Fragen und den prinzipiellen Gegensätzen, welche zwischen Reformation und Gegenreformation, zwischen Aufklärung und Reaktion im XVIII. Jahrhunderte und bis 1848 zwischen Kirche, den Nationen und dem Staate seit 1848 bestanden haben. Aus der Mitgliederliste und der Zusammensetzung des Vorstandes ist ersichtlich, daß die Begründer und leitenden Personen dieser Gruppe es ängstlich vermieden haben, irgend welche Personen zur Mitwirkung einzuladen, welche in der Entwicklung des österreichischen Unterrichtswesens seit 1867, namentlich aber von 1867 bis 1879 irgend eine Rolle gespielt haben. Weder an Adolf Beer, noch an Lemayer, noch an Dumreicher, noch an irgend eine andere Persönlichkeit, die in der Periode vor Taafe der österreichischen Unterrichtsverwaltung angehört hat, ist man herangetreten, ebensowenig an irgend einen der Männer, welche im Reichsrate vor 1879 oder im niederösterreichischen Landtage vor 1896 das Schulreferat hatten. Dafür aber zeigen die Publikationen dieser Gesellschaft den naiven Patriotismus, der bei Fahnenweihen von Feuerwehren das Herz erfrischt, und sie haben fast in jeder Beziehung den Beifall des Hofrates Otto Willmann in Prag gefunden.

Ganz allerdings nicht, denn auch die Klerikalen sehen in dem Verwaschen und Hinwegretouchieren der politischen Gegensätze eine Verleugnung ihrer historischen Ansprüche und ziehen den offenen Gegensatz, zu dem man Stellung nehmen kann, vor. Die im Laufe der letzten Jahre ausgebildete offizielle Tradition der farblosen österreichischen Schulgeschichte ist naturgemäß auch maßgebend gewesen für die gesamten österreichischen Schulprogramme, wie es ja auch nicht anders möglich ist. Gewöhnlich fängt die Geschichte eines älteren österreichischen Gymnasiums mit der Schilderung einer Lateinschule des Ortes der Reformationszeit an, gleitet über die Motive, die zur Beseitigung derselben durch die Gegenreformation und zur Errichtung einer Jesuitenschule führten, mit mehr oder minder großer Geschicklichkeit hinweg, erwähnt dann die Aufhebung des Jesuitenordens, ohne irgendwie auf die Ziele und Zwecke dieser Aufhebung einzugehen, und mit derselben Annalistentreue, mit der irgend ein Chronist des XIII. Jahrhunderts von einer Heuschreckenplage oder einer Ueberschwemmung erzählt, wird die Revolution und die Unterrichtsreform von 1848 registriert. Von der Existenz eines Erner haben die Verfasser aller dieser Schulgeschichten meist keine Ahnung und so werden Lobsprüche über Lobsprüche auf Leo Thun und auf die Weisheit des hohen Ministeriums gehäuft. Diese Gelegenheits-, Vereins-, und Programmliteratur, zu der ab und zu würdevolle und feierliche, jeden politischen Mißton vermeidende Retrologe in den Schul- und wissenschaftlichen Zeitschriften kommen, erscheint zwar auf den ersten Blick als harmlos und ganz unbedeutend; sie ist aber, wenn man sie ungestört auf die Dauer fortwuchern läßt, geeignet, die Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung des österreichischen Unterrichtswesens ganz ernstlich zu trüben. So wie die von wilden politischen Leidenschaften und von jähen Katastrophen erschütterte öster-

reichische Geschichte bisher in der heimischen Geschichtsliteratur auch nicht annähernd zu einer richtigen Darstellung gelangt ist — die deutsch-österreichische Geschichtsliteratur, fast durchwegs eine Professorenliteratur, zeichnet sich zum größten Teile durch Mangel an jedem Verständnis für politische Bewegungen und durch Mangel an politischem Mut aus — so beginnt sich auch über die Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens, das in seiner heutigen Gestalt ein Werk der Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts, der Revolution von 1848 und der liberalen Periode von 1867 bis 1879 ist, ein Werk, das in fortgesetztem Kampfe mit kirchlichem Widerstande entstanden ist, sich langsam und sachte das Reg. offiziöser Geschichtsfälschung zu weben. Langsam wird die Erinnerung an das Wirken eines Erner, eines Beer, eines Glaser, eines Dumreicher zum Verlöschen gebracht, immer stärker werden die Verdienste von Leo Thun, von Helfert und des ganzen Troffes in ihrem Gefolge hervorgehoben. Man kann sagen, daß außer offiziösen Bearbeitungen andere Darstellungen auch nur einigermaßen umfangreicher Perioden der österreichischen Unterrichtsgeschichte überhaupt nicht vorliegen. Diese Arbeit der Verdunkelung und der Retouche ist insbesondere auch verübt worden hinsichtlich der Geschichte des ersten Unterrichtsministeriums von 1848 bis 1860: man hat der Revolution das ihr und ausschließlich ihr gebührende Verdienst der Unterrichtsreform von 1848 und 1849 entrisen oder zumindestens es zu verschweigen gesucht und dieses Verdienst auf die Rechnung jener zu schieben gesucht, welche die erbittertsten Feinde der Unterrichtsreform gewesen sind und die nur deshalb eine Zerstörung des Reformwerkes nicht durchführten, weil die verschiedensten Interessen sich durchkreuzten und weil man nicht wußte, was man an die Stelle des Reformwerkes setzen sollte, etwa so wie man auch seit 1879 den Umsturz der von 1848 bis 1849 und von 1867 bis 1879 geschaffenen Unterrichtsgesetzgebung stets erstrebt hat, aber nicht durchzuführen imstande war, weil man nicht wußte, was man an die Stelle des bestehenden setzen sollte. Auch auf frühere Perioden erstreckt sich die Irreführung des öffentlichen Urtheiles: vor kurzem brachte die „Zeitschrift für öffentliche Gymnasien“ — nach unzureichender Prüfung des Inhaltes durch die Redaktion — einen Aufsatz, welcher der staunenden Welt die Neuigkeit auszubinden suchte, es sei unter Kaiser Franz, etwa um 1796, an die Begründung eines ernsthaften Kantstudiums an den österreichischen philosophischen Fakultäten gedacht worden. Die Redaktion war allerdings objektiv genug, eine Widerlegung dieses Artikels durch Mag. Ortner in Klagenfurt ebenfalls in ihre Hefte aufzunehmen, aber das Schlußwort hatte doch der zur Redaktion in näheren Beziehungen stehende Autor dieses Artikels, der auf eine ganz unzulängliche Vorbereitung hin²⁾ das Märchen von dem Kantstudium in Oesterreich zur Zeit Kaisers Franz I. in die

²⁾ Der Verfasser des Artikels, Prof. W., hatte wenige Monate vor der Veröffentlichung des Kant-Artikels keine Ahnung von der Existenz des Buches, das ihm als Hauptquelle für diesen Artikel diente, nämlich des Buches von C. U. D. Eggers: „Nachrichten von der beabsichtigten Verbesserung des öffentlichen Unterrichtswesens in den österreichischen Staaten.“ Tübingen, 1806.

Welt gesetzt hatte, und bei der Leichtfertigkeit, mit der in Deutschland mehrbändige Handbücher über die Geschichte der Philosophie zusammengestoppelt werden, ist es ganz gut möglich, daß sich irgend ein berühmter Verfasser das im Wege einer so angesehenen Zeitschrift publizierte Märchen zu eigen macht, unter Berufung auf diese Zeitschrift, und daß so dieses Märchen einmal kanonische Geltung erhält.

Es ist unter diesen Umständen doppelt anerkennenswert, daß auch der heute noch überlebende Veteran der Leo Thunschen Periode, Josef Alexander v. Helfert, seine Stimme erhebt, um gegen die offiziöse Geschichtskonstruktion Stellung zu nehmen von seinem Standpunkte aus, der in politischer Beziehung mit dem Leo Thun, mit dem eines Clam-Martinic, mit dem des gesamten böhmischen Feudaladels identisch ist. Helfert hat in seinen Lebenserinnerungen, die in der jüngsten Zeit in einer Publikation der Leo-Gesellschaft, in der „Kultur“ erschienen, mit aller Entschiedenheit erklärt, daß die Reform der Gymnasien in allen wesentlichen Punkten bereits beim Amtsantritte Leo Thuns abgeschlossen war; nur sieht er eben die Gymnasialreform von 1848 und 1849 mit der Einführung des Fachlehrersystems und der Gelehrsamkeit in den ganzen großen Bereich der Schulbücherliteratur durchaus nicht für eine verdienstliche Sache an. Das ist ein Gegenstand absonderter Beurteilung, aber jedenfalls hat Helfert den geschichtlichen Sachverhalt treu dargestellt.

In dieselbe Kategorie von Schriften, wie die erwähnten kleineren Publikationen, gehört auch die Geschichte der Universität Wien seit 1848, welche der akademische Senat 1898 aus Anlaß des Regierungs-Jubiläums des österreichischen Kaisers veröffentlichten ließ. Auch hier hat, allenfalls einen Theologen ausgenommen, keiner der Mitarbeiter unternommen, den Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Universität und der öffentlichen Entwicklung Oesterreichs auch nur von ferne zu berühren. Die ganze Arbeit ist von Anfang bis zum Ende ein Panegyrikus ohne jeden wissenschaftlichen Wert, ohne jeden historischen Belang; sie beschränkt sich darauf, lediglich mitzuteilen, wann die und die Lehrkanzel geschaffen und wie sie besetzt worden ist und wann das und das Universitätsinstitut eröffnet worden ist. Daß die Bedingungen der Entwicklung der Wiener Universität von 1848 bis 1849 anders waren als unter Leo Thun, daß es einen Unterschied gegeben hat zwischen der Verwaltung Leo Thuns und der Schmerlings, daß weiterhin unter Hasner und Stremayr für die Universität in ganz anderer Weise gesorgt worden ist als jemals früher: von alledem steht in dem ganzen Buche kein Wort. Kein Wort steht über die Motive der einzelnen Berufungen; ja, es ergibt sich bei näherer Prüfung, daß die Geschichte der Wiener Universität, die der akademische Senat 1898 herausgegeben hat, weder nach den Akten der Universität, noch nach denen des Unterrichtsministeriums bearbeitet worden ist, sondern daß dieselbe lediglich ein Konglomerat der Rapporte der einzelnen Vorsteher der verschiedenen Universitätsinstitute ist. Ähnlicher Art ist die im selben Jahre veröffentlichte Festschrift der Innsbrucker Universität.

Einer derartigen Geschichtsschreibung muß mit aller Schärfe entgegengetreten werden.

Die österreichische Unterrichtsreform ist ein Werk der Gewalt, ist ein Werk der Revolution, und die Revolution hat ein Anrecht darauf, daß ihr dieses Verdienst nicht geschmälert werde.

Die Studien-Hofkommission war unter den ersten Einrichtungen des alten Oesterreichs, die der Revolution zum Opfer fielen. Bereits am 23. März wurde die Gründung des Ministeriums für Unterricht beschlossen, an welches das Personal der Studien-Hofkommission überging. Dem Unterrichtsministerium sollte das gesamte Schulwesen des Reiches unterstehen, mit Ausnahme gewisser Spezialschulen, der orientalischen Akademie, der Bergbauschulen und der land- und forstwirtschaftlichen Schulen. Am 27. März 1848 wurde Franz Freiherr von Sommaruga zum ersten österreichischen Unterrichtsminister ernannt. Damit war in Oesterreich eine neue Zentralbehörde des Unterrichtswesens geschaffen, nach dem Muster des in Preußen bereits 1817 errichteten „Ministeriums der geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten“, jedoch mit dem Unterschiede, daß das österreichische Unterrichtsministerium bis in das Jahr 1849 sich mit Kultusangelegenheiten nicht zu befassen brauchte. Sommaruga entwickelte in einer Rede, die er in der Aula der Wiener Universität am 30. März 1848 hielt, sein Programm für die Zukunft: „In allen Zweigen der Volksbildung wird zu Umgestaltungen geschritten werden. Besonnenheit und weise Erwägungen muß diese Umgestaltungen entwerfen und durchführen. Wir wollen ein Gebäude aufführen von fester Dauer, ähnlich, so sehr es nur immer die Verhältnisse des Vaterlandes gestatten, jenen blühenden Hochschulen Deutschlands, die wir als Vorbilder gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung verehren.“ Die neue Behörde wurde rasch durch Berufung von Fachleuten, unter denen der bedeutendste der Prager Universitätsprofessor Franz Erner war, ergänzt. Die von dem neuen Ministerium hinsichtlich der Universitäten, der Gymnasien, der Volksschulen, der gewerblichen Lehranstalten zu schaffenden Reformen wurden denselben von der öffentlichen Meinung sehr bestimmt vorgezeichnet.

Minister Sommaruga trat am 9. Juli zurück. Am 18. Juli wurde das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes dem Minister des Innern, Anton Freiherrn von Doblhoff, provisorisch übertragen, während zum Unterstaatssekretär für das Unterrichtsministerium Feuchtersleben bestellt wurde, der bis zum Herbst des Jahres als der tatsächliche Leiter des öffentlichen Unterrichtes in Oesterreich fungierte.

Am selben Tage, da die Ernennung Feuchterslebens zum Unterstaatssekretär durch die „Wiener Zeitung“ bekanntgegeben wurde, erfolgte die Veröffentlichung der von Erner verfaßten „Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens in Oesterreich“, die in den vier aufeinanderfolgenden Nummern vom 16. Juli bis 21. Juli erschienen und das Ergebnis der Beratungen waren, welche im zweiten Quartal des Jahres 1848 im Unterrichtsministerium stattgefunden hatten. Das Programm war eine große, glänzende, freijünnige Leistung und enthält das, was in Oesterreich in der That auf dem Felde des höheren, des mittleren und des elementaren Unterrichtes seit dem Jahre 1848 zur Ausführung gekommen ist. Nur hat die Durchführung dieses Pro-

grammes über zwanzig Jahre gebraucht und erst 1868 und 1869 wurde die 1848 verkündete Reform der Volksschule, erst seit 1871 wurde die Laiisierung der österreichischen Ordensgymnasien und damit die Bestellung wirklich geprüfter und erprobter Lehrkräfte an den Gymnasien zur Wahrheit; erst 1873 wurde die Organisation der österreichischen Universitäten zu einem gesetzlichen Abschluß gebracht.

Mit der Ausarbeitung der Reform des Mittel- und Hochschulwesens wurde Erner betraut, der durch einen Erlaß vom 4. April 1848 ins Ministerium berufen und im August 1848 zum Ministerialrate ernannt worden war. Erner führte auch die Geschäfte des Ministeriums, als Feuchtersleben in den stürmischen Oktobertagen des Jahres 1848 seinen Posten verlassen hatte. Nach der Niederwerfung des Oktoberaufstandes trat ein Wechsel nicht bloß hinsichtlich der leitenden Person, sondern auch hinsichtlich der politischen Grundsätze im Unterrichtsministerium ein. An Stelle des politisch freisinnigen Feuchtersleben wurde am 23. November 1848 der zu den entschiedensten Gegnern der Revolution gehörige Josef Alexander von Helfert zum Unterstaatssekretär des Unterrichtsministeriums ernannt, der einige Wochen nach dem Thronwechsel, zu Anfang des Jahres 1849 in Wien eintraf; bis dahin hatte der geschäftliche Verkehr zwischen Helfert und Erner auf schriftlichem Wege stattgefunden. Nunmehr wurde an die Bearbeitung der neuen Unterrichtsreform im Detail geschritten; es wurde nicht bloß an der Reform der Gymnasien und Universitäten, sondern auch an der der Volksschulen gearbeitet und im Dezember 1848 eine Kommission einberufen, welche in Angelegenheit der Volksschulreform im Jänner 1849 zu Wien verhandelte. Die letztere wurde besonders im Reichstage als eine dringliche Angelegenheit angesehen.

Der am 22. Juli 1848 zu Wien eröffnete konstituierende Reichstag kam übrigens während der kurzen Zeit, die zu seinem Wirken beschieden war, bis zum 6. März 1849 nicht dazu, hinsichtlich des Unterrichts wesens irgend welche Beschlüsse von Belang zu fassen, obwohl der Einlauf an Petitionen in Unterrichtsangelegenheiten ein sehr bedeutender war. Der Reichstag bildete aus seiner Mitte einen Ausschuß für Schul- und Unterrichtswesen, an dessen Spitze der Wiener Universitätsprofessor Franz Haimperl stand, ein Ausschuß, dessen sachliches Arbeiten gerühmt werden muß. Die Petitionen und Anträge, die an den Reichstag gelangten, betrafen meist das Volksschulwesen und lokale Wünsche. Eine Petition des Episkopates der Erzdiözese Salzburg und eine solche der Dekanate von Seckau und Leoben, in denen die kirchlichen Forderungen hinsichtlich des öffentlichen Unterrichtes formuliert waren, wurden vom Reichstage nicht einmal zur Verlesung zugelassen, der anfangs Februar 1849 auch bei Beratung der Grundrechte seine der Kirche im allgemeinen abgeneigte Haltung bekundete. Darüber, daß für den weiteren Ausbau des Unterrichts wesens bedeutende materielle Opfer gebracht werden mußten, war der Reichstag einig, wie sich bei der Beratung der Forderungen des Finanzministeriums für 1849 ergab.

Der konstituierende Reichstag wurde am 7. März 1849 gesprengt, nachdem bereits am 4. März vorher ein kaiserliches Patent über die

in Oesterreich neu einzuführende Verfassung unterzeichnet worden war. In demselben hieß es inbezug auf die Rechte der Staatsbürger: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen und an solchen Unterricht zu erteilen, ist jeder Staatsbürger berechtigt, der seine Befähigung hiezu in gesetzlicher Weise nachgewiesen hat. Der häusliche Unterricht unterliegt keinerlei solchen Beschränkung. Für die Volksbildung soll in allen Landesteilen durch öffentliche Anstalten gesorgt werden und zwar derart, daß auch die nationalen Minderheiten die erforderlichen Mittel zur Pflege ihrer Sprache und zur Ausbildung in derselben erhalten. Der Religionsunterricht in den Volksschulen wird von der betreffenden Kirche oder Religionsgenossenschaft besorgt. Der Staat führt über das Unterrichts- und Erziehungswesen die Oberaufsicht.“

Gegen die Bestimmungen dieser Verfassung hat die Geschäftsführung des ersten Unterrichtsministeriums unter Leo Thun in allen wesentlichen Punkten verstoßen: die Lehr- und Lernfreiheit blieb auf dem Papier. Am 28. Juli 1849 wurde Graf Leo Thun-Hohenstein als Minister für Kultus und Unterricht bestellt; er hatte vor Antritt seines Amtes seine Zustimmung zur Vereinigung der Kultusangelegenheiten mit denen des Unterrichtes gegeben, eine Verknüpfung zweier Wirkungsgebiete, die auch den Wünschen der Bischöfe entsprach, denn die letzteren hatten bereits zu wiederholten Malen gegen die Trennung der Schule von der Kirche protestiert. Leo Thun entstammte einer durch die Gegenreformation nach Böhmen gelangten Familie, deren Stammhloß sich bei Tetschen befindet. Gleich anderen feudalen Politikern aus Böhmen fühlte sich auch Leo Thun als „Böhme“, ohne während seines ganzen Lebens eine geläufige Kenntnis der tschechischen Sprache sich zu erwerben. Die juristische Bildung, die er an der Universität erwarb, war unvollkommen und wurde erst durch eine mehrjährige Amtspraxis, die anfangs in den verschiedensten slavischen Gegenden des Reiches verbracht wurde, ergänzt. Im Jahre 1845 kam er zu der illyrischen Hofkanzlei in Wien und lernte, da er dieser neuen Wirkungskphäre angehörte, slovenisch. Im nächsten Jahre wurde er dem anlässlich des Aufstandes nach Galizien entsendeten Regierungskommissär Grafen Rudolf Stadion als Sekretär beigegeben. Am 14. Oktober 1846 verheiratete er sich mit Karoline Gräfin Clam-Martiniß, einer ebenfalls dem böhmischen Feudaladel angehörigen Dame. Diese Momente der Lebensgeschichte Leo Thuns müssen in Betracht gezogen werden, um die Haltung Leo Thuns während seiner Wirksamkeit als Unterrichtsminister von 1849 bis 1860 und später als Parlamentarier zu verstehen. Beobachtet man die spätere Wirksamkeit Leo Thuns, das heißt die Wirksamkeit Thuns im böhmischen Landtage und im österreichischen Herrenhause, so findet man bei ihm ein auffallendes Unvermögen, Anträge in legislativ brauchbarer Form zu stilisieren; er beschränkt sich meist auf „Anregungen“, in denen er seinen katholischen und slavenfreundlichen Gefühlen Ausdruck gibt, hält sich wohl auch gelegentlich mit Haarspaltereien und Kleinigkeiten auf, hat es aber kein einziges Mal im parlamentarischen Leben dahin gebracht, irgend einen Antrag in einer zur parlamentarischen

Form geeigneten, geschweige denn juristisch brauchbaren Weise zu formulieren.

Leo Thun ist in neuester Zeit zum Gegenstande einer historischen Legendenbildung geworden, die den Tatsachen nicht entspricht. Die Zeitgenossen, insbesondere die Parlamentarier, die mit Leo Thun persönlich zu tun hatten, urteilten über das Unterrichtsministerium von 1849—1860 anders. „Von der Unfruchtbarkeit in allen wirklich legislativen Arbeiten, die jenes Ministerium gezeigt hat, kann man sich gar keine Vorstellung machen. Vor lauter Reglements und Ordonnanzen hat man keine Zeit gehabt zu regeln, was einer gesetzlichen Regelung bedurft hätte. Das Ministerium schwankte beständig zwischen Extremen hin und her. Man muß sagen, der Mann war groß als Bureaukrat.“ Das war das Urteil, das 1862 Eduard Herbst über den gewesenen Unterrichtsminister Leo Thun aussprach. Graf Beust schilderte Grafen Thun folgendermaßen: „Die drei Brüder Thun, die ich schon als Kinder kannte, hatte ich in den dreißiger Jahren als sehr liberal gekannt. Zum Eschschentume neigten sie von frühe an, obwohl die Familie damit historisch nicht verwebt war, und oft hörte ich Leo sagen: Ich bin kein Deutscher, ich bin ein Böhme.“ Beust bemerkte an Leo Thun schroffe Ausdrucksweise, Leidenschaftlichkeit, Hartköpfigkeit. Leo Thun behielt seine Vorliebe für das Slaventum zeitlebens; aber seine religiös-politische Haltung änderte sich um 1848. Alois Flor konnte im Jahre 1853 über ihn sagen: „Thun ist innerlich religiös und geschichtlich; die jesuitische und rationalistische Richtung haßt er.“ Hanslick, der unter Leo Thun im Unterrichtsministerium angestellt war, bemerkt: „Mit der Zeit nahm seine religiöse Strenge und seine Differenz vor den Bischöfen in unheilvoller Weise zu und kreuzte nicht selten die Interessen des Unterrichtes und der Wissenschaften.“ Zur Kennzeichnung der späteren politischen Haltung Leo Thuns sei bemerkt, daß er 1866 im böhmischen Landtage zwar die Argumente der Deutschen hinsichtlich der wissenschaftlichen Stellung der Universität Prag würdigte, aber doch jene Anträge unterstützte, deren Durchführung dem Bestande einer deutschen Universität in Prag ein Ende bereiten hätten, daß er 1863 die Notwendigkeit einer Teilung der Prager Polytechnik in zwei national gesonderte Institute, ein deutsches und ein tschechisches anerkannte, nichtsdestoweniger aber 1866 für die Nichtberücksichtigung des Wunsches der Deutschen nach tatsächlicher Durchführung dieser Sonderung stimmte. Als Mitglied des Herrenhauses bekämpfte Leo Thun 1863 jene Gesetze, durch welche die Schulaufsicht ausschließlich dem Staate übertragen wurde, ferner die Volksschulreform von 1869, dagegen unterstützte er 1881 den Antrag Lienbacher auf Umgestaltung des Volksschulwesens in klerikalem Sinne und 1883 die Schulnovelle; ebenso stimmte er 1881 für die Errichtung einer slavischen Universität zu Prag durch eine Verfügung der Administrativgewalt, während die Mehrzahl der Mitglieder des Herrenhauses der richtigen Anschauung war, daß ein solcher Akt nur durch ein Gesetz beschlossen werden könne.

Der neue Unterrichtsminister mußte ziemlich bald Stellung nehmen zu den Forderungen, welche die österreichischen Bischöfe, die im

Frühjahre 1849 über Aufforderung der Regierung in Wien zusammengetreten waren, gestellt hatten. Mit diesen Wünschen der Bischöfe war bis 1856, das heißt bis nach dem Abschlusse des Konkordates, fast alljährlich zu rechnen. Daß diese Wünsche zu keinem praktischen Ergebnisse in deren Sinne führte, war die Folge der gänzlichen Unkenntnis administrativer Arbeiten seitens der Bischöfe. Als ihnen die Regierung 1849 die Präliminarien und Abrechnungen des Religions- und des Studienfonds vorlegte, war unter den Bischöfen auch nicht einer, der diese Ziffern zu beurteilen vermochte, und sie legten dieselben bei Seite „bis zur reiflicheren Prüfung“. Auf dem Gebiete des Unterrichtes bewegten sich die Forderungen der Bischöfe in allgemeinen Sätzen und Wendungen, die nur Prinzipienfragen betrafen. Selbst Leo Thun mußte am 7. April 1850 dem Kaiser vorschlagen: „Die Erledigung der das Volksschulwesen betreffenden Wünsche der Bischöfe kann erst stattfinden, wenn die neue Organisation des Volksschulwesens zur Vorlage reif ist.“ Ende 1850 lehnte der Minister die Erörterungen des bischöflichen Memorandums als zu allgemein ab. „Die Frage, wo der Einfluß der Kirche oder des Staates beim Unterrichte ein leitender sein sollte, müßte auf bestimmte spezielle Fälle beschränkt werden.“ Nichtsdestoweniger bewies Graf Thun den Bischöfen gegenüber Entgegenkommen, soweit es in seinen Kräften stand, ebenso gegenüber den von einigen Mitgliedern des Kaiserhauses unterstützten Jesuiten, die er mit Geld aus Staatsmitteln förderte und denen er eine exemte Stellung gegenüber der staatlichen Schulaufsicht und den staatlichen Lehrplänen verschaffte. Ebenso bot der Minister die Hand zu jenem Staatsvertrage mit dem päpstlichen Stuhle, der unter dem Namen Konkordat bekannt ist und über den seit 1851 verhandelt wurde. Derselbe wurde durch das kaiserliche Patent vom 5. November 1855 veröffentlicht.

Nachzu das ganze Konkordat berührt mehr oder minder das Unterrichtsweisen, insbesondere aber die folgenden Artikel:

V. Artikel. „Der ganze Unterricht der katholischen Jugend wird in allen sowohl öffentlichen als nicht öffentlichen Schulen der Lehre der katholischen Religion angemessen sein; die Bischöfe aber werden kraft des ihnen eigenen Hirtenamtes die religiöse Erziehung der Jugend in allen öffentlichen und nicht öffentlichen Lehranstalten leiten und sorgsam darüber wachen, daß bei keinem Lehrgegenstande etwas vorkomme, was dem katholischen Glauben und der sittlichen Reinheit zuwider läuft.“

Der VI. Artikel des Konkordates ordnete die theologischen Fakultäten und Studien den Bischöfen der betreffenden Kirchenprovinz unter, was von großer Wichtigkeit war, da seit den Tagen Maria Theresias bis zum Jahre 1849 die österreichischen theologischen Fakultäten vielfach die Pflanzstätten oppositioneller kirchlicher Geinnungen, die Pflanzstätten der Aufklärung und nicht kirchlicher Ergebnisse gewesen waren. In dieser Beziehung setzte das Konkordat das gerade Gegenteil von dem fest, was Josef II. durch die Errichtung der Generalseminarien, was Rippe in der Studienrevisionskommission in den ersten Jahren Franz II. vorgeschlagen hatte.

Der VII. Artikel machte die Gymnasien und Mittelschulen zu konfessionellen Lehranstalten: . . . In den für die katholische Jugend bestimmten Gymnasien und mittleren Schulen überhaupt werden nur Katholiken als Professoren und Lehrer ernannt werden, und der ganze Unterricht wird nach Maßgabe des Gegenstandes dazu geeignet sein, das Geseß des christlichen Lebens dem Herzen einzuprägen. — Der VIII. Artikel änderte die Schulaufsicht, wie sie 1804 geschaffen worden war, insoferne ab, als von nun ab der Kaiser bei der Bestellung der Schulaufsichtsorgane in den Volksschulen an ein Vorschlagsrecht der Bischöfe gebunden wurde. „Alle Lehrer der für Katholiken bestimmten Volksschulen werden der kirchlichen Beaufsichtigung unterstehen. Den Schuloberaufseher des Kirchenprengels wird Sr. Majestät aus den vom Bischof vorgeschlagenen Männern ernennen. . . . Der Glaube und die Sittlichkeit des zum Schullehrer zu Bestellenden muß makellos sein. Wer vom rechten Pfade abirrt, wird von seiner Stelle entfernt werden.“

XXXI. Artikel. „Die Güter, aus welchen der Religions- und Studienfonds besteht, sind kraft ihres Ursprunges Eigentum der Kirche und werden im Namen der Kirche verwaltet werden, werden die Bischöfe die ihnen gebührende Aufsicht nach den Bestimmungen üben, über welche der heilige Stuhl mit Sr. Majestät übereinkommen wird“. . . . Es wird das Einkommen des Studienfonds einzig und allein auf den katholischen Unterricht und nach dem frommen Willen der Stifter verwendet werden.

Der Episkopat formulierte seine weiten Forderungen hinsichtlich der Schulen und Universitäten in den Bischofskonferenzen vom Jahre 1856; es kam dabei zu Wünschen, die teils undurchführbar, teils mit den Aufgaben der staatlichen Schulverwaltung unvereinbar waren. So meinte die Bischofskonferenz, daß die Beaufsichtigung der Volksschulen in der Regel durch Geistliche erfolgen müsse. „Dabei würde es der politischen Landesbehörde natürlich freistehen, aus wichtigen Gründen durch ihre Organe eine außerordentliche Vereisung desselben vornehmen zu lassen.“ Es ist kennzeichnend für die Bischöfe, daß sie die Ausübung der staatlichen Schulaufsicht hinsichtlich der Volksschulen als etwas außerordentliches und nur aus wichtigen Gründen vorzunehmendes ansahen, wobei sie übersahen, daß dem Klerus die Aufsicht über die Volksschulen erst seit 1894 und nur als Beauftragten des Staates übertragen worden war.

II.

Die Wirksamkeit des Ministeriums Leo Thun hinsichtlich der Universitäten.

Die Reform der Universitäten war ebenso wie die der Gymnasien bereits im Entwurfe abgeschlossen, als Leo Thun die Verwaltung übernahm; nur einige Punkte waren strittig geblieben, zu deren Erörterung am 10. September, also etwa sechs Wochen nach der Ernennung Leo Thuns zum Unterrichtsminister, eine Kommission in Wien zusammentrat; es handelte sich um relativ untergeordnete Fragen, wie um die Stellung der Doktorenkollegien, die noch in Wien und Prag bestanden,

zu der Gesamtuniversität. Das Gesetz über die künftige Verfassung der österreichischen Universitäten vom 30. September 1849 und die neue Studienordnung für die weltlichen Fakultäten vom 13. Oktober 1849 bildeten die letzten Leistungen Erners für die Universitätsreform; das Referat über die allgemeinen Angelegenheiten der Universitäten übernahm im Unterrichtsministerium nunmehr Eduard Tomajsek, den Erner selbst vorgeschlagen hatte.

In der kurzen Zeit von 1848 auf 1849 hatte Erner es vermocht, an den österreichischen Universitäten eine ganz neue Fakultät zu bilden, die vordem an denselben nicht bestanden hatte, nämlich die philosophische. Die bis dahin bestandenen „philosophischen Fakultäten“ waren nur zweijährige Kurse gewesen, die das Gymnasialstudium ergänzten, ehe man sich den Berufsstudien zuwenden konnte. Erner leitete vor allem die Berufungen der Lehrkräfte. Unter den Männern, an deren Berufung nach Oesterreich gedacht wurde, waren Fallmerayer, Wolfgang Menzel, der Schweizer Historiker Ropp. Unter den tatsächlich berufenen Männern befanden sich Bonitz, der bei der Reform der österreichischen Gymnasien weientliche Dienste leitete, Karajan, Simonh; nach Prag wurden berufen: für Griechisch Georg Curtius, der von Bonitz vorgeschlagen wurde, Schleicher für vergleichende Sprachforschung, Lange für römische Altertumskunde. An die philosophischen Fakultäten wurden zahlreiche Seminare und Institute angeschlossen, in welchen die praktische wissenschaftliche Arbeit gelehrt und betrieben wurde. So entstanden in Wien 1850 das physikalische Institut, 1851 die meteorologische Zentralanstalt, 1854 das Institut für österreichische Geschichtsforschung.

Nur für die philosophischen Fakultäten zu Wien und Prag wurde während der Jahre von 1849 bis 1860 wirklich tüchtiges Personal bestellt, wobei der größte Teil der Berufungen durch Erner selbst bemerkt wurde; an den übrigen philosophischen Fakultäten wirkten um 1856 nur vereinzelte tüchtige Lehrer, so zu Graz der Germanist Weinhold; zu Innsbruck Baumgarten, Ricker, Waltenhofen und Glasiewicz; zu Lemberg der klassische Philolog Kergel. Was sonst um 1856 an den österreichischen philosophischen Fakultäten wirkte, war meist die liebe Mittelmäßigkeit, ja geradezu unzulänglich. Erst im Wege des Experimentierens und längerer Erfahrung gelangte man zu einer zweckmäßigen Abgrenzung der Lehrfächer; in welcher Weise man anfänglich in der Bestimmung der Lehraufträge sündigte, zeigen die Vorlesungen, welche der Historiker Grauert für das Wintersemester 1850/1851 zu Wien ankündigte. Grauert wollte lesen über österreichische Staatsgeschichte im Mittelalter, über Geschichte Europas im 18. Jahrhundert, über Geschichte der römischen Literatur und Uebungen über römische Geschichte vornehmen. Eine derartige Vielseitigkeit kann natürlich nur auf Kosten der Qualität der Vorlesungen erkauft werden; das Ausmaß der Lehrstunden Grauerts war nicht viel geringer als das eines heutigen Gymnasialprofessors, so daß auch von einer zureichenden Vorbereitung der Vorträge keine Rede sein konnte. Auf der anderen Seite waren um 1850/1851 gewisse Hauptfächer zu Wien noch nicht vertreten; die philologischen Vorlesungen beschränkten sich praktisch nur auf mittel-

hochdeutsch, Aristophanes, Plutarch, slavische Philologie und Sanskrit. Die Privatdozenten, welche um 1851 an der Wiener philosophischen Fakultät lasen, waren wissenschaftlich nicht viel wert.

Auch der 1853 nach Wien berufene Historiker Aschbach, ein Freund Böhmers in Frankfurt, zeigte eine Vielseitigkeit der Arbeitsobjekte, die mit gründlicher Durcharbeitung schwer verträglich ist.

Ueber die juridischen Studien führte seit dem Herbst 1849 im Unterrichtsministerium Ed. Tomaschek, ein Niederösterreicher, der vor dem Jahre 1848 Universitätsprofessor in Lemberg gewesen und im Juni 1848 als Professor an die Universität Wien berufen worden war, das Referat. Tomaschek hat in dieser Wirksamkeit, die den Bestand des ersten Unterrichtsministeriums überdauerte, für die Berufung ausgezeichnete Lehrkräfte gesorgt und im Interesse der Heranbildung von Staatsbeamten auf Ordnung in den Studien gesehen. Aber es muß zugegeben werden, daß Tomaschek in seiner amtlichen Wirksamkeit manche Konzeption an die politischen Strömungen der fünfziger Jahre und an die politischen Gesinnungen des Unterrichtsministers machte und wohl auch machen mußte. Herbst mißbilligte namentlich die im Jahre 1855 erfolgte Einführung eines den Studenten festvorgezeichneten Studienplanes und die damit zusammenhängende Aufhebung der Lernfreiheit. An der juridischen Fakultät bestand seit 1848 tatsächlich durch einige Jahre Lernfreiheit zum großen Verdrusse der Vorisenden der Prüfungskommission. Der Lehrbetrieb scheint indes nach wie vor kein besonders lebendiger gewesen zu sein; und daß dies nicht allein an den Studenten, sondern auch an den Professoren lag, die unnötiger Arbeit gerne auswichen, beweist der Umstand, daß die in dem Ministerialerlasse vom 15. Juni 1851 angeregte Errichtung von einer Art juristischer Seminarien kein Gehör auf Seite der Fakultät fand; und in diesem Widerstand verharrte die juristische Fakultät, die es vorzog, nach alter guter Juristenart vom Kollegienheft ihre Vorlesungen herab zu rezitieren, durch mehr als zwanzig Jahre. Sehr zur Kränkung der Juristen wurde 1850 das römische Recht aus den Gegenständen der Staatsprüfung ausgeschieden, dafür setzte sich seit 1851 ein Vertreter der deutschen Rechtsgeichte an der Universität fest, und diese historische Richtung war es, welche alsbald von dem konservativen Minister Thun und überhaupt von der österreichischen Regierung sehr begünstigt wurde. Der nach Wien berufene Vertreter des deutschen Rechtes war zugleich auch Lehrer des Kirchenrechtes, das in der Konfordsatzzeit bald zu hoher Bedeutung gelangte. Dem angesehensten der einheimischen Rechtslehrer war nur kurze Zeit seine Wirksamkeit an der Universität gestattet; Hye mußte 1854 auf die Fortsetzung seiner Vorlesungen über das Strafrecht verzichten. Nur ein kurzes Dasein führte das Verfassungsrecht, das schon mit dem Wintersemester 1851/1852 wieder verschwand, ehe noch die nie ins Leben getretene Verfassung von 1849 wieder ausdrücklich aufgehoben wurde.

Jedenfalls ist die Geschichte der juristischen Fakultät stets ein treues Spiegelbild der politischen Geschichte des Landes.

Die juristische Fakultät trug den politischen Verhältnissen immer=

fort Rechnung, mitunter in Gefügigkeit gegen die Intentionen der augenblicklichen Machthaber, mitunter aber auch in frischer wissenschaftlicher Initiative auf ökonomischem und sozialem Gebiete. Sie lehrte in einem Zeitalter der Aufklärung Naturrecht und in einem anderen Zeitalter, da es sich um die Herrschaft der Kirche und des unumschränkten Monarchen handelt, historisches Recht, und seit etwa dreißig Jahren bestrebt sie sich, sozialpolitische Doktrinen zu vertreten. An den österreichischen Universitäten übermog seit 1849 die rechtshistorische Richtung mit vorwiegend kirchlicher Färbung, während das Studium des Naturrechtes oder Rechtsphilosophie wesentlich eingeengt wurde; die politischen Motive, die hiezu führten, drückte der katholisch-konservativ gesinnte Geschichtsschreiber der Wiener Universität, Rink, folgendermaßen aus: „Der Staat hat sich entschließen zu müssen, die Rechtsphilosophie an die Kette zu legen, denn sie sei die Regierung des Gegebenen, der Offenbarung, der göttlichen Sehung der Grundursachen und der Grundbedingungen für die Bewegungsweise der Menschen, die inkarnierte Auflehnung dagegen.“ Es war daher nicht zu wundern, daß in erster Reihe gegen sie von der Kirche ein unaufhörliches *ceterum censeo* vorgebracht wurde.

Neben der sogenannten rechtshistorischen Richtung, die aber mehr eine Konstruktion historischer Fiktionen zu Gunsten der Kirche bedeutete, trat in dieser Periode die Nationalökonomie an der Wiener juristischen Fakultät stärker hervor als jemals früher. Sie war an der Universität seit 1855 durch Lorenz von Stein vertreten, dessen Berufung in der Befürwortung des Handelsministers erfolgt war. Stein erinnert in mancher Hinsicht an den ersten Vertreter der Nationalökonomie in Wien, an Sonnenfels: wie dieser entwickelte Stein eine ungewöhnliche, literarische Fruchtbarkeit, die zwar durch klare Darstellung, nicht aber eindringende Forschung ausgezeichnet war; wie Sonnenfels geriet auch Stein durch Spekulationen in mißliche Vermögensverhältnisse. L. von Stein starb im Konkurse; wie Sonnenfels schrieb Stein über die verschiedensten, seinem engeren wissenschaftlichen Arbeitsgebiete ganz ferne liegenden Gebiete. Aber Sonnenfels überragt seinen Nachfolger dadurch, daß er an der Befreiung Oesterreichs von einer veralteten Rechtspflege, an der Hebung der geistigen und sittlichen Kräfte Oesterreichs, an der Verbreitung der durch die französische Revolution vertretenen Grundsätze in Oesterreich gearbeitet hat. Mit anderen Worten: Sonnenfels hat vor Stein das voraus, daß er über eine sittlich-politische Ueberzeugung verfügte.

Der Zustand der österreichischen juristischen Fakultäten war um 1856 der, daß nur zu Wien eine größere Anzahl von hervorragenden Lehrkräften versammelt war, während an den verschiedenen Provinzuniversitäten nur vereinzelt tüchtige Lehrer wirkten. Unter den letzteren wären zu erwähnen Leopold Hasner, Joh. Fr. Schulte und der Privatdozent Gustav Demelius in Prag, Bischoff und vor allem Herbst in Lemberg, Eszmarch in Krakau, der einer bekannten Professoren Dynastie angehörte — mit der Erweiterung des Einflusses der Fakultäten auf die Berufungen und mit der Einführung der Berufungen nach deut-

ischem Muster bürgerten sich auch die bisher nun vereinzelt gewesenen Professorendynastien in Oesterreich ein — Weibtel, Mohr de Söns und Raabers in Innsbruck. Die Universität Graz hatte damals keine namhaften Vertreter der juristischen Lehrfächer aufzuweisen.

Der neugestalteten Jurisprudenz kam man mit der Hoffnung entgegen, daß sie Fähigkeit und Neigung in sich zeige, eine wirksame, tatkräftige Bundesgenossin der reaktionären Prinzipien zu werden. Was Graf Josef Demaisire in Frankreich, was Haller in seiner Restauration der Staatswissenschaften und mehr als Beide Friedrich Julius Stahl mit seinem rechtsphilosophischen Systeme in Deutschland getan hatten, das sollte in Oesterreich wiederholt und fortgesetzt werden. In einer Rede, welche zu Anfang der fünfziger Jahre von dem damaligen Unterrichtsminister Grafen Leo Thun in der Aula der Wiener Universität gehalten wurde, ward es öffentlich ausgesprochen, daß nunmehr ein geschichtlicher und ein religiöser Geist die Rechtswissenschaft durchbringen solle, daß die staatsgefährliche Richtung des achtzehnten Jahrhunderts, jener Epoche der Aufklärung und des Rationalismus, in welcher auch noch das österreichische bürgerliche Gesetzbuch seine Wurzel habe, endlich verlassen werden müsse, und daß die bisherige wissenschaftliche Behandlung des österreichischen Zivilrechtes in einem heidnischen Geiste gepflogen worden sei. Mit einem Worte, gerade in demselben Augenblicke, da das Haupt der historischen Rechtsschule, Savigny, die Aufgabe derselben als beendet erklärte, sollte sie in Oesterreich, um des Gegensatzes willen, in welchen sie zu den naturrechtlichen Prinzipien der französischen Revolution getreten war, und um der trefflichen Handhabe willen, die sie der Reaktion bot, wieder ins Leben gerufen werden. In die Masse der Spezialkenntnisse des römischen, des kanonischen und des deutschen Privatrechtes sollten die Geister nicht bloß um der Wissenschaft willen versenkt, sondern sie sollten auch um der Politik willen in ihr erstickt werden; was nicht geschichtlich geworden und durch die Geschichte sanktioniert sei, sollte kein Recht, keine Legitimation zur Existenz haben; unter dem verpönten Namen des „Naturrechts“ sollte alle Rechtsphilosophie, alles Erforschen der Grundprinzipien des heutigen Staatswesens und der Aufgaben desselben verbannt sein.

Medizinische Fakultäten bestanden in der Zeit von 1849 bis 1860 nur drei: zu den beiden alten Fakultäten von Prag und Wien war infolge der Annexion des Freistaates Krakau auch die Krakauer Universität hinzugekommen. Die niederen medizinischen Studien, die an einzelnen anderen Orten Oesterreichs bestanden, genossen seit 1849 nicht mehr den Rang von Hochschulstudien und standen auch nicht mehr in Verbindung mit den Universitäten; ja es wurde die gänzliche Abschaffung dieser Studien beantragt, aber erst seit 1871 tatsächlich durchgeführt. Besonders bevorzugt wurde bei der Neugestaltung der medizinischen Studien die Wiener Universität. Den Lehrkörper der Wiener medizinischen Fakultät hatte 1848 Neuchtersleben geäubert, indem er acht unfähige Professoren in den Ruhestand versetzte. Neue tüchtige Lehrkräfte kamen; von 1849 bis 1860 wurden zu Professoren in Wien

ernannt: Oppolzer, Brücke, Hebra, Schuh, Dumreicher, Arlt, Braun. Die tüchtigsten Lehrkräfte wurden nach Wien berufen, so daß die Universität Prag für viele derselben sozusagen nur eine Durchgangsstation wurde.

Die theologischen Fakultäten, von denen nach der Aufhebung der Universität Olmütz um 1856 nur vier im Verbande mit Universitäten standen, die zu Lemberg, Prag, Wien und Graz, erhielten seit 1849 einen völlig veränderten Charakter; sie hörten auf Lehranstalten zu sein, an denen der Klerus im Sinne der Aufklärung als Diener des Staates herangebildet werden sollte, und wurden vollständig den Bischöfen untergeordnet. Das Resultat war ein Sinken der wissenschaftlichen und persönlichen Qualität des österreichischen Klerus, die zur Zeit des Josephinismus höher gewesen war als zu irgend einer anderen Zeit in Oesterreich. Die kaiserliche Entschliezung vom 20. Juli 1851, nach welcher den Theologen das Kirchenrecht nach anderen Gesichtspunkten vorgetragen werden sollte, als den Juristen, ist charakteristisch für die Verzichtleistung des Staates auf die seit 1766 den theologischen Fakultäten gegenüber bekundete Politik. Zugleich verloren die theologischen Fakultäten jenen immerhin wissenschaftlich-philosophischen Charakter, den ihnen die josephinische Politik in Oesterreich hatte geben wollen, und büßten jeden wissenschaftlichen Wert ein, den die gelegentlichen Berufungen einzelner tüchtiger Professoren für das Studium semitischer Sprachen, kirchlicher Altertümer und Kirchengeschichte, die in späterer Zeit erfolgten, nicht wieder herzustellen vermochten. In der Zeit von 1849 bis 1860 entbehrten die österreichischen theologischen Fakultäten jeder halbwegs nennenswerten Lehrkraft.

Zu den vier in Verbindung mit einer Universität stehenden theologischen Fakultäten Oesterreichs trat 1857 eine fünfte, nämlich die theologische Fakultät der Jesuiten zu Innsbruck, wo die frühere theologische Fakultät unter Franz II. infolge von Differenzen mit den Tiroler Bischöfen zu bestehen aufgehört hatte. Die Staatsverwaltung übergab dem von Erzherzog Karl Ludwig, dem jüngsten Bruder des Kaisers, der als Statthalter von Tirol funktionierte, geförderten Jesuitenorden die theologische Fakultät zu Innsbruck gegen einen Pauschalbetrag zur Besorgung und verzichtete auch darauf, daß die von den Jesuiten bestellten Professoren den Eid österreichischer Staatsbeamter leisteten. Die Tiroler Bischöfe entsendeten übrigens auch jetzt keine Kleriker an die Innsbrucker theologische Fakultät zur Ausbildung. An die Wiener theologische Fakultät wurde ein Jesuit als Professor der Dogmatik berufen.

Dasselbe Schwanke, das sich hinsichtlich der Einrichtung der Gymnasien zeigte, das hinsichtlich der Volksschulen zu einer völligen Vertagung der geplanten Reform führte, zeigte sich auch hinsichtlich des Universitätswesens. Alois Flir aus Tirol wurde Ende 1852 mit der Ausarbeitung eines Berichtes betreffend die Abänderung der 1849 geschaffenen Einrichtungen hinsichtlich der Universitäten betraut. „Die Materialien werden mir gegeben, die Ausarbeitung geschieht nach meiner Ueberzeugung aber nach Rücksprache mit dem Ministerium; ich billige

Einiges vom Neuen, aber ich verwerfe anderes von diesem Systeme; ich bin neugierig, wie ich zwischen diesen Klippen durchsegeln werde. Gott helfe mir! — Zunächst habe ich durch Besuche die Universitäten Wien und Prag zu besichtigen.“ Flor war in der That einige Zeit in Wien, hierauf, Ende Februar und anfangs März 1853 in Prag und studierte hierauf neuerdings die Verhältnisse an der neugefalteten Wiener Universität, insbesondere an der philosophischen Fakultät. Flor zeigte ein ausgesprochenes Mißtrauen gegen die neu geschaffenen Universitäts-Einrichtungen und hätte sich eigentlich bei einer Beibehaltung des alten Zustandes der Dinge viel wohler gefühlt. Er selbst meinte von seiner Arbeit, daß sie den Charakter einer Kapitulation annehmen wird, wenn sie zustande kommt. Ketten lassen sich nur die Penaten der Lehrfreiheit; die Lernfreiheit wird sich nicht halten. Flor fand nämlich den tatsächlichen Besuch der Kollegien bedeutend schwächer als die Zahl der für die betreffenden Vorlesungen eingeschriebenen Hörer. Ueber seine Arbeit sagt Flor in einem Briefe vom 22. April 1853: „Ich stellte die hauptsächlichsten Daten zusammen über die Verhandlung der Studienreform aller vier Fakultäten vor dem März 1848. Die Erlässe vom Jahre 1848 an bis zur Gegenwart sammelte ich und gruppierete sie unter dem jedesmaligen Chef des Ministeriums. Dann folgt eine Schilderung des Zustandes des gegenwärtigen Universitätswesens, wobei ich nur die philosophische Fakultät zu bearbeiten habe. Die Ministerialräte der medizinischen und juridischen Fakultät hoffen bis Ende April ihr Operat zur Redaktion mir übergeben zu können. Dann folgt eine Abhandlung über den Zweck der Universitäten. Ich habe dieses schwierige Thema zuerst abgetan. Der Minister äußerte mir hierüber seine entschiedene Zustimmung, obgleich ich höchst freimütig mich aussprach. Dann folgt die Beantwortung von etwa fünf oder sechs Fragen; darüber werden aber vermutlich Konferenzen abgehalten werden. In dem Aufsatze über den Zweck der Universitäten habe ich meine Ansicht mit starken Strichen gezeichnet; er (der Minister Thun) las, bemerkte über diesen Punkt nichts, sondern bezeugte nur im Allgemeinen seine Zufriedenheit. Die Abhandlung enthalte alles Einschlägige, und seine Intention sei ganz richtig aufgefaßt.“ Aus dieser Aeußerung möchte ich eher den Schluß ziehen, daß Leo Thun wie in allen kritischen Augenblicken seines gesamten öffentlichen Wirkens von Unschlüssigkeit ergriffen war. Man scheint an die Wiederbestellung von Studiendirektoren, wie sie vor 1848 bestanden hatten, gedacht zu haben. Flor bemerkt: „Lachen würdet ihr von Herzen über die Philippika gegen die Studiendirektoren aus dem Beamtenstande.“ „So viel ist gewiß,“ schreibt Flor ein andermal, „daß in hohen Kreisen das Korporationsregiment der Professoren als unstatthaft angesehen wird.“ Dem gegenüber meinte Flor: „Die jetzige Organisation der akademischen Behörden möge man belassen, ein Inspektor als Kontrolle genüge; nur müsse dieser ein Mann der Wissenschaft sein und unabhängig vom Lehrkörper wie von der Statthalterei. Als solche Inspektoren bezeichne ich vorzugsweise die ausgezeichnetsten Professoren jeder Fakultät, die aber dann nur als außerordentliche Dozenten ihr Lehr-

amt noch fortsetzen könnten.“ Diese sollten jedoch wie die Schulräte — das war der damalige Titel der Landeschulinspektoren — besoldet und mit allen Kanzleirequisiten ausgestattet werden. Man sieht, was den Universitäten winkte.

Diese Denkschrift, welche der Geistliche und Professor Alois Jägl über die Universitäten ausarbeitet, liegt noch heute vor: es ist dies die offizielle Publikation „Die Neugestaltung der österreichischen Universitäten über Allerhöchsten Befehl dargestellt von dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht“, welche im August 1853 ausgegeben wurde. Dieselbe beginnt mit der Darlegung der bekannten historischen Fiktion, daß die Universitäten ursprünglich kirchliche Anstalten gewesen seien, eine Fiktion, die in den Augen Jägl's eine unbezweifelte Wahrheit war, schilderte, wie dieselben allmählich reine Staatsanstalten geworden seien. Als die prinzipiellen Mängel der österreichischen Staatsuniversitäten vor dem Jahre 1848 führt Jägl deren antikirchliche und unwissenschaftliche Richtung an. „Bei den Studierenden der österreichischen Universitäten wurde deshalb eine Gemeinheit der Denkungsart, wie an keiner Universität Deutschlands, immer herrschender³⁾. Begabtere strebsame Jünglinge blickten mit Sehnsucht nach dem Auslande, betrachteten die dortigen Zustände als die allein wünschenswerten, verschlangen die poetische, philosophische und historische Literatur des Auslandes mit desto größerer Hast und Lust, je verbotener und schlimmer die Bücher. Beide Klassen von Studierenden, die der gemeinen Denkungsart und die der autodidaktischen dünkelfollen Bildung, vereinigten sich in der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, in der Sehnsucht nach Aufhebung aller akademischen Schranken, in einer feindseligen Stimmung gegen Staat und Kirche.“ Auch bei der Schilderung der protestantischen Universitäten Deutschlands findet Jägl allerhand Schäden und Mängel heraus. Daß ihm der „maßlose Kritizismus“ eines Strauß, der den Stoff der Theologie, und somit diese selbst zu vernichten strebte, nicht gefiel, wird man bei einem katholischen Geistlichen nicht unbegreiflich finden, ebenso wie den Satz: „Alle Schädlichkeit überbietet die Naturwissenschaft, welche die Existenz der menschlichen Seele als solcher leugnet und alles Geistige im Materialismus erstickt.“ Als die Folgen der unbeschränkten Vehrfreiheit und regellosen Vernunftfreiheit führt er an eine eitle Sucht zum Klubwesen, zu Konspirationen und tollen Unternehmungen, unter denen er Sands Ermordung Kogebues im Jahre 1819 und das Frankfurter Attentat von 1833 nennt. „Im Jahre 1848,“ fährt Jägl fort, als ob es sich um eine Reaktion gegen die unbeschränkte Vehrfreiheit und regellose Vernunftfreiheit handeln würde, „tagte ein Kongreß von Professoren zu Jena über die Reform der Universitäten. Die Unhaltbarkeit mancher Einrichtungen und Zustände, wie sie an den gepriesenen deutschen Hochschulen stattfanden, wurde seit geraumer Zeit immer mehr anerkannt; die Disziplin wird straffer gezogen; eine Umgestaltung scheint zu beginnen.“ Als den Zweck der Universitäten stellt Jägl es hin, eine

³⁾ S. 17.

„möglichst vollkommene, von echter Religiosität begeisterte Wissenschaftlichkeit zu bieten“. Als ein nachahmenswertes Muster erscheint Flor die Universität zu Löwen in Belgien. Doch hat er nichts gegen Staatsuniversitäten einzumenden: „Die Kirche erhebt gegen die Staatsuniversitäten nirgends einen Widerspruch, sondern sie verlangt **nur**, daß an derselben Orthodoxie und Frömmigkeit herrsche, und daß der Kirche der kanonische Einfluß auf die Theologie gesichert bleibe.“

Als eine besonders „erfreuliche Wirkung der neueren Studieneinrichtungen ist es zu betrachten, daß der junge Nachwuchs an den juristischen Fakultäten sich vorzugsweise der historischen Schule zuwendet“. Die um 1851 und 1852 bestehende Lehrfreiheit wird aber sofort an einigen Beispielen erläutert. So wird ein Fall des „Mißbrauches eben dieser Lehrfreiheit“ erwähnt, welcher „sofort die Entfernung des betreffenden Dozenten durch das Unterrichtsministerium nach sich“ zog. Wir erfahren, daß der Betreffende das Unglück gehabt hatte, sich im April 1848 an der Wiener Universität für Verfassungspolitik zu habilitieren. Daß das Unterrichtsministerium sich beeilt haben wird, einen Privatdozenten für Verfassungspolitik bei der ersten sich anbietenden Gelegenheit zu allen Teufeln zu jagen, können wir nach dem Staatsstreich von 1849 und nach der Außerkraftsetzung der oktroyierten Verfassung begreifen. Mit einer eleganten Wendung sucht Flor derörterung anderer Maßregelungen von Universitätsprofessoren zu entzählen. „Der ordentliche Professor der Philosophie an der Prager Universität, Hanusch, wurde von dem Lehramte entfernt, weil er der Hegelschen Schule angehörte. Das war aber schon vor seiner Anstellung der Fall gewesen, und der Fehler lag daher in der schon vor 1848 erfolgten Uebertragung des Lehramtes an ihn und nicht in einem eigentlichen Mißbrauche dieses Amtes von seiner Seite. Im Jahre 1852 wurden einige Professoren der Krakauer Universität ihres Amtes enthoben, ohne daß ihnen jedoch in Bezug auf die Ausübung ihres Lehramtes etwas zur Last gelegt worden wäre.“ Das konnte man doch nur in sehr euphemistischem Sinne noch Lehrfreiheit nennen.

Eine prächtige Erläuterung dessen, was Flor unter Lehrfreiheit meinte, ist in folgenden Sätzen gegeben: „An öffentlichen Lehranstalten darf nichts schädliches gelehrt werden. Die Schädlichkeit dessen, was gelehrt wird, kann auf einem doppelten Grunde beruhen. Zunächst darauf, daß der Lehrstuhl zu Deklamationen gemißbraucht wird, die gar keinen Gegenstand eines wissenschaftlichen Unterrichtes bilden. Solchen Mißbrauch zu verhindern, gehört zu den Pflichten der Leitung des Unterrichtsministeriums. Zweitens darauf, daß die wissenschaftliche Forschung und der Unterricht als unabhängig von der Kontrolle der ewigen Wahrheit, wie sie die christliche Offenbarung lehrt, betrachtet wird. **Ein bestimmter gesetzlicher Ausspruch, daß solches in Oesterreich nicht werde geduldet werden, könnte nur wohlthätig wirken.** Die notwendige Folge davon wäre die Anerkennung, daß es der Kirche als der von Gott eingesetzten Wächterin der christlichen Offenbarung zustehe, die Unzulässigkeit einer Lehre auszusprechen. Damit wäre auch dem Staate völlig Genüge

geleistet.“ Diese Sätze charakterisieren den prinzipiellen Standpunkt der ganzen Schrift.

Hinsichtlich der Lernfreiheit stellt Flir die Behauptung auf: „Die Lernfreiheit im Sinne der Revolution war das Privilegium des Müßigganges und der Zügellosigkeit für Studierende.“ Im übrigen stellt Flir mit Befriedigung fest, daß der „Besuch auswärtiger Universitäten in Deutschland seit der Einführung der gesetzlichen Bedingungen und Einschränkungen im hohen Grade abgenommen habe, und es scheint beinahe ganz zu verschwinden, indem nur in den seltensten Fällen die dazu erforderlichen Pässe von den politischen Behörden erteilt werden. In der Wahl des Lehrers können die Studierenden keinen argen Mißgriff mehr machen, weil ein nachteiliger Professor oder Dozent nicht geduldet wird.“ Er erwähnt weiter, daß „mehrere Professoren auch gegenwärtig von der Ablegung der Namen Gebrauch machen“. Diese Leuchten der Wissenschaft waren an der juristischen Fakultät zuhause. Er erklärt es für wünschenswert, daß „eine allmähliche Hebung des religiösen Lebens, woran es bisher im allgemeinen noch sehr mangelt“, an den Universitäten stattfinden. Zur Hebung der Frequenz der Vorlesungen empfiehlt er unter anderem, daß die Dozenten „über diejenigen Studierenden, die sie nicht oder nur selten wahrgenommen haben, die Bürgschaft vertrauenswürdiger Mitschüler verlangen“, das heißt, daß sie Angeberdienste von Mitstudenten in Anspruch nehmen. Eine ganze Reihe von Maßregeln schlägt er zur Verschärfung der Disziplin über die Studenten vor: Anweisung numerierter Sitzplätze, Errichtung von Konvikten neben den Universitäten, die Bildung von Gruppen von Studenten, die gemeinsam einem Professor zur Leitung und Aufsicht unterstellt werden, die Bestellung von akademischen Exhortatoren und die Wiedereinführung religiöser Uebungen für Akademiker.

Der Besuch auswärtiger Universitäten war wohl im Prinzip gestattet, aber es wurden in den seltensten Fällen die dazu erforderlichen Pässe, ohne welche in den Ländern des deutschen Bundes eine Immatrikulation nicht erfolgen konnte, von den politischen Behörden erteilt. Der Besuch verschiedener Universitäten, wie der von Berlin und Halle, war geradezu verboten. Das österreichische Unterrichtsministerium war verpflichtet, sich über die Berufung von Ausländern als Professoren für österreichische Universitäten zuvor mit der obersten Polizeibehörde zu verständigen.⁴⁾ Professor Flir stellt in seiner Denkschrift die Forderung auf, daß Männer, die dem Katholizismus feindlich gesinnt sind, wie groß auch sonst ihre Befähigung sei, von den österreichischen Universitäten ferne gehalten werden sollten und daß das Recht der Kirche, darüber zu wachen, daß nichts der göttlichen Offenbarung widersprechendes gelehrt werde, ausdrücklich anerkannt werde. Insofern an einigen Universitäten ein kirchlicher Kanzler seit alten Zeiten besteht, wäre er als das nächste Organ zur Ueberwachung der Rechtgläubigkeit der Universität zu betrachten; wo aber bisher ein solcher Kanzler nicht vorhanden ist, wäre ein ähnliches Organ der

⁴⁾ S. 62 dieser Denkschrift.

Kirche zu bestellen. Hier forderte, daß der Kirche Bürgschaft geleistet werde, daß diejenigen Lehrfächer, welche ihr Leben näher berühren, wirklich in kirchlichem Geiste behandelt werden. Nicht bloß die Professoren der theologischen Fakultät, sondern auch die Lehrer des Kirchenrechtes an der juridischen Fakultät sollten nur bei Erteilung einer kirchlichen Lehrbefugnis, einer *missio canonica*, bestellt werden. Keinem Feinde der katholischen Kirche und keinem Gegner ihres Glaubens soll an den Universitäten zu wirken gestattet sein, sondern es soll so viel als möglich dafür gesorgt werden, daß sie wieder zu festen Stützpunkten katholischer Gesinnung gemacht würden. Bedauert wird, daß „eine Philosophie, welche die öffentliche Anerkennung der Wissenschaft und der Kirche zugleich genießt, noch nicht bestehe, denn nur eine mit der kirchlichen Lehre positiv harmonisierende Philosophie könnte sich frei, freudig und lebenskräftig an österreichischen Universitäten bewegen“. „Einstweilen bleibt es Aufgabe des Ministeriums, auf ein solches Ziel möglichst hinzulenken und jeden offenen oder verhüllten Anstoß gegen die Offenbarung zu verhindern oder zu unterdrücken.“ Wenn nun das Ministerium auch nicht diesen Forderungen Rechnung getragen und ein theologisches Examen über die Orthodogie der einzelnen an die Universitäten berufenen Lehrkräfte nicht vorgenommen hat, so wurden doch in der Zeit von 1849 bis 1860 offenkundig katholisch gesinnte Professoren bei Berufungen vorzugsweise berücksichtigt und durch erhöhte Gehalte ausgezeichnet. Im Jahre 1856 machte auf „höheren Auftrag“ Kardinal Rauscher einen Entwurf zu einer definitiven Einrichtung der Universität Wien, die sodann den übrigen Hochschulen der Monarchie zum Vorbilde dienen sollte. In diesem Entwurf, der den Grundsätzen des Konfordes vom 15. August 1855 entsprach, bezeichnete Rauscher die Studiendirektoren als unumgänglich notwendig und forderte eine dreijährige Amtstätigkeit der Dekane. — Leo Thun war nahe daran, die Wiedereinsetzung von Studiendirektoren zu verfügen, aber im entscheidenden Augenblicke übermannte ihn seine gewohnte Unschlüssigkeit; die betreffende kaiserliche Entschließung wurde nicht veröffentlicht und blieb unausgeführt.

Die Studiendirektoren waren umso unnötiger, als es im Belieben des Unterrichtsministers lag, Männer von katholischer Gesinnung zu berufen und die Referenten des Unterrichtsministeriums jeden einzelnen Professor persönlich kannten. Vornehmlich mit Rücksicht auf die katholische Gesinnung der betreffenden Professoren erfolgte die Berufung des unzulänglichen Historikers J. B. Weiß nach Graz, die Berufung der Historiker Heinrich Grauert und Albert Jäger nach Wien, die Hößlers nach Prag. Letzterer war lange Jahre der Führer der katholischen Mehrheit des Tiroler Landtages. Als Professor der deutschen Sprachwissenschaft wurde 1851 der Dichter Oskar von Redwitz nach Wien berufen, der 1849 durch ein christlich-romantisches Epos hervorgetreten war; da ihm indes die erforderliche Befähigung fehlte, mußte er 1854 auf sein Lehramt wieder verzichten. Im Jahre 1857 wurde ein Mann von der Innsbrucker Universität an die von Wien befördert, welcher das christliche Dogma mit der Philosophie in Einklang bringen

folgte. Durch eifrig katholische Gesinnung taten sich unter den Juristen Rosgarten, Philipps, Arndts, Schulte und Maaßen hervor.

Eduard Herbst, der spätere Justizminister, schilderte in einer Rede, die er am 5. Juni 1862 im Abgeordnetenhaus hielt, folgendermaßen die Verhältnisse hinsichtlich der Autonomie der österreichischen Universitäten in den fünfziger Jahren. Er hob hervor, daß die Universitäten gezwungen waren, durch die Statthaltereien mit dem Unterrichtsministerium zu verkehren, daß man die Professoren behinderte, ihr Thema in der ihnen zusagenden Weise zu behandeln, und solchermaßen die Lehrfreiheit beeinträchtigte: „ein Professor in Prag wollte seinen Kollegien über die Finanzgesetzkunde eine allgemeine Einleitung voraussenden; es wurde dies nicht erlaubt, sondern er mußte mit der Erklärung des § 1 der Zoll- und Monopolsordnung beginnen, weil er sonst seinen Lehrauftrag überschritten hätte“. Zu Anfang der fünfziger Jahre seien die Eingaben seiner Universität, der zu Lemberg, anfangs nicht ungünstig aufgenommen worden; „allmählich aber kam auf solche Berichte gar keine Antwort oder eine nicht angenehme Antwort, und zuletzt wurde das Professorenkollegium einfach gar nicht mehr gefragt. Dies war insbesondere bei der Besetzung der Lehrkanzeln der Fall. Eine ganze Reihe von Lehrkanzeln wurde besetzt, ohne daß man es der Mühe wert gefunden hätte, das Professorenkollegium darum zu befragen, das von der Besetzung erst erfuhr, wenn die Sache in der Wiener Zeitung stand. Die Studienordnung vom 8. Oktober 1855 ist erlassen worden, ohne daß die Universität auch nur im mindesten gefragt worden wäre. Die unabhängigen Männer an den Universitäten hat das bestandene Kultusministerium mit Nadelstichen verfolgt, und wenn diese immer und immer wieder appliziert werden, so tun sie doch weh“. Die Autonomie stand nach Herbst nur auf dem Papiere. Lehr- und Lernfreiheit waren nach Herbst, der ja unter Leo Thun als Universitätsprofessor gewirkt hatte, mehr Schein als Wirklichkeit, ja sie waren fast nur Schein.

Dabei wurde fort und fort der stiftungsgemäße katholische Charakter der bestehenden Universitäten betont. An der Universität Innsbruck wurden Nichtkatholiken überhaupt nicht angestellt. An der Universität Wien wurde 1851 die Wahl des Professors Bonitz zum Dekan der philosophischen Fakultät über Einwendung der theologischen Fakultät nicht bestätigt. Die Theologen verwahrten sich gegen die Wahl eines Nichtkatholiken und noch mehr eines Nichtchristen zu akademischen Würden; der Dekan der juristischen Fakultät, der nachmals so sehr gefeierte liberale Führer Dr. Wülsfeld, schloß sich, den Zeitläuften entsprechend, diesen Bedenken an. Der Unterrichtsminister Graf Thun ordnete eine neue Wahl an, ein Verfahren, das man durch offiziöse Artikel in auswärtigen Blättern rechtfertigen ließ. Dagegen wurde 1859 die Anfrage zweier Professoren der philosophischen Fakultät zu Graz, ob ein Protestant Dekan werden könnte, vom Unterrichtsministerium bejaht. Immerhin reichten die Schwierigkeiten, die nichtkatholischen Professoren gemacht wurden, aus, um ihnen zumeist die Wirk-

samkeit in Oesterreich zu verleiden; der griechisch-orthodoxe Professor von Karajan in Wien, ein bedeutender Germanist, verzichtete nach kurzer Zeit aus diesem Anlasse auf sein Lehramt. Die katholische Presse witterte mit ziemlich sicherem Instincte, welche Professoren minder rechtgläubig waren. Gegen einen derselben, gegen den Botaniker Franz Unger, richtete die „Kirchenzeitung“ Sebastian Brunnners in Wien heftige Angriffe; als der Angegriffene sich wehren und das gerichtliche Verfahren einleiten wollte, weigerte sich die Staatsanwaltschaft in Wien, die Klage ohne Zustimmung des Unterrichtsministeriums zu erheben. Der Abgeordnete Dr. Hann erwähnte im Jahre 1864 im oberösterreichischen Landtage, daß zur Zeit des Unterrichtsministers Thun ein Professor der Naturwissenschaften in Wien eine Vorlesung über die Entstehung und Entwicklung der Pflanzenarten nicht halten konnte, weil man fand, daß sie gegen die Religion verstoße. Unter diesen Umständen ergriffen die bedeutenderen nach Oesterreich berufenen Lehrkräfte gerne die Gelegenheit, Oesterreich zu verlassen, sobald sich ein Ruf ins Ausland darbot. Das war der Fall mit Georg Curtius, dem Reformator des grammatischen Unterrichtes der griechischen Sprache in Oesterreich, ferner mit L. M. Lange, dem Verfasser eines Handbuchs römischer Altertümer, mit August Schleicher, dem hervorragendsten Vertreter der vergleichenden Sprachforschungen in Oesterreich.

Die persönlichen Erlebnisse August Schleichers sind zu Charakteristisch für den Unterrichtsminister Grafen Thun, um nicht hier erwähnt zu werden. Am Morgen des 2. Oktober 1851 veranstaltete man bei ihm eine Hausdurchsuchung, und es gelang, vier Briefe an Zeitungsredaktionen aus den Jahren 1848 bis 1850 mit Pechlag zu belegen. Schleicher wendete sich noch am selben Tage an den Minister Thun um Schutz; der Minister erwiderte jedoch am 1. Dezember 1851: „Die mitfolgende Abchrift eines von der Redaktion der Kölnischen Zeitung unter dem 19. Jänner 1850 an Sie gerichteten Schreibens, welches bei dieser Gelegenheit bei Ihnen gefunden wurde, stellt jedenfalls den Beweis her, daß Sie noch zu jener Zeit mit diesem Blatte in Verbindung standen, dessen Richtung eine schlechte und Oesterreich höchst feindselige ist.“ Dabei muß bedacht werden, daß Schleichers Anstellungsbefret erst am 8. März 1850 unterzeichnet wurde und dieser seinen Dienst erst am 11. April 1850 angetreten hatte. Irgend eine Genugthuung empfieng August Schleicher nicht. Verschlimmert wurden diese Verhältnisse durch die unwürdige Haltung eines Teiles der Professoren, durch Angeberei und Cliquenwesen. — Ein anderer Vorfall, der das Verhältnis Leo Thuns zu der Freiheit wissenschaftlicher Forschung berührt, ist folgender. Als zu Anfang 1856 der Wiener Botaniker Unger wegen der von ihm über die Entstehung der Pflanzenarten vorgetragenen Lehren von Sebastian Brunner in der Kirchenzeitung angegriffen wurde, verschaffte ihm der Minister keine Genugthuung, wohl aber veranlaßte der Minister zu Ende Februar 1856 den Gelehrten zu der Erklärung, er habe nie beabsichtigt, Pantheismus und Materialismus zu verteidigen und seine naturwissenschaftliche Forschung habe ihn nie zu einem Widerspruche mit dem Glauben an

einen persönlichen Gott, wie ihn das Christentum lehre, geführt. Diese Erklärung mußte Ungar am 4. März 1856 veröffentlichen lassen.

Der erste österreichische Unterrichtsminister Leo Thun unterließ es auch nicht, persönlich als Denunziant aufzutreten. Gegen den Wiener Universitätsprofessor Schrötter war im Spätherbst 1848 eine anonyme Anzeige an das Stadtkommando gerichtet worden, welche sich auf angebliche Erzeugung von Schießbaumwolle bezog. Als nun später Schrötter, im Jahre 1851, zum Generalsekretär der Wiener Akademie der Wissenschaften gewählt wurde, teilte Graf Thun diese Anzeige dem Minister des Innern Alexander Bach, der als Kurator der Akademie funktionierte, mit, mit dem Bemerken, daß gegen Schrötter zwar seit 1848 keine weiteren Beschwerden eingelaufen seien, daß es aber, „da gleichwohl seine Gesinnung gewiß kein Vertrauen verdient“, wünschenswert wäre, dieses Amt „einem verlässlicheren Charakter“ anzuvertrauen. Bach lehnte dieses Ansinnen mit der Begründung ab, daß, wenn kein Grund vorhanden sei, Schrötter vom Lehramte zu entfernen, wo er in der Lage sei, seine etwaige schlechte politische Gesinnung den empfänglichen Gemütern der Jugend einzupfropfen, man schwerlich ihm eine durch die Wahl der Akademie übertragene Stelle vorenthalten könnte. Bach beantragte die kaiserliche Bestätigung Schrötters, die auch erfolgte.

Es war demnach vollauf berechtigt, wenn Herbst in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 5. Juni 1862 erklärte: „Gerade auf dem Gebiete des Unterrichtswesens herrscht sehr viel Unkenntnis über die wirkliche Sachlage im großen Publikum. Während der letzten zehn Jahre haben offizielle und halboffizielle Federn und auch Freiwillige, deren persönliches Interesse bei der Sache beteiligt war, sich immer und immer bemüht, die Sachlage als die vortrefflichste darzustellen. Gerade auf dem Gebiete des Unterrichtswesens fand man nicht Worte genug, um zu schildern, wie vortrefflich die Umgestaltungen seien, welche in dieser ganzen Reihe von Jahren durchgeführt worden sind. Ich muß bekennen und sehr viele Nachmänner teilen meine Ansicht, daß das Ganze meist nur eitel Schein und Blendwerk ist, und was ursprünglich gut war, das ist im Laufe dieser zehn Jahre nicht besser, es ist durchaus schlechter geworden.“

Will man sich ein Bild darüber machen, unter welchen äußeren Verhältnissen sich die wissenschaftliche Forschung in Oesterreich von 1849 bis 1860 vollzog, welcher Spielraum ihr gewährt wurde, so muß man auch einen Blick auf die Preßgesetzgebung und die Preßpolizei dieser Jahre werfen. Es ist erstaunlich, was damals alles verboten wurde. Es wurde verboten die Verbreitung von Schulz-Deßjussch's Assoziationsbuch für Handwerker, eine ganze Reihe von Schriften des französischen Historikers Jules Michelet, einzelne Schriften von Voltaire, Viktor Hugo, Gottfried Keller, Gottfried Kinkel, George Sand, Frédéric Passy, Lamennais, ein Buch von Coningsby, dem Schriftstellernamen des späteren Premierministers Disraeli; mehrere Jahrgänge des pädagogischen Jahrbuches von Adolf Diesterweg; ebenso trafen Verbote verschiedene Veröffentlichungen der

Nationalökonomen Proudhon und Considérant, der Parlamentarier Garnier Pagès, Eusebio d'Ornano, Eugène Pelletan, des Vaters des späteren französischen Marineministers, der Publizisten Emil de Girardin, Hippolyte Castille, Maxime du Camp; der Literaten Alexander Dumas, Eugène Sue, Théophile Gautier. Nicht minder stand 1855 der Name Moleschott's auf dem staatlichen Index, dem sich Auguste Comte anschloß. Im Jahre 1855 erfolgte ein Verbot des ersten Bandes von G. G. Gervinus, Geschichte des XIX. Jahrhunderts; ebenso wurde 1857 ein nachgelassenes Werk von August von Platen mit dem polizeilichen Interdikt belegt. Auch historische Werke vergangener Jahrhunderte versielen damals der österreichischen Preßgesetzgebung, so Campanella's *La Città del Sole* und die für die Geschichte des Aufstandes der Niederlande gegen Philipp II. wichtigen Werke von Philipp Marnix von St.-Aldegonde aus dem XVI. Jahrhundert. Unter den verbotenen russischen Schriftstellern seien erwähnt Puškin, Alexander Herzen, Prinz Trubezkoi, unter den italienischen Cesare Balbo, Robi, der die *Storia civile della Toscana* schrieb, Gioberti, Massimo d'Azeglio und Leopardi, unter den englischen Walter Savage, unter den belgischen de Potter, unter den Spaniern Mariano d'Alala. Ebenso wurde 1854 ein Bändchen einer Volksausgabe von J. G. Seume nach Oesterreich nicht eingelassen.

Unter solchen äußeren Verhältnissen war in Oesterreich eine ernst zu nehmende Geschichtsschreibung unmöglich; die Diskussion philosophischer, nationalökonomischer, naturwissenschaftlicher, politischer, mancher zivil- und strafrechtlichen Probleme, die Erörterung von Verfassungsfragen waren teils erschwert, teils gefährlich, teils überhaupt unausführbar. Durchaus nicht zu übersehen auch in wissenschaftlicher Hinsicht sind die Verbote, die gegen die angesehensten und ernstesten auswärtigen Zeitungen und Zeitschriften erlassen wurden. Die Einfuhr der Westminster Review, der Nationalzeitung, der Kölnischen Zeitung, der Neuen Zürcher Zeitung, des Bund, der Indépendance Belge, des Le Nord in Brüssel, der Breslauer Zeitung wurde durch die Oberste Polizeibehörde untersagt. Das Verbot traf in der Regel diejenigen Zeitungen, die sich nicht dazu hergaben, die Unwahrheiten regelmäßig in ihre Spalten aufzunehmen; dagegen wurde die Augsburger Allgemeine Zeitung, die unter anderen bereitwilligst die ruhmredigen offiziellen Mitteilungen, die ihr einzelne Beamte des Unterrichtsministeriums zukommen ließen, abdruckte, unbehindert nach Oesterreich eingelassen. Die Bände dieser Zeitung aus den Jahren 1849 bis 1860 sind für die geschichtliche Erkenntnis der österreichischen Verhältnisse dieser Zeit vollständig unbrauchbar.

(Schluß folgt.)

Literarische Anzeigen.

330. Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung. Von Dr. Anton Menger. Dritte verbesserte Auflage. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta's Nachf. 1904. X. 181 S. M. 3.

Im Jahre 1886 ist die erste Auflage dieses Werkes erschienen. Es hat sofort größte Beachtung gefunden, die auch wiederholte Auflagen zur Folge hatte. Auch diese neue wird nicht die letzte sein.

331. Eduard Mörikes Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Krauß. Berlin. Otto Elsner. 1903 u. 1904. 1. Bd. 340 S. 2. Bd. 371 S.

Die Herausgeber sagen in dem Vorwort: „Wohl hat Jakob Vaechtold die drei geschlossenen Briefwechsel des Dichters mit Hermann Kurz, Moriz von Schwind und Theodor Storm herausgegeben, wohl bilden die Schreiben, welche von verschiedenen Mörike-Forschern an verschiedenen Orten einzeln oder reihenweise veröffentlicht worden sind, bereits eine stattliche Summe, wohl ist auch in den beiden jüngsten Lebensbeschreibungen von Karl Fischer und Harry Magne der Briefwechsel fleißig ausgebeutet; aber das alles kann auf die Dauer doch nicht eine zusammenhängende, die Lebensperioden gleichmäßig berücksichtigende Buchausgabe ersetzen. Eine solche erscheint im jetzigen Zeitpunkt gewiß nicht mehr verfrüht. Denn die Teilnahme des Publikums für Mörike ist allmählich bis zu einem Grade gestiegen, der das Unternehmen nicht nur aus inneren Gründen, sondern auch vom buchhändlerischen Standpunkte aus rechtfertigt. Ein fast überreiches Material liegt für die Verarbeitung bereit, und die hinterbliebenen Mörikes haben den beiden Unterzeichneten das Recht der Veröffentlichung mit der liebenswürdigsten und uneigennützigsten Bereitwilligkeit angebilligt. Wie weit verbreitet, wie groß und aufrichtig das Verlangen nach Mörikes Briefen aber auch sein mag, so bestand doch von vornherein kein Zweifel darüber, daß es sich nicht um vollständige Mitteilung alles dessen, was der Dichter je geschrieben, handeln kann, vielmehr nur um eine verhältnismäßig beschränkte Auswahl, die allerdings bei der Fülle des sich anbietenden Stoffes den Herausgebern umso schwerer fallen mußte, je tiefer sie in die eigenartigen Schönheiten dieser brieflichen Ergüsse eingedrungen waren. Mörike hat sich in ein still beschauliches Dasein eingesponnen, hat zu den Stimmführern des öffentlichen Lebens fast ebenjowenig Beziehungen unterhalten wie zur großen Welt überhaupt. Darum eröffnen seine Briefe keine weiten Perspektiven. Sie bestehen auch nicht durch den Glanz, der die Namen der Mitkorrespondenten umgibt. Für die Kenntnis seines Lebens- und Entwicklungsganges, seiner Denkart, seiner Welt- und Kunstanschauungen, seiner Dichtungen und deren Entstehung liefern sie allerdings reiche Ausbeute. Aber ihren hauptsächlichsten Wert tragen sie doch in sich selbst, in dem höchstbedeutenden Stimmungsgehalt, in dem wunderbaren Naturzauber, den der Dichter in der mit lyrischen wie epischen Reizen getränkten Darstellungsweise auszieht. Indessen eben dieser Eigenart wegen hastet ihnen unleugbar eine gewisse Eintönigkeit an, die den Genuß in allzu starken Gaben nicht ratsam erscheinen läßt.“ Der Liebhaber der Muse Mörikes wird sich aber gerne auch mit seinen Briefen beschäftigen und in der Lektüre dieser zwei Bände vieles finden, was ihn interessieren und erfreuen wird. Aus der Liste der Briefempfänger seien folgende Namen aufgeführt: Hebbel, Heyse,

Körner, Ringa, Schwind, Simrock, Stahr, Storm, Strauß, Uhland, Fischer. Außerdem sind unter ihnen sein Jugendfreund Haslaub, seine Geschwister, seine Braut u. a. Die Briefe sind, wie ja die Herausgeber selbst sagen, keine Lektüre, die man in einem Zuge vornimmt, sie wollen durchgeblättert und in Stunden der Empfänglichkeit genossen werden.

332. Björnstjerne Björnson. Gesammelte Erzählungen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Cläre Greverus Wjden. München. Albert Langen. 1904. 1. Bd. 367 S. Mt. 4. 2. Bd. 361 S. Mt. 4.

Der erste Band enthält: Thronb, Eine gefährliche Werbung, Der Pärenjäger, Synnöve Solbakkén, Arne, Der Vater. Der zweite: Eisenbahn und Kirchhof, Placken, Treue, Das Adlernes, Ein Lebensrätzel, Eine Nordlandsreise, Ein froher Burich, Der Brautmarsch. Man braucht auf diese Sammlung, die in sorgfältiger Uebersetzung erscheint, nur hinzuweisen. B. Björnson ist als Erzähler einer der ersten unserer Zeit und einzelne dieser Stücke (wie Arne, Ein froher Burich, Synnöve Solbakkén) werden für immer als Meisterstücke gelten und das Entzücken ungezählter Leser hervorrufen.

333. Flaggen über Stadt und Hafen. Roman von Björnstjerne Björnson. Berechtigte Uebersetzung von Cläre Greverus Wjden. München. A. Langen. 1904. 523 S. Mt. 4, in Leinen geb. Mt. 5.

Björnstjerne Björnsons berühmter großer Erziehungsroman liegt hier zum erstenmal in einer mustergültigen, ungefärbten Uebersetzung elegant ausgestattet und zu einem sehr billigen Preise vor. Der große nordische Dichter erweist sich auch in diesem Werke als der wundervolle Charakteristiker, der er immer gewesen ist. Namentlich ein paar Frauengestalten stellt er in diesem Buche wieder hin, die von einem Durchbringen und liebevollen Verständnis für die weibliche Psyche zeigen, wie es unter allen lebenden Dichtern keinem zweiten in dem Maße gegeben ist. Die schöne Menschlichkeit des Verfassers durchtränkt überhaupt alle Gestalten dieses Romans und gibt ihnen eine menschliche Wärme und Rundung, daß der Leser lachen und weinen, jubeln und sich bangen muß. Er ist ein Volksbuch im schönsten Sinne des Wortes, ein Volksbuch von einem großen Dichter.

334. Lausbubengeschichten. Aus meiner Jugendzeit. Von Ludwig Thoma. München. A. Langen. 1905. 161 S. Mt. 3., in Leinen geb. Mt. 4.

Ludwig Thoma schildert in diesem Buche in derselben scheinbar streng sachlichen Weise, in der er den bayerischen Bauern beschrieben hat, hier den typischen „Lausbuben“, wie man in Bayern und auch bei uns in Oesterreich sagt, den Schuljungen in der Blüte der Flegeljahre. Und wie bei der Schilderung der Bauern verwendet er dies Kunstmittel der scheinbaren Trockenheit so meisterhaft, daß man sich vor Lachen nicht halten kann, humoristisch wirken diese Geschichten. Und wie wundervoll ist der Schuljungen-ton in diesen Geschichten getroffen und gewahrt! Es beweist sich eine hohe Künstlerkraft

darin, wie der Autor, ohne sich je mit seiner Ansicht vorzudrängen, es versteht, sie durch die Ansichten seines Lausbuben Ludwig durchschimmern zu lassen. Er beschreibt alles vom Standpunkt des Knaben und zeigt die Dinge dabei doch, wie sie sich dem Erwachsenen darstellen und wirklich sind.

335. Geschichte der Nationalökonomie. Eine Einführung. Von Adolf Damaschke. 1905. Jena bei Gustav Fischer. VI und 231 S. brosch. Mf. 2.50, gebd. Mf. 3.—.

Der bekannte Bodenreformer hielt an der „Freien Hochschule“ in Berlin Vorträge über die Geschichte der Nationalökonomie zur ersten Einführung in diese Wissenschaft für Neulinge und solche, die keineswegs die Frage wissenschaftlich weiter verfolgen wollen, sondern nur allgemeine Ueberblicke für die Allgemeinbildung gewinnen wollten. Diese Vorträge bilden im wesentlichen den Inhalt des Buches, das auch dem gedachten Zweck sehr wohl zu dienen vermag, da Damaschke in gedrängter Form und mit guter Methodik zu belehren versteht. Auch dieses Buch des zum Volkslehrer so besonders begabten Mannes wird seinen Weg machen und viel verbreitet werden. M. M.

336. Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. Fünf Vorträge von Prof. Dr. Ludwig Pohle. („Aus Natur und Geisteswelt“. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 57. Bändchen.) Leipzig. V. G. Teubner. 1904. VI. 132 S. Mf. 1.—, geb. Mf. 1.25.

Die gewaltige Entwicklung, die das deutsche Wirtschaftsleben im 19. Jahrhundert genommen hat, tritt heute jedem einzelnen lebhaft entgegen. Fördernd oder hemmend hat sie auf die Gestaltung seines Lebensschicksals eingewirkt. Es ist eine vollständige Revolution, die das deutsche Wirtschaftsleben im 19. Jahrhundert durchgemacht hat. Und wohl selten hat sich eine so durchgreifende Umgestaltung aller überkommenen Verhältnisse in eine so kurze Zeitspanne zusammengedrängt. Im Anfang des Jahrhunderts bewegt sich das wirtschaftliche Leben fast durchwegs in mittelalterlichen Formen — welches Bild des Gegensatzes zwischen ihm und dem Ende desselben Jahrhunderts. So muß ein Buch, das in knapper Darstellung in das Verständnis dieser ungeheuren Wandlungen einführt, auf weitestes Interesse rechnen können. Der erste Vortrag zerlegt zunächst den Gesamtverlauf der ökonomischen Entwicklung Deutschlands im 19. Jahrhundert in drei Hauptperioden (1800—1833; 1834—1871; 1872—1900) und untersucht dann die Veränderungen, die der Gesamtcharakter der deutschen Volkswirtschaft in diesem Zeitraum durch den Uebergang vom Agrarstaat zum Industriestaat erfahren hat. Nachdem so einige Querschnitte durch die Gesamtentwicklung gezogen sind, werden die Wandlungen noch etwas näher untersucht, welche in den einzelnen großen Berufsabteilungen vor sich gegangen sind. Der zweite Vortrag behandelt demgemäß die Umgestaltung der Landwirtschaft unter dem Einflusse der Agrarreformen und dem Drucke der wachsenden Bevölkerung; der dritte schildert die Lage der beiden älteren gewerb-

lichen Betriebsformen Handwerk und Hausindustrie, wobei insbesondere auch die dem Handwerk günstigen Entwicklungstendenzen hervorgehoben werden; der vierte Vortrag ist der Entstehung der Großindustrie mit ihren Begleiterscheinungen (industrielle Kartellbewegung; gewerbliche Arbeiterfrage) gewidmet; der letzte endlich erörtert die Umgestaltung des Verkehrswezens und die Wandlungen auf dem Gebiete des Handels.

337. Pädagogische Briefe von Professor Dr. M. Lazarus. Mit einem Vorwort herausgegeben von Dr. Alfred Leicht. Breslau. Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1903. 165 S. Mt. 1.50; geb. Mt. 2.50.

Schon beim ersten Erscheinen des „Leben der Seele“ hob die Kritik die in diese klassische Psychologie für Gebildete eingestreuten pädagogischen Bemerkungen hervor. Lazarus reiche Lehrtätigkeit sowohl wie sein schriftstellerisches Wirken ist von Anbeginn der Erziehung gewidmet, die er immer aus dem Gesichtspunkte der Volkserziehung betrachtet. Der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts gilt sein Sorgen ebenso wie der Belehrung und Aufklärung der Erwachsenen. So ist er, den Fortlage schon vor nahezu 50 Jahren wegen seiner lichtvollen Monographien, deren erste Bildung und Wissenschaft behandelt, mit Sokrates verglich und dessen „erzieherisches Gemüt“ der Herbartianer Griepenkerl, sein Lehrer in Braunschweig, schon in dem jungen Gymnasiasten erkannte, ein Lehrer des deutschen Volkes geworden. Pädagogik las er an der Universität mit Vorliebe, ihrem Gebiete entnahm er gern die Themen zu seinen öffentlichen Vorträgen. Um so mehr muß es als eine Lücke in Lazarus Schriften betrachtet werden, daß — von einem Vortrag in „Nord und Süd“ abgesehen — keine pädagogische Arbeit von ihm erschienen ist. In dieser Erkenntnis wählte Dr. Leicht, den die Vorarbeiten zu einer Lazarus-Biographie nach Meran führten, aus den dortigen literarischen Schätzen die pädagogischen Briefe aus, um sie als Geburtstagsgabe zum 15. September zu bieten. Die Briefe sind für jeden Gebildeten geschrieben, nicht nur für den eigentlichen Lehrstand; denn Erziehungsfragen beschäftigen jedermann. Sie zeigen die Verbindung von edler Popularität und eindringender Tiefe des Denkens, die alle Schriften Lazarus auszeichnet. Ueber die Aufgabe der Briefe, idealistische Stimmung zu wecken, spricht er sich im ersten derselben aus. Fünf Briefe behandeln im wesentlichen die Staatserziehung und Schulverwaltung. Sie sind an den verstorbenen Gesandten Freih. von Spitzemberg, nächst Steinthal dem besten Freund von Lazarus, und an zwei Schulleiter gerichtet. Schon im „Leben der Seele“ hat Lazarus nachdrücklich auf die Bildung des öffentlichen Geistes als eine Pflicht der Staatserziehung hingewiesen. Was der berühmte Völkerpsychologe über dieses Kapitel in seinen Briefen sagt, stellt sich dem Leser zur Seite, was er hinterlassen hat. Die folgenden drei Briefe über die Dauer der Schulzeit, das achte Schuljahr und die obligatorische Fortbildungsschule wenden sich an ein Mitglied des Abgeordnetenhauses und enthalten für die Volksschule neue, fruchtbare Gedanken. Der letzte Brief an eine Dame behandelt das Wesen der Erziehung, insbesondere

im Anschluß an die grundlegenden Leistungen Lessings. Gute Dienste wird das Register leisten, welches einen Ueberblick über den reichen Inhalt der Broschüre, über die Mannigfaltigkeit der darin erörterten und berührten pädagogischen Fragen gibt.

338. Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. München. J. F. Lehmann. 1905. VII, 356 S. Mf. 5. Geb. Mf. 6.

Der Band enthält folgende Aufsätze: 1. Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung von Prof. Dr. L. von Schröder, Wien. 2. Das Alte Testament im Licht der modernen Forschung von Prof. D. H. Gunkel, Berlin. 3. Evangelium und Urchristentum (Das neue Testament im Licht der historischen Forschung) von Prof. D. A. Deißmann, Heidelberg. 4. Heilszulaube und Dogma von Prof. D. Dr. A. Dorner, Königsberg. 5. Religion und Sittlichkeit von Prof. D. Dr. W. Herrmann, Marburg. 6. Christentum und Germanen von Sup. D. F. Meyer, Zwickau. 7. Wissenschaft und Religion von Prof. D. Dr. R. Eucken, Jena. 8. Religion und Schule von Prof. Dr. W. Rein, Jena. 9. Die gemeinschaftsbildende Kraft der Religion von Lic. G. Traub, Dortmund. 10. Das Wesen des Christentums von Prof. Lic. Dr. G. Wobbermin, Berlin. Das Ringen nach einer dem Denken und Empfinden gleichermaßen gerecht werdenden Weltanschauung ist ein unverkennbares und hochbedeutsames Merkmal der Gegenwart. Auf allen Gebieten der Kultur haben die Forschungen und Erfahrungen der Neuzeit umgestaltend gewirkt; sollte da nicht auch auf dem Gebiete der Religion das Gesetz der „Entwicklung“ gelten?

Der Weg von Abraham zu Jesaias von Thomas von Aquin zu Kant beweist, daß die religiöse Weiterentwicklung im alten Testament wie im Mittelalter und in der Neuzeit stetig bestanden hat und weiter besteht.

Nicht immer freilich hat die Menschheit den führenden Geistern willig Gefolgschaft geleistet; sie ist auch zu manchen Zeiten auf lange und breite Abwege geraten. — Daß also die christliche Religion etwa mit dem Jahre 1904 die Höhe ihrer Vollenbung erreicht und nunmehr für alle Zeiten und für alle Völker in einer bestimmten Form als ausschließlich wahr und unanfechtbar zu gelten habe, wird im Ernste kein denkender Mensch behaupten wollen. Ebenso falsch wäre es andererseits, den Ewigkeitswert gewisser Wahrheiten des Christentums in Abrede zu stellen. In dem immerwährenden Vorwärtstreben, in dem unermüdblichen Suchen nach Wahrheit und Erkenntnis müssen wir unsere Aufgabe erblicken. Das schützt vor Erstarrung.

„Das Werdenbe, das ewig wirkt und lebt,
Umfaßt euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!“

Diese herrlichen Goetheschen Worte scheinen das Leitmotiv für alle zehn Mitarbeiter der vorliegenden „Beiträge zur Weiterentwicklung

der christlichen Religion“ gewesen zu sein. Nicht bloß niederzureißen, sondern auch aufzubauen, hat sich jeder einzelne Bearbeiter obiger zehn Abhandlungen zur Pflicht gemacht und gerade in dieser positiven Tendenz liegt der hohe Wert des vorliegenden Buches gegenüber so vielen andern Büchern, die sich auch mit diesen brennenden Fragen der Gegenwart befassen. Wer kein Neuling auf diesem Boden ist, „der Suchende“, wird mit großer Freude wahrnehmen, daß sich hier Namen von bestem Klang vereinigt haben, um „zur Weiterentwicklung der christlichen Religion beizutragen“. Leider verbietet es der Raum auf die einzelnen Abhandlungen besonders einzugehen. Die Nennung der Mitarbeiter und der einzelnen von ihnen verfaßten Abhandlungen wird aber genügen, um das Interesse unserer Leser in hohem Maße wachzurufen. Der Wert des Buches liegt in der Anregung. Es ist in einem Geiste geschrieben, der dazu anregt, das Erforschlische zu erforschen und das Unerforschlische ruhig zu verehren.

339. Los von Rom-Kämpfe im Böhmerland. III. Wie die heutigen romfreien Kirchen in Böhmen entstanden. Von P. Bräunlich, Generalsekretär des Evangelischen Bundes. (Berichte über den Fortgang der „Los von Rom-Bewegung“. Herausgegeben von Pfarrer Lic. theol. P. Bräunlich. II. Reihe. 3./4. Hest. [Doppelhest].) München. J. F. Lehmann. 72. S. Mk. 1-20.

Die Bräunlich'schen Los vom Rom-Hefte sind Waffen in der Rüstkammer der deutschen Protestanten, doppelt wertvoll in der jetzigen Zeit, wo der Ultramontanismus wiederum zum Schläge ausholt, um die von den Protestanten im Lauf der Jahrhunderte so mühsam erkungene und mit dem eigenen Blut teuer erkaufte Freiheit des Geistes und Gewissens, von neuem in Fesseln zu schlagen. „Es soll ihm nicht gelingen!“ Aber ohne Rüstzeug soll der Protestant nicht auf den Plan treten. Er soll die Geschichte zu Rate ziehen und sich vergewissern, in wie grausame und rücksichtslose Taten Rom von jeher seine angemessenen Weltherrschaftsgelüste umgesetzt hat. Er soll besonders auch, wo er auf schwankende Haltung in den eigenen Reihen stößt, wo er schwache Gemüter im eigenen Lager etwa von der „Toleranz der katholischen Kirche“ sprechen hört, immer wieder auf die geschichtliche Erfahrung aufmerksam machen, daß den ultramontanen Lockungen nicht zu trauen ist. Auch freidenkende Katholiken können aus der Lektüre des obigen Hests die Ueberzeugung gewinnen, daß die Römische Kirche nicht die wahrhaft christlichen Gefühle in ihren Anhängern weckt und fördert, daß sie es vielmehr als ihre Hauptaufgabe betrachtet, die religiösen Gefühle, soweit sie im Menschen ohnehin schlummern, sich ihren politischen und weltlichen Zwecken dienstbar zu machen. Kaiser Josef II. selbst, mit dessen Regierungsantritt Bräunlich seine Schilderungen in obigem Hest beginnen läßt, ist ein besonders lehrreiches Beispiel dafür, daß man sich auf die Ausübung auch der edelsten Toleranz nicht beschränken darf, wenn man nicht trotzdem Rom unterworfen bleiben will. „Die Mönche sind die gefährlichsten und unnützeſten Untertanen in jedem Staat, da sie sich der Beobachtung aller bürgerlichen Gesetze zu entziehen suchen und bei jeder Gelegenheit

sich an den Pontifex maximus in Rom wenden.“ „Wir haben dem Mönchswesen den Verfall des menschlichen Geistes zu verdanken.“ „Ich kenne die Jesuiten so gut wie irgend einer, weiß alle ihre Entwürfe, die sie durchgefetzt, ihre Bemühungen, Finsternis über den Erdboden zu breiten und Europa vom Kap Finisterre bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren.“ Das sind Worte Josefs II., solch tiefgründige Erkenntnis vom Wesen des Ultramontanismus trifft man unter den regierenden Fürsten der gegenwärtigen Zeit nur recht vereinzelt. Josef II. glaubte, katholisch bleiben zu können, ohne römisch zu sein, er hielt sein Land zum völligen Bruch mit Rom noch nicht für reif. Den schwersten Teil der „Befreiung von dem übermächtigen Rom“ hinterließ er den Erben seines Geistes für kommende Tage. Bräunlich beschreibt nun die Entwicklung, welche der Protestantismus von Josef II. Toleranzedikt an bis zum Jahre 1898, in dem die neue Los von Rom-Bewegung einsetzte, genommen hat. Wir finden da ebenso erfreuliche wie tieftraurige Erscheinungen. Die Gemeinden Aisch und Fleissen sind von der Reformationsezeit an evangelisch geblieben. Erst nach Erlaß des Toleranzedikts (13. 10. 1781) bildete sich wieder eine größere Zahl neuer evangelischer Gemeinden, Mißhandlungen und Verfolgungen aller Art blieben den Protestanten trotz des „Toleranzedikts“ nicht erspart. Die Weiterentwicklung des deutschen Protestantismus bis zum Jahre 1848, neuer Druck in der Konfessionszeit, die deutsch-katholische Bewegung, die tschechische Los von Rom-Bewegung in Prag (1847—1852), Herstellung der Gleichheit vor dem Gesetz, die neue Brüdergemeinde in Böhmen, schwere Kämpfe um den Bestand der evangelischen Schulen, Stand der evangelischen Kirche Böhmens ums Jahr 1870, die altkatholische Bewegung, der Bestand der evangelischen Kirchen N. B. und S. B. im Jahre 1898, das sind einzelne von den vielen Kapiteln der lehrreichen Druckschrift, die auf ganz besonderes Interesse Anspruch erheben dürfen.

340. Geschichte der deutschen Literatur. Von J. Howald. Pracht-Ausgabe. Konstanz. Karl Hirsch. XIII, 906 S. Wt. 10.

Es ist eine Literaturgeschichte für „das christliche Haus“, die uns hier geboten wird, u. zw. vom protestantischen Standpunkte aus. Die „Tendenz“ macht sich auch besonders in den letzten Kapiteln unliebsam breit. Wir erfahren da unter dem Titel „Volkschriftsteller“ Namen und sehen Bilder von Leuten, deren Berechtigung in eine Geschichte der deutschen „Literatur“ zu kommen, sehr zweifelhaft ist. Es sei denn, man verwechsle Literatur mit Bücherkunde. Nachdem wir diesen Vorbehalt gemacht haben, können wir aber das Buch doch empfehlen. Wir haben zwar einige Literaturkompendien, die sich durch Gediegenheit und eine große Menge von Illustrationen auszeichnen. An Billigkeit nimmt es aber wohl keines mit dem vorliegenden auf. Schon die Fülle der Reproduktionen aller Art in vortrefflichen Illustrationen ist das Geld wert. Die Tendenz ist leicht zu überwinden und dann haben wir ein Lese- und Bilderbuch vor uns, das eine dauernde Erbauungs- und Belehrungsquelle ist.

Für den Inhalt verantwortlich: **Engelbert Fernerhorfer.**

Genossenschafts-Buchdruckerei, Wien VIII. Breitenfeldbergasse 22.

Der erste österreichische Unterrichtsminister.

Eine Richtigstellung offiziöser Geschichtschreibung.

Von Prof. Dr. Gustav Straßosch-Grafmann (Wien).

(Schluß.)

III.

Die Zustände der österreichischen Gymnasien von 1848—1860.

Mit der Reform der Universitäten hängt die der Gymnasien insoweit zusammen, als die bisher bestandenen zwei philosophischen Jahrgänge mit den Gymnasialstudien vereinigt wurden. Dazu kam die Vermehrung des Lehrstoffes, insbesondere durch Erweiterung des griechischen Unterrichtes, Einführung der Realien in die vier unteren Klassen und die Einführung des Deutschen als eines besonderen, von den übrigen Gegenständen gesonderten Unterrichtsgegenstandes.

Die Ausarbeitung der neuen Verfassung der österreichischen Gymnasien war das gemeinsame Werk des Ministerialrates Franz Erner und des von ihm aus Berlin berufenen Direktors Bonitz, der früher am Gymnasium des Grauen Klosters zu Berlin gewirkt hatte. Bonitz bearbeitete die Detailbestimmungen des „Organisationsentwurfes“, wie die neue Verfassung der österreichischen Gymnasien genannt wurde, während Erner die Einleitung, die allgemeinen Bemerkungen und die Anweisungen für den Unterricht in der Philosophie und den Naturwissenschaften bearbeitete. Die Reform der österreichischen Gymnasien wurde entworfen, beraten und zum Abschlusse gebracht, bevor noch Graf Leo Thun zum Unterrichtsminister ernannt wurde, d. h. vor Ende Juli 1849. Einzelne Punkte derselben wurden in gemeinsamer Besprechung zwischen dem Unterstaatssekretär Helfert einerseits und Erner und Bonitz andererseits erörtert. Helfert regte die Einführung einer „zweiten Landessprache“, d. h. einer der nicht-deutschen Sprachen Oesterreichs, als Lehrgegenstand in den Gymnasialunterricht einzelner Kronländer an, ferner wollte er, daß der Unterricht in der allgemeinen Geschichte nicht selbständig erteilt, sondern im Anschlusse an die österreichische Geschichte vorgetragen werde. Diefür ließ Helfert von dem Prager Universitätsprofessor Wieß, einer Persönlichkeit, von der wissenschaftliche Leistungen irgend welcher Art

nicht bekannt sind, einen Entwurf ausarbeiten. Der letztere Gedanke wurde als unwissenschaftlich von Erner und Bonik abgelehnt, während Helfert aus patriotischen und politischen Gründen auf demselben beharrte. Dieser Punkt war der einzige, welcher in Schweben blieb und der bis zum Amtsantritte Thuns offen gelassen wurde; Thun entschied sich für die Auffassung Erners und in dieser Gestalt wurde der Organisationsentwurf genehmigt und veröffentlicht. Er bildet die bis heute geltende Verfassung der österreichischen Gymnasien.

Die Studienreform Erners hat im Verlaufe von etwa 25 Jahren dahin geführt, daß die seit etwa 80 Jahren angestrebte Laiisierung des Mittelschulwesens zur tatsächlichen Vollenbung kam. Es läßt sich kaum annehmen, daß Graf Thun die Hand zu ihrer Durchführung geboten hätte, wenn er eine Ahnung von ihren Folgen gehabt hätte. Denn daß Graf Thun ein überzeugter Anhänger der Studienreform gewesen sein soll, wie einzelne Panegyriker desselben behaupten, wird sich kaum annehmen lassen; er hat dieselbe verteidigt als einen unter seiner Aera ausgegangenen Akt, ohne eine Vorstellung von ihrer prinzipiellen Tragweite gehabt zu haben. Die letztere zu würdigen, dazu reichte ja die literarische Bildung des Grafen Thun absolut nicht aus.

Eine instinktive Abneigung brachte dagegen der Bonik'schen Studienreform der Klerus entgegen. Daß dieselbe indes keinen akuten Ausbruch fand, ging jedenfalls darauf zurück, daß der Klerus keinen Grund hatte, der ihm durch wohlgelesenen Regierung zu mißtrauen. Man kann aber keineswegs behaupten, daß dieser Geist eines prononzierten, zur Schau getragenen Christentums etwa der österreichischen Unterrichtsverwaltung damals allein eigen gewesen wäre. Solche Tendenzen kamen in ganz Deutschland in den Jahren, die der Niederwerfung der Revolution von 1848 folgten, zum Ausdruck, teils hervorgehend aus den wahren Gefühlen von allerlei Romantikern, teils auch entspringend aus der Gelehrigkeit, die Schulmännern häufig innewohnt.²⁾ Wilmar in Kurhessen forderte eine Durchbringung des gesamten Unterrichts mit kirchlich religiösen Gefühlen, das Latein, ja selbst die Mathematik sollten in den Dienst der christlichen Kirche gestellt werden. Von protestantischer Seite wurden christliche Privatgymnasien gegründet zu Gütersloh und zu Stuttgart. Auch in dem preussischen Normallehrplan von 1856 wurde das Christentum stärker betont.

Die tatsächliche Durchführung der neuen Verfassung der österreichischen Gymnasien bot nicht geringe Schwierigkeiten. Der größte Teil der österreichischen Gymnasien war in den Händen verschiedener Orden, die nicht über die nötigen Geldmittel zur Vermehrung des Lehrkörpers verfügten und deren Mitglieder meist zu bequem waren, um ihre Ausbildung gemäß den neuen Vorschriften zu erweitern. Die Staatsverwaltung mußte mehrere Gymnasien, das akademische und das theere-

²⁾ Methuisch, Deutschland höheres Schulwesen 1893, S. 80 f. — Wilmar's Schulreden.

jianische zu Wien, dann einige in Tirol, Vorarlberg und Galizien in weltliche umwandeln und meist aus Staatsmitteln erhalten, während eine Reihe von Gymnasien geringerer Schülerzahl auf vier Jahreskurse reduziert wurde. Die Beschaffung des entsprechend vorgebildeten weltlichen Personales kostete nicht geringe Mühe, umsomehr als die Gehälter der Gymnasiallehrer damals recht bescheiden waren und der Beruf eines Gymnasiallehrers wenig materiellen Anreiz bot. Uebrigens gingen aus den weltlichen Gymnasiallehrern der Periode von 1850—1860 zahlreiche österreichische Universitätsprofessoren und hervorragende Schulmänner hervor. Auch der Dichter Robert Hamerling zählt unter die Gymnasialprofessoren dieser Zeit. In den fünfziger Jahren berief man zu wiederholten Malen ausländische Lehrkräfte nach Oesterreich, preußische Oberlehrer aus den Rheinlanden, Schweizer, um 1857 eine Anzahl Lehrer aus dem katholischen Teile des Großherzogtums Baden, darunter Professor Hauser. Auf der anderen Seite ließ man sich freilich tüchtige einheimische Lehrkräfte entgehen: so konnte Lerer, der Bearbeiter des bekannten mittelhochdeutschen Wörterbuchs, in Oesterreich nicht einmal als supplirender Lehrer an einem Gymnasien unterkommen.

Eine Uebersicht über den Zustand der österreichischen Gymnasien im Jahre 1852, nachdem seit 1848 eine vierjährige Reformtätigkeit vergangen war, bietet eine 1852 verfaßte Denkschrift des Ministerialrates Kleemann. Es ist aus derselben ersichtlich, daß die Reform der Gymnasien durch die Unzulänglichkeit der von der Finanzverwaltung bewilligten Geldmittel schwer gehemmt wurde. Es mußte an manchen Orten unter den Schülern gesammelt werden, damit man die entsprechenden Lehrmittel anschaffen konnte; so wurde die Jugend des Troppauer Gymnasiums um 548 fl. gebrandschagt, damit man physikalische Apparate kaufen konnte. Im Ganzen bestanden Ende 1852 in den heute österreichischen Ländern 58 Gymnasien, die acht volle Kurse hatten oder erhalten sollten, und 24 Gymnasien zu je vier Klassen. Dabei zog die Staatsverwaltung auch an solchen Gymnasien, die nicht aus den Staatsmitteln erhalten wurden, vielfach das volle von den Schülern gezahlte Schulgeld für die Staatskasse ein: „In die Verhandlung über Gesuche, diese Schulgelber zur Erhaltung der betreffenden Lehranstalten zu überlassen, soll nur mit größter Zurückhaltung eingegangen werden“, so verfügt ein Ministerialerlaß aus den Jahre 1852.

Die Lehr- und Lesebücher wurden völlig neu gestaltet. Das seit mehr als sechzig Jahren bestandene Monopol des Schulbücherverlages für Gymnasiallehrbücher wurde aufgehoben und die Herstellung derselben dem Buchhandel freigegeben. Eine nicht ganz glückliche Idee war die Veranstaltung von Auszügen und gekürzten Bearbeitungen einzelner klassischer Schriftsteller, welche über Auftrag des Ministeriums erfolgte. Erst durch die Verordnung des Staatsministeriums vom 25. Juni 1865 wurde die Verpflichtung zum Gebrauche dieser Auswahlen aus den Klassikern aufgehoben, ausgenommen Ovid, dessen Schriften auch fernerhin nur in einer Auswahl den Schülern in die Hände gegeben werden sollten. Für Atlanten und Wandkarten half man sich in der nächsten Zeit

noch mit ausländischen Verlagswerken, doch entstand in den fünfziger Jahren der dem Eybowski Atlas nachgebildete Atlas von Rozenn, der dem Original in einer an Verletzung des geistigen Eigentums streifenden Weise folgte.

Auffallend ist es, daß ein von Adalbert Stifter zusammengestelltes Lesebuch für Realschulen im Jahre 1854 nicht die Genehmigung des Ministeriums fand. Unter den Zusammenstellern von Lesebüchern, die es in Oesterreich bisher gegeben, war Stifter der einzige namhafte deutsche Schriftsteller; und gerade dessen Buch fand nicht die Billigung des Pedanten, dem das Ministerium die Berichterstattung über das Lesebuch zugewiesen hatte. Stifter schreibt über diese Angelegenheit am 2. Jänner 1855: „Unser Lesebuch ist nicht für Realschulen approbiert worden, weil es nicht dem Lehrplane entsprach. Letzteres ist wahr oder unwahr, je nachdem man den Geist oder den Wortlaut des Planes ins Auge faßt. Das Buch steht über dem Gesichtskreise unserer Professoren und vorzüglich derer, die bisher für unsere Schulen solche Bücher gemacht haben. Es ist also klar, daß diese Begutachter das Buch verwerfen müssen. Der Fehler bestand darin, daß ich, der ich den Geschäftsgang kenne, dies nicht vorausgesehen und die Menschen für vernünftiger gehalten habe als sie es sind, oder daß mir vorgeschwebt hat, man werde das Buch doch nicht denen zur Begutachtung vorlegen, zu deren Widerlegung es zusammengestellt ist. . . . Ich bin zu dem Entschlusse gelangt, kein Buch mehr zu machen, als ein solches, zu dem als Begutachter das deutsche Volk berufen ist.“

Kleemann erklärte in seiner Denkschrift es als unbedingt nötig, größere Mittel für die Gymnasien aufzuwenden. Zu Anfang 1853 gab es nur an vier Gymnasien eine höhere Lehrerzahl, sonst waren überall nur 8 Lehrer angestellt und überall auch vier bis fünf Supplenten. „In dem Umstande, daß das Ministerium es nicht wagen darf, die noch nicht besetzten Lehrstellen definitiv zu besetzen, liegt der Grund zu dem vielfach beklagten Lehrerwechsel.“ Die Erhöhung der Lehrergehälter wurde durch die kaiserliche Entschließung vom 28. September 1852 abgelehnt. Die Verwendung von Ordenspersonen an Staatsgymnasien und die Kontrakte der Staatsverwaltung mit den Orden zur Besetzung der Gymnasien bezeichnete Kleemann nicht als empfehlenswert. Er hob hervor, daß die Orden nicht imstande seien, aus ihrer Mitte auch nur einigermaßen geeignete Lehrkräfte beizustellen. Diesen Bedenken wurde indes in den nächsten Jahren nicht Rechnung getragen. Im Jahre 1856 waren in Niederösterreich nur zwei Gymnasien zu Wien mit einem aus Weltlichen bestehenden Lehrkörper versehen; alle übrigen Gymnasien Niederösterreichs waren ausschließlich mit Ordensleuten besetzt; in Oberösterreich waren alle Gymnasiallehrer Geistliche, in Tirol gab es nur zu Innsbruck einige weltliche Lehrer. In Böhmen waren damals sechs Gymnasien unter weltlicher, 15 unter geistlicher Leitung. Die meisten der Gymnasien hatte der Piaristenorden mit Lehrern zu versehen, doch befand sich dieser Orden bereits um 1856 in einer finanziell sehr bedrängten Lage; die Bischofskonferenz von 1856 trat daher an das Unterrichtsministerium mit der Bitte heran, dem Piaristenorden eine genügende staatliche Unterstützung zu geben.

Die Zahl der Orden, welche auf dem österreichischen Boden öffentliche Gymnasien erhielten, wurde seit 1853 noch vermehrt durch den Jesuitenorden. Am 20. November 1853 richtete der österreichische Unterrichtsminister an den Jesuitengeneral P. Bedr in Rom die Anfrage, ob der Orden, dem durch das Dekret vom 23. Juni 1852 die Wiberzulassung in Oesterreich bewilligt worden war, nachdem er 1848 seine zweite Vertreibung aus Oesterreich erfahren hatte, in der Lage wäre, die Gymnasien, welche der Orden in Oesterreich errichten wolle, der neuen Verfassung der österreichischen Gymnasien anzupassen. Der Jesuitengeneral erwiderte am 15. Juli 1854, daß der Orden seine Gymnasien nicht der Aufsicht der Landes Schulbehörden unterordnen könne; er verweigerte die Anstellung von nach der neuen Vorschrift gesetzlich geprüften Lehrern, er verwarf das Fachlehrertum, die Einfügung von Naturgeschichte, Algebra und Geometrie in den Lehrplan des Unter gymnasiums und ebenso die Verpflichtung, nur die von der Regierung approbierten Lehrbücher zu benützen. Der Jesuitenorden setzte im wesentlichen seine Forderungen durch. Eigentümlich waren die Bestimmungen, die man mit dem Orden hinsichtlich der Schulaufsicht zu Feldkirch vereinbarte, als man dem Orden das Gymnasium zu Feldkirch überließ. Der Orden sollte dem Schulrat die Einsicht in die im Gebrauche stehenden Lehrbücher und Lehrmittel gewähren, ihn nach seinem Wunsche Prüfungen vornehmen lassen, aber seine Wahrnehmungen hat er nicht dem Lehrkörper, sondern dem Ordensoberen mitzuteilen. Die Regierung erklärte sich damit einverstanden, daß die Mitglieder des Jesuitenordens von der Ablegung der Lehrbefähigungsprüfung entbunden und daß auch Ausländer an dessen österreichischen Lehranstalten verwendet würden. Die Anwendung ihrer besonderen Studienordnungen wurde den Jesuiten gestattet, und es wurde ihnen 1854 die Besorgung des Staatsgymnasiums zu Ragusa, zwei Jahre später die des Gymnasiums zu Feldkirch, 1857 die theologische Fakultät zu Innsbruck überlassen und es war beabsichtigt, auch noch weitere Gymnasien, zunächst zwei in Ungarn, ihnen anzuvertrauen. Der Bischof von Linz bestellte sie als Lehrer für sein Privatgymnasium. Eine Staatssubvention ermöglichte den Jesuiten den Ankauf des Gutes zu Kalksburg, das sie übrigens zu einem sehr billigen Preise erwarben, wie überhaupt ihnen um diese Zeit die Unterstützung des Erzherzogs Karl Ludwig in Tirol, der Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers, und der Kaiserin Witwe Karoline Augusta zu gute kam. Jene Zugeständnisse, die der Orden für sein neues Gymnasium zu Feldkirch erhalten hatte, suchten die Jesuiten auch für die von ihnen geleitete Anstalt zu Maria Schein in der Diözese Leitmeritz zu erlangen. Der Unterrichtsminister Graf Thun war 1859 bereit, auf die Sache einzugehen, die gewiß auch zustande gekommen wäre, wenn nicht im nächsten Jahre der Sturz des Grafen Thun und die Aufhebung des Unterrichtsministeriums erfolgt wäre.

Auch sonst ließ der Unterrichtsminister die Durchlöcherung der kaum geschaffenen neuen Verfassung der österreichischen Gymnasien zu. Durch eine kaiserliche Entschliebung vom 31. Jänner 1857 wurde den Benediktinern zu Admont abermals die Verwaltung des Staatsgymna-

giums zu Graz überlassen und dabei auf die Bestellung entsprechend geprüfter Lehrkräfte faktisch verzichtet. Unter diesen Umständen beeilten sich auch die anderen Orden in Oesterreich durchaus nicht, für die Bestellung geprüfter Lehrer zu sorgen oder die Ordensmitglieder zur Prüfung zu stellen. Bis zu Ende der Fünfzigerjahre war der größere Teil der Lehrer an den Ordensgymnasien, nämlich 83 Prozent, ungeprüft, und damit der größere Teil der österreichischen Gymnasiallehrer überhaupt.

Die Ausnahmssstellung der Orden im österreichischen Gymnasialwesen wurde von dem seit 1861 tagenden Abgeordnetenhaufe scharf kritisiert. Der Abgeordnete und Universitätsprofessor Brinz hob am 23. Juni 1862 hervor, daß an 41 geistlichen Gymnasien von 439 Lehrern nur 89, also nicht mehr als 17 Prozent die Prüfung abgelegt hätten. An 11 geistlichen und an 8 solchen Obergymnasien befände sich überhaupt kein einziger geprüfter Lehrer. Die Regierung kam den Wünschen des Abgeordnetenhauses insoferne entgegen, als einzelne Gymnasien, so seit 1863 das Staatsgymnasium zu Linz, wieder mit weltlichen Lehrkräften besetzt wurden. Auch im niederösterreichischen Landtage waren 1864 und 1865 die Leistungen der Ordensgymnasien Gegenstand der Kritik. Es ergab sich, daß am Stiftsgymnasium in Melk noch um 1864 kein nach den neuen Vorschriften geprüfter Lehrer vorhanden war; eine Untersuchung der Reifeprüfungsarbeiten der Gymnasien zu Melk und Krems durch eine Kommission, bestehend aus den Universitätsprofessoren Miklosich, Hoffmann, Bonitz, Pfeiffer und Roth, ließ die Beschaffenheit des Unterrichtes an diesen Gymnasien als eine recht ungünstige erkennen. Doch wurde ein Antrag Sommarugas, es sei den Ordensgymnasien aufzutragen, binnen einer bestimmten Frist ihre Gymnasien mit geprüften Lehrern zu versehen oder diesen Gymnasien das Recht der Öffentlichkeit zu entziehen, abgelehnt.

Hierin liegt eine Konzession an die politischen Verhältnisse, wie sie in Oesterreich von 1849 bis 1860 bestanden. Solche Konzessionen wurden auch inbezug auf das Innere des Unterrichtes gemacht. Ein Erlaß vom 30. Mai 1853 empfahl, die klassische Philologie vom christlichen Standpunkte aus zu behandeln, unter Berufung auf einen Artikel der in Bayern erscheinenden Historisch-politischen Blätter. Der Gymnasialreferent Kleemann betrachtete die alte Geschichte als eine Nachweisung der Erziehung durch die göttliche Vorsehung, weshalb dieser Gegenstand in Zusammenhang mit der Geschichte der Offenbarung behandelt werden müsse. Eine Konzession von besonderer Bedeutung war es, daß ein Erlaß des Unterrichtsministeriums vom 16. Jänner 1854 den gesamten Unterricht am Gymnasium unter die Aufsicht der Bischöfe behufs „Christianisierung des gesamten Gymnasialunterrichtes“ stellte. Die Bischöfe sollten diese Aufsicht selbst oder durch einen Kommissär üben, welcher berechtigt war, bei dem Unterrichte in jedem Gegenstande und bei den Prüfungen anwesend zu sein. Die Ausübung dieses Rechtes der Bischöfe führte zu mehrfachen Reibungen zwischen den bischöflichen Delegierten und den weltlichen Lehrern. Ungefähr der gleichen Bedeutung war der Artikel V des Konkordates vom Jahre 1855, während der Artikel VII

desselben die Anstellung von Nichtkatholiken an den meisten österreichischen Gymnasien untersagte.⁶⁾ So wurden die Gymnasien zu konfessionellen Anstalten; um 1863 bestanden in Oesterreich 103 katholische, 1 evangelisches und 2 griechisch-orientalische Gymnasien. Uebrigens wurde durch diese Zugeständnisse an den Episkopat wenigstens das erreicht, daß dieser sich prinzipieller Bekämpfung der neuen österreichischen Gymnasialverfassung von 1849 enthielt. Es wurden ohnehin genug Angriffe gegen dieselbe gerichtet, welche sich gegen dessen didaktischen Inhalt wendeten.

Es erfolgten in den Fünfziger Jahren zahlreiche kleinere Abänderungen der neuen Gymnasialverfassung, die im Unterrichtsministerium auch einen mächtigen Gegner hatte, nämlich den Unterstaatssekretär Helfert. Eine kaiserliche Entschließung vom 9. Dezember 1854 verfügte, daß in den nächsten Jahren eine Erprobung der neuen Einrichtungen erfolgen sollte und daß 1858 eine Kommission zur Beratung der etwa nötigen Aenderungen zusammentreten sollte. Es wurde namentlich über Ueberbürdung der Schüler, besonders in den unteren Klassen, geklagt, eine Klage, die wie ein Blick auf die Lehrbücher dieser Zeit, z. B. für Geschichte und für lateinische Grammatik, beweist, gar nicht unbegründet war.

Es kann durchaus nicht der Auffassung zugestimmt werden, daß die seit 1849 bestehende Lehrverfassung der Gymnasien eine nach jeder Richtung zweckmäßige gewesen wäre. M. Wreischlo, ein Vertreter der Naturwissenschaften, gab in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien zu: „die Ueberzeugung von der Mangelhaftigkeit des Erfolges auf diesem Unterrichtsgebiete darf als eine unter den Fachmännern allgemein verbreitete hingestellt werden“, er gab zu, daß „es eine feststehende Tatsache sei, daß der naturwissenschaftliche und insbesondere der naturgeschichtliche Unterricht an den Gymnasien seit seiner Wiedereinführung an diesen Anstalten im Jahre 1849 den Erwartungen nicht entsprochen hat; es müßte in hohem Grade die Eitelkeit auf das Urtheil bestimmend einwirken, wenn jemand von den an der Sache mittelbar oder unmittelbar Beteiligten diese Tatsache in Abrede stellen wollte.“ G. Tschermak, Ed. Sueß, W. v. Lang brachten verschiedene Vorschläge zur Reform dieses Unterrichtes vor, und da muß man wohl einen Unterschied in der Auffassung der Männer der Wissenschaft und der Schulmänner hervorheben: die ersteren legten nur auf den naturwissenschaftlichen Unterricht im Obergymnasium Wert, wollten aber dafür diesem Unterrichte im Obergymnasium auch eine größere Stundenzahl zugewiesen wissen, während die Schul- und die Nichtfachmänner an der Zweistufigkeit des naturwissenschaftlichen Unterrichtes festhielten. Genau dasselbe ist der Fall auf dem Gebiete des Geschichtsunterrichtes, auf welchem alle Vertreter der Geschichtswissenschaft die zweimalige Durchnahme des historischen

⁶⁾ Ein Erlass des Ministeriums vom 13. Dezember 1859 an alle Landesstellen schärfte ein, daß der Unterricht auch in Nebenfächern an katholischen Mittelschulen grundsätzlich nur katholischen Lehrern anzuvertrauen sei; Ausnahmen werden nur dann für zulässig erklärt, wenn keine Honorierung des betreffenden Nebenlehrers aus dem Studienfonde, der als katholisch bezeichnet wird, statufand.

Vehrstoffes, zuerst in den unteren, dann in den oberen Klassen des Gymnasiums, verwerfen, während die Schulmänner sich an ihr zähe festklammern.

Schließlich aber war das Ministerium geneigt, einem Teile der gegen den Lehrplan der Gymnasien erhobenen Einwendungen Rechnung zu tragen und ließ die Aenderungen, die der Referent des Ministeriums zugestehen bereit war, den Landeschulinspektoren zur Begutachtung übersenden, welche die gemachten Vorschläge fast durchwegs billigten. Es war beabsichtigt, die Lateinstunden etwas zu vermehren, die griechischen Stunden etwas zu vermindern, den Unterricht in Geometrie in den ersten drei, den in Naturwissenschaft in den ersten vier Gymnasialklassen aufzulassen. Ueber Anregung des Schulrates für die Gymnasien Niederösterreichs, Graf v. d. Burg, veranlaßte im Herbst 1857 das Ministerium, daß die geplanten Aenderungen in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien“ öffentlich erörtert wurden. Durch diese öffentliche Besprechung der geplanten Aenderungen der Lehrverfassung der Gymnasien kam es aber dahin, daß dieselben vom Standpunkte der politischen Parteien aus beurteilt wurden. Die liberale Tagespresse sprach sich durchaus gegen die geplanten Aenderungen aus. Für die Beibehaltung der bisherigen Lehrverfassung trat König ein, der die Ueberbürdung der Mittelschüler teils zu leugnen, teils auf Mißgriffe einzelner Lehrer zurückzuführen suchte. Für den Fall einer Umgestaltung der Gymnasien in der von der Unterrichtsverwaltung geplanten Weise malte er ein Schreckbild aus, daß künftighin die Ausbildung der Aerzte, Verwaltungsbeamten u. im Wege einer neuen lateinlosen Mittelschule sich vollziehen würde: „entweder diese Lebensberufe erzwingen sich eine Umgestaltung der Gymnasien ausschließlich in ihrem Sinne, oder die Vorbildung für diese Lebenswege fällt den Realschulen anheim“. Beides erschien König als höchst gefährlich.

Im Jahre 1858 kam dann der Tag der deutschen Philologen und Schulmänner, eine für Oesterreich ganz neue Veranstaltung, und die dabei empfangenen Huldigungen mögen dem damaligen Unterrichtsminister Grafen Thun ein solches Gefühl der Befriedigung über die errungenen Fortschritte, eine solche Zuversicht, daß die österreichische Mittelschule die denkbar beste Verfassung habe, eingeflößt haben, daß eine Durchführung der geplanten Abänderungen, die Abänderung der ohnehin unfertigen Gymnasialreform unterblieb. In folgenden Jahren traten dann der Krieg und die damit zusammenhängenden, über Oesterreich hereinbrechenden unglückseligen Ereignisse dazwischen, bis das Jahr 1860 ganz neue Verhältnisse im österreichischen Unterrichtsweisen schuf.

* * *

Erklärung. Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei hier bemerkt, daß E. Frankfurter in dem Artikel über Leo Thun im 38. Bande der Allg. Deutschen Biographie, der von Alfred v. Arneth veranlaßt und durchgesehen wurde, das in seiner gelegentlich der 42. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner und der Enthüllung

des Thun-Gyner-Bonitz-Denkmales in der Wiener Universität verfaßten Festschrift „Leo Thun-Hohenstein, Franz Gyner und Hermann Bonitz, Beiträge zur Geschichte der österreichischen Unterrichtsreform“ (Wien 1893) gegebene Bild der Wirksamkeit Leo Thuns wesentlich ergänzt hat und auch, wenngleich schonend, die politische Wirksamkeit Leo Thuns von 1860 bis 1888 skizziert hat. — Es möge hier auch folgendes bemerkt werden: Wenn in diesen Blättern die Anschauung ausgesprochen wurde, daß in der einen Frankfurterschen Schrift die politische Würdigung der Wirksamkeit Leo Thuns überhaupt unterblieben ist und in der anderen sie mit Reserve ausgeübt wurde, so soll damit gar nicht bestritten werden, daß beide Arbeiten Frankfurters von dem größten historischen Werte sind. Beide beruhen auf eingehenden Quellenforschungen und beide bringen viel Material, das bis dahin unbekannt geblieben war. Beide Arbeiten sind weitaus mehr wert als alles, was seither an „schulgeschichtlichen“ Arbeiten in Oesterreich veröffentlicht wurde. Insbesondere sei hervorgehoben, daß Frankfurter in seinem Buche die ganze Geschichte der Unterrichtsform von ihren ersten Anfängen in den Märztagen des Jahres 1848 eingehend schildert und daß die Tätigkeit und das Lebensbild Ernens darin den größten Raum einnehmen. Aber beide Arbeiten haben, obwohl sie im Einvernehmen mit Personen, die dem Unterrichtsministerium angehören oder nahe stehen, geschrieben worden sind, dem Verfasser nicht jenes Ausmaß von Dank eingetragen, das zu erwarten war.

G. Straßsch-Graßmann.

Literarische Anzeigen.

341. Briefe von Robert Browning und Elizabeth Barrett. Ins Deutsche übertragen von Felix Paul Greve. Berlin. E. Fischer. 1905. 495 S. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.

„Wenn Robert Browning, als er vor seinem Tode seinen übrigen Briefwechsel verbrannte, auch den Inhalt des kleinen Schreins vernichtet hätte, in dem er sorgsam seine und Elizabeth Barretts Briefe geordnet hatte, dann würde nach der höheren Rechenkunst die Menschheit mehr verloren haben, als wenn die ganze Bank von England zu Asche geworden wäre.“ — So beginnt Ellen Key ein Kapitel ihres umfangreichen Essays über die Brownings. Und weiter sagt sie von diesem Briefwechsel: er offenbart „die Möglichkeit höherer Gefühle, als sie selbst die meisten Ausnahmemenschen sich träumen lassen, er zeigt einen großen und im hohen Grade männlichen Geist, der so lieben konnte, wie die seelenvollsten Frauen unserer Zeit geliebt zu werden wünschen, und einen großen und im hohen Grade weiblichen Geist, der eine solche Liebe einflößen, erwidern und bewahren konnte.“ Und in der Tat haben diese Briefe nicht viele ihresgleichen in der gesamten Briefliteratur aller Zeiten und Völker. Mit Robert Browning und Elizabeth Barrett hatte das Schicksal zwei Menschen zusammengeführt,

beide begabt mit höchstem dichterischem Genie, beide mit der tiefen, reichen, klaren und klassischen Bildung, um die sich in so vielen vornehmen englischen Häusern die Erziehung bemüht, beide mit der Magnetnadel im Herzen, die nicht duldet, daß die Lebenswege kraus und zufällig in die Irre gehen. Elizabeth lebte in der doppelten Haft der eifersüchtigen Liebe eines tyrannischen Vaters und eines schweren Siechtums, das sie lange Jahre ans Zimmer fesselte, als Browning sich ihr näherte. Sie kannten einander aus ihren Werken und schätzten sich schon vor der persönlichen Begegnung, so, als ob sie durch eine Prädestination zu einander geführt wurden. Der Briefwechsel setzt gleich mit voller Melodie ein; keine Redensarten, keine leeren Höflichkeiten, sondern von Anfang an ein rücksichtsloser, heiterer, bestimmter Ton; und da sie beide Meister des Wortes und des Stils sind, schreiten die Sätze wie im Tanze einher. Brownings Freundschaft schlägt bald in Leidenschaft um, er beginnt den Kampf um sie und mit dem reichen Willen seiner Liebe ringt er sie der Krankheit und dem Vater ab. Heimlich, jeder nur von seinem Trauzeugen begleitet, vermählen sie sich und sie verlassen England. Der Briefwechsel umfaßt die Zeit vom 10. Januar 1845 bis zum 18. September 1846; am 19. September verließen sie England und haben sich darnach, bis zum Tode Elizabeth Barrett's, nicht einen Tag von einander getrennt. Die Briefe spiegeln einen unerhörten Reichtum an Geist, Bildung und Seelenkraft. Sie sind zudem wie ein Roman; es ist, als ob das Leben selber gedichtet und komponiert hätte. Der Sohn des Paares hat die Briefe vor einigen Jahren herausgegeben und sie erscheinen nun zum ersten Male in deutscher Uebersetzung.

342. Henrik Ibsens Sämtliche Werke in deutscher Sprache. 10. Bd. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Julius Elias und Halvdan Koht. Berlin. S. Fischer. LXIV, 536 S. Mt. 5, geb. Mt. 6.

Fast mythisch mutet uns der herbe, streng verschlossene Kopf Henrik Ibsens an; die Lippen scheinen schweigsam; und seine Dichtungen sind mehr Monument als Mitteilung. In diesem Verhältnis wird durch die Veröffentlichung des umfangreichen Briefwechsels, den Ibsen geführt hat, eine Aenderung eintreten. Wohl sind auch die Briefe nicht weich und überströmend, sondern spröde, sachlich, im Ausdruck schneidig. Aber sie zeigen uns den Mann, den Menschen, den Kämpfenden und Ringenden. Wir sehen sein bewegtes Leben, viel auf der Wanderschaft, die Fremde suchend; wir sehen die Leidenschaft der Ideen und die Leidenschaft der Wahrheit in ihm; unter der Härte, Kälte und ausschließenden Strenge des Gestalters sehen wir die warmen Quellen des Menschlichen in Freundschaft, Feindschaft, Lernen, Lehren; und immer ist er wahr, abhold der Phrase, feind dem Gemeinplatz und dem Vorurteil, Kompromisse entschieden ablehnend. Das Philosophische in seinen Werken hat oft einen raffinierten Reiz von Dilettantismus. Er persönlich zeigt sich in seinen Briefen als die europäische Bildung voll beherrschend und niemals von ihr bestochen. So wird der Briefband, interessant auf jeder Seite,

das Bild des seltenen Mannes sowohl säufstigen als erhöhen. Seine Korrespondenten sind nach Stellung und Geist verschieden, und so treu er sich bleibt, so fein ist die leise Stimmung des Tons, die er je nach der Art des Empfängers und seinem Interesse an ihm in die Briefe zu legen weiß.

343. König Konrad I. Geschichtliches Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Akten von Hans von Gumppenberg. München. Georg B. W. Callway. 1904. 166 S.

344. König Heinrich I. Geschichtliches Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Akten von Hans von Gumppenberg. München. Georg B. W. Callway. 1904. 209 S.

In diesen beiden Dichtungen will der Verfasser mit bewußter Absichtlichkeit Muster eines historischen Dramas der Deutschen schaffen. Er verspricht, die begonnene Reihe fortzusetzen. Es wird also demnächst ein Otto I. kommen. Nun böte gewiß die deutsche Geschichte eine schwere Menge dramatischer Stoffe. Aber die planmäßige Absicht, sie in chronologischer Folge zu dramatisieren, wirkt fast erkältend und man geht ernüchtert an die Lektüre. Manches einzelne erfreut dann wohl den Leser. Insbesondere hat der Dichter zweifellos die Gabe, szenische Effekte herauszuarbeiten. Nur wiederholt er zu oft ein und dasselbe Thema und das Heilo-Geschrei überdönt gar zu häufig alles andere. Trotz dieser tadelnden Bemerkungen und schwerer Bedenken kann derjenige, dem sein Volk ans Herz gewachsen ist, die Stücke nur mit Nüchternheit lesen und in ihm erwacht die Hoffnung, diesem Dichter oder einem anderen möge es gelingen, die deutsche Vergangenheit auf der Bühne einmal wirklich lebendig zu machen. Ob das in einer Zeit, in der die deutsche Gegenwart so trostlos erscheint, wohl möglich ist?

345. Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgegeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung von Carus Sterne. Sechste, neubearbeitete Auflage herausgegeben von Wilhelm Bölsche. 1. Bb. Entwicklung der Erde und des Kosmos, der Pflanzen und der wirbellosen Tiere. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, 27 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck, sowie dem Bildnis des Verfassers. Berlin. Gebr. Bornträger. 1905. XXIV, 551 S. Mk. 10.

Raum tritt ein Volk aus seiner rohesten Urzeit in die Geschichte ein, so stellt es die Frage nach dem Woher und Wohin des Irdischen und versucht diese Frage nach seiner Weise zu beantworten; die Art der Antwort gibt einen Maßstab ab für seine Entwicklungsstufe.

So Indier, Ägypter, Griechen, Römer, Deutsche, von den weisen Brahmanen an bis zu Schelling und Hegel. Alle sahen das ewige Werden und Vergehen des Irdischen und versuchten eine Erklärung. Die Antwort gaben stets wechselnde philosophische Systeme, oft voll tiefen Geistes, aber aufgebaut auf dem schwanken Grunde subjektiver Überzeugungen. Unserer Zeit war es vorbehalten, mit den scharfen Waffen des Fernrohrs, des Mikroskops und der Spektralanalyse der Frage auf den Leib zu gehen! Die Antwort konnte zwar auch jetzt nicht die ganze volle Wahrheit sein — sie bleibt dem Sterblichen un-

erreichbar — wohl aber enthüllte sich uns ein Teil der Wunder des Himmels und der Erde, größer als die edelsten Denker aller Zeiten und Nationen je gedacht.

An dieser werdenden und wachsenden Erkenntnis alle Gebildeten deutscher Zunge teilnehmen zu lassen, ihnen zu zeigen, was die Wissenschaft festgestellt hat und wohin sie ihre weiteren Forschungen richtet, das ist der Zweck des Sterneschen Buches, das ist die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt und nach dem übereinstimmenden Urteil des Publikums und der Presse glänzend gelöst hat.

Auf Grund der modernen Forschungsergebnisse werden die Zustände der Welten, ihre Verdichtung zu flüssigen und festen Massen, die Sonderung der Meere und ihre schichtenbauende Tätigkeit geschildert. Darauf beginnt eine Charakteristik der niedrigsten Urwesen, welche die Forschungen unserer Zeit aus der Tiefe der Meere und der Erdoberfläche ans Licht gebracht haben. Die nächsten Kapitel sind der Jugendzeit der Pflanze und des Tieres gewidmet. Von hier ab gliedert sich die Darstellung in kurze, gesonderte Abrisse der Geschichte und Entwicklung von Pflanzentieren, Weich-, Strahl-, Glieder- und Wirbeltieren. Jeder einzelne dieser Spezialberichte ist gleichzeitig aus den Archiven der Vorwelt und den Aussagen überlebender Zeugen geschöpft und der Beweis für die Richtigkeit der angenommenen Stufenfolge aus der Entwicklungsgeschichte der letzteren entnommen. Nach einem eingehenderen Verweilen bei der Abstammung der einzelnen Wirbeltierklassen gelangt die Schilderung endlich zu dem Auftreten des Menschen. Seiner Entwicklung aus dem rohesten Urzustande zu den Anfängen der Gesittung sind einige besonders anziehende Kapitel gewidmet. Das Buch schließt mit einem Ausblick in die Zukunft.

Am 24. August 1903 ist der Verfasser von „Werden und Vergehen“, Dr. Ernst Krause (der sich auf seinen Büchern *Carus Sterne* nannte), plötzlich am Herzschlage verstorben, viel zu früh für seine zahllosen Freunde und Verehrer, die von ihm noch reiche Früchte vieljähriger Arbeit im höchsten Geistesfelde erwarteten. Fast gleichzeitig war die fünfte Auflage seines beliebtesten Werkes bereits wieder vollständig vergriffen. In dem Buche Wilhelm Bölsche ist ein neuer sachkundiger und berufener Vormund gewonnen worden.

Wilhelm Bölsche, seit vielen Jahren befreundet mit dem Verfasser selbst und durch eigene Arbeiten auf verwandtem Gebiet rühmlichst bekannt, hat das Werk einer sorgfältigen stilistischen wie sachlichen Durchsicht unterzogen.

Obwohl die letzte Bearbeitung durch den Verfasser erst ganz kurze Zeit zurückliegt und die individuelle, allseitig so hoch geschätzte Eigenart der in ihrer Weise oft als klassisch bezeichneten Arbeit alle ernstlicheren Eingriffe verbot, hat der Bearbeiter doch eine große Zahl kleinerer sachlicher und formaler Verbesserungen vorgenommen, die der vollstündlichen und wissenschaftlichen Absicht sicherlich entgegenkommen. Für die speziell botanischen Teile haben zwei Spezialforscher ersten Ranges den Inhalt neu durchgeprüft. Die Abbildungen sind revidiert und bereichert

worden. In einem biographischen Vorwort hat Bölsche eine pietätvolle Charakteristik des Verstorbenen, dessen Porträt als Titelbild beigegeben wird, gezeichnet. So läßt sich unser wohl bestes und modernes Volksbuch auf naturwissenschaftlichem Gesamtgebiet mit gutem Grunde als fernerhin „gerettet“ bezeichnen, ein Buch, das schon in der früheren Form die Kreise der Gebildeten mehr gefesselt hat als alle anderen ähnlichen Werke seit dem Auftreten Darwins. Seine Vorzüge ruhen hauptsächlich in der klaren und prägnanten Schreibweise, der gewinnenden Form und seiner planmäßigen Beschränkung auf das weiteren Kreisen Genießbare, während von aller verletzenden Polemik auf wissenschaftlichem und religiösem Gebiet abgesehen worden ist. Zwar hat man versucht, das Buch als unchristlich hinzustellen, aber selbst der breitlägige Ansturm der Ultramontanen im preußischen Abgeordnetenhaus hat mit der Anerkennung geendet, daß dem christlichen Leser nicht mehr darin zugemutet wird, als Konsistorialrat Herder schon vor 100 Jahren in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ verlangt hat, nämlich daß man seine Augen nicht der auf Schritt und Tritt uns entgegentretenen Tatsache des „Werdens aller Dinge“ verschließe.

346. Dr. M. M. Stevenson. Velasquez. Uebersetzt und eingeleitet von Dr. Freiherrn von Bodenhausen. München. J. Bruckmann N. G. 1904. 166 S. M. 4.

Die künstlerische Persönlichkeit von Velasquez tritt vermöge des entscheidenden Einflusses, den er auf die Malerei unserer Tage ausübt, immer mehr, und ganz besonders bei unseren Künstlern, in den Vordergrund des Interesses. Wir haben in Deutschland das nach der historischen und kulturhistorischen Seite erschöpfende Werk von Justi über den Meister. Daneben aber wird ein Buch der wohlwollenden Aufnahme sicher sein, das den rein künstlerisch entscheidenden Problemen nachgeht und den Einfluß von Velasquez besonders auch im Hinblick auf die Malerei unserer Tage untersucht. Der vor einigen Jahren viel zu früh verstorbene Stevenson, dessen epochemachendes Werk über den Meister hier zum erstenmal in deutscher Sprache vorliegt, war, jeßt ausübender Künstler von Ruf, zugleich der bedeutendste Aesthetiker und Kunstkritiker, den England seit Ruskin gesehen hat. Wie an diesen, so gliebte sich auch an Stevenson eine ganze Malerschule an, die in ihm ihren Führer und Meister verehrte. Stevenson hat die englische Aesthetik entscheidend befruchtet und weitergebildet. Was an Bedeutendem heute in England über Malerei geschrieben wird, das trägt den Stempel seines überlegenen Geistes. Der Meister, auf dem sein ganzes ästhetisches Fundament ruht, ist Velasquez, den er unermüdet und immer wieder von neuem studiert. Das Buch, das er ihm gewidmet hat und das seit seinem Erscheinen im Jahre 1895 in stetig steigendem Maße die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auch außerhalb Englands auf sich zieht, enthält in nuce sein gesamtes künstlerisches Glaubensbekenntnis, exemplifiziert an den unsterblichen Werken des spanischen Meisters. Alles Biographisch-Historische faßt er in ein kurzes Kapitel zusammen; der ganze Rest des Buches ist einer Untersuchung der künstlerischen Prinzipien gewidmet, die Velas-

quez, dieser „größte Maler, der je war“, zu seinen erstaunlichen Schöpfungen geführt hat. Und er kommt zu dem Ergebnis, daß seine Kunst so lebendig, so aktuell unter uns ist, wie die lebendigste Kunst unserer Tage; daß hier die große Schule ist, wo unsere Malerei lernen und studieren sollte. Sidney Colvin hatte recht, als er in seinem glänzenden Artikel über diesen „Führer der neuen Kunstästhetik Englands“ sagte, „sein Velasquez verdient es, den Klassikern zugezählt zu werden“. Es war eine Ehrenpflicht, ein solches Buch der deutschen Literatur zuzuführen, und Uebersetzer wie Verleger haben diese Pflicht in würdigster Weise erfüllt. Der erstere hat das Buch um eine sehr beachtenswerte Einleitung bereichert, der letztere gab ihm eine vornehme Ausstattung und einen Bilderschmuck (23 Bildertafeln) der den der englischen Originalausgabe an Güte weit übertrifft.

347. Die evangelische Bewegung in Frankreich. Erste Hälfte. Von Eugen Lachemann. (Berichte über den Fortgang der „Los von Rom-Bewegung“. Herausgegeben von Pfarrer Lic. theol. P. Bräunlich. II. Reihe. 6. Heft.) München 1904. J. F. Lehmann. 50 S. Preis 60 Pfg.

In der Bartholomäusnacht (24. August 1572) wurden in Frankreich 50.000 Protestanten hingejachtet. Die Ketzerei schien überwunden. Als am 5. September die Kunde von der Hinmordung der Hugenotten nach Rom kam, ließ der Cardinal von Como den Papst sofort wecken, „damit er sich erhebe an der so wunderbaren Gnade, welche unter seinem Pontifikat Gott der Christenheit gewährte“. Allein der Papst war mit dieser wunderbaren Gnade noch nicht zufrieden; er drang energisch auf Fortsetzung der Protestantenjächterei. „Seine Heiligkeit unterläßt nicht, Gott zu bitten und ihn bitten zu lassen, daß er den allerchristlichen König ganz dahin stimme, auf dem von seiner göttlichen Majestät ihm eröffneten Weg weiterzuwandeln und das Königreich Frankreich gänzlich von der hugenottischen Pest zu säubern und zu reinigen.“ Solche Erinnerungsblätter aus der Geschichte sind in der jetzigen Zeit sehr nützlich zu lesen. Der Verfasser obiger Druckschrift läßt zunächst die geschichtlichen Ereignisse vom Beginn des 16. Jahrhunderts an unserem geistigen Auge vorüberziehen, er schildert sodann die namenlosen Qualen, die die Hugenotten nach Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) auszustehen hatten. Rad und Galgen, Galeren und Scheiterhaufen vermochten aber nicht die verhassten Ketzer gänzlich auszurotten. In den Schluchten der Cevennen scharte sich ein kleines Häuflein unter tausend Gefahren um todesmutige Prediger und rettete den Schatz des Evangeliums durch die Not der Zeiten hindurch bis zum Anbruch besserer Tage. 1783 erließ Ludwig XVI. ein Toleranzedikt. Zu Beginn des 19. Jahrhundert war die Zahl der Protestanten noch recht klein (die französische Revolution hatte nicht fördernd auf die Bildung kirchlicher Gemeinschaften gewirkt), aber wir müssen staunen, wenn wir die Ziffern der Gegenwart mit denen vor etwa hundert Jahren vergleichen. Im Jahre 1807 gab es noch 78 reformierte Tempel in Frankreich, heute findet man wieder in mehr als 1100 Orten protestantische Gotteshäuser und Betställe. Im Jahre 1811 hatte Paris

zwei evangelische Kirchen, heute kann man an mehr als 60 Orten in Paris und Umgebung evangelische Predigt hören. Nach der Revolution war die Zahl der protestantischen Pfarrer auf 171 zusammengeschmolzen, heute gibt es mehr als 1200 Pastoren und Evangelisten. Die reformierte Kirche Frankreichs hat Stück um Stück von ihrem alten Boden wieder erobert. Im vorliegenden Heft sind die Erfolge der Evangelisation im Westen und Süden Frankreichs dargestellt. Von den Ereignissen im Osten und in Zentralfrankreich, in Paris und im Norden, sowie von der verheißungsvollen evangelischen Bewegung unter den französischen Priestern soll ein weiteres Heft handeln. Die Lektüre dieser meist auf Grund eigener Anschauung und mit aufrichtigem Herzen geschriebenen Druckschrift ist aufs wärmste zu empfehlen.

348. Der Syllabus, seine Autorität und Tragweite.

Von Paul Graf von Hoenßbroech. München. J. F. Lehmann. V, 122 S. Mf. 2.

Nachdem Kardinal Erzbischof Fischer von Köln den Syllabus als den Prüfstein der wahren Gesinnung eines jeden Katholiken bezeichnet hat, war es dringend nötig, einmal dem deutschen Volke zu zeigen, was dieser Prüfstein enthält und welche Bedeutung ihm die katholische Kirche beilegt. Aus der unverständlichen kontrabitorischen Schreibweise, in der der Syllabus abgefaßt ist, wurde er hier in verständliches Deutsch übersetzt, so daß jedermann den Sinn der römischen Kundgebung klar erkennen kann. Damit aber gläubige Katholiken und biedere Protestanten nicht sagen können, das sei ja nur Theorie, in der Praxis sei Rom viel toleranter, ist jeder Satz des Syllabus durch Beispiele aus der Praxis beleuchtet. Dadurch wird bewiesen, was der gut katholische Fürst Hohenlohe bei Erscheinen dieser Kampfschrift gesagt hat: „Die Sätze des Syllabus richten sich gegen die Grundsätze, auf denen das öffentliche Leben, wie es sich bei den zivilisierten Völkern entwickelt hat, als auf seiner Grundlage beruht.“ Was Rom anstrebt, wie Rom mit brutalster Gewalt, wo immer es die Macht dazu hat, den modernen Staat und seine Gesetzgebung, die Freiheit des Geistes, des Gewissens, die sittliche Persönlichkeit bekämpft, wird hier mit größter Schärfe und Deutlichkeit an der Hand geschichtlicher Tatsachen geschildert. Jeder, der im politischen Leben steht, jeder, der für religiöse Fragen Interesse hat, muß dieses Buch studieren, tritt doch in ihm das wahre Gesicht des unser deutsches Volk und das Deutsche Reich durchseuchenden Jesuitismus in krassester Form zutage. Für uns in Oesterreich wäre die Lektüre besonders sehr zu empfehlen.

349. Goethe-Briefe. Mit Einleitung und Erläuterungen.

Herausgegeben von Philipp Stein. Berlin. Otto Elsner. Band VI. Dichtung und Wahrheit 1808—1814. Mit einem Bildnis von J. W. v. Goethe nach einem Gemälde von G. von Kügelgens. 1905. XV., 340 S.

Die früheren Bände dieses Werkes haben wir schon angezeigt, und wir begnügen uns darauf hinzuweisen mit der Bemerkung, daß der vorliegende Band der früheren Bände durchaus würdig ist. Die hier enthaltenen Briefe gehören einer besonders interessanten Zeit an.

350. Schillers sämtliche Werke. Eäkulare Ausgabe in 16 Bänden. In Verbindung mit Richard Fester, Gustav Kettner, Albert Köster, Jakob Minor, Julius Petersen, Erich Schmidt, Oskar Walzel, Richard Weissenfels herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Sechster Band. Maria Stuart. Die Jungfrau von Orleans. Mit Einleitung und Anmerkungen von Julius Petersen. XXX, 402 S.

Neunter Band. Uebersetzungen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Albert Köster. XXIV, 409 S.

Zehnter Band. Uebersetzungen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Albert Köster. Zweiter Teil. XX, 292 S.

Vierzehnter Band. Historische Schriften. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard Fester. Zweiter Teil. 454 S.

Fünfzehnter Band. Historische Schriften. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard Fester. 463 S.

Die früher schon erschienenen Bände dieser prächtigen Ausgabe haben wir schon angezeigt. Sie soll bis Frühjahr des folgenden, des Jubiläumsjahres fertig werden.

351. Die Vertreter des Jahrhunderts. Von Karl Bleibtreu. Berlin und Leipzig. Friedrich Burkhardt. 1904. Pb. I. 359 S., Pb. II. 343 S., Pb. III. Theosophie. 141 S.

Wer Geschmack hat an einer ausgesprochenen literarischen Individualität, der wird die Schriften Karl Bleibtreus immer gerne lesen. In ihnen sprudelt es immer. Besonders seine kritischen Essays sind genussreich. Nicht immer ist der Sprudel rein. Es kommt allerlei zum Vorschein, was nicht erquicklich ist. Aber auch das interessiert. In den ersten zwei Bänden behandelt der Verfasser alle irgendwie hervorragenden Personen des 19. Jahrhunderts. Dieses selbst setzt er, insbesondere gegenüber dem 18. Jahr herunter. Man bewundert den Geist und die Belesenheit des Verfassers und freut sich an seiner kriegerischen Frische, auch dort, wo man ihm gar sehr widersprechen muß.

352. Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Darstellung von Max Martersteig. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1904. XVI, 735 S. 15 Mk.

Dieses bedeutame Buch hier ausführlich zu besprechen, mangelt uns der Raum. Es soll aber ohne Vorzug wenigstens kurz angezeigt werden, wobei es auf das nachdrücklichste als ein unentbehrliches Buch bezeichnet werden muß für jeden, der sich mit dem deutschen Theater und seiner Geschichte beschäftigt. Es ist aber nicht etwa bloß ein gelehrtes Werk, es ist so lesbar und interessant geschrieben, daß es eine angenehme Lektüre für jeden Gebildeten bietet. Der Verfasser bewegt sich nicht in ausgetretenen Geleisen, es macht den Versuch, eine soziologische Dramaturgie zu begründen. Auch ist sein Werk mehr als bloß die Geschichte des deutschen Theaters im 19. Jahrhundert. In der Einleitung geht er auf die Urgeschichte des Theaters überhaupt ein und im 1. Kapitel beginnt er mit Hans Sachs. Erst mit Seite 183 be-

ginnt die Geschichte des 19. Jahrhunderts, dem freilich der weitaus größte Teil des Raumes gewidmet ist. Ein eigenes, umfängliches Kapitel beschäftigt sich mit der Oper und Richard Wagner. Das Buch ist, seinem Umfange entsprechend, nicht billig, aber es ist den Preis wert. Wir haben keine zweite so geschlossene und lückenlose und keine so originelle Darstellung des Gegenstandes, wie dieses Buch.

353. Die Frauenkleidung und ihre natürliche Entwicklung. Von Dr. E. H. Straß. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage. Mit 269 Textabbildungen und 1 Tafel. Stuttgart. J. Enke 1904. XVI, 403 S. 15 Mk.

Dieses prächtige Werk bildet einen wertvollen Beitrag zur Literatur der allgemeinen Kulturgeschichte. Den Gang der Darstellung verraten die Titelüberschriften der zwölf Kapitel: Die Nacktheit, Die Körperverzierungen, Einfluß der Rassen, der geographischen Lage und der Kultur auf die Körperverzierungen, Der Körperschmuck, Die primitive Kleidung, Die tropische Kleidung, Die arktische Kleidung, Die Volkstracht außereuropäischer Kulturvölker, Die Volkstrachten europäischer Kulturtrachten, Die moderne europäische Frauenkleidung, Einfluß der Kleidung auf den weiblichen Körper, Verbesserung der Frauenkleidung. Das Buch ist ebenso schön ausgestattet als lehrreich und unterhaltend.

354. Sämtliche Werke von M. G. de la Gräzie. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1904.

VII. Band. Bühnenerke. Erster Teil. Schlagende Wetter. Drama in fünf Akten. 3. verb. Aufl. 135 S. Der Schatten. Drama in einem Vorspiel und drei Akten. 3. Aufl. 143 S. Arme Seelen. Ein Mysterium. 29 S.

VIII. Band. Bühnenerke. Zweiter Teil. Zu spät. Vier Einakter. 3. Aufl. 155 S. Saul. Tragödie in fünf Akten. 2. Auflage. 129 S. Moralische Walpurgisnacht. Ein Satyrspiel vor der Tragödie. 2. Aufl. 23 S.

Von diesen Bühnenerken ist wohl das Drama „Schlagende Wetter“ das bedeutendste. Es ist in einer besonderen Abhandlung in den „D. W.“ gewürdigt worden. Auch der „Schatten“ verdient besondere Beachtung. Ueberhaupt ist auf dem Gebiete des Dramas von der hochbegabten Dichterin noch Gutes und Hervorragendes zu erwarten.

355. Gösta Berling. Von Selma Lagerlöf. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Kläiber. Zwei Teile in einem Bande. München. A. Langen. 1904. 532 S.

Dieser schon so oft gewürdigte klassische Roman der schwedischen Literatur liegt hier in einer neuen, guten Uebersetzung vor.

356. Eine neue Faust-Erklärung von Hermann Türk. Dritte unveränderte Auflage. Berlin. Otto Elsner 1902. 150 S.

Dieses geistreiche Buch hat folgende Kapitel: I. Vorrede und Kritik. II. „Zwei der größten Menschenfeinde“ und ihre Rolle in Goethes „Faust“. III. Die Psychologie des Genies in Goethes „Faust“. VI. Spinoza und Goethes „Faust“. V. Nachtrag. Der Verfasser gibt uns hier zu den vielen Faust-Kommentaren nicht noch einen, sondern er produziert

völlig neue Auffassungen, die von allen früheren abweichen. Er beruft sich dabei auf Goethes Worte selbst, die er zu Eckermann am 10. Jänner 1825 gesprochen hat: „Es ist tolles Zeug und geht über alle gewöhnlichen Empfindungen hinaus . . . Faust ist ein so seltsames Individuum, daß nur wenige Menschen seine inneren Zustände nachempfinden können.“

357. Verbrecher-Typen in Shakespeares Dramen. Von Josef Köhler, ord. Professor an der Universität Berlin. Berlin. Otto Elsner. 108 S.

Das Buch behandelt den Gegenstand sehr eindringlich und systematisch. Es teilt ihn in zwei Teile: Verbrecher mit sozialem Wesen und gewissenlose Verbrecher (*moral insanity*). Die ersteren zerfallen wieder in Leidenschaftsverbrecher (*Macbeth*, *Richard III.*) und Gelegenheitsverbrecher (*Othello*). Als Typen der zweiten Art werden angeführt und analysiert Edmund, Jago und Iago. Das Buch ist nicht etwa bloß für Shakespeare-Liebhaber eine interessante Lektüre, sondern wird jeden fesseln, der tiefere literarische und philosophische Neigungen hat.

358. Lassalle. Von Hermann Oncken. Stuttgart. Franz Frommann. 1904. 450 S. Mk. 5.—.

Wir haben hier zum ersten Male eine umfassende, auf eingehenden Studien beruhende Biographie Lassalles vor uns. Sie verdient unsere ganze Anerkennung. Der Verfasser ist bestrebt mit vollster Objektivität seinen Stoff zu behandeln und es ist ihm im hohen Grade gelungen. Vielleicht könnte man von dem Biographen, auch dem, der nur wissenschaftliche Wahrheit über einen bedeutenden Mann sagen will, etwas mehr Wärme für den Gegenstand seiner Studien wünschen. Doch zur Liebe ist niemand zu zwingen. Wer künftig über Lassalle schreiben oder sprechen will, wird dieses treffliche Buch benutzen müssen, das in Reichhaltigkeit des Materials und Gewissenhaftigkeit seiner Verarbeitung ein Vorbild für derartige Arbeiten ist. Es ist vielleicht gut, daß die erste große Biographie Lassalles von einem Nichtsozialisten geschrieben wurde. Die trockene und objektive Art dieser Biographie wird den gewiß noch kommenden sozialistischen Biographen Lassalles abhalten, wie dies leider oft in der sozialistischen Literatur geschieht, statt einer Biographie eine Apologie zu schreiben. Je größer ein geschichtlicher Mensch, desto mehr hat er Anspruch darauf, nicht bloß vom Parteistandpunkte aus gewürdigt zu werden.

359. Søren Kierkegaard und sein Verhältnis zu „Ihr“. Aus nachgelassenen Papieren. Herausgegeben im Auftrage der Frau Regina Schlegel und verdeutscht von Raphael Meyer. Stuttgart. Axel Juncker. 1905. VIII. 157 S. Mk. 3.—.

Søren Kierkegaard ist gewiß einer der merkwürdigsten Menschen des 19. Jahrhunderts. Er ist eine Erscheinung für sich, schlechthin nicht zu vergleichen oder zusammenzustellen mit irgend einem andern. Diese lange nach seinem Tode herausgegebenen Briefe an die Frau, die er liebte, geben uns eine neue Seite seines Wesens bekannt. Sie verdienen es, viel gelesen zu werden.

360. Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Von Graf von Hoensbroech. Volksausgabe. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1904. XII. 180 S. Mk. 1.—.

Der Verfasser bietet hier einen volkstümlichen Auszug aus seinem bekannten gelehrten zweibändigen Werk. Der gegen den römisch-katholischen Klerikalismus gerichteten, so billigen Schrift ist weiteste Verbreitung zu wünschen.

361. Die Ideenwelt des Anarchismus. Von Dr. W. Borgius. Leipzig. Felix Dietrich. 1904. 68 S. Mk. 1.—.

Es gibt kaum irgend eine soziale Strömung, welche in den breitesten Kreisen des Publikums dermaßen unbekannt ist und über welche deshalb so merkwürdige Mißverständnisse vorhanden sind, wie der Anarchismus, der gewöhnlich überwiegend als eine revolutionäre Spielart der Sozialdemokratie eingeschätzt wird, während in Wirklichkeit das terroristische Element, die „Taktik der Gewalt“, mit der anarchistischen Theorie in gar keinem inneren Zusammenhange steht, diese selbst aber den sozialdemokratischen Anschauungen und Bestrebungen geradezu entgegengesetzt ist.

Die vorliegende Schrift behandelt nach einer Einleitung über die Stellung des Anarchismus zur Sozialdemokratie im ersten Teile die Kritik, welche der Anarchismus an der staatlichen Organisation, am Parlamentarismus, an der Gesetzgebung und an der Politik überhaupt ausübt. Sie schildert dann unter Berücksichtigung der vier wichtigsten Kulturgebiete — Recht und Gerichtswesen, Volkswirtschaft, Ehe und Familie, Erziehung und Unterricht — die Auffassung, welche der Anarchismus von dem schädigenden Einfluß des staatlichen Eingreifens in diese Lebenssphären und von der Möglichkeit ihrer staatlosen Funktion hat. Sie betrachtet sodann die entwicklungsgeschichtliche Auffassung des Staates als eines historischen Phänomens: die staatslose Urzeit, Ursachen und Form der Entstehung des Staates, die Entwicklungstendenzen, durch welche der Staat nach anarchistischer Auffassung allmählich überflüssig wird, die Erscheinung der freien Organisation, welche dessen bisherige Funktionen zu übernehmen hatte und den Weg zur Vernichtung des Staates. Die Broschüre schließt mit einem Kapitel über die Bekämpfung des Anarchismus durch die Regierungsgewalt und mit einem Anhang, in welchem die wichtigsten Schriften des Anarchismus und über den Anarchismus, sowie die wichtigsten theoretischen Vertreter des Anarchismus unter Beifügung einiger kurzer biographischer Notizen aufgeführt sind.

362. Die Macht des Glaubens. Roman von Johann Bojer. Aus dem Norwegischen übersetzt von Adele Neustädter. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. 1905. 229 S. Mk. 2-50 Geb. Mk. 3-50.

In der Feinheit der psychologischen Entwicklung und in der bitter satirischen Grundtendenz ist das eine echt norwegische Geschichte: ein reicher, hochangesehener Mann läßt sich Schritt für Schritt zum Weineid gegen seinen ehrlichen, aber dem Leben nicht gewachsenen Gegner drängen; er vernichtet durch seinen Falschschwur dessen Gri-

stenz und Familienglück, er selbst aber steht am Ende fester und geschätzter in der öffentlichen Meinung als je, und ist zuletzt — dies die „Macht des Glaubens“ — von seiner eigenen Redlichkeit und von der Verworfenheit des von ihm Zugrundegerichteten völlig überzeugt. — Die Kunst der Seelenschilderung und die unerbittliche Folgerichtigkeit der Entwicklung fesseln den Leser von Anfang bis zum Ende, und die durchaus künstlerische Gestaltung nimmt dem Stoff das Krasse, indem sie zugleich seine Wirkung erhöht.

363. Die Erben. Roman aus Neu-Deutschland von Carry Brachvogel. Leipzig. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand. 1904. 267 S.

Dieser in starken Linien durchgeführte Roman verdient Beachtung. In dem Mittelpunkt steht die gewaltige Natur eines rücksichtslosen Unternehmers, der alles um sich herum niedertrampelt. In der sozialen Atmosphäre eines rohen Geschäftslebens ohne geistigen Inhalt heben sich die Gestalten scharf und drastisch ab. Der Roman wird so zu einem sozialkritischen Gemälde von überzeugender Kraft.

364. Deutsche und Tschechen im Kampfe für ihr Volkstum. Von Josef R. Höyer. Zittau i. S. Hans Lustenöder. 1904. 30 S. 30 h.

Diese nationale Kampfschrift gibt wertvolle Daten, aus denen zumeist erhellt, daß die Tschechen für ihre nationalen Zwecke weitaus opferfreudiger, insbesondere in finanzieller Beziehung sind, als die Deutschen.

365. Pipin. Ein Sommererlebnis von Rosa Mayreder. Leipzig. Hermann Seemann. 1903. 280 S.

Die Verfasserin veröffentlicht nur selten ein Buch. Jedes aber zeigt wieder künstlerischen Ernst und innere Vertiefung. Auch das vorliegende zeichnet sich durch die psychologische Feinheit der Charakteristik und durch Geschlossenheit der Komposition aus. Die paar Bücher, die Frau Rosa Mayreder bisher geschrieben hat, gehören zu den besten Hervorbringungen poetischer Produktion im Oesterreich der letzten Jahre.

366. Die Wunder des Antichrist. Von Selma Lagerlöf. Roman deutsch von Pauline Kläiber. München. Albert Langen. 1905. 380 S.

Dieser Roman ist wohl einer der bedeutendsten unserer Zeit. Nicht allein die Fülle der Gestalten und der wundervoll geschilderte Schauplatz seiner Handlung zeichnen ihn aus. Es liegt tiefe, überlegene Weisheit in dem Buche: Alles, was man von und in der Welt erwarten könne, das sei die Möglichkeit, das Leben zu ertragen. In der relativ technisch-hilfslosen Zeit vor 2000 Jahren machte das Christentum den Menschen das Leben erträglich, für die Unglücklichen und Armen gab es keine andere Hoffnung als das Jenseits. Heute wäre dies Leben für den tiefer Empfindenden nicht auszuhalten, wenn nicht der Sozialismus, die Hoffnung auf diese Welt, wäre. Das steht natürlich so nicht in dem Buche, das ist aber sein wahrer Sinn.

367. Lausbubengeschichten. Aus meiner Jugendzeit. Von Ludwig Thoma. München. A. Langen. 1905. 161 S.

Diese Geschichten sind in ihrem trockenen Humor von bezwingender Gewalt. In der Form sind sie durchaus originell.

368. Kulturbilder aus dem Simplicissimus. München. Albert Langen. 1905. Erstes Bändchen: Der Student. 50 S. Zweites Bändchen: Demimonde. 50 S.

Es sind dies Sammlungen prächtiger Karikaturen, die voll lebendigster Wirksamkeit sind. Man wird sie auch in dieser Form gerne wiederholt zur Hand nehmen.

369. Friedrich Melchior Grimm als Kritiker der zeitgenössischen Literatur in seiner „Correspondance littéraire“ (1753—1770). Eine literarhistorische Studie von Karl August Georges. Hannover und Leipzig. Hahn. 1904. V. 81 S. Mk. 1.50.

Der berühmte Grimm, der ganz zum Franzosen gewordene Deutsche hat sich durch seine „Correspondance littéraire“ eine eigentümliche Stellung in dem geistigen Leben seiner Zeit erworben. Der fleißige Verfasser der vorliegenden Studie gibt eine genaue Uebersicht über die kritischen Urteile, die Grimm durch lange Jahre über alle bedeutenden und viele unbedeutenden Erscheinungen seiner Zeit gefällt hat.

370. Meinrad Selmergers denkwürdiges Jahr. Kulturhistorischer Roman von E. von Handel-Mazzetti. Dritte bis fünfte Auflage. München. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. 575 S. Mk. 6.

Vielleicht das künstlerisch beste Literaturerzeugnis des Katholizismus in den letzten Jahrzehnten, das muß zugestanden werden, obwohl der Roman ein direkter katholischer Tendenzroman ist. Die Verfasserin ist ein großes Talent.

371. Friedrich Stolze und Frankfurt am Main. Ein Zeit- und Lebensbild von Johannes Proelß. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1905. VII., 380 S. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

In der Zeit, da die alte Freie Reichs- und Kaiserkrönungsstadt am Main nicht nur der Sitz des deutschen Bundestags, sondern auch der Brennpunkt der großen Volksbewegung war, die 1848 die Reichsverfassung des Frankfurter Parlaments, 1859 die Schillerfeier, den Nationalverein und dann den deutschen Sängers-, Schützen- und Turnerbund ins Leben rief, besaß Frankfurt einen Lokalpoeten, der ein Dichter von Gottesgnaden war. Dies war Friedrich Stolze. Als nationaler Freiheitskämpfer wettenferte er bis 1849 mit Herwegh und Freiligrath und seine hochdeutschen Gedichte bilden eine poetische Chronik jener Epochen des Aufschwungs der Nation im Geiste Schillers, der März-tage, der Zeit der großen deutschen Volksverbrüderungsfeste. Während aber ein Herwegh, ein Freiligrath 1849 ins Exil fliehen mußten, besaß Stolze in der freien Stadt Frankfurt eine Freistätte, an der er zwar zunächst auch nicht mehr von deutscher Freiheit und Einheit singen durfte deren Verfassung ihn aber doch in den Perioden 1852—1860 und 1862—1866 vor Verhaftung schützte, während jenseits der Grenzen

der Stadtrepublik in allen Staaten Steckbriefe gegen ihn erlassen waren. Ueberall war hier der witzig-feste Redakteur der Frankfurter „Krebellzeitung“ und der „Latern“ wegen Preßvergehen verurteilt. Zuletzt auch in Preußen zu 1½ Jahren Gefängnishaft. Diese Konfination in der eigenen geliebten Vaterstadt hat Stolzes politisches Märtyrertum zu einem tragikomischen, ihn selbst aber zu einem Humoristen gemacht, der mit den Gesinnungen eines Großdeutschen die herzlichste Vorliebe für das Altheimische und das besondere des Altfrankfurtertums verband. Die alten Bräuche und Vorrechte der altberühmten Goethestadt, die Originale und die Originalität ihres kraftvollen Bürgertums, aber auch das Rückständige so mancher Erscheinung in ihnen wurden zum Gegenstand seiner stets lebensprühenden, bald hochgestimmten, bald satirischen urwüchsig-kraftigen Dialektdichtung. Stolzes Humor ist so kerndeutsch und so herzerquicklich, wie der Fritz Reuters; sein Leben aber war weit interessanter als das des plattdeutschen Meisters. Stolzes persönliche Schicksale blieben seit den Tagen der Demagogenverschwörung und des „Frankfurter Attentats“ im Jahre 1833 aufs innigste verwachsen mit den Schicksalen der Vaterstadt, der während seiner Lebenszeit so hohe Ehren und so tiefe Demütigungen zuteil wurden. Johannes Proelß, dem wir schon die Biographie Schöffels und die Geschichte des „Jungen Deutschland“ verdanken, war der Berufenste, dies Leben zu schildern. Als Redakteur des Feuilletons der „Frankfurter Zeitung“ hat er in den achtziger Jahren Stolze persönlich sehr nahe gestanden. Er läßt in seiner Darstellung den Dichter selbst oft zu Worte kommen, so daß der Leser Stolzes Humor ganz direkt kennen lernt, während der Biograph uns erzählt, in was für erregten Lebenskämpfen Stolze zum Humoristen reifte und sich als Humoristen bewährte. Die deutsche Welt bereitet sich vor, den hundertjährigen Todestag Friedrich Schillers gemeinsam zu begehen. Von der idealen begeisterungsvollen Stimmung, mit der unsere Väter 1859 den hundertjährigen Geburtstag Schillers begingen, vermittelt dies „Zeit- und Lebensbild“ ein ebenso klares wie reichhaltiges Bild. Schon aus diesem Grunde erweckt es ein allgemeines Interesse.

Der Verlag hat dem hübsch ausgestatteten Werke zwei Bildnisse Stolzes in vorzüglichem Lichtdruck mit faksimilierten Unterschriften darunter ein bisher noch nicht veröffentlichtes aus dem Jahre 1854 sowie das Faksimile eines Gedichtes beigelegt.

372. Der Kampf um die Schule. Vortrag, gehalten auf dem 29. Parteitag der Deutschen Volkspartei am 26. September 1904 in Aschaffenburg von Oskar Muser. Auf Beschluß des Parteitages veröffentlicht. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. 1904. 48 S. 60 Pf. (Flugschriften der Deutschen Volkspartei. Herausgegeben vom Engeren Ausschuß. 7.)

Wer sich über das eigentliche Wesen der Schulfrage in Deutschland orientieren und erfahren will, welche Ansprüche der immer mächtiger werdende Klerikalismus auf die Schule erhebt, was aus dieser werden würde, wenn der klerikale Anschlag gelingen sollte, welche Stellung.

andererseits der echte Liberalismus der Gefährdung unseres ganzen Geisteslebens — denn auf dieses ist es im letzten Ziele abgesehen — gegenüber einzunehmen hat, der wird in der vorliegenden Broschüre, kurzgefaßt, die erschöpfendste Aufklärung finden. Der Redner, der Verfasser der Schrift: „Trennung von Staat und Kirche“, hat sich auch in klarer und übersichtlicher Weise über die Trennung der Schule von der Kirche ausgesprochen, eine Frage, die schon an sich, aber insbesondere auch im Hinblick auf den sogenannten „französischen Kulturkampf“ zu den wichtigsten und interessantesten gehört. Wer sich über sie informieren will, findet in der Broschüre gute Belehrung. Schließlich richtet der Herr Redner einen warmen Appell an den Gesamtliberalismus Deutschlands zu engerem Zusammenschluß und zu energischer gemeinsamer Bekämpfung der klerikalreaktionären Bestrebungen.

373. Im Märchenland. Von Knut Hamsun. Erlebtes und Geträumtes aus Kaukasien. Einzige berechtigte Uebersetzung von Cläre Greverus Mjødén. München. A. Langen. 1905. 280 S. Mk. 3.—, in Leinen geb. Mk. 4.—.

Dies neue Werk Hamsuns ist eine Reisebeschreibung, und wieder keine Reisebeschreibung, wie schon die Worte „Erlebtes und Geträumtes“ im Untertitel andeuten. Daß dies Buch ein großer Dichter geschrieben hat, sagt schon der Name des Verfassers. Daß dieser Dichter hier den Schelm im Nacken hat, merkt man, wenn man ein paar Seiten gelesen hat. Hamsun ist immer auch Humorist gewesen, aber sein Humor ist mit den Jahren reifer und süßer geworden. Und in diesem Buche tollt er aufs anmutigste mit der Wirklichkeit herum. Und dabei ist darin die Stimmung einer Reise durch Rußland und den Kaukasus in ihrer echten Färbung festgehalten; trotz aller aufgesetzten humoristischen Lichter ist das Bild durchaus nicht unnatürlich oder schief geworden. Die Tatsachen sind eben von einer Persönlichkeit gesehen und beschrieben, und von was für einer sympathischen Persönlichkeit und von was für einem bedeutenden Dichter! „Im Märchenland“ ist ein in jeder Zeile amüsantes Buch, dessen Lektüre bei jedem Leser das innigste Behagen auslösen wird. Wir sind so arm an echten Humoristen, daß dieses Buch viele vergnügte Leser finden wird.

374. Beiträge zur Lehre von den Lohnformen. Von Dr. Otto von Zwi ed i e n e d = S ü b e n h o r s t, ord. Professor an der techn. Hochschule in Karlsruhe. Mit 2 Kurven. Tübingen. H. Laupp. 1904. VIII, 127 S. Mk. 3.60.

Ueber den Gang der verdienstvollen Untersuchung belehrt hinlänglich das Inhaltsverzeichnis: I. Zur Systematik und Terminologie. II. Juristische und wirtschaftstheoretische Unterscheidung von Zeit- und Werklohnvertrag. III. Tatsächliches zur Beurteilung der Stellung des Werklohnarbeiters. IV. Reformtendenzen und spezielle Aufgaben der Lohnversicherung beim Werklohnssystem. V. Ein Kompromiß zwischen Zeit- und Werklohnbemessung des Zeitlohnprämiensystems. VI. Kritik der Lohnkürzungen, insbesondere des Zeitprämiensystems. VII. Zur Stabilisierung gemeinwirtschaftlicher Arbeitsverhältnisse. — Dazu kommen noch einige Anhänge. Das Buch bildet das XIV. Ergänzungs-

heft der von R. Bücher herausgegebenen Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft.

375. Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. Von Bogumil Goltz. Sechste Auflage. Mit dem Porträt und einer biographischen Skizze des Verfassers von Dr. Erich Janke. Berlin. Otto Janke. 1904. XXIII. 256 S. Mf. 2.—.

Es ist zu begrüßen, daß die geistreichen Plaudereien Bogumil Goltz neuerlich wieder Interesse finden und durch billige Ausgaben auch weiteren Kreisen zugänglich werden.

376. Immanuel Kants Staatsphilosophie. Von Dr. Alfred Christlieb Kalischer. Berlin. Selbstverlag. 1904. 102 S. Mf. 2.—.

Hiermit bietet der Verfasser eine zusammenhängende Darstellung der Kantischen Staatslehre dar, die er nach den mannigfachsten Schriften des großen Philosophen systematisch geordnet hat und kritisch vorführt. — Diese Arbeit dürfte demnach eine immer noch bestehende Lücke in der Kant Literatur ausfüllen.

377. Das österreichische Staatsrecht. Dargestellt von Dr. J. Ulbrich, Professor an der deutschen Universität Prag. Dritte, neubearbeitete Auflage. Handlung des öffentlichen Rechts IV. I. 1. 1. Tübingen. J. C. B. Mohr. 1904. XII. 290 S. 7 Mf.

Diese dritte Auflage des rühmlichst bekannten Buches ist „insofern eine Neubearbeitung, als die Systematik der Individualität der österreichisch-ungarischen Monarchie zweckmäßiger angepaßt wurde und als die Verfassungsgeschichte sowie das Finanzrecht und die kirchenpolitische Gesetzgebung eingehender behandelt wurden als in den früheren Auflagen“.

378. Dagland. Björnstjerne Björnson. Schauspiel. Deutsche Original-Ausgabe. München. D. Pangen. 1905. 209 S.

Dieses Buch, das den Kampf der Jungen mit den Alten darstellt, hat einen Siebziger zum Verfasser. Wie jung und unverwundlich ist dieser Alte! Das reizende Drama ist voll von Innigkeit und Feinheit des Empfindens.

379. Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Pachem. 45 Hefte zu je Mf. 1.50 oder 5 Bände Mf. 67.50; geb. in Orig.-Halbhiranzbänden Mf. 82.50. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung.

Das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft ist mit dem soeben erschienenen 45. Hefte zum Abschlusse gekommen. Die drei letzten Hefte, über die wir noch nicht berichtet haben, enthalten u. a. Abhandlungen über Wahlrecht sowie Wucher und Wuchergesetze, einen Aufsatz Ventners über Weltwirtschaft, einen Artikel Fajbenders über den Begründer der inneren Mission, Wichern, die Arbeit des nämlichen Verfassers über Wohlfahrtspflege und die Abhandlung über Zwangserziehung von Ludwig Schmig. Der Artikel Windthorst ist aus der Feder Jul. Pachems, der als langjähriger politischer Schüler Windthorst

horsts ein Lebensbild des großen Parlamentariers entwirft, den er als „modernen katholischen Politiker“ kennzeichnet, und zwar als den „ausgeprägtesten Typus eines solchen, wie er uns in gleicher Einheitlichkeit und Konsequenz weder in Deutschland noch in irgend einem andern Lande entgegentritt“. Der Artikel ist das Beste, was bisher über Windthorst geschrieben wurde. Die zweite Auflage weist gegenüber der ersten eine Reihe von Änderungen und Vermehrungen auf. In dem Vorwort zur ersten schrieb die Redaktion im Januar 1900, es empfehle sich, den Charakter des Werkes als staatswissenschaftliches Nachschlagewerk strenger zu wahren. Dieser Grundsatz ist streng durchgeführt. Statistische wie politisch-geographische Artikel, welche in der ersten Auflage zum Teil über die Gebühr umfangreich waren, wurden in der zweiten Auflage bedeutend gekürzt. Auch manche juristisch-technische Ausführungen wurden auf ein Maß zurückgeführt, wie es für ein staatswissenschaftliches Werk angezeigt erschien. Dagegen wurde in anderen Artikeln, die nur prinzipielle Erörterungen enthielten, das staatswissenschaftliche Moment zur Geltung gebracht. Besonders Gewicht wurde darauf gelegt, den biographischen Teil zu erweitern. Die zweite Auflage enthält namentlich neue Artikel über die hervorragendsten Politiker der Gegenwart, welche in ihrer öffentlichen Tätigkeit auf dem Boden der vom Staatslexikon vertretenen Grundsätze standen. Die programmatische Grundlage des Staatslexikons ist die gleiche geblieben. In dem erwähnten Vorwort heißt es hierüber: „Bei strenger Innehaltung des katholischen Standpunktes wird in einzelnen, neuzeitliche staatliche Verhältnisse behandelnden Artikeln den Bedürfnissen der Gegenwart in höherem Maße Rechnung getragen, zwischen den katholischen Prinzipien und deren Anwendung auf die Gegenwart, zwischen feststehenden Lehren der Kirche und mehr oder minder autoritativen Schulmeinungen genauer zu unterscheiden sein.“ Wir haben also in diesem Staatslexikon ein gutes Nachschlagewerk, das uns den Standpunkt der katholischen Kirche jederzeit sicher erkennen läßt.

380. Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitees von Dr. med. Magnus Hirschfeld. VI. Jahrgang. Leipzig. W. Spohr. 1904. IV, 744 S.

Der neue Band des Jahrbuches, das weit über die fachwissenschaftlichen Kreise hinaus Beachtung hat, enthält zunächst eine juristische Abhandlung „Homosexualität und Bürgerliches Gesetzbuch“ von Dr. jur. Prätorius. Es folgt eine Arbeit von dem Professor der Theologie Kaspar Wirz „Der Uranier vor Kirche und Schrift“. Die drei medizinischen Aufsätze rühren von Dr. Franz von Neugebauer-Warschau, Dr. L. v. Römer-Amsterdäm und Dr. Magnus Hirschfeld-Charlottenburg her. Der erstere veröffentlicht 103 Beobachtungen einer Gebärmutter beim Manne. Dr. v. Römer hat ein Schema der sexuellen Zwischenstufen aufgestellt, während der Herausgeber das Ergebnis der Statistik über den Prozentsatz der Homosexuellen zusammenfaßt. An philologischen Arbeiten enthält der Band einen Aufsatz von Dr. Re-

nedikt Friedländer über die „physiologische Freundschaft“ und von Professor L. Frey eine interessante Abhandlung aus dem Seelenleben des Grafen Platen. Die reichhaltige Bibliographie ist wieder von Dr. Prätorius bearbeitet. Das Werk schließt mit dem Jahresbericht des wissenschaftlich-humanitären Komitees, in welchem ein sehr interessantes Material enthalten ist, u. a. zahlreiche Äußerungen von Ärzten über ihre Erfahrungen auf dem Gebiete der Homosexualität. Die Petition zur Aufhebung des § 175 wurde in den letzten Monaten allein von 2800 Medizinern unterzeichnet. Der neue Band des Jahrbuches hat als Titelblatt ein Bild des Grafen Platen und zahlreiche andere Illustrationen. Die Ausstattung ist eine durchaus vornehme.

381. Abenteuer in Tibet. Von Sven v. Hedin. Mit 137 Abbildungen, 8 bunten Tafeln und 4 Karten. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1904. X, 414 S. Geb. in Ganzleinen Mt. 6.

Dieses wirkliche Volksbuch nimmt die Herzen von jung und alt für den berühmten Forscher gefangen und hält den Leser bis zum Schluß in Spannung. Die „Abenteuer in Tibet“ sind kein Buch zum flüchtigen Durchblättern, wenngleich die überaus zahlreichen Abbildungen, unter denen sich zirka 40 einfarbige und bunte Separatbilder, alle meisterhaft ausgeführt, befinden, eine wahre Augenweide sind. Hier tut der Leser, der gemächlich in der warmen Stube sitzt, einen tiefen Einblick in ein reiches Forscherleben, in angestrengteste Geistes- und Körper-tätigkeit im Kampfe mit den unerbittlichen Elementen. Wir begleiten Hedin auf seinen Wanderungen durch die glühenden Wüsten und über die eisfarrenden Berge des geheimnisvollen Hochlandes von Tibet, wo Natur und Menschen ihm gleich feindlich entgegentreten, wir sehen ihn aber auch von Triumph zu Triumph schreiten. Auf ein mächtiges Heer gestützt, drangen in unseren Tagen die Engländer von der viel leichter zugänglichen Südseite in den Staat des buddhistischen Papstes ein, Hedin dagegen mußte sich mit nur vier Kosaken und einem unsicheren Troß von mohammedanischen Begleitern den Weg über Höhen bahnen, die den Montblanc weit überragen! Auch wer Hedins zweibändiges Werk „Im Herzen von Asien“ schon kennt, wird diese überaus billige Volksausgabe, in der das in der großen Ausgabe enthaltene wissenschaftliche Beiwerk weggelassen ist, mit unvermindertem Interesse lesen. Von welchem Geiste das Buch erfüllt ist, lehrt am besten der Schluß des Wertes, in welchem der berühmte Forscher sagt: „Und nun sage ich euch Lebewohl! Ich habe euch die Erlebnisse von drei Jahren meines Lebens erzählt, von drei an Erfahrungen und Erinnerungen reichen Jahren. Nicht um mit eingebildeten Großtaten zu prahlen, auch nicht, um euch, ihr Jungen unter meinen Lesern, zu ermahnen, es ebenso zu machen wie ich, habe ich diesen langen Bericht über meine Abenteuer in Tibet geschrieben. Nein, denkt das nicht; erinnert euch, daß ich der letzte Europäer war, der das geheimnisvolle Land besuchte, ehe England das Schwert gegen jenes friedliche Volk zückte! Die Erde hat jetzt keine Geheimnisse mehr vor uns als die Pole, aber in der Geistes- und Gedankenwelt gibt es unermessliche Gebiete, die noch des Forschers

harren. Und das Vaterland bedarf seiner Söhne; innerhalb seiner Grenzen warten eurer weit herrlichere, schönere Aufgaben als die, die ich mir in Asiens schneebedeckten Gebirgen und erstickenden Wüsten gestellt und die ich auszuführen versucht hatte. Stellt an euch selbst hohe Anforderungen, arbeitet und lernt entbehren und vergeßt keinen Augenblick, daß des Vaterlandes Geschick dereinst in euren Händen liegt! Verachtet nicht alles, was jetzt ist, aber erwartet mehr von der Zukunft als von der Zeit, in der wir leben, denn sie ist in vieler Beziehung schlecht und darf euch nicht als Vorbild dienen!" Für Festeszeiten aller Art wüßten wir wahrhaftig keine bessere Gabe als Hedins „Abenteuer in Tibet". Sie sind ein „Heldenbuch".

382. I. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünderk.

Von Peter Rosegger. Leipzig. E. Staackmann. 1904. 394 S. Mk. 4, eleg. in Leinen Mk. 5, Halbfranz Mk. 5-50.

Schon in dem Buche „Mein Himmelreich" ist Peter Rosegger der in ihm wohnenden Neigung, sich mit religiösen Fragen zu beschäftigen, in ausgeprägtester Weise gefolgt, und er hat dabei Töne angeschlagen, die in unzähligen Herzen lebhaften Widerhall gefunden haben. Auf ausschließlicly religiöser Grundlage ist nun sein neuestes Werk aufgebaut, das nicht mehr und nicht weniger ist als eine in das Gewand des Romans gekleidete Umdichtung der Lebensgeschichte Jesu. Der Verf. hat damit ein Wagnis unternommen, das ihm nicht mißglückt ist. Aber nicht er selbst tritt als Erzähler auf. Ein armer Arbeiter, der ohne sein Zutun in ein anarchistisches Komplott verwickelt und ins Gefängnis geworfen wird, verlangt, von der Todesstrafe bedroht, nach dem Neuen Testament. Statt dessen gibt ihm jedoch der Priester andere Erbauungsbücher. Von diesen nicht befriedigt, bittet der Gefangene um Schreibmaterial und beginnt, für sich selbst die Erzählungen des Neuen Testaments niederzuschreiben, wie er sie aus der Jugendzeit, besonders aus den Erzählungen seiner frommen Mutter noch in Erinnerung hat. Diese Arbeit fesselt ihn bald so, daß er darüber alles um sich her vergißt, sogar das Wagnis um die Ungewißheit seines Schicksals. Dieses entscheidet sich, gerade als er die Niederschrift in fieberhafter Hast beendet hat, durch den Tod seines Opfers zu seinen Ungunsten. Er vernimmt aber sein Todesurteil nicht mehr, denn kurz vor der Verkündigung desselben bricht er entseelt zusammen. — Roseggers außerordentliche Gabe, biblische Geschichten zu erzählen, findet hier die reichste Gelegenheit, sich zu entfalten. Natürlich schließen sich die Erzählungen, die sein Held niederschreibt, nicht eng dem Wortlaut des Evangeliums an, sie spiegeln vielmehr den Stoff derselben wieder, wie er sich im Laufe der Jahre in der Seele des Armen gestaltet hat. Dabei gießt dieser den Inhalt der vier Evangelien in eine Geschichte zusammen, an manchen Stellen kürzend, an anderen phantasievoll erweiternd. So sucht er z. B. die Lücken, die sich in den Berichten der Evangelisten über die Jugendjahre des Heilands vorfinden, auf seine Weise auszufüllen, unbekümmert darum, ob er dadurch in Widerspruch mit der biblischen Darstellung gerät. Das Heilandsbild, das sich der arme Sünder im Kerker vor den Toren des Todes, sich selbst zum Troste und zur Freude,

aufrichtete, wird vielleicht manchen Theologen befremden, den Weg zu dem Herzen des Volkes wird es finden. Nicht um literarischen Ruhmes willen, nicht um etwas Wissenschaftliches oder gar Theologisches zu leisten, schuf Mosegger dieses Werk. Nur ein Herzensbekenntnis wollte er ablegen, wie es nur ein Mann tun kann, der, auf der Höhe des Lebens stehend, nach manchen Irrfahrten und Erfahrungen im Aufblick zum Heiland den Frieden des Herzens gefunden hat. Zu diesem Frieden auch andere zu geleiten, das ist offenbar der Wunsch des Dichters, der auf S. 389 dem Priester die Worte in den Mund legt: „Ich habe gedacht, daß diese Aufschreibungen auch andere lesen können, die nach einem einfältigen Gotteswort suchen und nichts Rechtes finden können . . . es gibt genug solche Leute . . .“

383. Der Pruseltopf. Von Wilhelm Schulz. Ein Kinderbuch. Mit vielen bunten Bildern. Elegant kartoniert Mf. 3. Verlag von Albert Langen in München.

In diesem entzückenden Kinderbuche hat uns der gemüts tiefe und humorvolle Malerpoet Wilhelm Schulz etwas besichert, was wir trotz vieler Anläufe dazu bisher noch nicht besaßen: ein modernes Kinderbuch, das in jeder Hinsicht hochkünstlerisch und dabei doch im wahrsten Sinne kindlich ist, ohne ins Kindische zu verfallen. Sicherlich haben sich schon bedeutende Dichter und bedeutende Illustratoren in der Kunst für die Kinder versucht, aber man fühlte dabei immer, wie krampfhaft sie sich anstrengen mußten, um sich auf den Standpunkt der Kleinen zu stellen. Ihre Naivität war gemacht und gekünstelt, übertrieben und ins Frohenhafte verzerrt. Bei Wilhelm Schulz' Bildern und Versen hat man durchaus das Gefühl des Natürlichen, Selbstverständlichen. Man spürt es, daß man hier einem der knorrigen und weichen, originellen und humorvollen echten Niederdeutschen gegenübersteht, die, Gott sei Dank, noch nicht ausgestorben sind und die in mancher Beziehung bis an ihr Lebensende naive Kinder bleiben. Ein echter, goldner, sonniger Humor leuchtet über den Seiten dieses Buches, das durch die Fülle seiner amüsanten Abenteuer das helle Entzücken unserer Kleinen erregen wird. Aber auch Erwachsene werden sich über das elegant ausgestattete Prachtwerk von Herzen freuen, das reinste Kunst und reinste Freude ins Leben unzähliger Kinder tragen wird.

384. Der heilige Hies. Merkwürdige Schicksale des hochwürdigen Herrn Mathias Jottner von Ainhofen, Studiosi, Soldaten und späterhin Pfarrherrn zu Rappertsuhl. Erzählt von Ludwig Thoma. Gezeichnet von Ignatius Taschner. München. Albert Langen. Nur gebunden in Original-Leinenband Mf. 5. 43 S.

„Der heilige Hies“ ist vielleicht Thomas beste Bauerngeschichte und das will beim Autor der „Hochzeit“ und des „Agricola“ sehr viel sagen. Und in Ignatius Taschner hat diese Geschichte einen Illustrator gefunden, der dem Dichter vollkommen congenial und ein ebenso scharfer Beobachter und Kenner des oberbayerischen Volkslebens ist. So haben diese beiden Künstler in gemeinsamer Arbeit ein Werk geschaffen, das nicht nur zu den amüsantesten und schönsten gehört, die seit lange erschienen sind, sondern auch ein Werk, das bleiben

wird als ein wertvolles kulturhistorisches Dokument. „Der heilige Hies“ ist, was Buchausstattung anbelangt, außerdem eins der geschmackvollsten Prachtwerke nicht nur der Gegenwart. Bis auf das eigens entworfene Vorsatzpapier hat sich die liebevolle Sorgfalt des Künstlers erstreckt, der prächtige Einband, die zahlreichen bunten und schwarzen Illustrationen, die zum Druck verwendete schöne alte Type und ebenso Stil und Art der Bilder sowohl wie des Textes — das alles paßt in einer Harmonie zusammen, daß hier ein Meisterwerk deutscher Dichtkunst und deutscher Buchkunst zugleich vorliegt, wie man es wohl nicht oft zu sehen bekommen hat. Dies Werk wird in den weitesten Kreisen großes Aufsehen erregen.

385. Lieber Simplificissimus. Hundert Anekdoten. Dritte Folge. München. A. Langen. 1905. 136 S. Mf. 1.—, in Leinen geb. Mf. 1.50. (Kleine Bibliothek Langen. Bd. 76.)

Welchen Anklang diese Anekdotensammlungen gefunden haben, beweisen die hohen Auflagenziffern, die die beiden ersten Bände erreicht haben (vom ersten sind jetzt fünfzehntausend Exemplare gedruckt). Und diesen Erfolg verdienen die Bändchen „Lieber Simplificissimus“ auch, weil sie in ihrer Art etwas ganz Neues darstellen. Anekdotensammlungen gibt es ja sicher genug, aber sie machen meistens einen recht trübseligen Eindruck, einerseits wegen der Willkürlichkeit des größten Teiles ihres Inhalts, andererseits der literarisch unmöglichen Einkleidung ihrer Witze und ihrer mangelhaften Druckausstattung wegen. Hier bekommen wir elegant ausgestattete Bändchen in die Hand, die nichts enthalten, was ohne geistreiche, treffende Pointe wäre, und dabei sind diese kleinen Geschichten geschickt abgefaßt und in einem Deutsch geschrieben, das jeder Kritik standhalten kann.

386. Pensées de Pascal. Publiées dans leur texte authentique avec un commentaire suivi. Par Ernest Havet. Edition classique nouvelle mise au courant de la dernière édition complète. Paris. Ch. Delaprade. 693 S.

Diese ausgezeichnete Auswahl aus den „Gedanken“ Pascals wird eingeleitet durch eine Studie über das Werk selbst, durch das Vorwort der ersten Ausgabe und durch die von der älteren Schwester Pascals, Frau Perier verfaßte Biographie des großen Denkers und durch Aufsätze über Epikur und Montaigne. Der Text ist mit fortlaufenden Anmerkungen versehen, die dessen Verständnis sehr erleichtern. Diese Ausgabe ist sehr zu empfehlen.

387. Trois contemporains: Henri de Brakeler. Constantin Meunier. Fellelen Rops. Etude par Eugène Demolder. Bruxelles. Edmond Deman. 1901. 125 S.

Diese Studie über drei berühmte belgische Künstler, von denen mindestens die beiden letzten einen schier unvergleichlichen Weltruhm sich erworben haben, ist von feiner, eindringender und liebevoller Art. Der Verfasser sucht uns das Wesen dieser Künstler näher zu bringen. Dies gelingt ihm. Wir folgen ihm gerne und mit Nutzen.

388. Österreichisches Staatswörterbuch, Handbuch des gesamten österreichischen öffentlichen Rechtes, herausgegeben unter Mit-

wirkung zahlreicher Fachmänner von den Professoren Dr. E. Mischler, Graz, und Hofrat Dr. J. Ulbrich, Prag. 2., wesentlich vermehrte und umgearbeitete Auflage. Verlag von Alfred Hölder, Wien.

Die zweite Lieferung dieses Werkes enthält fast ausschließlich den Artikel „Arbeitsrecht“ mit Unterabteilungen. In dieser Zusammenstellung, welche derart umfassend bisher noch nicht vorliegt, ist das allgemeine Arbeitsrecht systematisch behandelt, während die Rechtsverhältnisse spezieller Arbeiterkategorien in den einschlägigen Artikeln zur Behandlung kommen werden. Besonders hervorgehoben aus der insgesamt elf Kapitel enthaltenden Abhandlung seien die neuen Kapitel „Arbeitsvertrag, Arbeitsvermittlung, Organisation der Arbeiter, Arbeitseinstellungen und Aussperrungen, Arbeitsbeirat“ usw.; die übrigen Abschnitte beziehen sich auf das „Koalitionsrecht“, den „Arbeiterschutz“, die „Unfalls- und Krankenversicherung“ und die „Arbeiterwohnungen“. Nach zwei kürzeren Artikeln „Archive“ und „Armeebefehl“ beginnt in dieser Lieferung der umfangreichere über „Armenpflege“, der in neun Kapiteln den heutigen Stand der Armenpflege in Oesterreich erschöpfend behandelt.

Die dritte Lieferung enthält eine große Reihe von Artikeln zu den Buchstaben A und B, darunter drei umfangreiche Sammelartikel über „Armenwesen“, „Bauwesen“ und „Bergbau“. Als neu gegenüber der ersten Auflage sind die Artikel „Ausgebau“, „Städtisches Bauwesen“ und „Beiräte“ namhaft zu machen, wobei der letztgenannte über „Beiräte“ eine erstmalige Darstellung dieses Gegenstandes überhaupt ist, ebenso wie der Abschnitt über das „Internationale Armenwesen“. Die übrigen Artikel, unter welchen sich gleichfalls mehrere von hervorragender Bedeutung und unmittelbarstem, praktischem Interesse befinden, beziehen sich auf das „Armenrecht im Prozeß“, die „Armenstiftungen“, „Arzte“, „Ausfuhrvergütungen“, „Ausländer“, „Auslieferung“, „Ausnahmestand“, „Ausverkäufe“, „Auswanderung“, „Autonomie“, „Bankwesen“, „Begnabigung“ und „Behörden“.

Die vierte Lieferung geht von „Bergbau“ bis „Branntweinsteuer“ und enthält u. a. den wichtigen ausführlichen Artikel „Böhmen“.

389. Die wahre Einheit von Religion und Wissenschaft. Vier Abhandlungen von Dr. J. H. Kiegler: 1. „Ueber den eigentlichen Begriff der Natur“, 2. „Ueber das wahre Wesen der sogenannten Schwerkraft“, 3. „Ueber die wahre Ordnung der chemischen Elemente und deren Zusammensetzung“ und 4. „Ueber den Sonnengott von Sippar“. 200 Seiten mit verschiedenen Abbildungen und Tabellen. 1904. Verlag: Art. Institut Drell Füßli, Zürich. Preis Frs. 5.

Diese Arbeit unterscheidet sich von der Hochflut der sogenannten naturphilosophischen Schriften dadurch, daß sie nicht nur Kritik ausübt, sondern daß sie die Wissenschaft von Grund aus reformieren will, indem sie zum erstenmal den Schein der Dinge von ihrem wahren Wesen unterscheidet und dadurch auf die einfachste Weise das große Welträtsel löst, das die bedeutendsten Philosophen und Naturforscher, wie Kant, E. du Bois-Reymond, Ernst Haeckel und andere, für unlösbar hielten oder wenigstens ungelöst ließen. In ihrem ersten Teil zeigt sie, daß die wahre Einheit der Allmacht, Urkraft oder Wirklichkeit, der Natur,

Substanz oder Masse mit dem letzten unteilbaren Bestandteil des einfachsten Naturzustandes, dem weißen Licht, identisch ist, und daß dieser Urteil jedes Lichtstrahls, der Lichtpunkt, infolgedessen auch das wirklich Substanzuelle aller übrigen mehr oder weniger verwickelten Zustände oder Formen sein muß, daß er die wahre, wesentliche, unveränderliche Einheit in allen veränderlichen Formen: Atomen, Molekeln oder organisierten Einheiten, ist. Die Anwendung des Minimumprinzips auf die Naturbetrachtung rechtfertigt sich durchaus, da es als Grundlage der Differentialrechnung mit mathematischer Genauigkeit gleichbedeutend ist. Die Grundzüge dieser Arbeit decken sich fast vollständig mit den Grundansichten von Goethe, Giordano Bruno und des größten griechischen Philosophen, Heraklit des Dunkeln, und sowohl Form wie Einteilung der allgemeinen Vergleichsformel Zieglers, wie er in dem Schlußaufsatz über den Sonnengott von Sippar eingehend zeigt, stimmen vollständig mit Form und Einteilung des heiligsten Symbols aller alten Lichtreligionen überein. In diesem uns meistens in Stein erhaltenen Dokumente uralter Weisheit glaubt Ziegler wohl mit Recht den wahren Stein der Weisen wieder entdeckt zu haben, da es uns, richtig interpretiert, die Umwandlung aller Formen lehrt und sich, wie aus den beigegebenen Abbildungen ersichtlich, gleicherweise in den Sonnentempeln der alten Babylonier wie der alten Inkas und Azteken, und auch auf den Sonnenwagen unserer germanischen Vorfahren vorfand, wie es auch heute noch als „Rad des Gesetzes“ an keinem buddhistischen Tempel und auf keinem buddhistischen Hausaltar fehlen darf.

390. Wohnungsämter und Wohnungsinspektion von Dr. Emil Ritter v. Jürth. Wien. F. Deuticke. 67 S. (Schriften der österr. Gesellschaft für Arbeiterschutz. VI. Heft.)

Die vorliegende Schrift ist eine erweiterte Wiedergabe eines am 16. März 1904 in der „Österr. Gesellschaft für Arbeiterschutz“ gehaltenen Vortrages. Sie bildet einen wertvollen Beitrag zu der brennenden Wohnungsfrage.

392. Ludwig Feuerbach. Von Friedrich Jobl. Mit Bildnis. Stuttgart. Frommanns Verlag. 1904. 135 S. 2 Mk.

Diese kurze, aber von einem überaus sachkundigen Manne geschriebene Biographie verdient die wärmste Empfehlung.

393. Träumereien an französischen Kaminen. Märchen von Richard von Volkmann-Leander. 30. Aufl. Mit Zeichnungen von Hans Richard von Volkmann. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1904. 123 S.

Diese prächtigen Märchen haben viele Tausende von Lesern gefunden und verdienen noch ebenso viele Tausende.

An die Abnehmer der „Deutschen Worte“.

Mit dem vorliegenden Hefte hören die „Deutschen Worte“ auf zu erscheinen. Eine Reihe von Gründen bewegen mich dazu. Der vornehmste ist der, daß ihre Herausgabe mich mit einer Reihe von Arbeiten und Sorgen belastet, die mich an der Ausführung anderer Pläne, die ich seit langem hege, mehr, als mir lieb und zuträglich ist, hindert.

Ich nehme also Abschied von der Schar der Abnehmer der „Deutschen Worte“, unter denen sich viele befinden, die seit Anfang, d. i. seit dem Jahre 1881 in der Abnehmerliste stehen.

Die „Deutschen Worte“ waren 1881 als ein politisch, national und sozialpolitisch radikales Vierteltagblatt gegründet. Vom Jänner 1884 an veränderten sie ihre Gestalt. Sie wurden zu einer Monatsschrift und beschäftigten sich mit Tagesfragen nur mehr derart, daß sie sie in populärwissenschaftlicher Weise behandelten. Ihr Hauptinhalt wurde nach und nach die Sozialpolitik. Aus der stattlichen Reihe der Mitarbeiter, denen ich hier noch ein Wort des Dankes sagen möchte, nenne ich nur einige:

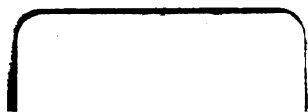
Dr. Thomas Achelis, Dr. Max Adler, Dr. Paul Barth, Eduard Bernstein, Prof. Dr. Lujo Brentano, Prof. Dr. Karl Bücher, Dr. Eduard David, Dr. Christian v. Ehrenfels, Heinrich Friedjung, Arne Garborg, Prof. Dr. Theodor Gomperz, Prof. Dr. Max Gruber, Dr. Michael Hainisch, Dr. Heinrich Hertner, Prof. Dr. Franz von Litz, Prof. Dr. Walter Loß, Prof. Dr. Th. G. Masaryk, Prof. Dr. Adolf Menzel, Prof. Dr. Ernst Mischler, Dr. Artur Mülberger, Dr. Willibald Nagl, Prof. Dr. Julius Platter, Dr. Alfred Ploetz, Dr. Max Quard, Dr. Josef Redlich, Dr. Ch. Schitlowsky, Bernard Shaw, Dr. Rudolf Springer, Dr. Rudolf Steiner, T. W. Zeisen, Dr. Fritz Tischler (pseud. für Dr. Viktor Adler), Dr. Ferdinand Tönnies, Dr. Richard Ulbing, Dr. Johannes Volkelt, Prof. Dr. Karl Vorländer, Moriz Wirth, Otto Wittelsböcker, Dr. Rudolf Wlassak, Otto Wullschläger.

Seit der Gründung der freien Fabiergeellschaft 1892 sind viele der dort gehaltenen Vorträge in den „Deutschen Worten“ abgedruckt worden. Allen denen, die den „Deutschen Worten“ ihre Mitarbeiterschaft gewidmet haben, sage ich an dieser Stelle meinen und wie ich wohl sagen darf, auch den Dank der Leser der „Deutschen Worte“.

Die „Deutschen Worte“ haben durch die Jahre ihres Bestehens eine speziell österreichische Wirksamkeit gehabt und darin ist ihre bescheidene Bedeutung gelegen gewesen.

Wien, Dezember 1904.

E. Fernerstorfer.





3 2044 103 232 062